

Alltägliche Bewältigungspraxen obdachloser Menschen: Eine rekonstruktive Analyse im Spannungsfeld gesellschaftlicher Begrenzungen und Erwartungen

Sellner, Nora

Veröffentlichungsversion / Published Version

Dissertation / phd thesis

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Sellner, N. (2022). *Alltägliche Bewältigungspraxen obdachloser Menschen: Eine rekonstruktive Analyse im Spannungsfeld gesellschaftlicher Begrenzungen und Erwartungen*. (Schriften der Katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen, 37). Opladen: Verlag Barbara Budrich. <https://doi.org/10.3224/84742539>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Nora Sellner
**Alltägliche
Bewältigungspraxen
obdachloser Menschen**
Eine rekonstruktive
Analyse im Spannungsfeld
gesellschaftlicher Begrenzungen
und Erwartungen

Nora Sellner

Alltägliche Bewältigungspraxen obdachloser Menschen

katho

Katholische Hochschule **Nordrhein-Westfalen**
Catholic University of Applied Sciences

Schriften der Katholischen Hochschule
Nordrhein-Westfalen

Band 37

Nora Sellner

Alltägliche Bewältigungspraxen obdachloser Menschen

Eine rekonstruktive Analyse im Spannungsfeld
gesellschaftlicher Begrenzungen und Erwartungen

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2022

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die Open-Access-Veröffentlichung wurde gefördert aus dem Open-Access-Publikationsfonds der Katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen.

© 2022 Dieses Werk ist beim Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0): <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>
Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung unter Angabe der Urheber*innen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz. www.budrich.de



Die Verwendung von Materialien Dritter in diesem Buch bedeutet nicht, dass diese ebenfalls der genannten Creative-Commons-Lizenz unterliegen. Steht das verwendete Material nicht unter der genannten Creative-Commons-Lizenz und ist die betreffende Handlung gesetzlich nicht gestattet, ist die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers für die Weiterverwendung einzuholen. In dem vorliegenden Werk verwendete Marken, Unternehmensnamen, allgemein beschreibende Bezeichnungen etc. dürfen nicht frei genutzt werden. Die Rechte des jeweiligen Rechteinhabers müssen beachtet werden, und die Nutzung unterliegt den Regeln des Markenrechts, auch ohne gesonderten Hinweis.

Dieses Buch steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (<https://doi.org/10.3224/84742539>). Eine kostenpflichtige Druckversion (Print on Demand) kann über den Verlag bezogen werden. Die Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

ISBN 978-3-8474-2539-7 (Paperback)
eISBN 978-3-8474-1709-5 (eBook)
DOI 10.3224/84742539

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de
Satz: Ulrike Weingärtner, Gründau – info@textakzente.de

Inhaltsverzeichnis

Abbildungsverzeichnis	9
Tabellenverzeichnis	10
Abkürzungsverzeichnis	11
Vorwort	13
Danksagung	15
1 Einleitung	17
1.1 Forschungsbedarf und Forschungsleitfrage der Studie	17
1.2 Inhaltlicher Aufbau der Studie	24
I Theoretischer Teil	
2 Obdachlose als Teilgruppe wohnungsloser Menschen	26
2.1 Erscheinungsformen Obdach- und Wohnungsloser – eine forschungshistorische und definitorische Bestandsaufnahme	26
2.2 Aktuelle Zahlen und demographische Daten	40
2.3 Lebens- und Problemlagen wohnungs- und obdachloser Menschen ..	51
2.3.1 Existenzielle, soziale und kulturelle Schwierigkeiten und Bedarfssituationen	54
2.3.2 Bewältigungspraxen und Handlungsmodi	83
3 (Meta-)Theoretische Grundlagen und Perspektiven	90
3.1 Normalität und Normativität	94
3.2 Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit	107
3.3 Lebensbewältigung als Bewältigungspraxis	115
II Forschungspraktischer Teil	
4 Methodisches Vorgehen	124
4.1 Feldzugang und Sample	125
4.2 Datenerhebung und Transkription	135
4.2.1 Das biographisch-narrative Interview nach Fritz Schütze	135
4.2.2 Vorbereitung, Vorgehensweise, Abläufe und Herausforderungen bei der Interviewführung	140

4.2.3	Transkription	144
4.3	Dokumentarische Interpretation der Interviews	145
4.3.1	Auswertungsvorgehen	149
4.3.2	Die formulierende Interpretation der Interviews	151
4.3.3	Die reflektierende Interpretation der Interviews	152
4.3.4	Sinngenetische Typenbildung	157

III Darstellung der Ergebnisse

5	Orientierungsrahmen der Bewältigungspraxen obdachloser Menschen im Spannungsfeld gesellschaftlicher Begrenzungen und Erwartungen	159
5.1	Typ I – Orientierung an Zugehörigkeit und Anerkennung	162
5.1.1	Zugehörigkeit und Anerkennung auf interpersonaler Ebene (Familie, Partner*innen, Freund*innen etc.)	163
5.1.2	Zugehörigkeit und Anerkennung auf gesellschaftlicher und milieuspezifischer Ebene	172
5.1.3	Streben nach Anerkennung im Erleben, berufen zu sein	198
5.2	Typ II – Orientierung an Abgrenzung und Abspaltung	209
5.2.1	Abgrenzung auf interpersonaler Ebene (Familie, Partner*in, Freund*innen etc.)	210
5.2.2	Abgrenzung auf gesellschaftlicher und milieuspezifischer Ebene	217
5.2.3	Abspaltung und externalisierte (Schuld-)Zuschreibung	230
5.3	Typ III – Orientierung an Handlungsmächtigkeit und Selbstbestimmung	241
5.3.1	Handlungsmächtigkeit und Selbstbestimmung durch das Verlassen von krisenbesetzten Situationen	242
5.3.2	Handlungsmächtigkeit und Selbstbestimmung durch Selbstkonstruktion und Imagination	246
5.3.3	Handlungsmächtigkeit und Selbstbestimmung durch die Selbstzuschreibung von Authentizität, Souveränität und Wissen	251
5.3.4	Handlungsmächtigkeit und Selbstbestimmung durch gesellschaftlich anerkannte Ressourcen – Arbeit, Bildung, körperliche Gesundheit, Teilhabe und Glaube	263
5.4	Typ IV – Orientierung an Schicksalhaftigkeit	273
5.4.1	Schicksal in resignativer Weise	274
5.4.2	Schicksal in euphemisierender Weise	286
5.4.3	Schicksal in neutralisierender Weise	289
5.4.4	Schicksal in ironisierender und sarkastisch-kommentierender Weise	298

5.5	Typ V – Orientierung an den individuellen Problemlagen in der Ich-Fokussierung.	304
5.6	Typ VI – Orientierung an reflexiver und transistiver Bewältigungserfahrung	315
5.6.1	Biographische Reflexivität	316
5.6.2	Hilfe- und Therapieerfahrung.	333
6	Exemplarische Falldarstellung zu Paul	347
7	Bedeutungen von Bewältigungspraxen obdachloser Menschen in multiperspektivischer Betrachtung	375
7.1	Zur Bedeutung für obdachlose Menschen	377
7.2	Zur Bedeutung für die Theorieentwicklung im Fachdiskurs	384
7.3	Zur Bedeutung für die Praxis Sozialer Arbeit mit obdachlosen Menschen.	388
8	Fazit und Ausblick	396
	Literaturverzeichnis	400
	Anhang	417

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Alter der befragten Obdachlosen – Berliner Zählung der Obdachlosen Januar 2020	45
Abbildung 2: Schätzung der Zahl Wohnungsloser in Deutschland im Zeitverlauf – vor und nach der Einführung des neues Schätzmodells	46
Abbildung 3: Entwicklung Zahlen Wohnungsloser in NRW 2014–2018	48
Abbildung 4: Alter- und Geschlechterverhältnis 2018 – Wohnungsnotfallstatistik NRW	49
Abbildung 5: Art und Dauer der Unterbringung 2018 – Wohnungsnotfallstatistik NRW	50
Abbildung 6: Relevanteste Einflussfaktoren auf die Lebenslagen	69
Abbildung 7: Drei-Zonen-Modell des sozialpädagogischen Lebensbewältigungskonzepts	120
Abbildung 8: Forschungspraktischer Kreislauf	126
Abbildung 9: Samplingkriterien und Lebensräume Obdachloser	127
Abbildung 10: Maximale Kontrastierung der Typen	161
Abbildung 11: Typ I – Orientierung an Zugehörigkeit und Anerkennung	163
Abbildung 12: Typ II – Orientierung an Abgrenzung und Abspaltung	209
Abbildung 13: Typ III – Orientierung an Handlungsmächtigkeit und Selbstbestimmung	241
Abbildung 14: Typ IV – Orientierung an Schicksalhaftigkeit	274
Abbildung 15: Typ V –Orientierung an den individuellen Problemlagen in der Ich-Fokussierung	305
Abbildung 16: Typ VI – Orientierung an reflexiver und transitiver Bewältigungserfahrung	316

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: ETHOS Europäische Typologie für Wohnungslosigkeit.	30
Tabelle 2: Gegenüberstellung männlicher und weiblicher Typenbildung/ Kategorisierung nach Jochum und Geiger/Steinert von 1991	39
Tabelle 3: Ursachen, Auslöser und Folgen von Wohnungs- und Obdachlosigkeit.	59
Tabelle 4: Drei Lebenslagenindexe im Vergleich.	68
Tabelle 5: Lebenslagenbereiche und Dimensionen sozialer Inklusion und Exklusion von Wohnungs- und Obdachlosen.	80
Tabelle 6: Handlungsleitende Normen – Beeinflussung der Orientierungen durch Normen	96
Tabelle 7: Unterscheidungsmerkmale von Protonormalismus und flexiblem Normalismus	103
Tabelle 8: Zugehörigkeit und Ausschluss	112
Tabelle 9: Bewältigungspraxen, Ressourcen und Risiken	119
Tabelle 10: Sampling der Studie	132
Tabelle 11: Interpretationsvorgehen	150
Tabelle 12: Strukturbeispiele von Interviewtexten	154
Tabelle 13: Typenbildung: Orientierungsrahmen der Bewältigungspraxen obdachloser Menschen	160

Abkürzungsverzeichnis

BAG W e. V.	Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e. V.
BWL	Betriebswirtschaftslehre
DFG	Deutsche Forschungsgemeinschaft
DLRG	Deutsche Lebens-Rettungs-Gesellschaft
EBET e. V.	Evangelischen Bundesfachverband Existenzsicherung und Teilhabe e. V.
FEANTSA	European Federation of National Organisations working with the Homeless (franz. Fédération Européenne d'Associations Nationales Travaillant avec les Sans-Abri)
GISS e. V.	Gesellschaft für innovative Sozialforschung und Sozialplanung e. V.
GSF e. V.	Gesellschaft für Sozialwissenschaftliche Frauenforschung
HGK	Hintergrundkonstruktion(en)
HUD	U.S. Department of Housing and Urban Development
HzE	Hilfe zur Erziehung
IWU	Institut Wohnen und Umwelt
KAG W	Katholische Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe
MAGS NRW	Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen
NRW	Nordrhein-Westfalen
PIT	Point-in-Time Count
SGB	Sozialgesetzbuch
TiQ	Talk in Qualitative Social Research
USA	United States of America
WoBerichtsG	Wohnungslosenberichterstattungsgesetz

Vorwort

Mit der vorliegenden Schrift legt Nora Sellner eine empirische Studie zu den Bewältigungspraxen obdachloser Menschen vor, die soziologisch fundiert ist und die zudem den Diskurs in der Literatur zur Sozialen Arbeit aufgreift und fortführt. In diesem Vorgehen spiegelt sich auch der biographische Bezug und der fachliche Schwerpunkt Nora Sellners, die sowohl über einen Masterabschluss in Sozialer Arbeit als auch über sehr solide Praxiserfahrungen in der Obdachlosenhilfe verfügt. Auf dieser Grundlage ist ihr eine Arbeit gelungen, die voll den akademischen Standards entspricht, dabei die rekonstruktive Methode akribisch umsetzt und zu Folgerungen kommt, durch die sie das theoretische Verständnis weiterführt als auch im Handlungsfeld praxisrelevant ist.

Dies ist auch notwendig, denn mit dem Themenfeld der Obdachlosigkeit in unserer modernen Gesellschaft hat es eine eigentümliche Bewandnis: Einerseits ist seine drängende Relevanz unbestritten, zumal gerade in den letzten Jahren die Anzahl obdachloser Menschen in Deutschland wieder deutlich gestiegen ist und wir eine zunehmende Differenzierung sozialer Merkmale und Bedarfe in dieser Gruppe beobachten können. Andererseits ist die Forschungsaktivität in diesem Themenfeld nur gering ausgeprägt, und dies sowohl seitens der Sozialwissenschaften im Allgemeinen als auch in der Disziplin Sozialer Arbeit. Gerade dort, wo es dringend Grundlagenforschung geben müsste, um auf deren Grundlage passende Handlungskonzepte zu entwickeln, gerade dort, wo der sozialpolitische Skandal vor aller Augen steht, gerade dort scheint sich die Wissenschaft in seichtere Themen abzusetzen, die mittelschichtsnäher, leichter erfassbar und mit schnellerem Erfolg und größerem Renommee bearbeitet werden können. So taugt die Obdachlosigkeit zwar immer noch als Bühne für alljährliches Schaulaufen medienaffiner Philanthrop:innen, sie ist aber gleichzeitig angstbesetzt, da kaum verstanden wird, wer die Menschen in Obdachlosigkeit sind und wie sie ihren Alltag bewältigen.

Es war daher eine mutige und richtige Entscheidung Nora Sellners, ihre Dissertation zum Thema der Bewältigungspraxen obdachloser Menschen zu verfassen und hier nicht nur Grundlagenforschung mittels der rekonstruktiven Methode zu betreiben, sondern auch Konsequenzen für Handlungskonzepte Sozialer Arbeit aufzuzeigen. Dabei kam der Verfasserin zugute, dass sie selbst langjährige und internationale Erfahrung in der Arbeit mit obdachlosen Menschen gesammelt hat und daher über ein weitgespanntes Netzwerk in Disziplin und Profession verfügt, wodurch ihre Arbeit immer eng am Thema bleibt und sich nicht in Weitschweifigkeit, Affektiertheit und Normativität verliert. Ganz im Gegenteil geht es ihr um die Rekonstruktion der Bewältigungspraxen eines mehr als herausfordernden, oftmals existenziell bedrohlichen Alltags des ‚Lebens auf der Straße‘, und es geht ihr dabei um eine Typologisierung ihrer Beobachtungen in sechs Orientierungsrahmen der Bewältigungspraxen, die wiederum ein beachtliches Innenleben, will sagen, eine enorme Binnendifferenzierung mit Spannungsfeldern, Ambivalenzen und auch Abspaltungen aufweisen.

Zwar ist nicht jeder dieser einzelnen Aspekte neu und einzigartige Erkenntnis, herausragend ist vielmehr das gesamte in sich stimmige und konsistente Bild. Dies schließt ein, dass es auf der Fallebene des einzelnen obdachlosen Menschen immer wieder Spannungsfelder, Ambivalenz und Brüche gibt, und dies wahrscheinlich sogar mehr als bei den meisten anderen Menschen. Auch jenen vielen jedoch, die sich in ihrer komfortablen Mittelschichtswelt eingerichtet haben und sie bewältigen, ihnen geht es kaum anders, da auch deren Leben nicht aus einem Guss ist. Wie sollte es auch?

So zeigt uns letztlich Nora Sellner in ihrer Arbeit die Lebenswelt obdachloser Menschen als sehr modernes Phänomen in unserer modernen Gesellschaft, als Realität und Herausforderung, als eigene Welt in unserer Welt. Besonders deutlich wird dies am Beispiel von ‚Paul‘, der exemplarisch als einzelner Fall erläutert, rekonstruiert und eingeordnet wird. Dieses Vorgehen ist für die Praxis von enormer Bedeutung. Denn es ermöglicht eine bessere, weil stringent und stärker an den Ressourcen orientierte Konzeption des Hilfeprozesses, als es eine eklektizistische oder defizitorientierte Perspektive leisten kann. Ich bin mir sicher, dass dieser Aspekt in der wissenschaftlichen wie auch praktischen Arbeit im Feld der Obdachlosigkeit sehr breite Resonanz finden wird.

Letztlich stellt Nora Sellners Arbeit einen wichtigen Beitrag sowohl zur akademischen als auch praktischen Arbeit im Themenfeld der Obdachlosigkeit dar. Aufgrund der Sorgfalt, Stringenz und Vollständigkeit ihrer Bearbeitung ist zu erwarten, dass die vorliegende Arbeit für einige Jahre ein Standardwerk in diesem Themenfeld werden wird. Insbesondere ermöglicht sie ein tieferes Verständnis der Ambivalenzen eines Lebens in Obdachlosigkeit sowie eine stärker ressourcenorientierte Perspektive auf die betroffenen Menschen.

So kann ich Nora Sellner zu ihrer Arbeit, der Akribie und Originalität und auch zum Durchhaltevermögen bis zum Abschluss nur von Herzen gratulieren, meinen Respekt haben Sie! Ich freue mich sehr, dass durch Sie in diesem wichtigen Themenfeld ein solch beeindruckender Beitrag geleistet wurde und wünsche Ihnen die gebührende Anerkennung und von Herzen alles Gute.

Köln, 5. Juli 2021

Prof. Dr. Werner Schönig

Danksagung

Die Anfertigung dieser Arbeit wäre ohne die fachliche und natürlich auch emotionale Unterstützung vieler Menschen nicht möglich gewesen. Es wären zu viele, um sie alle an dieser Stelle zu nennen. Diejenigen, die diese Zeilen lesen, wissen aber, dass ich sie damit anspreche.

Ganz besonders möchte ich mich bei den Frauen und Männern bedanken, die mir ihre Biographien erzählten und anvertrauten. Nur durch ihre Offenheit habe ich diese Forschungsarbeit realisieren können. Mein Dank gilt natürlich auch all den Organisationen, Angeboten und den dazugehörigen Mitarbeiter*innen, welche offen und interessiert für Gespräche zu meinem Forschungsvorhaben waren, mir den Zugang ins Feld ermöglichten und interessierte Interviewpartner*innen vermittelten. Sie alle schenkten mir ihre wertvolle Zeit und engagierten sich für mein Vorhaben. Herzlichen Dank!

Ich bedanke mich bei meinem Erstbetreuer Prof. Dr. Carsten Ullrich für seine Offenheit, mein Thema zu betreuen, und seine stetige Begleitung meiner Arbeit.

Besonderer Dank gilt meinem Zweitbetreuer Prof. Dr. Werner Schönig, der mich stets exzellent und fachlich sehr konstruktiv begleitete. Vor allem zu Beginn meines Promotionsvorhabens und während der Abschlussphase der Arbeit unterstützte er mich inhaltlich und menschlich sehr. Vielen Dank für die wichtigen Worte zur richtigen Zeit.

Zudem bedanke ich mich bei der Katholischen Hochschule NRW, Abteilung Köln, im Besonderen bei Rektor Prof. Dr. Hans Hobelsberger und Dr. Michael Ziemons, Prof.'in Dr. Tanja Hoff und Prof.'in Julia Steinfort-Diedenhofen, für die Möglichkeit und die Unterstützung, meine Dissertation als wissenschaftliche Mitarbeiterin auf einer Promotionsstelle des Fachbereichs Sozialwesens beginnen und abschließen zu können.

Darüber hinaus möchte ich einen großen Dank an meine drei Kolleg*innen Michael Fehlau, Amelie Bernal Copano und Regine Müller richten, mit denen ich in unterschiedlichen Konstellationen in Interpretationsgruppen zusammengearbeitet habe. Es war mir eine große Freude, gemeinsam mit Euch an meinem und Eurem Material zu arbeiten. Ich bedanke mich für den Austausch, die kritischen und konstruktiven Rückmeldungen und das gemeinsame Erarbeiten im Umgang mit der Dokumentarischen Methode. Ausdrücklich danke ich Dir Michael für die darüber hinaus vielen Stunden des inhaltlichen Austauschs, Deine konstruktiven Rückmeldungen und Deine Fähigkeit der Präzision. Insbesondere danke ich meinem Vater Andreas Sellner und Christiane Stermann für ihre fachliche Expertise als Sozialarbeiter*innen und ihre konstruktiven Rückmeldungen zu meiner Arbeit aus der Praxisperspektive. Abschließend danke ich meiner Familie und meinen Freunden für ihre Unterstützung und ihr offenes Ohr in der gesamten Phase der Dissertation.

„Und weil die Enteigneten immer weniger wahrgenommen werden, weil man sie sich in immer stärkerem Maße ausgelöscht, aus der Gesellschaft entfernt vorstellt, bezeichnet man sie als Ausgeschlossene. Das Gegenteil ist aber der Fall: Ihr Schicksal ist mit dieser Gesellschaft verzahnt, sie sind in ihr eingekerkert, vollständig eingeschlossen!“
(Forrester 1997, S. 18)

1 Einleitung

1.1 Forschungsbedarf und Forschungsleitfrage der Studie

Die Gesellschaft, Sozialpolitik und im Besonderen die Soziale Arbeit mit Wohnungslosen sowie das gesamte System der Wohnungsnotfallhilfe in Deutschland stehen vor der Herausforderung, einer immer größer und differenzierter werdenden Gruppe wohnungsloser¹ Menschen qualifiziert zu begegnen. Eine Teilgruppe dieser stellen *obdachlose*² Menschen dar, welche in dieser Studie im Fokus stehen. Wenn im Folgenden stellenweise aufgrund der Literatur vergangener begrifflicher Verwendungen oder allgemeiner Situationsbeschreibungen von *Wohnungslosen* gesprochen wird, bezieht dies *obdachlose Menschen* stets mit ein. Im Handlungsfeld der Wohnungs- und Obdachlosenhilfe begegnet einem eine heterogene Gruppe von Menschen, die sich in existenzieller Notlage befinden und dabei komplexe und multiple Problemlagen aufweisen können. Die aktuelleren Studien (beispielhaft angeführt) in Deutschland zum Themenfeld Wohnungs- und Obdachlosigkeit im Kontext Sozialer Arbeit beschäftigen sich vor allem mit³

- den Lebenslagen wohnungsloser Menschen (Gerull 2018a),
- den Ursachen und dem strukturellen Verlauf von Wohnungslosigkeit (Busch-Geertsema et al. 2019), den Wegen in die Wohnungslosigkeit (Paulgerg-Muschiol 2009) und den Wegen aus der Wohnungslosigkeit (Gerull 2016),
- den Lebenslagen und -wegen, biographischen Verläufen und Handlungs- und/oder Deutungsmustern, Orientierungen, der Alltagsbewältigung und Raumerfahrung wohnungsloser Menschen; in der Unterscheidung nach ihrem Geschlecht: Frauen (Helfferich et al. 2000a), (Enders-Drägässer et al. 2005), (Wesselmann 2009) (Steckelberg 2010); Männer (Fichtner 2005),

1 „Wohnungslos ist, wer nicht über einen mietvertraglich abgesicherten Wohnraum verfügt“ (BAG W e. V. 2010).

2 „Auf der Straße lebend, an öffentlichen Plätzen wohnend, ohne eine Unterkunft, die als solche bezeichnet werden kann [...] Menschen ohne festen Wohnsitz, die in Notschlafstellen und niederschweligen Einrichtungen übernachten“ (FEANTSA 2017b).

3 Die Studien sind beispielhaft angeführt: Es gibt noch viele weitere Studien, vor allem in der Evaluationsforschung (Hilfesystem, einzelne Projekte). Außerdem bedienen manche Studien alle drei angeführten Punkte, indem sie beispielsweise die Lebenslage untersuchen und gleichzeitig die Funktionalität des Hilfesystems evaluieren.

- der (physischen und psychischen) Gesundheit und Krankheit wohnungsloser Menschen (Bäumler et al. 2017),
- der spezifischen Evaluation einzelner Projekte und Hilfsstrukturen, -konzepte und -methoden in der Wohnungsnotfallhilfe (Gerull und Merckens 2012); in Bezug auf einzelne Kommunen, Bundesländer (Busch-Geertsema et al. 2014) oder Zuständigkeitsbereiche (Busch-Geertsema et al. 2016) oder darüber hinaus für ganz Deutschland (Busch-Geertsema et al. 2019) oder im internationalen Vergleich,
- Housing First als ergänzendem (innovativem und neuem)⁴ Ansatz (aktuelle Evaluationsforschung zu Projekten in Berlin und Düsseldorf; begleitet von Gerull und/oder Busch-Geertsema).

Bei den beispielhaft angeführten Studien handelt es sich meist um Auftragsforschung seitens der Kommunen oder Ministerien, die das Ziel verfolgen, auf Grundlage der in Auftrag gegebenen Forschungserkenntnisse die Hilfen für Menschen in Wohnungsnotfällen zu verbessern. Es sind immer wieder die gleichen Autor*innen, die hinter den Studien stehen. Dies kann im Sinne einer besonderen Expertise als positiv bewertet werden oder eben als negativ im Sinne eines fehlenden wissenschaftlichen Diskurses, da nicht nur die Gruppe der Wohnungslosen als gesellschaftlich ausgegrenzt gilt, sondern auch die Forschung zum Themenfeld in der Wissenschaft ein Randthema darstellt.⁵ Im Laufe der letzten Jahre ist das Thema jedoch (wieder) prominenter geworden, da das Wohnen allgemein, fehlender bezahlbarer Wohnraum und Wohnungslosigkeit nicht mehr als reines Thema der Armen propagiert wird, sondern nun in der Mitte der Gesellschaft angekommen ist und breitere Bevölkerungsteile betrifft. Dadurch rückt das Thema näher in die Wahrnehmung der Bevölkerung, aber auch die Politik sieht sich dadurch mehr gefordert, das Thema anzugehen. In der Forschungslandschaft im Kontext von Wohnungsnotfällen und der Wohnungsnotfallhilfe sowie in der Praxis der Sozialen Arbeit mit Wohnungslosen bedarf es eines offeneren, vielfältigeren sowie gemeinsamen Diskurses zu den spezifischen und komplexen Themen und Perspektiven. Ein Diskurs und eine Synergie von Theorie und Praxis finden in Deutschland vor allem über die Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e. V. (BAG W e. V.), den Evangelischen Bundesfachverband Existenzsicherung und Teilhabe e. V. (EBET und früher Evangelische Obdachlosenhilfe e. V.) und die Katholische Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe (KAG W) statt. Darüber hinaus werden von einzelnen Autor*innen oder der BAG W e. V. (Fachzeitschrift wohnungslos) Studien, Aufsätze oder Buchpublikationen aus Theorie, Praxis und Forschung veröffentlicht, die

4 Zu der Frage, ob Housing First neu und innovativ ist, wird in Deutschland seit mehreren Jahren ein Diskurs geführt.

5 In den Jahren 2001–2004 gab es einen Forschungsverbund, der das Thema Wohnungslosigkeit und die Hilfen in Wohnungsnotfällen systematisch erarbeitete. Mitglieder waren das Institut Wohnen und Umwelt (IWU), die Gesellschaft für Sozialwissenschaftliche Frauenforschung (GSF e. V.) und die Gesellschaft für innovative Sozialforschung und Sozialplanung e. V. (GISS) (BAG W e. V. o.J.).

sich mit spezifischen Aspekten zur Wohnungslosigkeit auseinandersetzen. Ebenso die hier vorgelegte Studie widmet sich einem spezifischen Thema im Kontext von Wohnungsnotfällen: *den Orientierungen zu den Bewältigungspraxen obdachloser Menschen*. Der Fokus auf die Bewältigungspraxen wurde nicht deduktiv an die Studie angelegt, sondern anhand des erhobenen empirischen Materials theoretisch herausgearbeitet. Die Forschungsfrage entwickelte sich somit prozesshaft, von der offenen Frage ausgehend, welche soziale Praxis, d. h. Orientierungen und Handlungspraxen, sich in biographisch angelegten narrativen Erzählungen obdachloser Frauen und Männer rekonstruieren und typisieren lassen, hin zu der Frage, welche Orientierungen der Bewältigungspraxen obdachloser Frauen und Männer sich rekonstruieren und typisieren lassen. Diese Konkretisierung in der Forschungsperspektive wird im 4. Kapitel beschrieben. Die Ausgangsfrage der Studie ist dennoch wichtig zu berücksichtigen. Ziel war es von Beginn an, eine grundlagentheoretische Studie vorzunehmen, die sich im Kontext der Adressat*innenforschung der Sozialen Arbeit obdachlosen Menschen widmet. Bei aller Offenheit, mit der an die Studie herangegangen wurde, lag die theoretische Annahme vor, dass trotz der Heterogenität der Gruppe Obdachloser auf etwas Gemeinsames geschlossen werden kann, was sich letztlich in einer Typologie abbilden lassen sollte. Viele der bisher vorliegenden Typologien zum Themenfeld Wohnungs- und Obdachlose gelten aufgrund der Pluralisierung und Heterogenisierung der Gruppe wohnungsloser und der Teilgruppe obdachloser Menschen sowie aufgrund der zum Teil normativ gerahmten Studien als überholt. Einige ausgewählte Studien werden in Kapitel 2.1 innerhalb der forschungshistorischen und definitorischen Bestandsaufnahme zu den Erscheinungsformen wohnungs- und obdachloser Menschen beschrieben.

Aktuelle qualitative Erkenntnisse zu den Bewältigungspraxen und den darauf bezugnehmenden Orientierungen obdachloser Menschen liegen in dieser Form, wie sie hier untersucht werden, nicht vor. Dennoch ist an dieser Stelle Carla Wesselmann zu nennen, die in ihrer im Vergleich aktuelleren Studie zu *Biographischen Verläufen und Handlungsmustern wohnungsloser Frauen* eine Typologie⁶ zu den biographischen Handlungsstrukturen von Frauen im Umgang mit Wohnungslosigkeit herausgearbeitet hat (vgl. Wesselmann 2009, S. 258ff.). Ihre Studie, welche der Wissenschaft Soziale Arbeit zugeordnet wird, bezieht sich zum einen konkret auf das weibliche Geschlecht, weshalb hier der Bedarf gesehen wird, auch Handlungsstrukturen männlicher Wohnungsloser zu rekonstruieren, und zum anderen wählte sie einen anderen methodologischen Zugang, angelehnt am Common Sense und der soziologischen Phänomenologie (vgl. Wesselmann 2009, S. 63ff.). Bislang wurde nur in wenigen qualitativen Forschungsarbeiten zur Lebenswelt und zu Lebenserfahrungen wohnungs- und obdachloser Menschen die Dokumentarische Methode als Auswertungsmethode angewendet. Eine fundierte dokumentarische Studie, die in der Geschlechterforschung und der Wissenschaft Soziale Arbeit verortet wird, wurde von Claudia Steckelberg (2010) realisiert, welche die Lebenswel-

6 Wird in Kapitel 2.3.2 näher ausgeführt.

ten wohnungsloser Mädchen und junger Frauen untersuchte. Claudia Steckelberg nimmt eine alters- und geschlechtsspezifische Perspektive ein, indem sie in ihrer Studie ihren Blick auf wohnungslose Mädchen und junge Frauen richtet. Sie geht einer allgemein gefassten Frage nach: „Welche Erfahrungen und Orientierungen der wohnungslosen Mädchen und jungen Frauen sind konstitutiv für ihre Lebenswelt?“ (Steckelberg 2010, S. 11). Dabei präsentiert sie anhand eines lebensweltlichen Zugangs auch die Lebensbewältigung des alltäglichen Lebens der Mädchen und jungen Frauen. Sie bezieht sich auf Schütz und Luckmann (2003/1975) und formuliert: Die

„Lebenswelt ist bestimmt von der Notwendigkeit, fortlaufend vielfältige Aufgaben und Anforderungen zu erledigen und zu bewältigen. Dies umfasst sowohl solche Aufgaben, die routiniert erledigt werden und deren Bewältigung für eine Person als sicher und unproblematisch gilt, bis hin zu solchen Situationen, die ein existentielles Problem darstellen, dessen Lösung fraglich und unsicher ist. Routinen entlasten, indem sie selbstverständliches, problemlösendes Alltagshandeln ohne weitere Reflexion ermöglichen, und Typisierungen bewahren vor der Unsicherheit und der Anstrengung, jede Situation neu und unbekannt bewältigen zu müssen“ (Steckelberg 2010, S. 34).

Sie stellt auf Grundlage der Basistypik⁷, die „Bewältigung“ (Steckelberg 2010, S. 189) „der Erfahrung des Verlusts von Normalität und des Ausschlusses aus als normal anerkannten Lebensverhältnissen“ (Steckelberg 2010, S. 192), zwei fallübergreifende Orientierungen dar: 1. Zugang zu anerkannten Räumen und 2. Normalisierung nicht anerkannter Räume (vgl. Steckelberg 2010, S. 189ff.). Auch in Steckelbergs Rekonstruktion nimmt das Thema der Bewältigung des Alltags eine besondere Prominenz ein. Außerdem wurde eine Masterarbeit von Schulte-Scherlebeck et al. (2015) veröffentlicht, die im Studiengang Kulturwissenschaften in Berlin angefertigt wurde und sich mit dem Thema „Lebenswege und Wohnungslosigkeit – Eine Analyse biographischer Interviews“ befasste. In dieser wurden fünf biographische Interviews dokumentarisch interpretiert. Richtigerweise wird ein Mangel und dadurch der gleichzeitige Bedarf an qualitativer Forschung im Kontext des Themenfeldes Wohnungslosigkeit hervorgehoben. Diese Arbeit scheint ein Auftakt für die qualitative Forschung in dem Feld zu sein, jedoch fehlt ihr im Rahmen der Typenbildung ein differenzierter und bewertungsfreier Blick auf die Lebenssituation wohnungsloser Menschen, die sich nicht allein in die Typologie eines *passiven* und *aktiven* Typus vereinfacht und zuschreibend einteilen lassen. Auch wirft das Sample einige Fragen auf: Fünf Männer wurden interviewt, von denen drei nicht mehr von Wohnungslosigkeit betroffen waren. Unter Berücksichtigung der Typen und des Samplings wird deutlich, dass die Männer, die dem passiven Typus zugeordnet wurden, von Wohnungslosigkeit betroffen sind und diejenigen, die dem aktiven Typus zugeordnet wurden, bereits in eigenem Normalwohnraum leben (vgl. Streck 2016, o. S.). Dass es bei diesen zwei Gruppen, interviewte Perso-

7 Begriff aus der Dokumentarischen Methode siehe Kapitel 4.3.

nen mit Erfahrungen von Wohnungslosigkeit, diesen Unterschied gibt, beschreibt Albrecht bereits 1973: „Generell lässt sich belegen, dass sich in bezug auf Apathie und Resignation bzw. Pessimismus Obdachlose und ehemalige Obdachlose ganz erheblich unterscheiden“ (Albrecht 1973, S. 270).

Neben diesen wenigen dokumentarischen Studien wurde eher angelehnt am *Common Sense* und der soziologischen Phänomenologie geforscht, indem der Frage nachgegangen wurde, *was* die Realität von Obdachlosen ausmacht (vgl. Nohl 2017, S. 36). Diese Studie soll einen anderen Zugang zum Phänomen Obdachlosigkeit ermöglichen und daher forschungspraktisch auf Grundlage der Dokumentarischen Methode vorgehen. Das heißt: „Gefragt wird nicht danach, *was* die gesellschaftliche Realität ist, sondern danach, *wie* die Realität hergestellt wird“ (Nohl 2017, S. 36; H. i. O.). Im Fokus stehen daher die soziale Praxis bzw. konkret die Bewältigungspraxis und die dahinterliegenden Handlungsorientierungen obdachloser Menschen. Darüber hinaus fehlt den in Kapitel 2.1 angeführten und eher veralteten Studien meist eine methodisch und theoretisch tragfähige Basis, sodass auch bereits bei den älteren Formen von Obdachlosigkeit nicht von einem für die heutige Soziale Arbeit gesicherten Feld- oder gar Handlungswissen über die subjektiven Lebenswelten und die Lebenslagen obdachloser Menschen ausgegangen werden kann. In der sozialarbeiterischen Praxis haben sich diese Typologien daher nicht bewährt oder finden erst gar keine Anwendung.⁸

Es ist hervorzuheben, dass in der vorliegenden Studie die Orientierungen zu den Bewältigungspraxen *obdachloser Menschen* rekonstruiert werden. Obdachlose Menschen leben ohne Unterkunft (offen oder versteckt) in Zelten, in Verschlägen oder Hauseingängen die meiste Zeit auf der Straße und/oder halten sich zeitweise in niedrigschwelligen Notunterkünften und Kontaktstellen oder bei Freund*innen, Bekannten oder der Familie auf. Häufig werden in qualitativen Studien allgemein Wohnungslose berücksichtigt, d. h., im Sampling finden sich Wohnungslose in stationären und ambulanten Wohneinrichtungen, (Straßen-)Obdachlose, Wohnungslose, die kommunal untergebracht sind, etc. Damit findet sich eine zusätzlich erhöhte Heterogenität, die je nach Fragestellung nicht förderlich ist. Meiner Einschätzung nach, würde damit zu allgemein und undifferenziert die Gruppe *Menschen* untersucht. Obdachlose stellen aufgrund der strukturellen Lebenssituation eher eine gemeinsame Gruppe dar, weshalb davon ausgegangen wird, dass Obdachlose damit auch eine gemeinsame soziale Praxis haben und sich konkrete Orientierungen zu den Bewältigungspraxen in dieser Studie aufzeigen lassen.

Somit liegt der Fokus auf der empirischen Rekonstruktion und Präsentation der Orientierungsrahmen zu den Bewältigungspraxen im Kontext gesellschaftlicher Strukturen und Erwartungen, die sich innerhalb der erhobenen narrativen

8 Zudem gibt es neuere Fallportraits von wohnungslosen und obdachlosen Menschen, die jedoch entweder aus eigenen Erfahrungsberichten ehemals Wohnungsloser entstanden sind oder aus Erfahrungsberichten der praktischen Wohnungsnotfallhilfe stammen (u. a. Sanatanas 2016). Wissenschaftliche Erhebungen und Auswertungen haben bei solchen Projekten jedoch keine Anwendung gefunden und sind daher aus wissenschaftlicher Perspektive nicht verwertbar.

Erzählungen aufzeigen lassen. Dabei sollen Erkenntnisse über die „lebensweltliche[n] Erfahrungen“ (vgl. Bohnsack et al. 2018b, S. 27) Obdachloser und deren Orientierungen zu den Bewältigungspraxen anhand von biographisch-narrativen Erzählungen erlangt werden.⁹ Darauf aufbauend wird danach gefragt, welche Bedeutung die Erkenntnisse über die Orientierungen zu den Bewältigungspraxen obdachloser Menschen für die Handlungswissenschaft Soziale Arbeit und die Praxis der Sozialen Arbeit mit Obdachlosen haben und welche neuen Fragen dadurch ggf. aufgeworfen werden. Die Forschungsleitfragen lauten daher:

- I. *Welche Orientierungsrahmen zu den Bewältigungspraxen obdachloser Frauen und Männer lassen sich im Spannungsfeld gesellschaftlicher Strukturen und Erwartungen auf Basis lebensweltlicher Erfahrungen aus den biographischen Narrationen interpretativ rekonstruieren?*
- II. *Welche Bedeutung haben die Erkenntnisse für den wissenschaftlichen Diskurs der Sozialen Arbeit (mit Obdachlosen), und welche konzeptionellen Implikationen leiten sich hieraus ggf. für die Praxis der Sozialen Arbeit mit Obdachlosen ab?*

Allgemein stellt Wohnungslosigkeit – und als Form dessen auch Obdachlosigkeit – eine soziale Problemlage dar, die multiple Ursachen aufweisen kann. Der fehlende Wohnraum ist i. d. R. nicht die einzige soziale Problematik, in der sich wohnungslose Menschen befinden. Wohnungslosigkeit tritt häufig zusammen mit verschiedenen weiteren Schwierigkeiten (sozialen, gesundheitlichen und psychischen) auf, die entweder bereits vor der Wohnungslosigkeit entstanden sind oder mit Beginn der Wohnungslosigkeit ausgelöst werden (vgl. Wege 2012, S. 410ff.). Aufgrund der vielschichtigen, unterschiedlichen und individuellen Schwierigkeiten, Ursachen, Auslöser und Folgen von Wohnungslosigkeit besteht im Handlungsfeld der Wohnungsnotfallhilfe bereits immer eine Heterogenität der Adressat*innen. In den letzten Jahren erfolgte jedoch eine weitere Heterogenisierung und Pluralisierung der Gruppe wohnungsloser und obdachloser Menschen, wodurch aktuelle Forschung notwendig ist, um Erkenntnisse zum Adressat*innenkreis zu gewinnen und diesem qualifiziert begegnen zu können.

Seit einigen Jahren gibt es laut Schätzungen der BAG W e. V. in Deutschland eine Zunahme wohnungsloser Menschen. Dies gründet vor allem auf der Wohnungspolitik der letzten Jahrzehnte sowie der erfolglosen Armutsbekämpfung in Deutschland. Bezahlbarer Wohnraum für untere Einkommensgruppen ist Mangelware. Die Zukunftsperspektive für Deutschland ist, dass der Mangel an bezahlbaren Wohnungen sich weiter zuspitzt, da das Angebot von sozialem Wohnungsbau

9 Bewältigung(-spraxis) meint die alltägliche Bewältigung der kritischen Lebenssituation, was keine Bewältigung im Sinne eine Verbesserung (Überwindung der Wohnungsnotfallproblematik) bzw. Normalisierung aus gesellschaftlicher Perspektive bedeuten muss. Bewältigung(-spraxis) wird in dieser Studie als Lebensbewältigung und damit als (ein zum Teil mögliches abweichendes) Verhalten und Handeln im Sinne Böhnischs verstanden (vgl. 2019, S. 20): „(Lebens-)Bewältigung [...] als; N.S.) das Streben nach psychosozialer Handlungsfähigkeit in kritischen Lebenskonstellationen“ (2019, S. 20).

weiter sinken wird und die Wohnungsbestände aus öffentlicher Hand weiterhin zunehmend in die Hände privater Investoren übergehen. Zusätzlich halten Flucht und (EU-)Migration Einzug in die Gruppe wohnungsloser Menschen und verschärfen damit die bereits bestehende Problematik (vgl. BAG W e. V. 2017, S. 1ff.). Es gibt in Deutschland bislang keine Erkenntnisse einer bundeseinheitlichen Wohnungsnotfallstatistik, welche valide Aussagen über die Wohnungslosenzahlen in Deutschland treffen kann.¹⁰ Es können daher lediglich die Schätzungen der BAG W e. V. herangezogen werden. Diese hat im Jahr 2019 ihre Schätzungen der letzten Jahre korrigieren müssen, da sie ein neues verbessertes Schätzmodell eingeführt hat, wodurch die im Jahr 2017 extrem hohen Angaben und Prognosen für das Jahr 2018 (1,2 Mio. Wohnungslose) zur Zahl der Wohnungslosen in Deutschland korrigiert wurden. Das neue Schätzmodell orientiert sich an der Wohnungsnotfallberichterstattung Nordrhein-Westfalens (NRW). Dabei werden die dort erhobenen Daten für die gesamte Bundesrepublik hochgerechnet. Für das Jahr 2017 schätzte die BAG W e. V. somit ca. 650.000 wohnungslose Menschen in Deutschland und für das Jahr 2018 ca. 678.000 wohnungslose Menschen (vgl. BAG W e. V. 2017, 2019a, 2019b).¹¹ Da in der vorliegenden Studie obdachlose Menschen im Fokus stehen, ist darüber hinaus die Schätzung interessant, dass im Laufe des Jahres 2018, ca. 41.000 Menschen von Straßenobdachlosigkeit betroffen waren. Geflüchtete wurden hierbei nicht miteinbezogen. Zudem stellen zugewanderte Menschen aus dem europäischen Ausland einen hohen Anteil obdachloser Menschen dar (vgl. BAG W e. V. 2019b, S. 2). Alarmierend sind die steigenden Zahlen der Wohnungsnotfallberichterstattung in NRW, durch die seit 2009 eine jährliche Stichtagserhebung vorgenommen wird und dabei valide Zahlen hervorgebracht werden. Für das Jahr 2018 gibt diese an, dass 30.736 Personen kommunal und nach dem Ordnungsbehördengesetz (OBG) untergebracht waren und somit die wohl größte Teilgruppe der obdachlosen Menschen in NRW ausmachen. Hier werden die anerkannten Geflüchteten miteinbezogen, worauf auch teilweise der drastische Anstieg zurückgeführt wird (2015: 10.282) (vgl. MAGS NRW 2019, S. 4). Unberücksichtigt bleiben dabei diejenigen, die sich nicht bei der Kommune obdachlos melden und gänzlich auf der Straße leben oder kurzzeitig bei Freund*innen, der Familie oder Bekannten unterkommen. Daher ist von einer höheren Zahl auszugehen.

Aufgrund dieser Entwicklungen ist nicht nur eine zunehmende strukturelle und zahlenmäßige Pluralisierung und Heterogenisierung der Zielgruppe wohnungs- und obdachloser Menschen zu erkennen, sondern zugleich auch von einer starken Pluralisierung und Heterogenisierung der lebensweltlichen Erfahrungen und Orientierungen auszugehen. Malyssak und Störch heben 2009 diese Heterogenität der Gruppe Wohnungsloser und den Bedarf der stetigen differenzierten Be-

10 Zum 01.04.2020 ist das Wohnungslosenberichterstattungsgesetz (WoBerichtsG) in Kraft getreten, wodurch am 31.01.2022 das erste Mal eine deutschlandweite Stichtagserhebung vorgenommen wird. Weitere Ausführungen dazu finden sich in Kapitel 2.2.

11 Der Anteil wohnungsloser anerkannter Geflüchteter belief sich 2017 auf 375.000 und 2018 auf 441.000 Menschen (vgl. BAG W e. V. 2019b, 2019a).

trachtung dieser Gruppe hervor (vgl. Malyssek und Störch 2009, S. 40): „Es wird immer wieder erforderlich sein, sich zu verständigen, was wirklich hinter diesem Begriff steht“ (Malyssek und Störch 2009, S. 40). Diese Feststellung verstehe ich als eine stetige Aufforderung, sich wissenschaftlich mit der Gruppe wohnungs- und obdachloser Menschen auseinanderzusetzen, um zu begreifen, in welcher Art und Weise sich diese jeweils zeigt und in der Gesellschaft eingebettet ist. Außerdem fehlte es in der Vergangenheit häufig an der aktiven Verzahnung von Forschung und Praxis der Sozialen Arbeit, weshalb weitere wissenschaftliche Beiträge aus der Handlungswissenschaft Soziale Arbeit umso wichtiger erscheinen. Im folgenden Kapitel wird der inhaltliche Aufbau der Studie vorgestellt.

1.2 Inhaltlicher Aufbau der Studie

Die vorliegende Arbeit setzt sich aus einer theoretischen, (meta-)theoretischen und forschungspraktischen Darstellung sowie einer darauf aufbauenden Präsentation und Diskussion der Forschungserkenntnisse zusammen. Demnach werden, basierend auf einer (meta-)theoretischen Auseinandersetzung zum Forschungsgegenstand Obdachlosigkeit und Bewältigungspraxen und einer methodologischen Rahmung und Erläuterung zur forschungspraktischen Realisierung der Studie, die rekonstruierten Orientierungsrahmen zu den Bewältigungspraxen obdachloser Menschen in Form einer Typenbildung präsentiert und anschließend diskutiert.

Im zweiten Kapitel widme ich mich obdachlosen Menschen als einer Teilgruppe wohnungsloser Menschen, indem eine grundlagentheoretische Analyse zur Lebenssituation obdachloser Frauen und Männer im Spannungsfeld gesellschaftlicher Begrenzungen und Erwartungen erfolgt. Eingangs werden die Erscheinungsformen obdach- und wohnungsloser Menschen auf Basis einer forschungshistorischen und definitorischen Bestandsaufnahme dargelegt. Daran anschließend werden die bestehenden aktuellen Zahlen und demographischen Daten zu obdachlosen Frauen und Männern präsentiert und unter Berücksichtigung der bislang fehlenden und methodisch begrenzten statistischen Erfassung wohnungs- und obdachloser Menschen in Deutschland kritisch diskutiert. In diesem Kontext wird u. a. das zum 01.04.2020 in Kraft getretene Wohnungslosenberichterstattungsgesetz (WoBerichtsG) mit eingebunden. Anschließend findet eine systematische Erarbeitung der Lebens- und Problemlage wohnungs- und obdachloser Menschen statt, indem die existenziellen, sozialen und kulturellen Schwierigkeiten und Bedarfssituationen erläutert werden. Beschlossen wird die theoretische Analyse mit dem Fokus auf die bestehenden Erkenntnisse zu den Bewältigungspraxen und Handlungsmodi obdach- und wohnungsloser Menschen, wobei eine systematische und kritische Auseinandersetzung zu den Erkenntnissen erfolgt.

Im dritten Kapitel vermittele ich ergänzend zur theoretischen Erarbeitung des Themengebiets Obdachlosigkeit, ein (meta-)theoretisches Grundlagenverständnis. Dabei werden Bewältigungspraxen als eine spezifische Form des sozialen Handelns verstanden, zu dem Menschen, hier im Besonderen obdachlose Menschen, alltäglich gefordert sind. Dazu werde ich die zwei Dimensionen, Normalität und Norma-

tivität sowie Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit, differenziert betrachten, da diese in einer besonderen Weise die soziale Praxis obdachloser Menschen strukturieren. Im Anschluss wird die soziale Praxis im Sinne der Lebensbewältigung in Anlehnung an Böhnisch (u. a. Böhnisch 2019, 2018; Böhnisch und Schefold 1985) als Bewältigungspraxis präzisiert. Diese drei (meta-)theoretischen Kapitel dienen der Herstellung eines Grundlagenverständnisses für den Zugang zum empirischen Material und der Lebenssituation obdachloser Menschen. Zudem beziehen sie sich stetig auf das Thema Bewältigungspraxen obdachloser Menschen im Spannungsfeld gesellschaftlicher Begrenzungen und Erwartungen.

Im Mittelpunkt des vierten Kapitels befinden sich die methodologische Rahmung und das methodische Vorgehen in der Forschungspraxis. Es werden differenziert der Feldzugang, das Vorbereiten, das Vorgehen sowie die Abläufe und Herausforderungen in der Datenerhebung in Form des (biographisch-)narrativen Interviews (u. a. Schütze 1977, 1983a) erläutert und kritisch reflektiert. Daran anschließend stehen der methodologische Zugang auf Basis der Praxeologischen Wissenssoziologie (Bohnsack 2017) und die dokumentarische Interpretation (u. a. Bohnsack et al. 2013a; Nohl 2017) der Interviews sowie die Typenbildung im Fokus der Ausführungen.

Im fünften und sechsten Kapitel erfolgt eine differenzierte Präsentation der dokumentarischen Interpretation der Interviews in Form einer sinngenetischen Typenbildung (Kapitel 5) und einer exemplarischen Falldarstellung (Kapitel 6) eines Interviews. Anhand dessen wird die dokumentarische Rekonstruktion der sechs kollektiven Orientierungsrahmen zu den Bewältigungspraxen obdachloser Menschen im Kontext gesellschaftlicher Strukturen und Erwartungen vorgenommen und dargelegt. Außerdem dient die exemplarische Falldarstellung eines Interviews der Präsentation des fallimmanenten Interpretationsvorgehens, des sich daraus ergebenden individuellen Orientierungsrahmens (Handlungsorientierungen & Bewältigungspraxen) sowie der Darstellung des Kollektiven (Erkenntnisse der sinngenetischen Typenbildung) im Individuellen.

Im siebten Kapitel dieser Studie wird eine mehrperspektivische Betrachtung und Diskussion zur Bedeutung der Erkenntnisse über die Bewältigungspraxen obdachloser Frauen und Männer im Spannungsfeld gesellschaftlicher Begrenzungen und Erwartungen vorgenommen. Es wird die Bedeutung der Erkenntnisse über die Bewältigungspraxen für die obdachlosen Frauen und Männer, für die Theorieentwicklung im Fachdiskurs und für die Praxis Sozialer Arbeit mit obdachlosen Menschen erläutert und diskutiert. Mit einem Fazit und Ausblick (Kapitel 8) wird die Studie beschlossen.

I Theoretischer Teil

2 Obdachlose als Teilgruppe wohnungsloser Menschen

In diesem Kapitel erfolgt eine grundlagentheoretische Analyse zum Themengebiet Obdachlosigkeit bzw. obdachlose Menschen, die als Teilgruppe wohnungsloser Menschen im Kontext gesellschaftlicher Strukturen und Erwartungen betrachtet werden. Zunächst werden die Erscheinungsformen obdach- und wohnungsloser Menschen auf Basis einer forschungshistorischen und definitorischen Bestandsaufnahme erläutert. Zudem werden die bestehenden aktuellen Zahlen und demographischen Daten zu obdachlosen Frauen und Männern präsentiert und unter Berücksichtigung der bislang fehlenden und methodisch begrenzten statistischen Erfassung wohnungs- und obdachloser Menschen in Deutschland kritisch diskutiert. Anschließend findet eine systematische Erarbeitung der Lebens- und Problemlage wohnungs- und obdachloser Menschen statt, indem die existenziellen, sozialen und kulturellen Schwierigkeiten und Bedarfssituationen erläutert werden. Die theoretische Analyse wird mit dem Fokus auf die bestehenden Erkenntnisse zu den Bewältigungspraxen und Handlungsmodi obdach- und wohnungsloser Menschen abgeschlossen, wobei eine systematische und kritische Auseinandersetzung zu den Erkenntnissen erfolgt.

2.1 Erscheinungsformen Obdach- und Wohnungsloser – eine forschungshistorische und definitorische Bestandsaufnahme

Dieses Kapitel gibt einen Überblick über die aktuellen Termini und den Forschungsstand zum Themenbereich Typen und Erscheinungsformen wohnungsloser und obdachloser Menschen in Deutschland und berücksichtigt dabei die Fokussierung auf den Themenbereich der Bewältigung(-spraxen). Es wird deutlich werden, dass die weiter zurückliegende wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesem Themenbereich in ihrer Zeit gut war, aber im Hinblick auf die heutige Gruppe obdachloser Menschen nicht ausreicht und weitere aktuelle, nach heutigen wissenschaftlichen Standards ausgerichtete qualitative Forschung notwendig ist, um die lebensweltlichen Erfahrungen und Orientierungen hinsichtlich der Bewältigungspraxen obdachloser Menschen in Deutschland beschreiben zu können. Darüber hinaus zeigt sich, dass es neben den aktuelleren, bereits kurz benannten Studien einen weiteren Bedarf an wissenschaftlichen Zugängen und rekonstruktiven Studien aus der Handlungswissenschaft Soziale Arbeit gibt.

Relevante Erkenntnisse der Forschungshistorie zum benannten Themenbereich wohnungsloser Menschen in Deutschland reichen bis in die 1960er-Jah-

re zurück. In dieser Zeit gab es kaum (und – wenn dann – methodisch unklare) Forschung, die von Sozialpolitik oder der Sozialen Arbeit realisiert wurde, um die strukturellen Gegebenheiten im Sinne der Lebenslage wohnungsloser Menschen deskriptiv aufzuarbeiten oder die Problematik der Obdachlosigkeit aus Sicht der Sozialarbeiter*innen oder der Verwaltungsmitarbeiter*innen zu eruieren. Ein zögerliches Interesse der Soziologie und Sozialwissenschaft für das Themenfeld Armut und damit u. a. auch für das Thema Obdachlosigkeit entstand Ende der 1960er-Jahre. Das Beforschen sozialer Probleme stellte lange Zeit ein Manko (ein Thema, das nicht mit Anerkennung verbunden war) für Soziolog*innen dar, weshalb das Themenfeld unbeachtet blieb, um nicht die eigene Reputation zu gefährden (vgl. Albrecht 1973, S. 267f.). Aus den letzten 20 Jahren liegen weniger Forschungsergebnisse zum benannten Themenbereich vor; vor allem ist die Wissenschaft Soziale Arbeit weiterhin zurückhaltend. Vielmehr werden Definitionen, Klassifikationen und sogenannte Typologien zur Wohnungslosigkeit und ihren strukturellen Erscheinungsformen, beispielsweise von der BAG W e. V. oder auch auf europäischer Ebene von der NGO European Federation of National Organizations Working with the Homeless (FEANTSA), veröffentlicht. Ein wissenschaftliches oder empirisches Fundament weisen diese Definitionen zwangsläufig nicht auf, sie werden aber in der Praxis Sozialer Arbeit trotzdem am meisten genutzt. Außerdem berücksichtigen diese Definitionen nicht die lebensweltlichen Erfahrungen oder Orientierungen der in Wohnungsnot geratenen Menschen in Deutschland. Dennoch ist es wichtig, sie im Folgenden anzuführen, weil sie die Zielgruppen des Hilfesystems für Wohnungsnotfälle strukturell differenzieren bzw. die Adressat*innen der Sozialen Arbeit im Kontext von *Wohnungsnotfällen* strukturell erfassen. Darüber hinaus verdeutlicht die Darstellung, warum in dieser vorliegenden Studie lediglich ein Teil der Menschen, die in Wohnungsnot geraten sind, untersucht werden. Zudem werden die Heterogenität der Erscheinungsformen und mögliche Definitionen von wohnungs- und obdachlosen Menschen veranschaulicht.

Die BAG W e. V. spricht von *Wohnungsnotfällen*, die sich allgemein in drei Formen differenzieren lassen:

„Eine Person ist ein Wohnungsnotfall, wenn sie

- wohnungslos oder
- von Wohnungslosigkeit bedroht ist oder
- in unzumutbaren Wohnverhältnissen lebt“ (2010, o. S.).

Personen, die wohnungslos, von Wohnungslosigkeit bedroht oder in unzumutbaren Wohnverhältnissen lebend sind, können sich in verschiedenen Lebens- und Wohnsituationen befinden und werden daher von der BAG W e. V. nochmals detaillierter in ihren Erscheinungsformen unterschieden:

„Zu den Wohnungsnotfällen zählen Haushalte und Personen, die

A. aktuell von Wohnungslosigkeit betroffen sind, darunter

A.1 ohne eigene mietrechtlich abgesicherte Wohnung (oder Wohneigentum) und nicht institutionell untergebracht, darunter

A.1.1 ohne jegliche Unterkunft

A.1.2 in Behelfsunterkünften (wie Baracken, Wohnwagen, Gartenlauben etc.)

A.1.3 vorübergehend bei Freunden, Bekannten und Verwandten untergekommen

A.1.4 vorübergehend auf eigene Kosten in gewerbsmäßiger Behelfsunterkunft lebend (z. B. in Hotels oder Pensionen)

A.2 ohne eigene mietrechtlich abgesicherte Wohnung (oder Wohneigentum), aber institutionell untergebracht, darunter

A.2.1 per Verfügung, (Wieder-)Einweisung oder sonstiger Maßnahme der Obdachlosenbehörde oder zuständigen Ordnungsbehörde untergebracht (ordnungsrechtlich untergebrachte Wohnungsnotfälle)

A.2.2 mit Kostenübernahme nach Sozialgesetzbuch – SGB II oder SGB XII – vorübergehend in Behelfs- bzw. Notunterkünften oder sozialen Einrichtungen untergebracht (durch Maßnahmen der Mindestsicherungssysteme untergebrachte Wohnungsnotfälle)

A.2.3 mangels Wohnung in sozialen oder therapeutischen Einrichtungen länger als notwendig untergebracht (Zeitpunkt der Entlassung unbestimmt), bzw. die Entlassung aus einer sozialen oder therapeutischen Einrichtung oder aus dem Strafvollzug steht unmittelbar bevor (innerhalb eines Zeitraums von vier Wochen) und es ist keine Wohnung verfügbar.

B. unmittelbar von Wohnungslosigkeit bedroht sind, weil

B.1 der Verlust der derzeitigen Wohnung unmittelbar bevorsteht wegen Kündigung des Vermieters/der Vermieterin, einer Räumungsklage (auch mit nicht vollstrecktem Räumungstitel) oder einer Zwangsräumung

B.2 der Verlust der derzeitigen Wohnung aus sonstigen zwingenden Gründen unmittelbar bevorsteht (z. B. aufgrund von eskalierten sozialen Konflikten, Gewalt geprägten Lebensumständen oder wegen Abbruch des Hauses)

C. in unzumutbaren Wohnverhältnissen leben, darunter

C.1 in Schlicht- und anderen Substandardwohnungen, in die Wohnungsnotfälle zur Vermeidung von Obdachlosigkeit mit regulärem Mietvertrag untergebracht wurden.

C.2 in außergewöhnlich beengtem Wohnraum (nach Haushaltsgröße gestaffelte flächen- oder raummäßige Unterversorgung: bei Einpersonenhaushalten Unterschreitung der Mindestwohnfläche von 20 qm; bei Zweipersonenhaushalten von 29 qm oder alternativ: zwei Personen in Ein-Raum-Wohnung; bei Drei- und Mehrpersonenhaushalten: zwei und mehr Personen mehr als zur Verfügung stehende Wohnräume, die Küche nicht mitgerechnet).

C.3 in Wohnungen mit völlig unzureichender Ausstattung (z. B. Fehlen von Bad/Dusche oder WC in der Wohnung)

C.4 in baulich unzumutbaren bzw. gesundheitsgefährdenden Wohnungen (entsprechend den einschlägigen baurechtlichen Bestimmungen)

C.5 mit Niedrigeinkommen und überhöhter Mietbelastung (zu berechnen oberhalb der Grenzen von Mindestsicherung unter Berücksichtigung des Entlastungseffektes durch das Wohngeld)

C.6 aufgrund von gesundheitlichen und sozialen Notlagen

C.7 in konfliktbeladenen und Gewalt geprägten Lebensumständen“ (BAG W e.V. 2011, S. 1f.; H. i. O.; siehe vgl. auch Specht 2017a, S. 38ff.).

Darüber hinaus definiert die BAG W e.V. noch zwei weitere Varianten, die den Wohnungsnotfällen zugehörig sind:

„D. als Zuwanderinnen und Zuwanderer in gesonderten Unterkünften von Wohnungslosigkeit aktuell betroffen sind,

darunter Haushalte und Personen, die

D.1 mit (Spät-)Aussiedlerstatus in speziellen Übergangsunterkünften,

D.2 als Flüchtlinge mit Aufenthaltsstatus von länger als einem Jahr von Wohnungslosigkeit betroffen und in speziellen Übergangsunterkünften untergebracht sind [...]

E. ehemals von Wohnungslosigkeit betroffen oder bedroht waren, mit Normalwohnraum versorgt wurden und auf Unterstützung zur Prävention von erneutem Wohnungsverlust angewiesen sind,

darunter

E.1 in spezifischer institutionell geregelter, zeitlich begrenzter Nachbetreuung (Maßnahmen der persönlichen Hilfe in Wohnungen, so genanntes „Betreutes Wohnen“)

E.2 ohne institutionell geregelte Nachbetreuung, aber mit besonderem – punktuellen, partiellem oder umfassendem – Unterstützungsbedarf zur dauerhaften Wohnungsversorgung (wohnergänzende Unterstützung)“ (BAG W e.V. 2011, S. 2; H. i. O.).

Diese differenzierte Beschreibung der strukturellen Erscheinungsformen von Wohnungsnotfällen prägt die Praxis der Wohnungsnotfallhilfe in Deutschland. Es wird ein begrifflicher Konsens geschaffen, der die fachliche Kommunikation zwischen den verschiedenen Akteur*innen im Wohnungslosenhilfesystem (Leistungsträger, Kommunen, Sozialarbeiter*innen, Vereine, Verbände etc.) erleichtert und ein Fundament für die Realisierung von differenzierten Angeboten und Leistungen darstellt. Die BAG W e.V. hat die Definitionen A–C aus dem Jahr 2010 im Jahr 2017 auch in ihrem herausgegebenen Handbuch der Hilfen in Wohnungsnotfällen angeführt (Specht 2017a, S. 38ff.), was die bestehende Aktualität verdeutlicht. Die angeführten Definitionen geben jedoch keinen Überblick über die möglichen lebensweltlichen Erfahrungen der verschiedenen Erscheinungsformen. Die lebensweltlichen Erfahrungen wohnungsloser Menschen bleiben auch in der europäischen Typologie von FEANTSA unberücksichtigt: „ETHOS is the European Typology of Homelessness and Housing Exclusion“ (FEANTSA 2017a).

Tabelle 1: ETHOS Europäische Typologie für Wohnungslosigkeit – Darstellung nach FEANTSA 2017b

ETHOS Europäische Typologie für Wohnungslosigkeit					
	Operative Kategorie		Wohnsituation		Definition
Obdachlos	1	obdachlose Menschen	1.1	im öffentlichen Raum, in Veschlägen, unter Brücken etc.	auf der Straße lebend, an öffentlichen Plätzen wohnend, ohne eine Unterkunft, die als solche bezeichnet werden kann
	2	Menschen in Notunterkünften	2.1	Notschlafstellen, Wärmestuben	Menschen ohne festen Wohnsitz, die in Notschlafstellen und niedrighschwellig Einrichtungen übernachten
Wohnungslos	3	Menschen, die in Wohnungsloseinrichtungen wohnen	3.1	Übergangswohnheime	Menschen, die in Einrichtungen wohnen, in denen die Aufenthaltsdauer begrenzt ist und keine Dauerwohnplätze zur Verfügung stehen
			3.2	Asyle und Herbergen	
			3.3	Übergangswohnungen	
	4	Menschen, die in Frauenhäusern wohnen	4.1	Frauenhäuser	Frauen, die wegen häuslicher Gewalt ihre Wohnung verlassen haben und kurz- bis mittelfristig in einer Schutzeinrichtung beherbergt sind
5	Menschen, die in Einrichtungen für Ausländer*innen wohnen	5.1	Aufnahmeeinrichtungen für Flüchtlinge und andere Zugewanderte, Auffangstellen	Immigrant*innen und Asylbewerber*innen in speziellen Übergangsunterkünften, bis ihr Aufenthaltsstatus geklärt ist	
		5.2	Gastarbeiterquartiere	Quartiere für Ausländer*innen mit befristeter Aufenthalts- und Arbeitslaubnis	
6	Menschen, die von Institutionen entlassen werden	6.1	Gefängnisse, Strafanstalten	nach Haftentlassung kein ordentlicher Wohnsitz vorhanden	
		6.2	medizinische Einrichtungen,		
		6.3	Psychiatrie, Reha-Einrichtungen etc. Jugendheime	bleiben weiter hospitalisiert, weil kein Wohnplatz zur Verfügung steht fallen nicht mehr unter die Jugendwohlfahrt, bleiben aber weiterhin im Heim, weil keine andere Wohnmöglichkeit zur Verfügung steht	

ETHOS Europäische Typologie für Wohnungslosigkeit

	Operative Kategorie	Wohnsituation		Definition	
Ungesichertes Wohnen	7	Menschen, die in Dauereinrichtungen für Wohnungslose wohnen	7.1 7.2	Langzeitwohnheime für ältere Wohnungslose ambulante Wohnbetreuung in Einzelwohnungen	Langzeitwohneinrichtungen mit Betreuungsangeboten für ältere und ehemals wohnungslose Menschen (Unterstützungsdauer normalerweise länger als ein Jahr)
	8	Menschen, die in ungesicherten Wohnverhältnissen wohnen	8.1	temporäre Unterkunft bei Freund*innen/ Bekannten/Verwandten	Wohnen in regulärem Wohnraum, aber ohne einen Hauptwohnsitz zu begründen und nur als vorübergehender Unterschlupf, weil kein eigener Wohnraum verfügbar ist
			8.2	Wohnen ohne mietrechtliche Absicherung, Hausbesetzung	Wohnen ohne Rechtstitel, illegale Hausbesetzung
			8.3	illegale Landbesetzung	Landbesetzung ohne rechtliche Absicherung
	9	Menschen, die von Zwangsräumung bedroht sind	9.1	nach Räumungsurteil (bei gemietetem Wohnraum)	Wohnungen, für die bereits ein Räumungstitel vorliegt
9.2			Bei Zwangsversteigerung (von selbstgenutztem Wohneigentum)	Gläubiger sind bereits zur Zwangsversteigerung berechtigt	
10	Menschen, die in ihrer Wohnung von Gewalt bedroht sind	10.1	mit Strafanzeige gegen Täter, trotz Wegweisungsbeschluss	Wohnen in Wohnungen, in denen man trotz Polizeischutz nicht vor Gewalt sicher ist	
Unzureichendes Wohnen	11	Menschen, die in Wohnprovisorien hausen	11.1	Wohnwagen	Wohnen in Behausungen, die für konventionelles Wohnen nicht gedacht sind, die notdürftig zusammengebaut oder als Wohnwagen und Zelte gedacht sind
			11.2	Garagen, Keller, Dachböden, Abbruchhäuser	
			11.3	Zelte, vorübergehende Behausung	
12	Menschen, die in ungeeigneten Räumen wohnen	12.1	Abbruchgebäude und andere bewohnte Gebäude, die nicht (mehr) zum Wohnen geeignet sind	Wohnen in Gebäuden, die für Wohnzwecke gesperrt oder ungeeignet sind, die kurz vor einem Abbruch stehen oder die durch die Bauordnung als ungeeignet klassifiziert sind	
13	Menschen, die in überbelegten Räumen wohnen	13.1	Unterschreitung der zulässigen Mindestgröße pro Kopf; höchste nationale Grenze für Überbelegung	Wohnen in Räumen, die entgegen den Mindestanforderungen völlig überbelegt sind und von mehr Menschen als zulässig bewohnt werden	

An dieser Stelle muss kritisch angemerkt werden, dass FEANTSA zwar eine Typologie hervorgebracht hat, es sich aber aus methodischer Sicht nicht um eine wirkliche Typologie handelt und eine Klassifikation vorgenommen wurde. Eine Typologie muss Rückschlüsse auf empirische Fälle darstellen können und wird darüber hinaus „durch unscharfe Grenzen und fließende Übergänge gekennzeichnet“ (Schönig 2019, S. 41). Die vorliegende Typologie von FEANTSA gleicht methodisch daher eher der klassifizierten Darstellungsweise der BAG W e. V. im Sinne einer „Klassifikation als [...] Gegenmodell [einer Typologie; N.S.] durch *scharfe Grenzen und harte Übergänge*“ (Schönig 2019, S. 41; H. i. O.).

ETHOS und die Definition(en) von Wohnungsnotfällen der BAG W e. V. haben viele Gemeinsamkeiten. FEANTSA erklärt jedoch systematisierter und detaillierter, was unter den vier Typen zu verstehen ist. Zudem gehen die Definitionen von den einzelnen Wohnsituationen detaillierter auf die Lebens- und Wohnsituation der Menschen ein, als es bei der Beschreibung der BAG W e. V. der Fall ist. Die BAG W e. V. nimmt vielmehr eine Auflistung der möglichen Wohnsituationen von Wohnungsnotfällen vor als eine genauere Beschreibung dieser. Diese Klassifizierungen bzw. strukturellen Gliederungen der Erscheinungsformen wohnungsloser Menschen ermöglichen an dieser Stelle eine genaue Zuordnung der Zielgruppe im vorliegenden Forschungsprojekt. Das vorliegende Forschungsvorhaben rückt die lebensweltlichen Erfahrungen und Orientierungen zu den Bewältigungspraxen der *obdachlosen Menschen* (nach ETHOS Kategorie 1, 2 und 11 und nach der Wohnungsnotfalldefinition der BAG W e. V. alle Gliederungspunkte unter A1) in den Fokus. Es sind somit diejenigen gemeint, die über keine Wohnung mit einem eigenen Mietvertrag verfügen und sich ohne eine Unterkunft „im öffentlichen Raum, in Verschlägen, unter Brücken [...] Notschlafstellen, Wärmestuben“ (FEANTSA 2017b) etc. aufhalten, zeitweise bei Familie, Freund*innen oder Bekannten unterkommen oder über einen gewissen Zeitraum eine Unterkunft in einem Hotel, Hostel oder Ähnlichem in Anspruch nehmen.

Das Thema Wohnungs- und Obdachlosigkeit war, beginnend in den 1960er¹², aber vor allem in den 1970er- bis Anfang der 1990er-Jahre, ein mit zunehmender Intensität bearbeitetes Forschungsfeld der Soziologie und Sozialwissenschaften, aber auch der Politikwissenschaften und Sozialpädagogik. In dieser Zeit, und darüber hinaus, wurden verschiedene einzelne Forschungsprojekte umgesetzt, die sich mit spezifischen Themen im Kontext von Wohnungs- und Obdachlosigkeit auseinandersetzten. Es sind zwei wesentliche Spezifitäten der Forschung in diesem Themenfeld festzustellen: Zum einen wird die Komplexität von Wohnungs- und Obdachlosigkeit deutlich, die verschiedener Zugänge unterschiedlicher Disziplinen bedarf. Zum anderen sind die Themen Wohnungs- und Obdachlosigkeit seltenere Forschungsschwerpunkte an Universitäten und lediglich vereinzelt an Hochschulen in den Fachbereichen des Sozialwesens angesiedelt. Neben

12 Hier ist beispielsweise Blume (1960) zu nennen, der sich der Lebens- und Wohnsituation obdachloser Menschen und den Ursachen für Obdachlosigkeit widmete, d. h., eine sozialstrukturelle Untersuchung vorgenommen hat.

diesen wird entsprechende Forschung durch die BAG W e. V., EBET, KAG W oder FEANTSA realisiert. Forschungsprojekte werden vielmehr von einzelnen wissenschaftlichen Instituten umgesetzt (vgl. Paegelow 2012, S. 34ff.). Im Folgenden wird nun ein Weg durch die Forschungslandschaft der Wohnungs- und Obdachlosigkeit skizziert, wobei vor allem im Fokus steht, wie Wohnungs- und Obdachlosigkeit in Typologien und Klassifikationen in Bezug auf Bewältigungspraxen und Handlungsorientierungen erkannt und gefasst wurde.

In früheren Forschungsprojekten wurde von *Nichtsesshaften*¹³ gesprochen und untersucht, welche Ursachen zu einer Nichtsesshaftigkeit führten und welche Erscheinungsformen vertreten waren. Mit Beginn der 1970er-Jahre entstand eine neue Bewegung in der Forschungslandschaft der Wohnungsnotfallhilfe. Es wurde den früheren Zuschreibungen des *Wandertriebs* und der medizinisch erklärten Anlage des Nichtsesshaften-Phänomens der Rücken gekehrt und die Perspektive neu ausgerichtet (vgl. Paegelow 2012, S. 34f.). „Nichtsesshaftigkeit wurde als Folge von sozialer Ungleichheit, Armut und Stigmatisierung gesehen“ (Paegelow 2012, S. 35). Im Kontext von Obdachlosigkeit und Stigmatisierung sind vor allem Günter Albrecht und Gerd Riemann zu nennen, die sich mit diesen Themen als Erste wissenschaftlich und empirisch auseinandergesetzt haben. Albrecht (1975) befasste sich beispielsweise mit der Stigmatisierungstheorie von Goffman (1963) und beschrieb anhand von empirischen Daten, die vornehmlich auf eine Studie von Höhmann (1973) zurückzuführen sind, wie sich *Obdachlose als Objekte von Stigmatisierungsprozessen* zeigen. Der Soziologe Erving Goffman beschreibt, dass die Gesellschaft sogenannte „Mittel zur Kategorisierung von Personen und den kompletten Satz von Attributen [herstellt; N.S.], die man für die Mitglieder dieser Kategorien als gewöhnlich und natürlich empfindet“ (Goffman 2018/1963, S. 9f.). Die Stigmatisierung erfolgt, indem Menschen durch negative Attribute kategorisiert werden und somit ihre „soziale Identität“ (Goffman 2018/1963, S. 11) vorweggenommen wird; dies bringt eine weitreichende „diskreditierende Wirkung“ (Goffman 2018/1963, S. 11) mit sich (vgl. Goffman 2018/1963, S. 11). „Der Terminus Stigma wird also in bezug [sic!] auf eine Eigenschaft gebraucht [...], die zutiefst diskreditierend ist, aber es sollte gesehen werden, dass es einer Begriffssprache von Relationen, nicht von Eigenschaften bedarf“ (Goffman 2018/1963, S. 11). Diese Vorannahmen gegenüber fremden Menschen orientieren sich an der Konstruktion „normative[r] Erwartungen“ (Goffman 2018/1963, S. 11), die somit gesellschaftlich hergestellt sind (vgl. Goffman 2018/1963, S. 11). Obdachlosigkeit, würde nach Goffman dem zweiten Stigma-Typ zugeordnet werden:

„[I]ndividuelle Charakterfehler, wahrgenommen als Willensschwäche, beherrschende oder unnatürliche Leidenschaften, tückische und starre Meinungen und Unehrenhaftigkeiten, welche alle hergeleitet werden aus dem bekannten Katalog, zum Beispiel von Geistesverwirrung, Gefängnishaft, Sucht Alkoholismus, [...] Arbeitslosigkeit, Selbstmordversuchen“ (Goffman 2018/1963, S. 12f.).

13 Mit Beginn der 1970er-Jahre wurde der Begriff *Nichtsesshafte* nach und nach von den Begriffen *Wohnungslose*, *Wohnungslosigkeit* abgelöst (vgl. Paegelow 2012, S. 33).

Eine wichtige und immer wieder zu betonende Erkenntnis in Bezug auf die Stigmatheorie im Zusammenhang mit Obdachlosigkeit ist,

„daß dieser Ansatz – ganz im Gegensatz zu den entscheidenden Postulaten des Symbolischen Interaktionismus, auf den er sich zu gründen vorgibt – den Stigmatisierten nahezu ausschließlich als passiv, als wehrlos, kurz als hilfloses Opfer der Stigmatisierer konzipiert, das nichts in die Interaktionssituation einzubringen hat, um Einfluß auf den Ertrag dieser Interaktion zu nehmen. Aus dieser ‚Entartung‘ des Definitionsansatzes könnte ein gewisser Fatalismus, der in politische Resignation umschlagen kann, resultieren. Die gesellschaftliche Realität ist jedoch vielgestaltiger: Es gibt zahlreiche Beispiele dafür, daß Obdachlose – also potentiell Stigmatisierte – bewußt das Stigma akzeptieren, nicht jedoch, um damit Schuldgefühle auszuleben, sondern um Solidarisierung und Widerstand zu organisieren“ (Albrecht 1975, S. 101).

Albrecht nimmt hier eine starke Positionierung ein, die heute noch ihre Bedeutung behält, indem obdachlose Menschen nicht nur als *Opfer* ihrer Verhältnisse dargestellt werden, sondern als *aktiv Handelnde*, in dem sie sich im Rahmen einer Akzeptanz und Annahme der Stigmatisierung in ihrer Lebenssituation gemeinsam mit anderen gegen diese Art und Weise der Stigmatisierung einsetzen können; sie sind nicht nur Betroffene, sondern Expert*innen ihrer Selbst, die verschiedene Bewältigungspraxen entwickeln. Riemanns hier angeführte explorative Studie zielte darauf ab, „relevante alltagsweltliche Wissensbestände von Bewohnern von Obdachlosenghettos, ihre tagtäglichen Routinen und einige zentrale Probleme ihrer Lebensführung (auf [sic!] dem Hintergrund sozialstruktureller Rahmenbedingungen) zu entdecken und zu analysieren“ (Riemann 1979, S. 127). Im Rahmen seiner Feldforschung forcierte Riemann das Thema „Stigmatisierungserfahrungen von Obdachlosen“ (Riemann 1979, S. 130) und konnte anhand seines erhobenen empirischen Materials (narrative Interviews) mehrere Textstellen analysieren und miteinander vergleichen, „in denen die Informanten schilderten, wie sie in Kontakten mit Nicht-Obdachlosen (Verwandten, Bekannten, Professionellen, Fremden etc.) einen Achtungsverlust erfahren hatten und z. T. noch immer erfuhren“ (Riemann 1979, S. 130). Dies ist für die vorliegende Studie von besonderem Interesse, da aus der Stigmatisierungserfahrung heraus u. a. Bewältigungspraxen oder, wie Riemann sie nennt, „Praktiken der Stigma-Bewältigung“ (Riemann 1979, S. 130) erschlossen werden konnten. Riemann führt in seinem Aufsatz beispielhafte Praktiken an: „Angriffe auf die Stigmatisierer, Abgrenzung von Mitgliedern der eigenen Kategorie der Obdachlosen etc. –, die sich z. T. weiter differenzieren ließen“ (Riemann 1979, S. 130). Zudem geht Riemann folgender Frage nach: „Welche Auswirkungen haben Bemühungen von Obdachlosen, unter schwierigen Umständen (Mitgliedschaft in der stigmatisierten Kategorie der ‚Asozialen‘) sich ihre Selbstachtung zu bewahren, auf ihre Orientierung gegenüber und Beziehungen zu obdachlosen Mitbewohnern?“ (Riemann 1979, S. 130). Hier hat er konkret zwei Varianten (meiner Einschätzung nach Bewältigungspraxen) empirisch herausgearbeitet und diese noch weiter differenziert (vgl. Riemann 1979, S. 130ff.):

1. Das Aufrechterhalten des Selbstwertgefühls durch die Abgrenzung von anderen Obdachlosen, indem
 - I. das Gespräch mit einer nicht obdachlosen Person genutzt wird, um sich darin bestätigen zu lassen, dass man anders ist als die Obdachlosen,
 - II. der fehlende Kontakt zu früheren Freund*innen und der Familie mit dem unangepassten Verhalten anderer Obdachloser erklärt wird,
 - III. das Obdachlos-Sein durch „unglückliche[r] Umstände“ (Riemann 1979, S. 132) erklärt wird, was bei den anderen Obdachlosen nicht der Fall sei, da diese an ihrer Situation selbst schuld seien,
 - IV. Gruppen (von Obdachlosen) gebildet werden, durch die man sich von den anderen, als „asozial“ (Riemann 1979, S. 134) betitelten Obdachlosen abgrenzt.

2. Die Herstellung einer „Solidarität unter Obdachlosen“ (Riemann 1979, S. 135) in Abgrenzung zur Außenwelt, d. h., die nicht obdachlos sind (diejenigen die sie als diskriminierend wahrnehmen), indem
 - I. sie sich als Gruppe (wir) verstehen, die die gleiche Diskriminierung und den gleichen Ausschluss aus der Gesellschaft erfahren,
 - II. Gegenwehr gemeinsam geleistet werden kann,
 - III. „antiautoritäre[r] Humor“ (Riemann 1979, S. 136) angewandt wird, d. h., das gemeinsame Geschichtenerzählen und Erfreuen an Situationen, in denen man autoritäre Machtpersonen veräppelt hat.

Diese von Riemann herausgearbeiteten Bewältigungspraxen im Umgang mit dem Erleben von Obdachlosigkeit, welchem das Erleben von Stigmatisierung inhärent ist, werden in dieser Studie zum Teil validiert, differenziert und ergänzt. Zudem erfolgte in dieser vorliegenden Studie ein exploratives Vorgehen wie bei Riemann. Dabei ist interessant, dass trotz der fast 40 Jahre, die zwischen den Erhebungszeiträumen liegen, Obdachlosigkeit weiterhin von Stigmatisierungserfahrungen geprägt ist und die empirische Auswertung, d. h. die Interpretation und der Vergleich narrativer Interviews, dazu führt, sich mit den (Orientierungen zu den) Bewältigungspraxen der Interviewten zu beschäftigen.

Die zuvor benannte Neuausrichtung bzw. der neue Blick auf Wohnungs- und Obdachlose entstand u. a. durch die Erkenntnisse der Studie *Zur Persönlichkeit des Nichtsesshaften* von Wickert und Helmes (1976). Diese konnten keine besonderen Persönlichkeitsmerkmale bei nichtsesshaften Menschen feststellen, wodurch der zu der Zeit bestehende Forschungsstand infrage gestellt wurde (vgl. Wickert et al. 1976; Paegelow 2012, S. 35). Zuvor verdeutlichte auch Zöllner (1973) in seiner Studie, dass Obdachlose nicht in Form von bestimmten Merkmalen typisiert werden können, und fasste dazu zusammen: „Man muss [...] annehmen, dass die abgefragten Persönlichkeitseigenschaften zufällig über die Obdachlosen verteilt sind. Vereinfacht ausgedrückt: es handelt sich bei den Obdachlosen um ‚normale‘ Menschen wie du und ich“ (Zöllner 1973, S. 57). In seiner Studie wird darüber hinaus die Schuldfrage in den Fokus gestellt, wobei er betont, dass dem Vorurteil, dass Ob-

dachlose selbstverschuldet in diese Situation hineingeraten sind, widersprochen werden muss. Zöllner kritisiert das Denken in verschuldete und unverschuldete Obdachlosigkeit (vgl. 1973, S. 56f.). Anhand der von ihm angeführten und empirisch begründeten diversen „Gründe für die ‚selbstverschuldete Obdachlosigkeit‘“ (Zöllner 1973, S. 30) zeigt sich, dass es nicht um die Schuldfrage geht, sondern um die Rahmenbedingungen, nach denen bewertet wird, was unter einer selbstverschuldeten Obdachlosigkeit zu verstehen ist (vgl. Zöllner 1973, S. 30ff.). Darüber hinaus erklärt er, „wie schnell aus oberflächlichen Äußerlichkeiten Vorurteile entstehen und wie fragwürdig die Wertordnung ist, mit der wir unser Urteil rechtfertigen: Schuldig! Zwangsräumung! Notunterkunft!“ (Zöllner 1973, S. 57). Zöllner präsentiert damit zweierlei: zum einen, dass Obdachlosigkeit nicht nur einzelne Menschen betrifft, die selbstverschuldet in die Situation geraten sind, sondern dass, wie der Titel der Veröffentlichung aussagt, *Obdachlosigkeit durch Wohnungsnot* entsteht und diese jeden Menschen treffen kann, wenn die Miete aufgrund nicht zu erwartender Situationen im Leben nicht gezahlt werden kann, Menschen krank werden, ihren Arbeitsplatz verlieren, sich scheiden lassen, Angehörige sterben etc. Zum anderen verweist er auf den Zusammenhang von möglichen Stigmatisierungen und Obdachlosigkeit, der bereits zuvor im Kontext von Riemanns Studie beschrieben wurde (vgl. Zöllner 1973, S. 88f.).

Aderhold (1970) beschäftigte sich in seiner Dissertation allgemein mit der Phänomenologie der Nichtsesshaften und betrachtete diese nochmals ausdifferenziert in sieben Gruppen:

- „1. Jugendliche Nichtsesshafte
2. Altersgruppen der 25–44-Jährigen und der über 44-Jährigen
3. Weibliche Nichtsesshafte – Wandernde Familien
4. SBZ-Flüchtlinge
5. Wiederkehrer – Dauerwanderer – Landstreicher
6. Stadtstreicher
7. Gammler, Beatniks, Provos, Hippies, Freebies usw.“ (Aderhold 1970, S. 41).

In weiteren Erläuterungen geht Aderhold auf die Problematik der Typisierung ein. Er kommt zu dem Schluss, dass Gruppen gebildet werden können und dies auch ein sinnvolles Instrument sei, um statistische Ergebnisse zu beschreiben oder die praktische Arbeit mit dem Personenkreis zu erleichtern. Dennoch gleiche kein *Nichtsesshafter* oder *Gammler* identisch dem anderen seiner zugehörigen Gruppe, sie würden lediglich ein erhöhtes Auftreten gleicher Merkmale aufweisen, was sie zu einer Gruppe mache (vgl. 1970, S. 81f.). Es könne jedoch nicht „ein bestimmter Typ klassifiziert“ (Aderhold 1970, S. 82) werden. Dieser Schwierigkeit wird in dieser Studie begegnet, indem nicht versucht wird, allgemeine Typen von Obdachlosen zu präsentieren, sondern deren Orientierungen zu den Bewältigungspraxen als Gegenstand des Forschungsinteresses zu verstehen. Auf Basis der biographischen Narrationen der Obdachlosen über ihre lebensweltlichen Erfahrungen können die Bewältigungspraxen rekonstruiert werden. Die Einteilung der Gruppen von Ade-

rhold scheint nicht differenziert genug und gibt keine Auskunft über die Orientierungen der damaligen Wohnungslosen.

1980 erforschte Girtler durch die Anwendung einer unstrukturierten teilnehmenden Beobachtung die Lebenswelt der sogenannten „Vagabunden“ (Girtler 1980) – oder auch „Sandler“ (Girtler 1980) genannt – in Wien. Hier wurden keine Typen gebildet. Vielmehr wurde die allgemeine Lebenswelt aus verschiedenen Perspektiven, die sozialen Beziehungen, die Wertesysteme und das alltägliche Leben der Sandler beschrieben (vgl. Girtler 1980, S. 124ff.). Obwohl Girtler durch die unstrukturierte teilnehmende Beobachtung einen erkenntnisreichen Zugang zu der Lebenswelt der Sandler erhalten hat, ist die methodische Vorgehensweise der Auswertung kritisch zu betrachten. Girtler verwendete keine ausgewiesene Auswertungsmethode, sondern benennt lediglich, dass die „Protokolle [...] analysiert, verglichen und entsprechend der Fragestellung miteinander verbunden“ (Girtler 1980, S. 7) wurden. Eine solche Form der Auswertung ist unter heutigen wissenschaftlichen Standards nicht mehr denkbar.

Weitere Forschungserkenntnisse liefert John (1988), der sich mit den Lebenslagen von nichtsesshaften Menschen und den Ursachen ihrer Nichtsesshaftigkeit beschäftigt hat. Darauf aufbauend hat er konzeptionelle Handlungsempfehlungen für die damalige Nichtsesshaftenhilfe formuliert. John beschreibt u. a. die geringe Zahl an erfassten wohnungslosen Frauen (3–10%) und geht bereits damals von einer starken Dunkelziffer aus (vgl. John 1988, S. 470f.). Außerdem erläutert er die Vielschichtigkeit und Komplexität der Ursachen von Wohnungslosigkeit, die sich individuell aus „wirtschaftlichen Faktoren [und; N.S.] durch weitere Faktoren aus den Bereichen der Sozial-, Wohnungs- und Kriminalpolitik“ (John 1988, S. 468) zusammenfügen. Diese Studie erfasste jedoch nicht die subjektive Lebenswelt oder die lebensweltlichen Erfahrungen und Orientierungen von wohnungslosen Menschen, sondern zielte darauf ab, „möglichst objektive lebensgeschichtliche Fakten“ (John 1988, S. 468) zur Entstehung von Wohnungslosigkeit zu erfahren. Außerdem wurden wieder einmal ausschließlich wohnungslose Männer und keine Frauen erfasst. Darüber hinaus waren die Interviewten dieser Studie nicht von Obdachlosigkeit betroffen, sondern befanden sich alle in stationären Einrichtungen (vgl. John 1988, S. 479ff.).

Die wohl bekannteste und umfassendste Grundlagenstudie im Feld der Nichtsesshaftenhilfe wurde 1990 von Albrecht et al. unter dem Titel *Lebensläufe/Von der Armut zur „Nichtseßhaftigkeit“ oder wie man „Nichtseßhafte“ macht*, veröffentlicht. Die Planung des Forschungsprojekts begann Ende der 1960er-Jahre und fand ihren Abschluss Ende der 1970er-Jahre. Hierbei wurden weibliche Wohnungslose erneut nicht berücksichtigt (vgl. Albrecht et al. 1990, S. 112). 1991 wurde eine weitere relevante Studie von Ruhstrat et al. zur Entstehung und zum Verlauf von Wohnungslosigkeit veröffentlicht. Verschiedene wirtschaftliche und soziale Faktoren wurden herausgearbeitet, die zu Wohnungslosigkeit führen können. Darüber hinaus wurde die soziale Lage wohnungsloser Menschen mit quantitativen und qualitativen Forschungsmethoden erhoben. Eine Typologie oder Strukturierung in Form einer Klassifikation wurde nicht vorgenommen.

Eine soziologische Studie zu „Stadtstreichern“ (Jochum 1996) in München wurde 1996 von Jochum veröffentlicht. Diese wurde unter dem Namen *Penneralltag* publiziert und beschäftigte sich mit der alltäglichen Lebensführung von *Stadtstreichern*. Jochum führte explorative, themenzentrierte und leitfadengestützte Interviews mit zehn männlichen Stadtstreichern/alleinstehenden Wohnungslosen durch (vgl. Jochum 1996, S. 81ff.). Jochum konnte jedoch keine Stadtstreicherinnen für ein Interview gewinnen, wodurch weibliche Wohnungslose wieder unberücksichtigt blieben (vgl. Jochum 1996, S. 70). Auf Grundlage der Interviews beschreibt Jochum die alltägliche Lebensführung der Interviewten und entwickelte letztlich fünf Typen der Lebensführung männlicher Stadtstreicher (vgl. Jochum 1996, S. 202) (siehe Tabelle 2). Die soziologische Studie von Jochum stellt einen ersten Ansatz für die hier vorliegende Studie dar; auch wenn eine Fokussierung auf die Orientierungen zu den Bewältigungspraxen innerhalb der alltäglichen Lebensführung erfolgt. Die Erkenntnisse der Studie beruhen auf Interviews, die 1991 geführt wurden, weshalb durch eine sich stetig und zunehmend schneller verändernde Gesellschaft keine Aktualität mehr gegeben ist. Außerdem ist unklar, wie die methodische Auswertung der Interviews erfolgte. Darüber hinaus hat Jochum lediglich zehn Interviews geführt, wobei er insgesamt 50 Personen angefragt hatte. Jochum gab selbst an, dass er vorwiegend diejenigen Stadtstreicher interviewte, „die mit ihrer Lage noch relativ gut zurecht[ge]kommen“ (Jochum 1996, S. 86) sind (Creaming-Effekt). Die Stadtstreicher, die dem nicht entsprachen, wurden bewusst und demnach undifferenziert als *Hilflose* typisiert. Ob diese nur in stationären Einrichtungen anzutreffen sind, ist nicht erkennbar und wird nicht schlüssig dargestellt (vgl. Jochum 1996, S. 201f.).

Neben der Studie von Jochum, bei der männliche Obdachlose im Fokus standen, haben Geiger und Steinert 1991 die Lebenswelt wohnungsloser Frauen in Deutschland im Auftrag des Bundesministeriums für Frauen und Jugend erforscht. Veröffentlicht wurde die Studie unter dem Titel: „Alleinstehende Frauen ohne Wohnung – Soziale Hintergründe, Lebensmilieus, Bewältigungsstrategien, Hilfeangebote“ (Geiger und Steinert 1991). Interessant ist vor allem, dass sie eine Typisierung alleinstehender wohnungsloser Frauen unter Berücksichtigung deren sozialer Situation und Bewältigungsstrategien vorgenommen haben (vgl. Geiger und Steinert 1991, S. 118). Folgende Typisierung nahmen Jochum sowie Geiger und Steinert vor:

Tabelle 2: Gegenüberstellung männlicher und weiblicher Typenbildung/Kategorisierung nach Jochum und Geiger/Steinert von 1991 – eigene Darstellung

<i>Jochum (1996) – obdachlose Männer</i>	<i>Geiger und Steinert (1991) – wohnungslose Frauen</i>
<ul style="list-style-type: none"> • „Der ‚Arbeiter‘ [...] • Der ‚Lebenskünstler‘ [...] • Der ‚Einzelgänger‘ [...] • Der ‚Stadtstreicher‘ [...] • Der ‚Hilflose‘“ (Jochum 1996, S. 202). 	<ul style="list-style-type: none"> • „Normalitätsorientierte Frauen [...] • Die Dissidentin [...] • Die Pragmatikerin [...] • Die Hilfebedürftige [...] • Die Orientierungssuchende [...] • Institutionenorientierte Frauen • Die Heimatsuchende [...] • Die Pendlerin [...] • Die Schutzbedürftige [...] • Alternativorientierte Frauen • Die Szenenorientierte [...] • Die Grenzgängerin [...] • Die Individualistin [...]“ <p>(Geiger und Steinert 1991, S. 125ff.)</p>

Ergänzend kann hierbei das frauenspezifische Forschungsprojekt *Hilfen für alleinstehende wohnungslose Frauen* genannt werden, welches 2000 von Enders-Drägässer veröffentlicht wurde. In diesem Forschungsprojekt wurden Erscheinungsweisen wohnungsloser Frauen in drei differenzierten Gruppen dargestellt: „den sichtbar wohnungslosen Frauen, den verdeckt wohnungslosen Frauen und den latent wohnungslosen Frauen“ (Enders-Drägässer und Sellach 2000, S. 101). Des Weiteren sind zum Forschungsstand der Erscheinungsformen, Lebenslagen und Lebenswelt wohnungsloser Menschen die parallel durchgeführten, geschlechterspezifischen Studien zum Thema: *Zielgruppen- und Bedarfsforschung für eine integrative Wohnungs- und Sozialpolitik* zu nennen. In beiden Studien handelte es sich um eine qualitative Untersuchung zu Deutungsmustern und Lebenslagen bei einerseits weiblichen und andererseits männlichen Wohnungsnotfällen, wobei auch die Bewältigung der Problematik des Wohnungsnotfalls betrachtet wurde (vgl. Enders-Drägässer et al. 2005; Fichtner 2005). Bewältigung wird hier aber mehr als die Bewältigung der Situation, d. h. als Bewältigungsstrategie zum Überwinden der Wohnungsnotfallproblematik verstanden. In dieser vorliegenden Studie wird aber Lebensbewältigung als (ein zum Teil mögliches abweichendes) Verhalten und Handeln im Sinne Böhnischs verstanden (vgl. 2019, S. 20): „(Lebens-)Bewältigung [...] [als; N.S.] das Streben nach psychosozialer Handlungsfähigkeit in kritischen Lebenskonstellationen“ (2019, S. 20). Damit ist jedoch keine Überwindung der Obdachlosigkeit gemeint.

Zuletzt sind die Beschreibungen der Erscheinungsformen wohnungsloser Menschen in Deutschland von Malyssek und Störch anzuführen. Sie präsentieren die Erscheinungsformen ohne Anspruch auf Vollständigkeit aus ihrer Berufspraxis

heraus und unterstreichen ihre Erfahrungen mittels Kommentaren zu Gesprächen, die sie mit Personen aus Wissenschaft und Praxis führten. Eine umfassende Studie wurde nicht durchgeführt, weshalb diese beschriebenen Erscheinungsformen an dieser Stelle nur kurz benannt werden: junge Wohnungslose, die jungen Wilden, psychisch Kranke, die verlorenen Kinder, Muttersöhne oder die erlernte Hilflosigkeit, wohnungslose Frauen und die neuen Europäer (vgl. Malyssek und Störch 2009, S. 23ff.).

Dieses Kapitel konnte verdeutlichen, dass es in Verbindung mit den aus Kapitel 1.1 angeführten aktuelleren Studien zum Bewältigungshandeln obdach- und wohnungsloser Menschen einen Bedarf an wissenschaftlicher Auseinandersetzung und qualitativen Studien, vor allem aus der Handlungswissenschaft Soziale Arbeit, gibt, das Themenfeld Wohnungs- und Obdachlosigkeit grundlagentheoretisch in den Blick zu nehmen. Besonders das Bewältigungshandeln obdach- und wohnungsloser Menschen sollte im wissenschaftlichen Interesse der Sozialen Arbeit stehen, da hier Grundlagenstudien fehlen, die Einfluss auf den professionellen Umgang der Sozialen Arbeit mit den Adressat*innen haben könnten.¹⁴ Nachdem eine forschungshistorische und begriffliche Bestandsaufnahme, auch unter der Bezugnahme des Terminus der Bewältigung, zu den Erscheinungsformen Obdach- und Wohnungsloser dargelegt wurde, werden im Folgenden die aktuellen Zahlen und demographischen Daten zu obdach- und wohnungslosen Menschen beschrieben und die verschiedenen Vorgehensweisen zur möglichen Datenerhebung kritisch diskutiert.

2.2 Aktuelle Zahlen und demographische Daten

Wie bereits in Kapitel 1.1 beschrieben, gab es in Deutschland bislang keine einheitliche Statistik über Wohnungsnotfälle. Jedoch ist zum 01.04.2020 das Wohnungslosenberichterstattungsgesetz (WoBerichtsG) in Kraft getreten, wodurch am 31.01.2022 das erste Mal eine Stichtagserhebung vorgenommen wird. Diese Bestandsaufnahme wird jährlich zum Stichtag des 31.01. vorgenommen. Mit dem Inkrafttreten des Gesetzes kommt die Bundesregierung der langjährigen Forderung der BAG W e. V., der Verbände der freien Wohlfahrtspflege und weiterer Vereine in Deutschland, die sich für Menschen in Armutslagen einsetzen, nach einer amtlichen bundesweiten Wohnungsnotfallstatistik nach. Der Gesetzgeber verfolgt mit dem WoBerichtsG zwei Ziele, die in § 1, Absatz 1 WoBerichtsG formuliert sind:

¹⁴ Der Vergleich zu internationalen Studien wurde nicht vorgenommen, da es zum einen im englischsprachigen Raum zwar wie im deutschsprachigen viele einzelne kleinere Studien gibt, jedoch keine allgemeine Grundlagenstudie. Zum anderen wird in dieser vorliegenden Studie Obdachlosigkeit im Kontext der in Deutschland bestehenden Begrenzungen und Erwartungen untersucht, weshalb sich auf den Forschungsstand im deutschsprachigen Raum beschränkt wurde. Ein im Anschluss an diese Studie, bezugnehmend auf die Erkenntnisse, internationaler Vergleich wäre jedoch von Interesse.

„Zur Verbesserung der Armuts- und Reichtumsberichterstattung des Bundes sowie der Informationsgrundlage für politisches Handeln wird eine Erhebung über Personen, die wohnungslos sind, als Bundesstatistik durchgeführt.“

Darüber hinaus ist es relevant anzuführen, wer in der zukünftigen Erhebung berücksichtigt wird und welche Wohnungslosen trotz der Bezeichnung *Wohnungslosen*berichterstattung unberücksichtigt bleiben.

„§ 3 **Begriffsbestimmung; Umfang der Erhebung**

(1) Wohnungslosigkeit besteht, wenn

1. die Nutzung einer Wohnung durch eine Person oder eine Mehrheit von Personen desselben Haushalts weder durch einen Mietvertrag oder einen Pachtvertrag noch durch ein dingliches Recht abgesichert ist oder
2. eine Wohnung einer Person oder einer Mehrheit von Personen desselben Haushalts aus sonstigen Gründen nicht zur Verfügung steht.

(2) Für die Statistik werden Daten erhoben über Personen, denen aufgrund von Maßnahmen der Gemeinden und Gemeindeverbände oder mit Kostenerstattung durch andere Träger von Sozialleistungen zum Stichtag wegen Wohnungslosigkeit Räume zu Wohnzwecken überlassen oder Übernachtungsgelegenheiten zur Verfügung gestellt worden sind.“

Hier wird ersichtlich, dass Straßenobdachlosigkeit, Personen, die vom Wohnungsnotfall betroffen sind, jedoch bei Freund*innen, der Familie oder Bekannten untergekommen sind, oder auch beispielsweise Wohnungslose, die als Selbstzahler*innen in Hostels übernachten, in der Erhebung nicht berücksichtigt werden. Allerdings scheint der Gesetzgeber zu versuchen, diesem Manko entgegenzuwirken:

„§ 8 **Ergänzende Berichterstattung**

(1) Die Bundesregierung stellt durch geeignete Maßnahmen, insbesondere im Rahmen der Ressortforschung im Geschäftsbereich des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales, sicher, dass Informationen und Analysen über Umfang und Struktur der Formen von Wohnungslosigkeit gewonnen werden, die über den Umfang der Erhebung nach § 3 Absatz 2 hinausgehen.

(2) Das Bundesministerium für Arbeit und Soziales veröffentlicht alle zwei Jahre, erstmals im Jahr 2022, einen Bericht über seine Erkenntnisse nach Absatz 1.

(3) Die Berichterstattung nach Absatz 2 soll insbesondere über wohnungslose Personen nach § 3 Absatz 1 erfolgen, die

1. temporär in regulärem Wohnraum wohnen, ohne damit einen Hauptwohnsitz zu begründen, oder
2. ohne jede Unterkunft obdachlos sind.“

Hierbei stellt sich dennoch die Frage, in welcher Form die Daten über obdachlose Personen als Teilgruppe der Wohnungslosen erhoben werden, weil nicht eindeutig formuliert wird, welche Personen der Gruppe der Wohnungslosen zugerechnet werden. Darüber hinaus wird in § 9 WoBerichtsG eine mögliche Erweiterung des Umfangs der Erhebung festgeschrieben, die nach der dritten erfolgten Bericht-

erstattung (alle zwei Jahre gemäß § 8 WoBerichtsG) des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales, d. h. 2026 unter Berücksichtigung der Erkenntnisse, erfolgen kann. Darüber hinaus ist es interessant, die Erhebungsmerkmale anzuführen, wodurch erkennbar wird, welches empirische Datenmaterial durch die Erhebung und Berichterstattung zur Verfügung stehen wird, um u. a. Erkenntnisse über wohnungslose Menschen zu generieren, diese für die Forschung und Weiterentwicklung des Hilfesystems für wohnungslose Menschen nutzbar zu machen und allgemein bundesweit, aber auch international Vergleiche herstellen zu können:

„§ 4 Erhebungsmerkmale

Erhebungsmerkmale für jede wohnungslose Person sind:

1. Geschlecht,
2. Lebensalter zum Stichtag der Erhebung,
3. Staatsangehörigkeit,
4. Haushaltstyp,
5. Haushaltsgröße,
6. Art der Überlassung von Räumen zu Wohnzwecken an die wohnungslose Person, differenziert nach
 - a) kurzfristigen Hilfeangeboten, wie Notunterkünften oder Übernachtungsstellen,
 - b) teilstationären Angeboten,
 - c) stationären Angeboten und
 - d) sonstigen Angeboten,
7. die Angaben nach Nummer 6 jeweils differenziert nach Angeboten
 - a) der überörtlichen Träger der Sozialhilfe,
 - b) der Gemeinden und Gemeindeverbände,
 - c) der freien Träger, deren Angebote jeweils differenziert nach Verbandszugehörigkeit des Trägers,
 - d) gewerblicher Anbieter und
 - e) sonstiger Stellen,
8. Datum des Beginns der Überlassung von Räumen zu Wohnzwecken oder der Zurverfügungstellung der Übernachtungsgelegenheiten,
9. Gemeinde nach Gemeindeschlüssel, in der Räume zu Wohnzwecken überlassen oder Übernachtungsgelegenheiten zur Verfügung gestellt werden.“

Bis zur ersten Erhebung für das Jahr 2022 können somit für Deutschland nur die bestehenden Schätzungen der BAG W e. V. und die Erkenntnisse aus der bereits zuvor benannten Wohnungsnotfallberichterstattung des Bundeslandes NRW angeführt und berücksichtigt werden. Für die vorliegende Studie, die den Fokus auf obdachlose Menschen in Deutschland setzt, würde die neue Berichterstattung durch das WoBerichtsG auch keinen eindeutigen Mehrwert erbringen können, da, wie zuvor kritisiert, Obdachlose nicht in ihrer Gesamtheit berücksichtigt werden (können): Sie sind teilweise nicht erreichbar oder halten sich schwer zugänglich auf der Straße oder bei Bekannten, der Familie oder Freund*innen auf. Dadurch ist eine Erhebung grundsätzlich schwer umzusetzen. Im Kontext der schweren Erreichbarkeit von beispielsweise Straßenobdachlosen, d. h. ggf. Personen, die kei-

nerlei Hilfen aufsuchen und in keinen Unterbringungsmöglichkeiten nächtigen, ist die Zählung dieser Personengruppe in Berlin anzuführen.

Im Januar 2020 fand in Deutschland erstmalig eine Zählung von Obdachlosen statt. Diese wurde in Berlin realisiert und orientierte sich an der bereits erprobten Zählungs- und Erhebungsmethode der USA (vgl. Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales in Berlin 2020b, o. S.). In den USA ist bereits seit 2007 die Erfassung und Generierung von Daten über Menschen in Wohnungsnotfällen eine gängige Praxis, darunter fällt auch die Zählung von Obdachlosen. Die empirische Datenerhebung der USA heißt *Point-in-Time Count (PIT) and Housing Inventory Count*¹⁵ und wird vom U.S. Department of Housing and Urban Development (HUD) koordiniert. Ebenfalls sammelt dieses Department die Daten der einzelnen Staaten und veröffentlicht diese (vgl. U.S. HUD o. J., o. S.). Sowohl in US-amerikanischen Städten als auch in Berlin suchen tausende freiwillige Bürger*innen an einem Stichtag zur gleichen Zeit klar organisiert an jeweils zugeordneten Gebieten Obdachlose auf, zählen sie und erfassen möglichst weitere zuvor festgelegte demographische und in Bezug auf die Obdachlosigkeit relevante Daten (Art der Unterbringung, Dauer der Wohnungslosigkeit etc.). Die erstmalige Zählung der Obdachlosen in Berlin ergab eine überraschend niedrige Zahl obdachloser Menschen (zuvor schätzten Träger der Wohnungsnotfallhilfe 6.000–10.000 Obdachlose in Berlin) (vgl. Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales in Berlin 2020a, S. 4; Caritasverband für das Erzbsitum Berlin o. J., o. S.):

- „807 bei der Straßenzählung
- 15 in Rettungsstellen
- 158 im ÖPNV (S-Bahn: 112 und BVG: 46)
- 12 im Polizeigewahrsam
- 942 in Einrichtungen der Kältehilfe (Auslastung: 79 %)
- 42 im Wärmerraum Gitschiner Str.
- Insgesamt 1.976 obdachlose Menschen in dieser Nacht“ (Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales in Berlin 2020a, S. 5).

Susanne Gerull führt zur ersten Durchführung der Erhebung aus, dass „die Zählung nach allen Regeln sozialwissenschaftlicher Forschung erfolgreich durchgeführt worden [ist; N.S.]. Es gab keine systematischen Verzerrungen, die ethischen Richtlinien wurden eingehalten. Wir konnten mit der Zählung nur die sichtbar im öffentlich zugänglichen Raum lebenden Menschen an einem Stichtag erfassen“ (Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales in Berlin 2020b). Bei der Betrachtung und Bewertung der extrem abweichenden Zahl von 1.976 gezählten Obdachlosen im Vergleich zur vorherigen Schätzung von bis zu 10.000 Obdach-

15 „The Point-in-Time (PIT) count is a count of sheltered and unsheltered people experiencing homelessness on a single night in January. HUD requires that Continuums of Care conduct an annual count of people experiencing homelessness who are sheltered in emergency shelter, transitional housing, and Safe Havens on a single night. Continuums of Care also must conduct a count of unsheltered people experiencing homelessness every other year (odd numbered years). Each count is planned, coordinated, and carried out locally“ (U.S. HUD o. J., o. S.).

losen ist zu berücksichtigen, dass nur zugängliche Plätze aufgesucht wurden, wodurch davon auszugehen ist, dass es eine weit höhere Dunkelziffer gibt. Zumal die Erhebung in den Medien angekündigt wurde und seitens der Selbstvertretung für Wohnungslose die Kritik geübt wird, dass sich daraufhin einige Obdachlose der Zählung entzogen hätten und die Zahl viel größer sei (vgl. Bender 2020, o. S.). Gerull hingegen kritisiert solche Anmerkungen zur Zählung der Obdachlosen: „Subjektive Einschätzungen, wie viele Menschen sich womöglich versteckt haben, um nicht gezählt zu werden, sind sozialwissenschaftlich nicht haltbar“ (Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales in Berlin 2020b). Der Kritik Gerulls kann jedoch eine andere Argumentation entgegengehalten werden: Armut- und stigmatisierungsbetroffene Menschen wie Obdachlose sind von *Scham* und *Schambelastung* betroffen und entziehen sich daher durch Rückzug einer Zählung. In Anlehnung an Goffman beschreibt Knecht, „dass es bei Armut häufig nicht um sichtbare Stigmata geht, sondern um eine prinzipiell mögliche Diskreditierbarkeit“ (Knecht 2019, S. 343). Das heißt, dass Erfahrungen von Scham bzw. „Beschämungserfahrungen“ (Knecht 2019, S. 343) in Situationen entstehen und erlebt werden, wenn die eigene beschämende Lebenssituation, beispielsweise die der Armut, sichtbar wird (vgl. Knecht 2019, S. 343). Bezogen auf das Gezählt-Werden als obdachlose und damit gesellschaftlich ausgegrenzte und von extremer Armut und Stigmatisierung betroffene Person wird dabei eine Beschämungserfahrung politisch und gesellschaftlich hergestellt. Aufgrund der Durchführung der Zählung und Befragung von nicht obdachlosen Personen, die zumal nur an der Zahl und der Art der Obdachlosigkeit und nicht an dem Menschen an sich interessiert sind, wird die obdachlose Person sichtbar, sie muss ihre Situation preisgeben, mit fremden Personen teilen, wodurch eine Erfahrung der Scham und gesellschaftlicher Ausgrenzung im Kontext „struktureller Erniedrigung“¹⁶ (Marks 2011, S. 45) entsteht. Hierin kann ein Zusammenhang in der überraschend niedrigen Anzahl der gezählten Obdachlosen in Berlin gesehen werden, indem durch die Vorankündigung der Zählung Obdachlose sich dieser Form der Beschämungserfahrung entzogen haben und für den Moment der Zählung sozusagen zum eigenen Schutz unsichtbar wurden.

Von den 807 Personen, die zum Zeitpunkt der Zählung auf der Straße getroffen wurden, ließen sich 34 % (288 Straßenobdachlose) zu ihrem Alter, dem Geschlecht, ihrer Herkunft, der Dauer ihrer Wohnungslosigkeit und ihrem Zusammenleben auf der Straße befragen (vgl. Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales in Berlin 2020a, S. 6f.). Diese Befragung ergab folgende Altersstruktur unter den Befragten:

16 Strukturelle Erniedrigung ist nach Marks die Erfahrung von „Zurückweisung, Verachtung oder Missbrauch [...]. Es kann dabei auch um kollektive Erfahrungen von struktureller Erniedrigung gehen, die Menschen allein dadurch erfahren, dass sie einem bestimmten Geschlecht oder einer bestimmten Ethnie, Klasse, Schicht“ (2011, S. 45) etc. zugehörig sind.

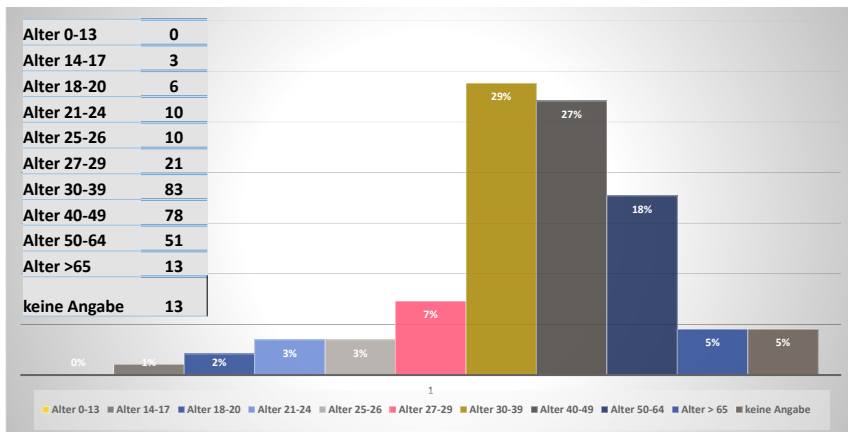


Abbildung 1: Alter der befragten Obdachlosen – Berliner Zählung der Obdachlosen Januar 2020; Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales in Berlin 2020a, S. 7

Einige weitere Erkenntnisse der Befragung sollen an dieser Stelle kurz aufgegriffen werden. Von den 288 obdachlosen Personen waren 84 % männlich und 14 % weiblich (zu intersexuell/divers wurden 0 Personen erfasst). 2 % der befragten Obdachlosen machten keine Angaben zu ihrem Geschlecht. Darüber hinaus wurde die Herkunft bzw. die Nationalität der Obdachlosen erfasst, die ein zuvor bereits erwartetes Bild aufzeigte (zuvor beschriebene Schätzungen der BAG W verweisen auf eine hohe Zahl obdachloser Personen aus dem europäischen Ausland): 49 % der Befragten stammten aus dem europäischen Ausland, 11 % kamen aus Drittstaaten und 39 % hatten die deutsche Staatsbürgerschaft; 1 % machte keine Angaben zur Nationalität. Des Weiteren wurde die Dauer der Wohnungslosigkeit erfasst, wodurch sich zeigt, dass ca. die Hälfte der befragten Obdachlosen seit mehr als drei Jahren keinen eigenen Mietvertrag und somit keine gesicherten Wohnverhältnisse hat. Zudem lebten 23 % der Befragten seit 1 < 3 Jahren, 9 % 6 < 12 Monate, 11 % 1 < 6 Monate und 3 % < 1 Monat in Wohnungslosigkeit (7 % machten dazu keine Angaben) (vgl. Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales in Berlin 2020a, S. 8ff.). Nach der Präsentation der ersten konkreten Erkenntnisse über die Zahl und Struktur Obdachloser in Berlin werden nun die Schätzungen der BAG W e. V. angeführt, die bislang die wichtigste Grundlage in der zahlenmäßigen Auseinandersetzung mit Wohnungslosen in Deutschland darstellen.¹⁷

In Kapitel 1.1 wurde bereits angeführt, dass die BAG W e. V. ein neues Schätzmodell eingeführt hat und dadurch ihre Zahlen der Schätzungen wohnungsloser Menschen in Deutschland nach unten hin korrigieren mussten (ab den Schätzungen für das Jahr 2017). Folgende Grafik gibt einen Überblick zu den Schätzungen

¹⁷ Die BAG W e. V. erhebt jährlich zusätzlich einen Statistikbericht. Der Statistikbericht 2017 zur Lebenssituation von Menschen in den Einrichtungen und Diensten der Hilfen in Wohnungsnotfällen in Deutschland wird in Kapitel 2.3.1 berücksichtigt.

der BAG W e. V. im Jahresverlauf von 2006–2018 (vor und nach dem neuen Schätzmodell).

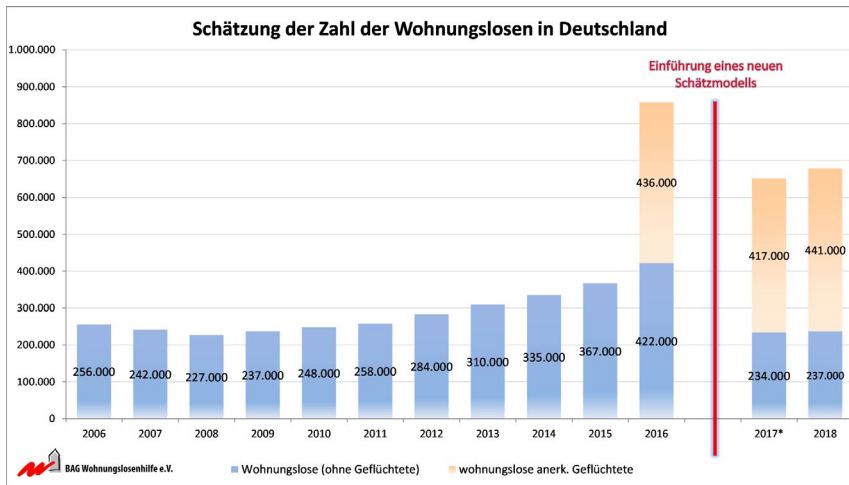


Abbildung 2: Schätzung der Zahl Wohnungsloser in Deutschland im Zeitverlauf – vor und nach der Einführung des neues Schätzmodells; BAG W e. V. 2019b, S. 2

Unter Berücksichtigung dessen, dass es sich bei diesen Zahlen um eine Schätzung der Wohnungslosen handelt, wird jedoch ein Aspekt besonders deutlich: Die Zahl derjenigen, die über keinen mietvertraglich abgesicherten Wohnraum verfügen und vor allem bezahlbaren Wohnraum benötigen, ist deutlich gestiegen (allgemein inklusive wohnungslose anerkannte Geflüchtete). Auch wenn die Zahl der Wohnungslosen in Deutschland nach unten hin korrigiert wurde, waren 2018 laut der hier geschätzten Zahlen ca. 678.000 Menschen wohnungslos. Darüber hinaus schätzt die BAG W e. V. die Zahl der obdachlosen Frauen und Männer in Deutschland, die im Laufe des Jahres 2018 von Straßenobdachlosigkeit betroffen waren, auf ca. 41.000. Bei dieser Zahl fanden Menschen mit Fluchthintergrund keine Berücksichtigung. Die BAG W e. V. führt aus, dass unter den Straßenobdachlosen ein hoher Anteil zugewanderter Menschen aus dem europäischen Ausland angenommen werden kann (vgl. BAG W e. V. 2019b, S. 2). Des Weiteren nimmt die BAG W e. V. eine Differenzierung nach Geschlecht der geschätzten Zahl Wohnungsloser (ohne anerkannte Geflüchtete) vor. Es lässt sich hierbei ein allgemein gängiges Bild der Geschlechterverteilung Wohnungsloser beschreiben. Die Zahl der wohnungslosen Männer (73 %) ist signifikant höher als die der Frauen (27 %). Wie in Kapitel 2.1 bereits beschrieben, wird bei Frauen häufig auch von einer verdeckten Wohnungslosigkeit ausgegangen und gesprochen, weshalb hier eine deutlich höhere Dunkelziffer zu erwarten sein könnte. Auch die weiteren Angaben sind ohne die Berücksichtigung der anerkannten Geflüchteten zu bewerten. Laut der BAG W e. V. leben 70 % der Wohnungslosen alleinstehend und 30 % der Wohnungslosen mit

einem*einer Partner*in oder ihren Kindern zusammen. Außerdem wird in den Schätzungen eine Gruppe Wohnungsloser präsentiert, die in dieser Studie keine Berücksichtigung finden wird: die der wohnungslosen Minderjährigen und Kinder; diese sind mit 8 %, d. h. ca. 19.000 Kindern und Jugendlichen, angegeben. Darüber hinaus schätzt die BAG W e. V., dass 17 % der wohnungslosen Bürger*innen aus dem europäischen Ausland stammen. Dramatischerweise ist ein großer Teil dieser Menschen, wie zuvor bereits angemerkt, von Straßenobdachlosigkeit betroffen; in großen Städten sind ca. die Hälfte der Obdachlosen EU-Bürger*innen. Das bedeutet, dass vor allem im Kontext von Obdachlosigkeit EU-Bürger*innen anzutreffen sind und nicht allgemein in allen Bereichen der Wohnungsnotfallhilfe (vgl. BAG W e. V. 2019a). Dies steht damit im Zusammenhang, dass EU-Bürger*innen sich aufgrund der Bestimmungen zur Freizügigkeit innerhalb der Europäischen Union in anderen EU-Ländern, d. h. natürlich auch in Deutschland, aufhalten und arbeiten dürfen, jedoch nur bedingt Anspruch auf Sozialleistungen haben, was die Hilfen gemäß §§ 67ff. SGB XII i. d. R. ausschließt.

Außer den Schätzungen der BAG W e. V. sind Erkenntnisse der Wohnungsnotfallberichterstattung des Landes NRW anzuführen, die zwar keine bundesweiten Ergebnisse hervorbringen, jedoch valide Erkenntnisse über das bevölkerungsreichste Bundesland aufzeigen und dabei eine deutliche Steigerung der Zahl wohnungsloser Menschen sichtbar machen. Die Statistik wurde in Kapitel 1.1 bereits kurz benannt und mit wenigen Erkenntnissen skizziert. Seit 2009 nimmt das Land NRW eine jährliche Stichtagserhebung vor, um die Zahl der Wohnungsnotfälle zu eruieren und ihre Entwicklung nachvollziehen zu können. Dadurch werden Bedarfe aufgedeckt, die eine Planbarkeit und Strategieentwicklung für die Wohnungsnotfallhilfe, die Wohnungspolitik und allgemein das Land NRW und die Kommunen ermöglichen.¹⁸ Im Jahr 2018 wurden 30.763 Menschen kommunal und nach dem OBG untergebracht. Darüber hinaus wird es noch weitere obdachlose Personen in NRW geben, die ohne jegliche Unterbringung auf der Straße leben oder bei Bekannten, Freund*innen oder der Familie unterkommen. Diese können von der Wohnungsnotfallstatistik nicht erfasst werden. Des Weiteren muss bei der Betrachtung der angegebenen Anzahl kommunal und ordnungsbehördlich untergebrachter Menschen einbezogen werden, dass hier im Gegensatz zu den Schätzungen der BAG W e. V. anerkannte Geflüchtete berücksichtigt und stellenweise auch differenziert dargestellt werden. Es ist ein deutlicher Anstieg der Zahlen kommunal und ordnungsbehördlich untergebrachter Personen zu verzeichnen, was teilweise darauf zurückgeführt wird, dass anerkannte Geflüchtete in der Statistik erfasst werden (vgl. MAGS NRW 2019, S. 4). Folgende Tabelle gibt einen Überblick zur Entwicklung der Wohnungslosenzahlen insgesamt und differenziert nach

18 Dass auf Grundlage einer solchen Wohnungsnotfallstatistik wie in NRW die Politik und das Land NRW auf das Thema aufmerksam wurden und in Bewegung kamen, sich dem Thema Wohnraum und Wohnungslosigkeit anzunehmen, zeigt die Landesinitiative gegen Wohnungslosigkeit: Endlich ein Zuhause (vgl. MAGS NRW o. J.).

Kommunen nach dem OBG und Freie Träger der Wohnungslosenhilfe (stationäre, teilstationäre und ambulante Betreuung und Beratung nach den §§ 67ff. SGB XII):

Tab. 2 Wohnungslose Personen in NRW 2014 - 2018 nach zuständiger Trägerschaft, ergänzt um die von den freien Trägern der Wohnungslosenhilfe (teil-)stationär untergebrachten Klient(inn)en

Form der Unterbringung		Zeile	Jahr - jeweils 30. Juni -				
			2014	2015	2016	2017	2018
Kommunen nach dem OBG	Wohnungslose Personen	1	10 224 r	10 282	11 637	19 459	30 736
	Veränderung gegenüber dem Vorjahr (Zeile 1)	2	x	+0,6	+13,2	+67,2	+58,0
Freie Träger der Wohnungslosenhilfe	Wohnungslose Personen	3	10 244 r	10 714 r	13 408	12 827	13 698
	(teil-)stationär untergebrachte Klient(inn)en, die nicht unter Zeile 3 aufgeführt sind	4	670	855	6	6	0
	zusammen (Zeile 3 + Zeile 4)	5	10 914	11 569	13 414	12 833	13 698
	Veränderung gegenüber dem Vorjahr (Zeile 5)	6	x	+6,0	+15,9	-4,3	+6,7
insgesamt	Wohnungslose Personen	7	20 468 r	20 996 r	25 045	32 286	44 434
	wohnungslose Personen + (teil-)stationär untergebrachte Klient(inn)en (Zeile 7 + Zeile 4)	8	21 138	21 851	25 051	32 292	44 434
	Veränderung gegenüber dem Vorjahr (Zeile 8)	9	x	+3,4	+14,6	+28,9	+37,6

r = berichtigte Zahl
 Ab 2016 wurde im Erhebungsbogen ein Hinweis eingefügt, der klarstellt, dass nach der hier zugrunde gelegten Definition (vgl. S.3) Klientinnen und Klienten, die in einer (teil-)stationären Einrichtung untergebracht sind, als wohnungslos gelten. Diese wurden bis 2015 von einigen freien Trägern nicht als wohnungslos eingestuft, da die Betreuungs- und Nutzungsverträge als Mietverträge gedeutet wurden. Ab 2016 kommt dies nur noch vereinzelt vor. Um die Entwicklung der Zahl der Wohnungslosen unverzerrt darzustellen, müssen deshalb die in (teil-)stationären Einrichtungen untergebrachten Klient(inn)en, die als nicht wohnungslos eingestuft wurden, mitgezählt

Abbildung 3: Entwicklung Zahlen Wohnungsloser in NRW 2014–2018; MAGS NRW 2019, S. 4 ([sic!] in Abbildung, da der letzte Satz nicht ausformuliert wird, ist im Original bereits abgeschnitten)

Insgesamt ergibt sich damit für NRW eine Gesamtzahl von 44.434 wohnungslosen Menschen im Jahr 2018. Neben den bereits benannten und bezifferten obdachlosen Menschen sind darüber hinaus 13.698 Personen wohnungslos, die von den Freien Trägern der Wohnungslosenhilfe in (teil-)stationären Hilfen untergebracht werden. In beiden Bereichen der Versorgung und Hilfe von Wohnungsnotfällen ist ein Zuwachs zu verzeichnen; daher ist auch insgesamt die Zahl wohnungs- und obdachloser Menschen in NRW von 2014 bis 2018 angestiegen. Des Weiteren werden lediglich die demographischen Daten zu den erfassten obdachlosen Personen (30.736) für das Jahr 2018 aufgeführt, weil die Gruppe Obdachloser und ihre Orientierungen zu den Bewältigungspraxen im Fokus der Studie stehen und nicht

diejenige Gruppe, die sich als Wohnungslose in (teil-)stationären Hilfen aufhält. Zunächst bietet folgende Tabelle einen differenzierten Überblick zu der Alters- und Geschlechterverteilung obdachloser Menschen in NRW:

Alter von ... bis unter ... Jahre	insgesamt	männlich	weiblich	insgesamt	männlich	weiblich	Männeranteil
	Anzahl			% ¹⁾			%
unter 18	8 222	4 520	3 702	27,8	24,8	32,7	55,0
18 und älter	21 312	13 701	7 611	72,2	75,2	67,3	64,3
davon:							
18 - 21	1 865	1 257	608	6,3	6,9	5,4	67,4
21 - 25	2 605	1 857	748	8,8	10,2	6,6	71,3
25 - 30	3 087	2 096	991	10,5	11,5	8,8	67,9
30 - 40	4 943	3 073	1 870	16,7	16,9	16,5	62,2
40 - 50	3 820	2 379	1 441	12,9	13,1	12,7	62,3
50 - 65	3 701	2 310	1 391	12,5	12,7	12,3	62,4
65 und mehr	1 291	729	562	4,4	4,0	5,0	56,5
zusammen	29 534	18 221	11 313	100	100	100	61,7
nachrichtlich: ohne Geschlecht und Altersangaben	1 202	x	x	x	x	x	x
insgesamt	30 736	x	x	x	x	x	x

1) Berechnet auf Basis der gültigen Angaben.

Abbildung 4: Alter- und Geschlechterverhältnis 2018 – Wohnungsnotfallstatistik NRW; MAGS NRW 2019, S. 8

Es zeigt sich, dass ein großer Anteil der kommunal und ordnungsbehördlich untergebrachten Personen noch nicht volljährig ist (27,8%). 72,2% haben das 18. Lebensjahr erreicht oder sind älter als 18 Jahre. Die größte Gruppe der volljährigen Personen ist zwischen 30 und 40 Jahren und ergibt 16,7%. In allen Altersklassen ist der Männeranteil höher als der Frauenanteil. Insgesamt liegt der Männeranteil bei den Erwachsenen bei 64,3%. Der höchste Männeranteil ist in der Altersklasse 21–25, mit einem Wert von 71,3% zu verzeichnen. Darüber hinaus wird erkennbar, dass bei den unter 18-Jährigen und bei den Obdachlosen 65 + x die Geschlechter annähernd gleich verteilt sind. Auch die kommunal und ordnungsbehördlich untergebrachten Personen ab einem Alter von 50 Jahren sind hier besonders anzuführen, da diese insgesamt einen Gruppenwert von 16,9% ergeben und teilweise aufgrund längerer Wohnungs- und Obdachlosigkeit vorgealtert sind und besondere (Hilfe-)Bedarfe aufweisen können (vgl. MAGS NRW 2019, S. 8).

Darüber hinaus werden die Staatsangehörigkeit und ein möglicher *Migrationshintergrund*¹⁹ der kommunal untergebrachten Personen erfasst und ausgewertet. Hierbei ergab die Stichtagserhebung im Jahr 2018, dass 64,6% der kommunal und

19 In der Wohnungsnotfallstatistik NRW wird Migrationshintergrund wie folgt verstanden und auch in einer Fußnote zum Verständnis der Datenerhebung und -auswertung angeführt: „Personen mit Migrationshintergrund sind Personen mit nichtdeutscher Staatsangehörigkeit sowie solche mit deutscher Staatsangehörigkeit, die seit 1950 nach Deutschland eingewandert sind oder Deutsche mit mindestens einem seit 1960 eingewanderten bzw. ausländischen Elternteil. Bei Letzteren ist von einer Untererfassung des entsprechenden Anteils auszugehen, da bei einigen Kommunen und Einrichtungen der freien Träger keine oder nur unzureichende Informationen zum Migrationshintergrund der wohnungslosen Personen vorliegen“ (MAGS NRW 2019, S. 7).

ordnungsrechtlich untergebrachten Obdachlosen eine sogenannte nichtdeutsche Staatsangehörigkeit und 67,7 % einen Migrationshintergrund hatten. Insgesamt ist bei der Betrachtung der Entwicklung in den letzten Jahre ein deutlicher Anstieg der Personen zu verzeichnen, die eine nichtdeutsche Staatsangehörigkeit aufweisen: 2016: 31,4 % und 2017: 50,7 % (vgl. MAGS NRW 2019, S. 9).

Des Weiteren gibt die Wohnungsnotfallstatistik Informationen über die *Haushaltsgröße und -struktur* der kommunal und ordnungsbehördlich untergebrachten obdachlosen Personen. Dabei wird deutlich, dass es sich vornehmlich um alleinstehende und männliche Personen handelt, die keine Kinder haben: alleinstehende obdachlose Personen ohne Kind(er): insgesamt 69 %; von diesen sind 55 % männlich und 14 % weiblich. Darüber hinaus gab es zur Stichtagserhebung (2018) insgesamt 7 % alleinstehende obdachlose Personen mit Kind(ern) (männlich: 1,2 %; weiblich: 5,8 %). Obdachlose Personen, die zur Stichtagserhebung in einer Partnerschaft lebten, waren insgesamt mit 18 % vertreten. Von diesen 18 % lebten 4,9 % ohne Kinder und 13,1 % mit mindestens einem Kind zusammen. Zudem fielen 5,9 % der Haushalte unter die Kategorie (MAGS NRW 2019, S. 9) „sonstige Mehrpersonenhaushalte“ (MAGS NRW 2019, S. 9). Was diese Kategorie für eine genaue Bedeutung hat, wird in dem Bericht der Wohnungsnotfallstatistik nicht weiter ausgeführt (vgl. MAGS NRW 2019, S. 9).

Abschließend sind die *Art und Dauer der Unterbringung* der Obdachlosen für den Stichtag im Jahr 2018 anzuführen. Folgende Grafik der Wohnungsnotfallstatistik bietet dazu einen guten Überblick:

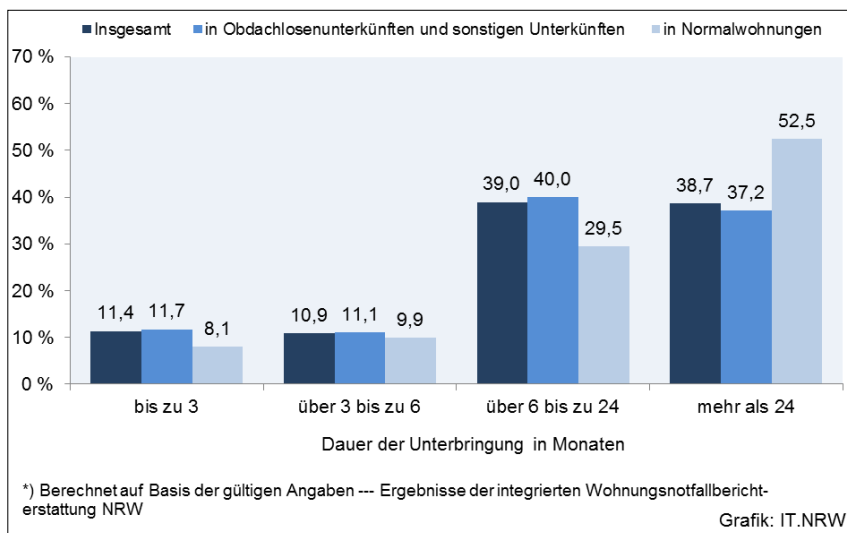


Abbildung 5: Art und Dauer der Unterbringung 2018 – Wohnungsnotfallstatistik NRW; MAGS NRW 2019, S. 11

Es zeigt sich, dass ein Großteil der kommunal und ordnungsrechtlich untergebrachten Personen längerfristig von Obdachlosigkeit betroffen ist, sie konnten ihre Obdachlosigkeit nicht kurzfristig überwinden (39 % über 6 bis zu 24 Monate und 38,7 % länger als 24 Monate). Insgesamt sind zum Stichtag im Jahr 2018 77,7 % der Obdachlosen länger als sechs Monate kommunal und ordnungsbehördlich untergebracht. Die Art der Unterbringung wird in Notunterbringung in Unterkünften wie beispielsweise Hotels oder Notschlafstellen und in Normalwohnungen, d. h. Wohnungen mit Nutzungsverträgen, unterschieden. Es wird in der Übersicht deutlich, dass die Unterbringung in Notunterkünften dort einen höheren Anteil verzeichnet, wo die Unterbringung noch bis zu 24 Monate anhält. Bei den Unterbringungen, die länger als 24 Monate andauern, wurden mehr Personen im Normalwohnraum (52,5 %) untergebracht, als dass sie sich in Notunterkünften aufhielten (37,2 %) (vgl. MAGS NRW 2019, S. 11).

Das Kapitel diene der deskriptiven Darstellung der bereits vorliegenden quantitativen Erkenntnisse zu wohnungs- und insbesondere obdachlosen Personen, der Anwendung und Erprobung statistischer Varianten und Verfahren sowie der Möglichkeiten des neuen WoBerichtsG in der Erhebung und Interpretation statistischer Daten über die Zahl und demographischen Daten Wohnungsloser. In folgendem Kapitel wird sich mit den Lebens- und Problemlagen wohnungs- und obdachloser Menschen auseinandergesetzt.

2.3 Lebens- und Problemlagen wohnungs- und obdachloser Menschen

Wohnungs- und Obdachlosigkeit ist von einer deutlichen Diversität geprägt und wird daher auch als heterogenes oder facettenreiches Phänomen beschrieben (vgl. Steckelberg 2018, S. 37; Malyssek und Störch 2009, S. 28). Steckelberg führt dazu an: „Wohnungslosigkeit hat viele Gesichter. Jedes Gesicht steht für eine individuelle Biographie, Lebenssituation und eigensinnige Wünsche und Träume“ (Steckelberg 2018, S. 37). Es gibt nicht den*die Obdachlose*n oder Wohnungslose*n, obwohl Bilder, meist verbunden mit Vorurteilen und Stigmatisierungen, in der Gesellschaft kursieren, wie ein obdach- oder wohnungsloser Mensch typischerweise aussieht, und allgemeine Stammtischthesen ausgetauscht werden, warum er oder sie auf der Straße lebt; häufig wird die obdachlose Person für seine*ihre Lebenssituation als selbstverschuldet verantwortlich gemacht. In Deutschland fragen sich Menschen weiterhin, warum Menschen auf der Straße leben, denn in einem so reichen Land mit diversen möglichen Hilfeleistungen, bekäme doch jede*r eine Wohnung, wenn er*sie das nur will. Dies entspricht jedoch nicht der Realität.

Darüber hinaus ist es zu einfach gedacht, eine Person für sein*ihre Situation schuldig zu erklären, ohne die strukturellen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu berücksichtigen, in denen sich die jeweilige Person befindet. Neben den gesellschaftlichen Bedingungen sind außerdem die Verkettungen von Lebenssituationen zu betrachten, die zu einer akuten Wohnungslosigkeit führen können.

Wohnungs- und Obdachlosigkeit ist vielmehr Ausdruck von existenzieller und struktureller Armut sowie sozialer und kultureller Ausgrenzung in extremer Form. Im Kontext struktureller Armut und Ausgrenzung in verschiedenen Dimensionen wird auch von „sozialer Exklusion“ (Kronauer 2010, S. 235) gesprochen. Der Begriff der sozialen Exklusion wird in diesem Kapitel unter dem Fokus der Problem- und Lebenslage Obdach- und Wohnungsloser betrachtet: Was ist unter der sozialen Exklusion dieser Adressat*innengruppe zu verstehen, und in welcher Form zeigt sich diese Exklusion? In Kapitel 3.2 *Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit* wird sich dem Begriff der sozialen Exklusion auf (meta-)theoretischer Ebene genähert.

Der Begriff und das Konzept der Lebenslage gehen auf Weisser zurück und werden definiert als „Spielraum, dem einem Menschen (einer Gruppe von Menschen) die äußeren Umstände nachhaltig für die Befriedigung der Interessen bieten, die den Sinn seines Lebens bestimmen“ (Weisser 1989/1956). Hierbei handelt es sich um materielle und immaterielle äußere Rahmenbedingungen. Durch den Blick auf die Lebens- und Problemlagen der wohnungs- und obdachlosen Menschen erschließt sich „der Kontext der von den Menschen verfügbaren materiellen, sozialen und kulturellen Bewältigungsressourcen vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Entwicklungen und in Rückbindung zu“ (Böhnisch und Schröer 2012, S. 99) diesen.

Die zuvor beschriebene gesellschaftliche Erwartungshaltung an die einzelnen Akteur*innen, hier an den*die Obdachlose*n, sowie die Gefährdung des Subjekts in der Gesellschaft finden sich in grundlagentheoretischen Überlegungen von Winkler (2004) wieder, indem er verdeutlicht, dass die Subjekte der späten modernen Gesellschaft für sich und ihre Lebenssituation letztlich selbst verantwortlich – bei gleichzeitiger Instrumentalisierung – sind (vgl. S. 34, 42f.):

„Was meint [...] Instrumentalisierung von Subjektivität? Im Zusammenhang der Prozesse einer Preisgabe sozialstaatlicher Vergesellschaftung wird zwar die harte Disziplinierung im Grundsatz nicht aufgegeben. Aber ihr tritt für die Integrierten und die Integrationsfähigen eine Technik zur Seite, die zunächst auf Überzeugung setzt – das entspricht dem Muster aufgeklärter liberaler Gesellschaften, die mit klugen, wissenden und überlegenden Subjekten rechnen, auf deren Selbstkontrolle setzen und erwarten, dass diese sich als mündige Bürger von Notwendigkeiten selbst überzeugen. Der Kern ist: *Die Subjekte sollen nämlich Verantwortung übernehmen, für das Ganze wie auch zugleich für sich selbst.* Kontrolle und Steuerung werden also nach Innen verlegt, sollen aus den Akteuren selbst heraus folgen – ohne dass diese aber über die Richtung verfügen könnten, in welchen sie sich und ihr Handeln lenken sollen, geschweige denn über die Bedingungen, unter welchen sie agieren. Boshaft formuliert [...] wenn sie scheitern sollten; haben sie sich nicht genug angestrengt“ (Winkler 2004, S. 43; H. i. O.).

Dieses provokativ angeführte Scheitern in der Selbstverantwortung ist in Bezug zum Thema der Obdach- und Wohnungslosigkeit die sich individuell ausprägende Folge struktureller Armut und gesellschaftlicher Ausgrenzung und Abhängigkeit. Im Kontext dessen wird auch von den „sogenannten Modernisierungsverlierer[n]“

im neoliberalen und auf Wachstum und Leistung setzenden Deutschland“ (Malyssek und Störch 2009, S. 28) gesprochen, welche zu den Adressat*innen der Sozialen Arbeit werden (vgl. Malyssek und Störch 2009, S. 28). Drastisch ausgedrückt bedeutet dies: Wenn sie nicht selbst für sich sorgen und Verantwortung für das Ganze übernehmen können, sind sie auch nicht mehr für die Gesellschaft vonnöten: „Das Elend kann man sich selbst überlassen, so weit es nicht in den Shopping Malls, den Flugplätzen oder den gut gesicherten Freizeitarealen auftritt“ (Winkler 2004, S. 48). Die Problematik besteht darin, dass vor allem in Lebenssituationen wie der der Obdachlosigkeit „eine Autonomie subjektiver Praxis kaum möglich [ist; N.S.] – hier geht es nur noch um das Überleben“ (Winkler 2004, S. 46) bzw. um das alltägliche Bewältigen der Lebenssituation. Obwohl dies ein extremes und dramatisches Bild unseres gesellschaftlichen Zusammenlebens aufzeigt und den Blick auf Ausgegrenzte und Armutsbetroffene kritisch einfängt, begründet sich darin u. a. ein optimistisches Bestreben der Sozialen Arbeit, indem den gefährdeten „Subjekten doch so etwas wie eine Stimme“ (Winkler 2004, S. 52) gegeben werden soll und eine Aufklärung stattfindet, wodurch die Betroffenen erkennen sollen, dass sie nicht allein in dieser Situation sind und ihre Erfahrungen gemeinsame Erfahrungen mit anderen darstellen (vgl. Winkler 2004, S. 52).

Trotz der zuvor benannten Heterogenität des Phänomens der Obdach- und Wohnungslosigkeit werden in diesem Kapitel die möglichen gemeinsamen Lebens- und Problemlagen und die damit in Zusammenhang stehenden Dimensionen der Exklusion und Inklusion beschrieben, die sich anhand der multiplen und komplexen Varianten an strukturellen und individuellen Faktoren und Aspekten differenziert darstellen lassen. Ziel des Kapitels ist es, ein theoretisches Grundlagenverständnis zu vermitteln und den späteren Zugang zur empirischen Studie zu erleichtern. Denn um zu verstehen, welche Orientierungen sich hinsichtlich der Bewältigungspraxen in den biographischen Erzählungen zeigen, muss theoretisch geklärt sein, welchem Alltag Obdachlose ausgesetzt sind, welchen Bedingungen sie im Kontext welcher Möglichkeits- und Begrenzungsräume begegnen und in welcher Art und Weise sie diese bewältigen. Dabei werden die Ursachen, Auslöser und Folgen von Wohnungs- und Obdachlosigkeit benannt und darauf aufbauend die Lebens- und Problemlagen anhand der existenziellen, sozialen und kulturellen Schwierigkeiten und „Bedarfssituationen“ (Ansen 2017, S. 6) ausgeführt. Die dazugehörigen Exklusions- und Inklusionsdimensionen werden integrierend erläutert und abschließend in einer Übersicht angeführt. Danach stellt sich die Frage, wie Menschen mit dieser Lebens- und Problemlage der Wohnungs- und Obdachlosigkeit umgehen und diese bewältigen. Um diese Frage zu beantworten, werden ausgewählte wissenschaftliche Erkenntnisse zu den Bewältigungspraxen und Handlungsmodi dargestellt.

2.3.1 Existenzielle, soziale und kulturelle Schwierigkeiten und Bedarfssituationen

Wie bereits angeführt, ist der Zustand von Wohnungs- und Obdachlosigkeit als eine „individuell sich ausprägende Folge struktureller Armut und Unterversorgung“ (Gillich und Nagel 2010, S. 8) sowie sozialer Ausgrenzung und Exklusion aufzufassen. Daher soll zunächst das Verständnis von Armut geklärt werden, welches als Arbeitsgrundlage dient. Es gibt verschiedene Definitionen und Typologien von Armut, welche in der Literatur angeführt und unterschieden werden. Hier wird vor allem auf zwei Autoren (Werner Schönig und Christoph Butterwegge) Bezug genommen, die Armut als mehrdimensionales und soziales Problem verstehen und ausführen. Die von den Autoren jeweils differenzierten, teils unterschiedlichen und teils ähnlichen Perspektiven folgenden Erläuterungen und Strukturierungen von Armut bieten eine geeignete Grundlage für die anschließende Auseinandersetzung mit den möglichen komplexen und multiplen Schwierigkeiten, Bedarfssituationen und Dimensionen sozialer Exklusion (und Inklusion) von obdach- und wohnungslosen Menschen.

Der Begriff der Armut beinhaltet und vermittelt zunächst zwei Aspekte (vgl. Schönig 2017, S. 228): „[...] erstens einen materiellen ([...] Einkommensarmut) und zweitens einen immateriellen [...] ([...] Ausgrenzung)“ (Schönig 2017, S. 228). Diese zwei Aspekte können miteinander verbunden sein und somit zusammen auftreten oder nur allein für sich sichtbar werden. Ausgehend davon, dass Schönig Armut in Bezugnahme auf Gerhard Weisser und Armartya Sen als (vgl. 2017, S. 228f.) „eine Unterversorgung in verschiedenen Dimensionen der Lebenslage/Capabilities“ (Schönig 2017, S. 229) versteht, können auch weitere Mängel, d. h. eine unzureichende Versorgung in den Bereichen des Wohnens, der Bildung und Arbeit, der Gesundheit und der allgemeinen Teilhabe, auftreten. Die jeweiligen Defizite können nur kurzfristig auftreten und somit schnell wieder ausgeglichen werden oder eine längere bis langfristige Dauer haben. Armut ist daher kein festgeschriebener Zustand mit einem einheitlichen Erscheinungsbild, sondern tritt in unterschiedlichen Varianten auf (vgl. Schönig 2017, S. 229). In der Armutsforschung findet darüber hinaus eine „grundlegende Unterscheidung zwischen absoluter, extremer oder existentieller Armut und relativer Armut andererseits“ (Butterwegge 2016, S. 18) statt. Das Leben in absoluter Armut bedeutet konkret, dass es an den grundlegenden und lebensnotwendigen Ressourcen ((warmer) Wohnraum, Nahrung, Zugang zu Wasser, Kleidung, Medizin etc.) mangelt, um die eigene Existenz zu sichern (vgl. Butterwegge 2016, S. 18). Beim Konzept der relativen Armut hingegen, welches im Vergleich zum Konzept extremer Armut in Deutschland vornehmlich seine Anwendung findet, werden Menschen nicht direkt als in ihrer Existenz bedroht aufgefasst, sondern im Verhältnis/Vergleich zur Gesellschaft unterhalb des allgemeinen Standards und der Bedingungen lebend. Dieses Konzept fasst diese Form der Armut nicht als direkte Bedrohung der Existenz auf, sondern stellt die Problematik von sozialer Gerechtigkeit bzw. die Defizite sozialer Gerechtigkeit in den Vordergrund (vgl. Butterwegge 2016, S. 19; Schönig

2017, S. 237).²⁰ Da, wie zuvor benannt, Armut nicht eindimensional zu verstehen ist, sondern ein hohes Maß an Variation und Diversität aufzeigt, sollen die von Schönig und Butterwegge unterschiedlich vorgenommenen Strukturierungen zu den Erscheinungsformen von Armut im Folgenden angeführt werden. Die jeweiligen einer anderen Struktur folgenden Beschreibungen von Armut stellen eine gute Ergänzung dar, um das Gesamtbild der Armut erschließen zu können.

Schönig (2017) nimmt eine Differenzierung und Gruppierung (drei Gruppen) der Armutsbevölkerung in Deutschland vor, die er insgesamt mit ca. 16 % (12,8 Mio. Menschen) beziffert (vgl. 239) und als „Binnenstruktur der Armut“ (S. 239) betitelt:

1. „Auffällig ist zunächst die Gruppe der *Mittelschichtsangehörigen, welche aufgrund spezieller Risikomerkmale und oftmals für einen kürzeren Zeitraum in einer Armutslage leben*. In der Regel steht dabei Einkommensarmut im Vordergrund, während andere Unterversorgungstatbestände nicht prägend vorliegen. Aus diesem Grund ist die Armutslage vorübergehend und dauert nicht länger als zwei Jahre. Schreibt man die Ergebnisse der Armutsdynamikforschung und der Statistik zum Hartz IV-Bezug fort, fallen schätzungsweise 80 % der Armutsbevölkerung in diese Gruppe. Dabei können die Gründe für den Bezug und dessen Überwindung sehr unterschiedlich sein, woraus sich eher ein buntes Bild ergibt [...]“
2. Eine deutlich kleinere Gruppe mit höherer Problemintensität bilden *Personen mit mehreren Armutsrisiken und einer Verfestigung ihrer Armutslage*. Diese Gruppe umfasst ca. 20 % der Armutsbevölkerung. Sie werden in den internationalen Diskussionen in Anlehnung an Wilson als neue urbane Unterschicht beschrieben, deren Lebenslage mehrfach restringiert ist und die sich daher in einer verfestigten Armutsproblematik befinden. Bei ihnen hat die Einkommensarmut vielschichtige Ursachen wie z. B. unzureichendes Bildungsniveau und chronische Krankheiten und zudem leben die Betroffenen typischerweise in Armutsgebieten/sozialen Brennpunkten, was ihnen die Überwindung der Lage weiter erschwert. [...]“
3. Schließlich sind als dritte Gruppe jene *Personen zu nennen, die in einer verschärften, extremen Form der Armut leben* und die insofern einer weiteren Verschärfung der Problemlage ausgesetzt sind. Jene Personen sind wohnungslos und/oder funktionale Analphabeten und/oder schwer krank und/oder seit mehreren Jahren arbeitslos“ (Schönig 2017, S. 239f.; H. i. O.).

Die dritte Gruppe umfasst schätzungsweise weniger als 1 % (vgl. Schönig 2017, S. 240). Butterwegge nimmt eine andere Art der Strukturierung vor, indem er die Armutsbevölkerung nicht wie Schönig in Gruppen unterscheidet und beschreibt, sondern Armut als „*mehrdimensionales Problem*“ (Butterwegge 2016, S. 17; H. i. O.) anhand von Aspekten und Merkmalen systematisiert, weshalb die Strukturierungen in gewisser Weise aufeinander aufbauen. Dies geschieht, indem zuerst

20 Kritische Auseinandersetzung zum Konzept der relativen, extremen und absoluten Armut siehe u. a. Schönig 2017, S. 237f.

die sogenannte *Binnenstruktur der Armutsbevölkerung* in Gruppen differenziert, aufgedeckt und anhand weniger Merkmale beschrieben wurde und nun noch weiter nach innen gerichtet die verschiedenen Aspekte und Merkmale der Armut angeführt werden, die sich in unterschiedlicher Weise bei den Personen innerhalb der jeweiligen Gruppen der Binnenstruktur der Armut zeigen können. Butterwegge beschreibt Armut als

„ein *mehrdimensionales* Problem, das ökonomische (monetäre), soziale und kulturelle Aspekte umfasst. Dabei sind neben anderen, weniger relevanten besonders die folgenden Merkmale entscheidend:

1. eine weitgehende Mittellosigkeit oder monetäre Defizite (sprich: miserable Einkommens- und Vermögensverhältnisse), was in marktwirtschaftlich-kapitalistisch organisierten Gesellschaften den Verzicht auf bestimmte Güter und Dienstleistungen bedeutet, weil diese normalerweise mit Geld bezahlt werden müssen;
2. ein länger dauernder Mangel an lebensnotwendigen bzw. allgemein für unverzichtbar gehaltenen Gütern und Dienstleistungen, der einen gravierenden Ansehensverlust bei anderen Gesellschaftsmitgliedern hervorruft;
3. die Notwendigkeit, staatliche Unterstützung in Anspruch zu nehmen, auf vergleichbare Formen der ‚Fremdalimentierung‘ zurückzugreifen oder den eigenen Lebensunterhalt durch Bettelei, evtl. auch durch illegale Formen des Broterwerbs zu bestreiten, verbunden mit dem Zwang, ‚von der Hand in den Mund zu leben‘, also keinerlei längerfristige Lebensplanung betreiben zu können;
4. Mängel im Bereich der Wohnung, des Wohnumfeldes, der Haushaltsführung, Ernährung, Gesundheit, Bildung, Freizeit und Kultur, die fast zwangsläufig zum Ausschluss der betroffenen Personen von einer Beteiligung am gesellschaftlichen Leben führen, wie sie anderen möglich ist;
5. die Macht- bzw. Einflusslosigkeit der betroffenen Personen in allen gesellschaftlichen Schlüsselebereichen, d. h. den Gremien von Wirtschaft, Politik, staatlicher Verwaltung, Wissenschaft und Massenmedien, wo die ganze Gesellschaft betreffende und auch für sie selbst bindende Entscheidungen getroffen werden;
6. eine allgemeine Missbilligung der Lebensweise davon Betroffener, die marginalisiert, negativ etikettiert und stigmatisiert, d. h. ausgegrenzt und in der Regel selbst für ihr Schicksal verantwortlich gemacht werden, während man dessen gesellschaftliche Determiniertheit und seine strukturellen Hintergründe tunlichst ignoriert bzw. negiert“ (Butterwegge 2016, S. 17f.; H. i. O.).

Menschen, die von akuter Wohnungs- und Obdachlosigkeit betroffen sind, können diese sogenannten Merkmale der mehrdimensionalen Armut aufweisen, woraus besondere Schwierigkeiten und Bedarfssituationen resultieren. Der definierte Armutsbegriff, die von Schönig angeführte Strukturierung der Gruppen mit zugehöriger Merkmalsbeschreibung, die Differenzierung Butterwegges, welche relevanten Merkmale Armut beschreiben, können sich stets wandeln und gelten nicht als festgelegt und unangreifbar. Im Gegenteil: Was unter Armut verstanden wird und wie sich diese zeigt, steht immer auch im Zusammenhang mit den entsprechenden medialen, politischen und wissenschaftlichen Zuschreibungen und Konstruktionen, die

vollzogen werden. Armut sowie Obdach- und Wohnungslosigkeit sind vielschichtige und dynamische Lebens- und Problemlagen, deren Erklärungsversuche und Definitionen immer wieder neu zu überprüfen, anzupassen und im gesellschaftlichen Entwicklungsprozess zu interpretieren sind (vgl. Butterwegge 2016, S. 17f.). Wie bereits deutlich wurde, steht Armut in einem engen Zusammenhang mit Ausschluss- und Ausgrenzungserfahrungen der Betroffenen, was unter dem Begriff der sozialen Exklusion zu verstehen ist und damit eine erweiterte Perspektive auf bestimmte Gruppen wie der der Obdachlosen einnimmt. Die Gruppe der Obdachlosen wurden bereits im Jahr 1993 in einem Bericht der Europäischen Kommission gemeinsam mit der Gruppe der Langzeitarbeitslosen zu denjenigen von Exklusion betroffenen gezählt (vgl. Kronauer 2010, S. 12f.). Das „Problem der Exklusion“ (2010, S. 13) und damit der Ausschluss- und Ausgrenzungserfahrungen definiert Kronauer „als Problem der Teilhabe an (bzw. des Ausschlusses von) den gesellschaftlich realisierten Möglichkeiten des Lebensstandards, der politischen Einflussnahme und der sozialen Anerkennung“ (2010, S. 13).²¹

Nachdem Konzepte und Definitionen von Armut erklärt und das Problem der Exklusion erläutert wurden, wird im weiteren Verlauf der Fokus auf die existenziellen, sozialen und kulturellen Schwierigkeiten und Bedarfssituationen wohnungs- und obdachloser Menschen gelegt. Zunächst werden die nicht zwangsläufig trennscharfen Ursachen, Auslöser und Folgen von Wohnungslosigkeit beschrieben, d. h., eine Ursache oder ein Auslöser bei der einen Person, kann bei der anderen Person wiederum eine Folge sein. Wenn hier Ursachen und Auslöser benannt werden, handelt es sich in gewisser Weise um harte und weiche Faktoren, die eine Wohnungs- und Obdachlosigkeit bedingen. Eine Ursache führt zwangsläufig zum Verlust einer Wohnung bzw. zum Anstieg der Zahl Wohnungsloser (strukturell betrachtet), ein Auslöser (Schulden, psychische Erkrankung, Trennung oder Tod des Partners etc.) führt i. d. R. erst durch die Existenz mehrerer solcher Auslöser in Kombination mit strukturellen und politischen Voraussetzungen zu einem Wohnungsverlust. Butterwegge führt dazu an, dass „die Ursachen der zunehmenden Wohnungslosigkeit, [...] in den bestehenden Gesellschaftsstrukturen, den herrschenden Eigentumsverhältnissen und sich häufenden sozioökonomischen Krisenerscheinungen gesucht werden müssen“ (Butterwegge 2014, S. 28). Des Weiteren ist zu konstatieren, dass die Ursachen, Auslöser und Folgen der Wohnungs- und Obdachlosigkeit jeweils auf zwei Ebenen zu verorten sind: 1. auf der strukturell-ökonomisch-gesellschaftlichen Ebene und 2. auf der individuellen Ebene. Die Ursachen, Auslöser und Folgen werden zuerst in einer tabellarischen Übersicht dargestellt, um sie daran anschließend anhand der Lebens- und Problemlagen differenzierter zu beschreiben. Auch wenn die Ursachen, Auslöser und Folgen einzeln in Stichpunkten aufgelistet werden, muss vor allem bei den individuellen Ursachen und Auslösern berücksichtigt werden, dass i. d. R. nicht allein ein Aus-

21 In diesem Kapitel wird mit dem Exklusionsverständnis von Kronauer gearbeitet. In Kapitel 3.2 erfolgt eine metatheoretische Einordnung zum Themenfeld Ausschluss und Zugehörigkeit; es werden dabei auch andere Zugänge zum Exklusionsverständnis dargelegt.

löser zur Folge hat, dass eine Person in Wohnungsnot gerät. Vielmehr führen erst eine Kumulation und Verkettung verschiedener Ursachen und Schwierigkeiten zu einer Wohnungsnot, die entweder kurzfristig wieder behoben werden kann oder einen schnellen Zuwachs an weiteren Bedarfssituationen hervorbringt. Busch-Geertsema et al. (2019) bestätigen in ihrem aktuellen Forschungsbericht *Entstehung, Verlauf und Struktur von Wohnungslosigkeit und Strategien zu ihrer Vermeidung und Behebung* die bereits in früheren Studien empirisch aufgezeigten multiplen Ursachen von Wohnungs- und Obdachlosigkeit (vgl. S. 149) und beschreiben sie als „komplexe Ursachenbündel“ (S. 149). Folgende Matrix fasst diese Komplexität zusammen, ohne dabei eine Gewichtung durch die Rangfolge der angeführten Ursachen, Auslöser und Folgen von Wohnungs- und Obdachlosigkeit zu vermitteln:

Tabelle 3: Ursachen, Auslöser und Folgen von Wohnungs- und Obdachlosigkeit – eigene Darstellung

<i>Wohnungs- und Obdachlosigkeit – Existenzielle, soziale und kulturelle Schwierigkeiten und Bedarfssituationen – Ursachen und Folgen</i>		
	Mögliche Ursachen & Auslöser	Mögliche Folgen
Strukturell-ökonomisch-gesellschaftliche Ebene	<ul style="list-style-type: none"> • Armut: ökonomische und soziale Ungleichheit in der Gesellschaft, Ausweitung des Niedriglohnssektors, nicht ausreichender Betrag des Regelsatzes bzw. nicht wohnungsmarktgerechte Grenzen für die Kosten der Unterkunft seitens der Jobcenter • zunehmend schwindender bezahlbarer Wohnraum durch die praktizierte Wohnungspolitik: Abbau belegungsgebundener Sozialwohnungen bei gleichzeitiger Privatisierung des Wohnungsmarktes, hohe und weiter ansteigende Mieten (vor allem in großen Städten) • soziale Diskriminierung und Stigmatisierung • Arbeitsplatzverlust und/oder ein Leben in wechselnden Maßnahmen durch verfehlte Arbeits- und Sozialpolitik • fehlende soziale Netzwerke • fehlende sozialpolitische Strategien im Kontext von Prävention zur Wohnungsverlustvermeidung • mangelnde Beratungsqualität einzelner Hilfeangebote und schlechte Verzahnung der Unterstützungsleistungen und differenzierten Hilfeangeboten • fehlende Kenntnisse über Hilfeangebote und staatliche Ansprüche • Flucht und Migration aus europäischen Staaten oder Drittstaaten 	<ul style="list-style-type: none"> • Verfestigung von Armut • soziale und kulturelle Ausgrenzung und Benachteiligung • fehlende/begrenzte gesellschaftliche und politische Teilhabe • Stigmatisierung • Vertreibung in andere Gemeinden • Vertreibung aus dem öffentlichen Raum • existenzielle Notlage; Verlust des Wohn- und Schutzraums; dadurch ergibt sich die Gefahr, Opfer von verbaler und körperlicher Gewalt und Überfällen zu werden (Hass- und Vorurteils kriminalität)

<i>Wohnungs- und Obdachlosigkeit – Existenzielle, soziale und kulturelle Schwierigkeiten und Bedarfssituationen – Ursachen und Folgen</i>		
	Mögliche Ursachen & Auslöser	Mögliche Folgen
Individuelle Ebene	<ul style="list-style-type: none"> • Kündigung seitens des Vermieters bzw. der Vermieterin oder des Mieters bzw. der Mieterin (Eigenbedarf, längerfristiges Ausbleiben der Mietzahlung) • Ortswechsel • Anhäufung von Miet- und Energieschulden und allg. Überschuldung • Arbeitsplatzverlust • Trennung, Scheidung des Partners bzw. der Partnerin • psychische und/oder physische Erkrankungen; Suchterkrankung • Haftantritt bzw. -entlassung • Beendigung einer stationären Hilfe (bspw. Hilfen gemäß § 67 SGB XII oder stationäre Jugendhilfe) • längerer Klinikaufenthalt, Entlassung aus der Klinik oder Reha • Räumung der Wohnung • Auszug/Flucht aus dem Elternhaus • häusliche Gewalt und (finanzielle) Abhängigkeiten/Flucht aus dem eigenen Wohnraum (Frauen sind vornehmlich betroffen) 	<ul style="list-style-type: none"> • Verlust der Privatsphäre und des eigenen Schutzraums • Verlust des eigenen sachlichen und persönlichen Besitzes (materielle Dinge wie Sofa, Tisch, Schrank etc., aber auch Familienerrinerungen wie Fotos, Stofftiere, Kunst etc.) • Verlust der Arbeitsstelle • Verschuldung bzw. weiterer Anstieg der Schulden • Straffälligkeit • Verlust von psychischer und/oder physischer Gesundheit und Zunahme eigener Vulnerabilität • Verlust familiärer Kontakte, Beziehungen, Partnerschaften und des sozialen Netzes • Einstieg in die Drogenszene • Einstieg in die Sexarbeit • Mangel und Verzicht bei der Befriedigung von alltäglichen Bedürfnissen (Hygiene, Sport, Freizeitgestaltung) • Verlust eigener Wünsche, Pläne und Perspektiven für die Zukunft; eher unsicherer Blick in die Zukunft • Verlust von Antrieb und Energie, eine andere Lebenssituation anzustreben (Zustand sozialer Erschöpfung) • Verlust lebenspraktischer Fähigkeiten • Gefühl des eigenen Versagens und Scheiterns (gesellschaftlich nicht mithalten zu können, Rolle als Vater, Mutter, Berufstätige*r nicht erfüllen zu können etc.)

Die tabellarisch angeführten Ursachen, Auslöser und Folgen von Wohnungs- und Obdachlosigkeit geben einen Überblick über die multiplen und komplexen existenziellen, sozialen und kulturellen Schwierigkeiten und Bedarfssituationen, in denen sich die betroffenen Personen befinden können. Diese gilt es im Folgenden, entsprechend dieser Systematisierung in *existenzielle, soziale und kulturelle Schwierigkeiten und Bedarfssituationen*, näher auszuführen und als Lebens- und Problemlagen obdach- und wohnungsloser Menschen zu bestimmen.

Existenzielle Schwierigkeiten und Bedarfssituationen

Auch wenn die Ursachen, Auslöser und Folgen und die damit verbundenen Lebens- und Problemlagen von Wohnungs- und Obdachlosigkeit eine hohe Variation aufweisen, stellt die *monetäre Armut* ein häufiges gemeinsames Merkmal bereits vor und beim Verlust der Wohnung dar (vgl. Busch-Geertsema et al. 2019, S. 149).²² Die Erkenntnisse des letzten erhobenen Statistikberichts der BAG W e. V.²³ von 2017 bekräftigen diese Erkenntnisse, da 28,3 % der wohnungslosen Personen zu Hilfebeginn kein Einkommen aufwiesen und 41,4 % SGB-II-Leistungen (Arbeitslosengeld (ALG) II, Sozialgeld) erhielten. 9,7 % der Adressat*innen verfügten hingegen über eine Erwerbs- oder Berufstätigkeit (vgl. Neupert 2017, S. 11). Darüber hinaus stellen laut dieser Statistik Miet- und Energieschulden den häufigsten Auslöser für einen Wohnungsverlust dar (17,7%; Männer: 17,1%; Frauen 18,4%) (vgl. Neupert 2017, S. 8). Zwei wichtige Aspekte sind daher symptomatisch für eine monetäre Armut: erstens, ein geringes, ein leistungsentsprechendes (scheinbar bekämpfte Armut) oder kein Einkommen, welches durch Arbeitslosigkeit, eine geringfügige Beschäftigung oder eine Beschäftigung im Niedriglohnssektor bedingt ist, und zweitens die Überschuldung, die aber i. d. R. nicht nur in den Bereich der Miet- und Energieschulden reicht, sondern auch andere Lebensbereiche betrifft. Zwischen Arbeitslosigkeit, geringfügiger Beschäftigung, Einkommensarmut und Überschuldung besteht außerdem ein direkter Zusammenhang, der anhand der Zahlen des jährlich dargestellten iff-Überschuldungsreport deutlich wird. Die häufigsten Gründe für Überschuldung in Deutschland, die im Überschuldungsreport für das Jahr 2018 präsentiert wurden, sind: Arbeitslosigkeit und reduzierte Arbeit 23,1 %, Scheidung und Trennung 10,5 %, Krankheit 10,0 %, Konsumverhalten 9,7 % und Einkommensarmut 9,6 % (vgl. Ulbricht 2019, S. 6). Die Ursachen und Auslöser für eine Überschuldung sind jedoch nicht eindimensional zu verstehen, sondern können auch multifaktoriell bedingt sein (vgl. Mantseri 2011, S. 19). Allein die Problemlage der Überschuldung führt zu einer „Destabilisierung der Existenz der betroffenen Menschen in ihren rechtlichen, wirtschaftlichen, sozialen,

22 Busch-Geertsema et al. 2019 verweisen dabei auf die Erkenntnisse dreier weiterer Studien, welche die monetäre Armut als gemeinsames Merkmal belegen. Angeführt sind Busch-Geertsema und Ruhstrat 1997; Evers und Ruhstrat 2015; Ruhstrat et al. 1991.

23 Für die Jahre 2003–2017 wurde jährlich ein Statistikbericht der BAG W e. V. zur *Lebenslage wohnungsloser und von Wohnungslosigkeit bedrohter Menschen in Deutschland* erhoben und veröffentlicht. Bei dem hier berücksichtigten Statistikbericht wurden entsprechende Daten von 35.369 Adressat*innen erhoben, die Hilfen in Einrichtungen und Diensten erhielten.

psychischen und gesundheitlichen Bezügen“ (Just 2011, S. 14) und tritt häufig im Kontext von Wohnungsnotfällen auf (vgl. Nagel 2015, S. 97). Auch wenn an dieser Stelle die einzelnen Ursachen und Folgen der Arbeitslosigkeit und der Überschuldung nicht weiter im Detail ausgeführt werden können, sind Einkommensarmut, Arbeitslosigkeit und Überschuldung als Hauptfaktoren monetärer Armut spezifische Problemlagen im Kontext von Wohnungs- und Obdachlosigkeit, welche als Teil der existenziellen Schwierigkeiten und Bedarfssituationen zu verstehen sind.

Es wird deutlich, dass Wohnungslosigkeit und Armut miteinander korrelieren, wobei Wohnungs- und Obdachlosigkeit die extreme Variante der Armut in Deutschland ist. Die fehlenden Chancen sowie die Ausgrenzung am Wohnungsmarkt armutsbetroffener Personen führen zum einen zu Wohnungslosigkeit (beispielsweise wird nach Kündigung keine neue bezahlbare Wohnung gefunden) und ermöglichen dadurch (fast) kein Zurückkommen in den ‚normalen‘ Wohnungsmarkt, wenn die Wohnungslosigkeit einmal entstanden ist. Zum anderen werden armutsbetroffene Personen, vor allem ALG-II-Empfänger*innen, durch pauschalisierte und reglementierte Höchstgrenzen der Kosten, die für die Unterkunft und Heizung (KdU) übernommen werden, nicht nur bei Mieterhöhung aus ihrer Wohnung (in beliebten Stadtgebieten) herausbefördert, sondern finden darüber hinaus nur noch bezahlbare Wohnungen in Randbezirken der Städte (vgl. Butterwegge 2014, S. 27f.). Dadurch wird eine „Gettoisierung bzw. ein[e] sozialräumliche Segregation der Armutspopulation“ (Butterwegge 2014, S. 27) befördert und provoziert. Durch die ‚Vertreibungsprozesse‘ von großen Bevölkerungsgruppen, die sich die Mieten nicht mehr leisten können, zeichnet sich in den letzten Jahren auch ein Anstieg der Mieten außerhalb der großen Städte, dem sogenannten Speckgürtel (umliegende Bezirke und Landkreise), ab, wodurch die Suche und das Finden bezahlbaren Wohnraums fast unmöglich scheint.

Auch der Faktor einer bislang nicht überwundenen Überschuldung (Miet-, Energieschulden und weitere), die durch die sogenannten negativen SCHUFA-Einträge sichtbar werden, können bei den betroffenen Wohnungs- und Obdachlosen zum Ausschluss am Wohnungsmarkt oder zu einer fast nicht überwindbaren Hürde führen (vgl. Nagel 2015, S. 99; Rosenke 2017c, S. 11). Darüber hinaus sind steigende Mieten vor allem in den bevölkerungsdichten Gebieten und den Großstädten zu verzeichnen. Die Problematik der steigenden Mieten wird durch die Abnahme der Reallöhne, eine Ausweitung des Niedriglohnsektors und atypische Beschäftigungsverhältnisse ergänzt (vgl. Butterwegge 2014, S. 27f.; Wege 2012, S. 410; Rosenke 2017c, S. 11). Hinzu kommt der in den letzten 30 Jahren sukzessiv verkaufte Bestand an belegungsgebundenen Sozialwohnungen in Deutschland (1990: 2.865.882 Mio. und 2020: 1.068.008 Mio.), welcher seitens der Kommunen, der Länder und des Bundes der privaten Wohnungswirtschaft überlassen wurde, die diese Wohnungen saniert und hochpreisig auf dem Wohnungsmarkt anbietet (vgl. BAG W e. V. 2017, S. 10). Bezahlbarer Wohnraum in Deutschland und somit das Recht auf körperliche Unversehrtheit (Art. 2 GG, Abs. 2) und ein Leben in Würde (Art. 1 GG, Abs. 1) sind dadurch zur Mangelware geworden. Hiervon sind nicht nur Wohnungslose betroffen, sondern auch für Personen aus dem Niedriglohnsektor,

Studierende, Auszubildende, Soloselbstständige, Alleinerziehende, Familien und Senior*innen etc. stellt der fehlende bezahlbare Wohnraum (vor allem an kleineren Wohnungen) eine ernstzunehmende Problematik dar (vgl. BAG W e. V. 2019a, S. 2), die eine Wohnungslosigkeit verursachen kann oder dazu führt, dass diese Gruppen, die von einem Wohnungsnotfall betroffen sind, keinen Zugang mehr zu Normalwohnraum erhalten. Die grundlegende Ursache von Wohnungs- und Obdachlosigkeit resultiert somit aus „den extremen ökonomischen Ungleichheiten in der Gesellschaft“ (Wege 2012, S. 410) und einem gesellschaftlichen „Armutsanstieg[s] in Form einer zunehmenden Verfestigung von Armut“ (Groh-Samberg 2012, S. 35). Diese ökonomische Ungleichheit und die „soziale Fragmentierung der Gesellschaft zeig[en] sich in ihrem (stadt-)räumlichen Gesicht der Wohnstätten, wie und wo die Menschen verwurzelt sind“ (Hasse 2018, S. 7). Es bilden sich zwei Extreme ab: Ein Teil der Gesellschaft lebt in luxuriösen und hochbezahlten Immobilien, während sich ein weiterer Teil, „die sozioökonomischen Kollateralschäden einer neoliberalen entfesselten Ökonomie“ (Hasse 2018, S. 7), auf der Straße in versteckten „Rest-Räumen“ (Hasse 2018, S. 7) aufhält und dadurch in öffentlichen Bereichen und Räumen des „Statt-Wohnens“ (Hasse 2018, S. 7) existiert. Parallel zu den hier benannten Extremen ist die Wohnungsproblematik jedoch Teil der gesellschaftlichen Mitte geworden und breitet sich dort nach und nach weiter aus (vgl. Hasse 2018, S. 7). Anhand der Problematik des Wohnungsmarktes wird deutlich, wie stark der Zusammenhang von Armut und Wohnungslosigkeit ist und diese somit ursächlich strukturell, ökonomisch und gesellschaftlich bedingt wird.

Nachdem der Zusammenhang von Armut und Wohnungslosigkeit und die sich zunehmend verschlechternden Bedingungen auf dem Wohnungsmarkt erläutert wurden, soll nun aufgezeigt werden, welche Bedeutung es hat, *keine Wohnung* und darüber hinaus *kein Obdach* zu haben. Damit die existenziellen Schwierigkeiten und Bedarfssituationen durch den fehlenden Wohnraum deutlich werden, gilt es zunächst die Frage zu beantworten, welche Bedeutung es hat, *zu wohnen* und ein *eigenes Zuhause* zu haben. Der Begriff *Zuhause* geht in seiner etymologischen Bedeutung über das reine *Wohnen* hinaus. Wohnen bedeutet, „seinen ständigen Aufenthalt [zu; N.S.] haben“ (Pfeifer 1997, S. 1577) bzw. noch konkreter und dabei allein in Bezug auf die Örtlichkeit „seinen ständigen Aufenthalt an einem bestimmten Ort, seine Wohnung in einem bestimmten Haus [zu; N.S.] haben“ (DWDS o. J.a). Im Gegensatz dazu wird in der Bedeutung des Begriffs *Zuhause* eine Gefühlsebene aufgemacht und für die Beschreibung der Örtlichkeit ersetzt, d. h., ein Zuhause ist eine „Wohnung, in der jmd. heimisch ist, in der er ständig wohnt, jmds. Heim“ (DWDS o. J.b). Ein Zuhause kann somit eine Wohnung sein, darüber hinaus liegt dem Begriff aber auch die Bedeutung inne, wie diese Wohnung erlebt, erfahren und gefühlt wird. Dies erfolgt durch die Zuschreibung, dass eine Wohnung mit ständigem Aufenthalt an einem spezifischen Ort bei einer Person ein *heimisches und vertrautes Gefühl* hervorruft, was die *Wohnung* zu einem *Zuhause* werden lässt. Eine Wohnung kann aber auch nur als ein Raum an einem bestimmten Ort wahrgenommen werden, an dem sich längerfristig aufgehalten wird, ohne die Bedeutungszuschreibung zu erhalten, dabei gleichzeitig ein Zuhause zu sein.

Allerdings beschreibt und transportiert der Begriff des Wohnens viel mehr, als es im alltäglichen Gebrauch kommuniziert und wahrgenommen wird. Jürgen Hasse definiert „Wohnen als existenzielle[n] Ausdruck“ (2018, S. 5): „In der Art (und Gestaltung) einer Wohnung spiegelt sich die Lebenssituation einer Person, Familie oder wie auch immer gebildeten (Wohn-)Gruppe wider. Ebenso gilt umgekehrt: Die Wohnung situiert auch die Wohnenden“ (Hasse 2018, S. 5). Hasse führt aus, dass es viele verschiedene, i. d. R. frei gewählte Wohn- und Lebensformen gibt, welche die existenzielle Lebenslage beschreiben, denn „Wohnen‘ und ‚leben‘ [sic!] sind keine Gegenbegriffe, sondern zwei Falten einer existenziellen Situation“ (2018, S. 5). Wohnformen sind daher aber auch nicht stets durch die eigene Wahl bestimmt. Vor allem im Kontext von Obdachlosigkeit und dem Dasein auf der Straße geraten das Leben und Wohnen ins Wanken; Rahmungen und das Leben schützende Grenzen sind nicht verfügbar (vgl. Hasse 2018, S. 5f.):

„Wer sich – wie im Raum flottierenden Obdachlosen – von Ort zu Ort durchschlagen muss und dabei nicht das Mindeste eines halbwegs guten Lebens besitzt, *ist* anders im Raum der Stadt als Sesshafte, allzumal die ökonomisch Privilegierten unter ihnen. Wer keine Wohnung (mehr) hat, lebt oft ‚auf der Platte‘ im öffentlichen Raum. Die Betroffenen sind zweifach situiert – durch die Art ihres So-Lebens und (als Resultat der Zuschreibung von Identität) durch soziale Exklusion.“ (Hasse 2018, S. 5f.; H. i. O.)

Hasse geht noch einen Schritt weiter und beschreibt in Anlehnung an Martin Heidegger den Begriff des Bauens in Ergänzung und im Zusammenhang des Wohnens. Indem der Mensch sich etwas baut, erstellt er sich einen bzw. seinen Raum des Wohnens. Durch das Bauen werden Verhältnisse geschaffen, in denen sich ausdrückt, wie Menschen existieren und ihr Leben gestalten können. Anhand dieser begrifflichen Auseinandersetzung verweist Hasse darauf, dass durch das Wohnen und Bauen nicht nur ein privater Raum erschlossen werden kann, sondern in der Art und Weise, wie der Mensch sich seine Wohnung baut bzw. einrichtet und herstellt, spiegelt sich seine Identität und seine Gestalt wider (vgl. 2018, S. 6). Wohnungs- und Obdachlose hingegen halten sich entweder im öffentlichen Raum auf, indem sie sich nicht oder nur bedingt einrichten und ihre Identität räumlich ausleben können, oder sie halten sich übergangsweise in Notunterkünften und Einrichtungen der Wohnungsnotfallhilfe auf, in denen sie sich den dortigen Räumlichkeiten und organisationalen Lebensstrukturen anpassen (müssen).

Ein Leben in Obdach- und Wohnungslosigkeit ermöglicht daher keine Herstellung des Gefühls eines eigenen Zuhauses, des „Heimisch-Seins“ (Hasse 2018, S. 6). Im Gegenteil: Sie ermöglicht keine Form der „Beheimatung“ (Hasse 2018, S. 6). Die Optionslosigkeit, keine Beheimatung und somit kein eigenes privates Zuhause für sich gestalten zu können, drückt sich meiner Einschätzung nach zu wenig in den Begriffen der Wohnungs- und Obdachlosigkeit aus. Im Unterschied dazu beschreibt und transportiert der englische Begriff *Homelessness* differenzierter den Bedeutungsinhalt der hier angeführten Lebenslage und -situation, in der sich die Betroffenen befinden; ihnen fehlt nicht nur ein Raum zum Schlafen

und zum Schutz, sondern ein *Zuhause*, ein privater Ort, um ihre eigene Identität zu entfalten und ihr Leben zu gestalten. Beispielsweise wird daher im Kontext des US-amerikanischen Housing-First-Ansatzes die Bedeutung der eigenen Wohnung und des eigenen Zuhauses als „**Ausgangspunkt sozialer Inklusion**“ (Pleace 2016, S. 58; H. i. O.) verstanden. Der Housing-First-Ansatz unterscheidet zwischen einer Unterkunft und einer eigenen Wohnung und nutzt ebenfalls den Begriff des eigenen Zuhauses. Die Wirkungsmechanismen eines eigenen Zuhauses im Vergleich zum Leben auf der Straße oder in Einrichtungen der Wohnungsnotfallhilfe werden daher folgendermaßen (auch in Bezug auf die Inanspruchnahme möglicher Unterstützungsangebote) zusammengefasst (vgl. Pleace 2016, S. 56ff.):

„Auf der Straße oder an anderen unsicheren Orten zu leben, erhöht sowohl das subjektive Empfinden von Unsicherheit wie auch die objektive Wahrscheinlichkeit, körperlichen Risiken ausgesetzt zu sein. Notquartiere und andere Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe können ebenfalls als unsicher wahrgenommen werden oder dies auch sein. **Ein richtiges Zuhause bietet sowohl Sicherheit als auch Berechenbarkeit.** [...]“

- **Eine Wohnung bietet eine sichere und stabile Umgebung, was die Wirksamkeit der Unterstützung verbessert** [...]. Langjährige Erfahrungen mit Angeboten zur Behandlung von psychischen und körperlichen Gesundheitsproblemen oder Hilfe bei Drogen- und Alkoholkonsum haben gezeigt, dass deren Wirkung untergraben wird, so lange jemand auf der Straße oder in einer der gängigen Einrichtung der Wohnungslosenhilfe lebt. Wenn Angebote zur Verbesserung der Gesundheit für Wohnungslose effektiv sein sollen, ist der erste Schritt das Zur-Verfügung-Stellen eines sicheren Ortes, an dem es warm und trocken ist, es regelmäßige Mahlzeiten gibt und man nicht dem extremen Stress ausgesetzt ist, der Wohnungslosigkeit begleitet.
- **Eine Wohnung ermöglicht Kontrolle über das Leben.** Eine Wohnung ermöglicht den Menschen, Privatsphäre zu erfahren, soziale Kontakte zu pflegen und einen Raum zu haben, an dem man eine Partnerschaft entwickeln und aufrecht halten kann. Eine Wohnung zu haben, ermöglicht es, so zu leben [sic!] wie man gerne möchte. Das ist schwierig, wenn man in einer Wohnungseinrichtung oder Notunterkunft oder auf der Straße lebt.
- Wenn Wohnbedürfnisse erfüllt werden, können **andere Lebensaspekte in den Vordergrund rücken**“ (Pleace 2016, S. 58; H. i. O.).

Ein Leben ohne Wohnung bedroht somit die Existenz der Betroffenen und führt dazu, dass die alltäglichen Bedürfnisse nicht oder nur eingeschränkt befriedigt werden können (Schlafen, Körperhygiene, Privatsphäre, Gestalten und Leben von Beziehungen, Schutz, Versorgung mit Nahrungsmitteln etc.). Aufgrund dessen kann neben Erkrankungen, die auch bei nicht Wohnungs- oder Obdachlosen im Laufe des Lebens auftreten, ein länger fortdauerndes Leben auf der Straße zur Veralterung und Schädigung der (physischen und psychischen) Gesundheit führen (vgl. Ansen 2017, S. 7; Rosenke 2017b, S. 219). Wohnungs- und Obdachlose können auch wie andere Personen an „Erkältungs-, Haut- und chronisch-internistischen Erkrankungen [...], Prostata- und gynäkologischen Erkrankungen bis zur Krebs-

erkrankung“ (Rosenke 2017b, S. 219) leiden. Aufgrund der Unterversorgung, der mangelhaften Hygiene- und Lebensbedingungen und des teils schutzlosen Lebens auf der Straße sind Wohnungs- und Obdachlose mehr gefährdet und erkranken daher häufiger an der Haut, der Lunge und den Bronchien (Atmungsorgane; chronische Lungenerkrankungen), der Leber, den Verdauungsorganen, am Herz-Kreislauf-System (Bluthochdruck und Herzerkrankungen), dem Skelett-System und haben darüber hinaus vermehrt Zahnerkrankungen (vgl. Hensel 2017, S. 663; Trabert 2005, S. 163; Reifferscheid 2016, S. 445). Zudem können Infektionserkrankungen (HIV, Hepatitis, Tuberkulose) auftreten und Erkrankungen aufgrund eines über Jahre praktizierten Alkoholkonsums (Sensibilitätsstörungen, Ösophagitis, Polyneuropathie, Anfallsleiden) entstehen. Darüber hinaus können Wunden oder Verletzungen in der prekären Situation der Wohnungs- und Obdachlosigkeit nicht gut ausheilen. (vgl. Rosenke 2017b, S. 219; Reifferscheid 2016, S. 445).

Das Sterbealter armutsbetroffener und wohnungs- und obdachloser Menschen verdeutlicht die davon ausgehende reale Gefahr für Leib und Leben. Armutsbetroffene Menschen sterben im Vergleich zu wohlhabenderen Bevölkerung früher, d. h. Männer 10,8 Jahre und Frauen 8 Jahre früher (vgl. Sartorius 2017, S. 51). Eine noch drastischere Differenz zeigt sich in der Studie von Nina Asseln, welche die Entwicklung (2007–2015) der Todesfälle Wohnungsloser untersucht: „Das durchschnittliche Todesalter beträgt [...] 49,03 Jahre und ist seit den 1990er Jahren stetig angestiegen [...]. Wohnungslose werden demnach zwar älter, allerdings sterben sie gegenüber der allgemeinen Bevölkerung statistisch 30 Jahre früher“ (Asseln 2018, S. 123). Darüber hinaus weisen Menschen, die vom Wohnungsnotfall betroffen sind, im Vergleich zur allgemeinen Bevölkerung öfters eine Multimorbidität auf, leiden an (zum Teil chronisch verlaufenden) psychischen Erkrankungen und/oder Suchterkrankungen und/oder treten durch psychische Auffälligkeiten in Erscheinung (Diagnose liegt nicht vor), außerdem kann eine fehlende Krankheitseinsicht bestehen (vgl. Rosenke 2017b, S. 219; BAG W e. V. 2008, S. 1). Im Kontext von Wohnungslosigkeit und psychischen Erkrankungen ist vor allem die SEEWOLF-Studie²⁴ (Bäumel et al. 2017) zu nennen, welche differenzierte Erkenntnisse zum Themenfeld hervorgebracht hat und diese immer wieder in Vergleich und Zusammenhang mit der zuvor maßgeblichen Fichter-Studie (1999) bringt (vgl. Niebauer und Reifferscheid 2017, S. 325). Eine Erkenntnis dieser Studie stellt die Häufigkeit und die Verteilung der aktuellen und der „Lebenszeit-Prävalenz an seelischen Erkrankungen bei Bewohnern der Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe in München“ (Bäumel et al. 2017, S. 224) dar, welche Haupt- und Nebendiagnosen berücksichtigt²⁵:

24 SEEWOLF heißt Seelische Erkrankungsrate in den Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe. In dieser Studie wurden 233 wohnungslose Menschen aus Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe im Großraum München miteinbezogen (vgl. Bäumel et al. 2017, S. 224).

25 Angabe der Lebenszeitprävalenz und der dazugehörigen 1-Monats-Prävalenz in Klammern. Die ICD-10-Diagnoseschlüssel dienen der Zuordnung (F0-9) der sogenannten Achse-I-Störungen (psychische Erkrankungen, ohne Persönlichkeitsstörungen, die sich unter Achse-II-Störungen finden) (vgl. Bäumel et al. 2017, S. 225).

- psychische Erkrankungen insgesamt (F0-9): 93,3 % (74,0 %),
- Suchterkrankungen (F1): 73,5 % (42,6 %),
- affektive Erkrankungen (F3): 44,8 % (20,2 %),
- reaktive und neurotische Störungen (F4): 21,1 % (18,4 %),
- schizophrene Erkrankungen (F2): 13,5 % (10,3 %),
- organische Erkrankungen (F0): 4,9 % (2,7 %),
- keine Störungen jemals bzw. derzeit: 6,7 % (26,0 %) (vgl. Bäuml et al. 2017, S. 224f.).

Darüber hinaus zeigte sich, dass 55,1 % Persönlichkeitsstörungen aufwiesen. Im Gegensatz dazu erkranken in Deutschland allgemein nur ca. 10 % der Bevölkerung an Persönlichkeitsstörungen. Dabei sind vor allem zwei Gruppen besonders herausfordernd für das Hilfesystem, die in der Kontaktaufnahme und Beziehungsarbeit schwer zu erreichen sind und ein häufigeres Vorkommen von Regel- und Gesetzesverstößen aufweisen, mit der Folge, dass für diese über längere Zeiträume Unterstützungsleistungen ausbleiben können (vgl. Bäuml et al. 2017, S. 225): Menschen mit „Persönlichkeitsstörungen mit schizoid-paranoiden Anteilen sowie [...] mit mangelnder Impulskontrolle und erhöhter Aggressivität“ (Bäuml et al. 2017, S. 225). Darüber hinaus ermittelte die Studie die Verteilung und die Häufigkeit der Suchterkrankungen bei den untersuchten wohnungslosen Personen. Hierbei ergab sich folgende Verteilung:

- Psychotrope Substanzen (F1): 42,6 % (Männer 47,2%; Frauen: 24,4 %),
- Alkohol (F 10): 38,6 % (Männer: 44,4 %; Frauen: 15,6 %),
- Cannabinoide (F12): 15,7 % (Männer: 16,9 %; Frauen: 11,1 %),
- multiple Substanzen (F19): 5,4 % (Männer: 6,2 %; Frauen: 2,2%),
- Sedative, Hypnotika (F13): 3,6 % (Männer: 3,4 %; Frauen: 4,4 %),
- Koffein, Stimulantien (F15): 2,7 % (Männer: 3,4%; Frauen 0%),
- Kokain, Halluzinogene (F14/F16): 1,8 % (Männer: 2,2 %; Frauen: 0 %) (vgl. Bäuml et al. 2017, S. 148).

Insgesamt ergab die SEEWOLF-Studie, dass die „untersuchten wohnungslosen Menschen eine im Vergleich zur Allgemeinbevölkerung sowohl dreifach erhöhte 1-Monats-Prävalenz als auch eine fast doppelt so hohe Lebenszeitprävalenz an seelischen Erkrankungen sowie eine um den Faktor fünf erhöhte Rate an Persönlichkeitsstörungen“ (Bäuml et al. 2017, S. 225) aufwiesen. Die kritische Beschreibung von Kellinghaus, dass die Wohnungsnotfallhilfe ein „Sammelbecken von chronisch psychisch kranken Patienten“ (Kellinghaus 2000, S. 93) darstellt, ist damit nicht von der Hand zu weisen. Die Erläuterung der gesundheitlichen Risiken und Bedarfssituationen, welche aus der extremen Armut der Wohnungs- und Obdachlosen resultieren, verdeutlicht erneut die existenzielle Bedrohung, die von den prekären Lebenslagen der Betroffenen ausgeht.

In Bezug auf die Lebenslagen sind im Folgenden die für die Studie relevanten Kernerkenntnisse der bereits zuvor kurz benannten ersten systematischen und

partizipativ gestalteten Lebenslagenuntersuchung wohnungsloser Menschen (Gerull 2018a)²⁶ anzuführen, da diese einen besonderen Zugang zur Lebenslage vor allem in Bezug auf die existenziellen Schwierigkeiten und Bedarfssituationen akut von Wohnungslosigkeit betroffener Menschen darlegt. Die folgende tabellarische Übersicht verdeutlicht zunächst, wie sich die (allgemeine (subjektive und objektivierbare Angaben), subjektive und objektive) Lebenslage der Befragten anhand der Lebenslagenindexe aufzeigen lassen:²⁷

Tabelle 4: Drei Lebenslagenindexe im Vergleich – eigene Darstellung nach Gerull 2018a, S. 15

	a) Alle Fragen	b) Objektive Fragen	c) Subjektive Fragen
Sehr schlechte Lebenslage	2,9 %	2,4 %	10,9 %
Schlechte Lebenslage	25,1 %	22,7 %	30,0 %
Mittlere Lebenslage	52,2 %	51,4 %	38,7 %
Gute Lebenslage	18,9 %	22,6 %	17,2 %
Sehr gute Lebenslage	0,8 %	0,9 %	3,2 %
Gesamt	100 %	100 %	100 %

Im Vergleich der Ergebnisverteilung der Lebenslagenindexe sind im Kontext der existenziellen Schwierigkeiten und Bedarfssituationen vor allem drei Aspekte hervorzuheben. Erstens zeigt sich unter Bezugnahme aller Fragen und der objektivierbaren Fragen zur Lebenslage der befragten wohnungslosen Personen ein überraschend positives Bild: a) 71,1 % mittlere bis gute Lebenslage und b) 74 % mittlere bis gute Lebenslage. Dieses vermeintlich positive Ergebnis wird dem Sampling zugeschrieben, da die befragten Personen alle in irgendeiner Form bereits Zugang und Anbindung zum Hilfesystem hatten. Zweitens schätzen und bewerten die Befragten ihre Lebenslage im Vergleich zu den objektivierbaren Fragen subjektiv schlechter ein: b) 2,4 % und c) 10,9 % sehr schlechte Lebenslage; b) 22,7 % und c) 30,0 % schlechte Lebenslage. Drittens ist es auffällig, dass mehr als die Hälfte der Befragten (61,3 %) sich laut ihrer Beantwortung der subjektiven Einschätzungsfragen eher in einer unter- oder überdurchschnittlichen Lebenslage befinden und im Gegensatz dazu das Mittelfeld weniger vertreten ist: 40,9 % schlechte bis sehr schlechte Lebenslage, 38,7 % mittlere Lebenslage und 20,4 % gute bis sehr gute Lebenslage (vgl. Gerull 2018a, S. 14ff.). Die angeführten Daten ermöglichen eine

26 Es wurden 1.135 Fragebogen ausgewertet, die von akut wohnungslosen Menschen ausgefüllt wurden. Weitere Informationen zur Studie und der Interpretation der Ergebnisse siehe Gerull 2018a, 2019a.

27 Bei der Betrachtung der Ergebnisse in Tabelle 4 ist anzumerken, dass nur Personen befragt wurden, die an das Hilfesystem angebunden waren. Obdachlose Personen, die keine Hilfen in Anspruch nehmen und vornehmlich auf der Straße leben, blieben in dieser Studie unberücksichtigt. In der Studie wurde sich an der Definition der BAG W e. V. orientiert, d. h., wohnungslos ist, wer über keinen mietvertraglich abgesicherten Wohnraum verfügt (ausführlich siehe Kapitel 2.1.).

weitere Interpretation und Bewertung, wenn die vier relevanten Einflussfaktoren auf die Lebenslage wohnungsloser Menschen berücksichtigt werden:

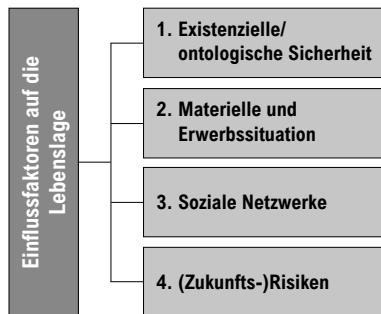


Abbildung 6: Relevanteste Einflussfaktoren auf die Lebenslagen – eigene Darstellung nach Gerull 2018a, S. 16

In Bezug zum Themenbereich der existenziellen Schwierigkeiten und Bedarfssituationen sind vor allem die Einflussfaktoren der Rangfolge 1, 2 und 4 zu berücksichtigen. Der Faktor *soziale Netzwerke* wird daher im Kontext sozialer und kultureller Schwierigkeiten und Bedarfssituationen miteinbezogen. Die Bedeutung der bereits zuvor benannten fehlenden existenziellen Sicherheit und des fehlenden Schutzes in der Lebenslage wohnungsloser Menschen wird durch die Studie nochmals empirisch untermauert und stellt diesen wichtigen Aspekt in den Fokus. *Existenzielle/ontologische Sicherheit* ist demnach der bedeutendste Faktor, welcher die Lebenslage Wohnungsloser beeinflusst. Die sogenannte *ontologische Sicherheit* im Kontext von Wohnungslosigkeit wird von Gerull anhand des Housing First Guide Europe erklärt und stellt eine direkte Verbindung zu der zuvor beschriebenen Bedeutung des Wohnens und des Zuhauses dar, weshalb diese zum Verständnis des Begriffs angeführt wird (vgl. Gerull 2018a, S. 16f.):

„Die Funktion einer Wohnung bei Housing First wird als Bereitstellen von ontologischer Sicherheit definiert. Dieser [...] Begriff kann so beschrieben werden, dass jemand das Gefühl hat, dass sein/ihr Leben sicher, berechenbar und geschützt ist – das Gegenteil dessen, was in der Wohnungslosigkeit erlebt wird, wo nichts sicher [sic!] und es überall kurz- und langfristige Risiken gibt. Für NutzerInnen von Housing First bedeutet die eigene Wohnung, dass sie zu einem normalen Leben zurückkehren oder damit beginnen können“ (Pleace 2016, S. 58).

Da es sich bei der ontologischen Sicherheit um ein Gefühl handelt, welches durch die Sicherheit, die Berechenbarkeit und den Schutz des Lebens geprägt ist, stellt es etwas subjektiv Erfahrbares dar. Gleiches gilt für den Verlust der ontologischen Sicherheit durch eine Wohnungs- und Obdachlosigkeit. Dabei drängt sich die Frage auf, wie der Umgang und die Bewältigung mit der fehlenden existenziellen und

ontologischen Sicherheit durch den Zustand einer Wohnungs- und Obdachlosigkeit erfolgen. Hierin zeigen sich erneut die Relevanz und Anschlussfähigkeit der vorliegenden Studie.

Als zweiter Einflussfaktor werden die *materielle Situation und die Erwerbssituation* benannt. Darin verbirgt sich der Möglichkeitsraum, auf Grundlage seiner*ihrer aktuellen finanziellen Situation, die materiellen Bedürfnisse befriedigen zu können (vgl. Gerull 2018a, S. 17). Der Möglichkeitsraum ist nach den vorherigen Erläuterungen zu extremer Armut, Arbeitslosigkeit und Einkommensarmut etc. in Bezug auf obdachlose Menschen als eher begrenzt anzusehen. Über die Hälfte (54,2 %) der befragten Wohnungs- und Obdachlosen hat aufgrund ihrer monetären Situation nicht die Möglichkeit, sich die Dinge zu leisten, welche für sie wichtig sind (vgl. Gerull 2019b, S. 175).

Als vierter relevanter Einflussfaktor auf die Lebenslage werden die (*Zukunfts-*) *Risiken* angeführt. Darunter werden die Risiken und möglichen Bedrohungen aus den verschiedenen Lebenslagenbereichen verstanden, welche die aktuelle Lebenssituation, aber auch die zukünftige Lebenssituation beeinflussen könnten, wenn sich diese nicht überwinden oder in einem kontrollierten und individuell angemessenen Modus gestalten lassen können (Schulden, physische und/oder psychische Erkrankung, Suchterkrankung, konflikt- und gewaltgeprägte Beziehungen, fehlender eigener Wohnraum, soziale Ausgrenzung und Stigmatisierung etc.) (vgl. Gerull 2018a, S. 17). Anhand des Einflussfaktors (*Zukunfts-*)*Risiken* wird erneut die Komplexität der Lebens- und Problemlage wohnungs- und obdachloser Menschen deutlich, welche die existenzielle Krise nicht nur physisch und monetär beschreibt, sondern auch die enorme psychische und Stresskomponente in den Blick nimmt. Die in verschiedenen Lebensbereichen ungewisse und krisenbesetzte gegenwertige und zukünftige Lebenssituation bedeutet für die Betroffenen „einen kaum zu bewältigenden Stress [...], der die Menschen stark belastet“ (Wege 2012, S. 411). Das Erleben der multiplen existenziellen Risiken, Krisen und Bedrohungen „greif[t] die Identität der Menschen an, die nicht nur teilweise den Glauben an sich, sondern auch an eine andere Zukunft verlieren [können; N.S.]“ (Ansen 2017, S. 7). Gerull stellt in ihrer Studie darüber hinaus fest, dass die befragten wohnungslosen Personen, die den obdachlosen Menschen zugeordnet werden (Leben und Übernachten auf der Straße, Notübernachtung, Behausungen etc.), bezüglich fast aller weiteren (als der Wohnsituation) Lebenslagenbereiche im Vergleich zu den anderen Wohnungslosen in betreuten Wohnformen eine schlechtere Lebenslage aufweisen:

„Sie können am seltensten ihre materiellen Bedürfnisse befriedigen, sind überproportional häufig arbeitslos und bewerten ihre privaten Beziehungen am schlechtesten [...]. Mathematisch logisch gibt es einen noch größeren Zusammenhang mit den Lebenslagenfragen, die sich im gemeinsamen Einflussfaktor existenzielle/ontologische Sicherheit befinden: Menschen in prekären Wohn-/Übernachtungssituationen sind am häufigsten sehr unzufrieden mit ihrer Wohnsituation, fühlen sich am unsichersten und haben überproportional häufig höchstens Zugang zu medizinischen Angeboten der Wohnungslosenhilfe“ (Gerull 2018a, S. 18).

Hierin zeichnet sich der enorme Einfluss auf die Lebenslagenbereiche ab, den eine sichere und vertraute Umgebung, eine Wohnung und im besten Fall ein Zuhause bieten, und gleichzeitig wird deutlich, welche Kettenreaktion durch den Verlust einer Wohnung ausgelöst werden kann und was es letztlich heißt, obdachlos zu sein. Im Kontext sozialer Exklusion stellt die „Exklusion aus dem normalen Wohnen“ (Specht 2013, S. 8) bzw. die „Ausgrenzung aus dem Wohnungsmarkt“ (Rosenke 2017c, S. 11) daher einen grundlegenden Aspekt dar, weshalb „mit zunehmender sozialer Exklusion im Wohnbereich auch eine wachsende soziale Exklusion in anderen Armutsbereichen wie Sozialhilfeabhängigkeit, Arbeitslosigkeit, Bildung und Qualifikation, Gesundheit sowie Unterstützungsnetzwerken einhergeht“ (Specht 2013, S. 8). Diese multidimensionale Mangellage der Betroffenen wird auch als „Ressourcenarmut“ (Sellach 2013, S. 23) beschrieben.

Die existenziellen Schwierigkeiten und Bedarfssituationen der Lebens- und Problemlagen wohnungs- und obdachloser Menschen sind deutlich geworden. An vielen Stellen wurde bereits erkennbar, dass die Lebens- und Problemlagen darüber hinaus durch die sozialen und kulturellen Schwierigkeiten beeinflusst werden und diese daher im *realen* Leben nicht voneinander zu trennen sind, sondern einander bedingen oder als Ursprung oder Folgeerscheinung auftreten. An dieser Stelle wird daher lediglich eine analytische Trennung zur Systematisierung vorgenommen, weshalb im Folgenden die sozialen und kulturellen Schwierigkeiten und Bedarfssituationen dargestellt werden.

Soziale und kulturelle Schwierigkeiten und Bedarfssituationen

Soziale und kulturelle Schwierigkeiten und Bedarfssituationen ergänzen das zuvor beschriebene Exklusionsgeschehen, in welches wohnungs- und obdachlose Menschen prozesshaft hineingeraten können. In dieser Lebenssituation verschließen sich die Türen zu sozialer und kultureller Teilhabe in verschiedenen Bereichen des privaten und gesellschaftlichen (öffentlichen) Zusammenlebens, was letztlich zur sozialen Ausgrenzung, Stigmatisierung und Isolation der Betroffenen führt. Das Exklusionsgeschehen und das Erleben von Ausgrenzung auf der sozialen und kulturellen Ebene sind daher erneut von einer inhärenten Mehrdimensionalität geprägt (vgl. Kronauer 2010, S. 145). Wohnungs- und obdachlose Menschen wurden in der Historie und werden auch heute noch in der „Gesellschaft [...] ausgegrenzt, stigmatisiert und zum Teil in ihrer Existenz bedroht“ (Gerull 2018b, S. 30). Daher soll an dieser Stelle ein historischer Exkurs zur sozialen Ausgrenzung und Stigmatisierung Wohnungs- und Obdachloser anhand der begrifflichen Entwicklung kurz skizziert werden. Wohnungslose wurden in der deutschen Geschichte lange Zeit nicht aufgrund ihres fehlenden Zuhauses und Wohnraums begrifflich gefasst, sondern aufgrund ihrer „angeblichen Mobilität“ (Ayaß 2013, S. 90): *Wanderer*, *Wanderarme*, *arme Reisende*, *Wanderarbeiter* (zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts) und *Nichtsesshafte* (der Begriff entstand Ende des 19. Jahrhunderts, etablierte sich langsam zur Zeit des Nationalsozialismus und blieb bis 2001). Verstärkt ausgrenzende Begriffe, die ab Mitte des 19. Jahrhunderts verwendet wurden, um Wohnungslose zu bezeichnen, waren vor allem *Landstreicher* und *Vagabunden* sowie die

zu korrigierenden oder zu verbessernden Personen. Außerdem erfuhren wohnungslose Menschen in der Zeit des Nationalsozialismus eine extreme Ausgrenzung, die nicht nur begrifflich durch *Asoziale*, *Minderwertige*, *Ballastexistenzen* oder *Gemeinschaftsfremde* praktiziert wurde (vgl. Ayaß 2013, S. 90ff.), sondern letztlich dazu führte, „dass in Massenverhaftungen vom Sommer 1938 Tausende Wohnungslose als Asoziale in die Konzentrationslager verschleppt worden waren und es Nichtsesshafte faktisch nicht mehr gab“ (Ayaß 2013, S. 94f.). Nach dem Zweiten Weltkrieg etablierte sich der Begriff *Nichtsesshafte*, der aber durch die Begriffe *Wohnungslose* und *Obdachlose* in den 1980er-Jahren abgelöst wurde. Den betroffenen Menschen wurde nun nicht mehr ein pathologischer Trieb zum Wandern oder zur Nichtsesshaftigkeit unterstellt, sondern der fehlende Wohnraum als strukturell bedingte Problemlage rückte in den Fokus (vgl. Ayaß 2013, S. 95ff.).²⁸

Im Rahmen von Ausgrenzung und Stigmatisierung in Bezug auf soziale und kulturelle Teilhabe muss der minimierte Raum der „Möglichkeit der Selbstbestimmung“ (Rosenke 2017c, S. 11) vorangestellt werden, welcher durch den fehlenden Wohnraum, die fehlende Privatsphäre, die monetäre Armut und das Leben auf der Straße, in Notunterkünften, bei Bekannten etc. verloren geht. Dabei werden die soziale und kulturelle Teilhabe und die selbstbestimmte Gestaltung des Lebens strukturell begrenzt und zusätzlich aufgrund der Alltagsbewältigung der Wohnungs- und Obdachlosigkeit und damit der Sicherung des Lebens und der Grundbedürfnisse (Schlafplatz finden, Essen besorgen, Schutz suchen, Sachen zusammenhalten etc.) zurückgestellt (vgl. Rohrman 2016, S. 804). Fehlende Selbstbestimmung meint daher die massiv eingeschränkten „Zugriffs- und Kontrollmöglichkeiten auf das eigene Leben und die eigene Lebensplanung“ (Rohrman 2016, S. 804) im privaten und öffentlichen Bereich, aber auch im Sinne einer eingeschränkten bzw. schwachen eigenen Interessenvertretung und politischen Durchsetzbarkeit (vgl. Schönig und Sellner 2019, S. 124).²⁹ Auf der privaten Ebene zeigen sich diverse soziale und kulturelle Ausgrenzungsbereiche und Schwierigkeiten im Kontext von Wohnungs- und vor allem Obdachlosigkeit, die sich zum einen als Bedürfnisse zur Lebensgestaltung und -planung bestimmen lassen, jedoch gleichzeitig auch mit „äußeren normativen Erwartungen“ (Steckelberg 2018, S. 40) einhergehen. Diese gilt es im Folgenden kurz aufzuzeigen.

Zunächst einmal gibt es keinen privaten Raum, um Beziehungen zu gestalten oder aufzubauen, wodurch Beziehungen und Partnerschaften lediglich im Rahmen sehr ungünstiger Verhältnisse (Straße, allgemein öffentlicher Raum, Notübernachtungen, bei Bekannten und Freund*innen etc.) gelebt und gestaltet werden können (vgl. Ansen 2017, S. 7). Unter diesen existenziell bedrohlichen und prekären Bedingungen kann keine Planung in Bezug auf „Familiengründung und Teil-

28 Für eine ausführlichere Auseinandersetzung zur historischen Einordnung und Entwicklung der Begrifflichkeiten zu Wohnungslosen und der Wohnungslosenhilfe siehe Ayaß 2013; Paegelow 2012.

29 Eine differenzierte Auseinandersetzung allgemein zum Thema *Schwache Interessen* findet sich in Toens und Benz 2019, bezugnehmend auf Armut und Wohnungslosigkeit siehe dazu Sellner und Schönig 2019 und auch Toens et al. 2019.

habe am Erwerbsleben“ (Steckelberg 2018, S. 40) in Betracht gezogen werden, wodurch mögliche Bedürfnisse unbefriedigt bleiben und gesellschaftliche Erwartungen nicht bedient werden können. Die Ausgrenzungserfahrungen im Berufs-, Familien- und Sozialleben können vor, mit oder nach dem Eintreten der Obdachlosigkeit entstehen und sich gegenseitig bedingen. Konkret bedeutet dies den Verlust von Arbeit, das Erleben von Trennung oder Tod des Partners bzw. der Partnerin, den Verlust des Kontakts zu den eigenen Kindern, Angehörigen, Freund*innen und des allgemeinen sozialen Netzes (vgl. Wege 2012, S. 410f.). Darüber hinaus können Personen, die aus prekären häuslichen Lebenssituationen (beispielsweise häusliche Gewalt, Abhängigkeitsbeziehungen (vgl. Sellach 2013, S. 22), einem instabilem Elternhaus (vgl. Velmerig 2019, S. 25)) flüchten, aus institutionellen Einrichtungen wie einer Justizvollzugsanstalt (vgl. DCV e. V. et al. 2019, S. 1f.) oder aus stationärer psychiatrischer Behandlung entlassen werden (vgl. BAG W e. V. 2008, S. 1), wohnungs- und obdachlos werden, wenn sie über kein soziales Netz zur Unterstützung oder über persönliche materielle und immaterielle Ressourcen verfügen (vgl. Sellach 2013, S. 22; DCV e. V. et al. 2019, S. 2). Auch wenn sehr individuelle Bedarfssituationen und Schwierigkeiten entstehen können, erfahren und erfahren diese Personen soziale und kulturelle Ausgrenzungen. Insgesamt zeigt sich ein Bild an begrenzter sozialer und kultureller Teilhabe auf der privaten Ebene mit besonderen Bedarfssituationen und Schwierigkeiten, welche Lutz et al. folgendermaßen zusammenfassen:

„Den Betroffenen fehlen soziale Kontakte, aus denen heraus soziale Unterstützung möglich werden könnte. Vielfach sind sie von ihren familiären Hintergründen abgeschnitten, leben sozial isoliert und haben kaum noch Möglichkeiten an sozialen Netzen von Gemeinschaften zu partizipieren. Ihre Beziehungen verkürzen sich mit der Dauer ihrer sozial prekären Situation zumeist auf jene, die sie in der Szene der Betroffenen vorfinden. Diese tragen zu einer Verfestigung der prekären Lagen bei“ (2017, S. 103).

Erschwerend kommen die soziale Ausgrenzung und Stigmatisierung im öffentlichen Raum hinzu. Menschen, die auf der Straße leben und sich längerfristig dort aufhalten, sind gezwungenermaßen dauernd im öffentlichen Raum und den dortigen Fußgänger*innen, aufsuchender Sozialer Arbeit, der Polizei und dem Ordnungsamt ausgesetzt (vgl. Rohrman 2016, S. 804). Sozialer Ausschluss seitens der vorbeigehenden nicht wohnungslosen Passant*innen erfolgt, indem die vorbeigehenden nicht wohnungslosen Bürger*innen den Wohnungs- und Obdachlosen mit bestimmten Vorannahmen, Zuschreibungen und Alltagstheorien in Form von Stigmatisierungen begegnen. Angehörige der Gruppe Wohnungs- und Obdachloser werden als „nicht normal“ (Girtler 1980, S. 110) erklärt und beschrieben. Gesellschaftlich besser gestellte Gruppen etikettieren wohnungs- und obdachlose Menschen (vgl. Girtler 1980, S. 110) „als Abweichler [...] d. h. [...] als ‚kriminell‘, ‚arbeitsscheu‘ usw. [...], ganz im Sinne der ‚herrschenden Meinung‘. Es werden also die Vorstellungen von ‚Normalität‘ als gesamtgesellschaftlich verbindlich festgehalten“ (Girtler 1980, S. 110). Es findet eine Stigmatisierung der Ob-

dachlosen statt, indem sie für die Normalen in einer störenden und gesellschaftlich nicht erwünschten Art und Weise anders und nicht wirklich menschlich sind (vgl. Goffman 2018/1963, S. 13). Die soziale und kulturelle Ausgrenzung erfolgt daher im Sinne des Stigmas, wodurch die Position eines Menschen in einer Gesellschaft sowie der Umgang mit ihm festgelegt werden (vgl. Girtler 1980, S. 111). Unter Berücksichtigung der Goffman'schen Stigmatheorie können Obdachlose dadurch Opfer von alltäglichen Diskriminierungen³⁰ werden, durch welche ihre Chancen im Leben und damit auch in Bezug auf ihre soziale und kulturelle Teilhabe verringert bzw. ausgeschlossen werden. Die Stigmatisierung und Diskriminierung seitens der *normalen* Passanten erfolgen i. d. R. nicht in Form von bewussten Handlungen, Antizipationen und Diskreditierungen, sondern sind durch die gesellschaftlichen Strukturen geprägt, welche Obdachlose weiterhin als Abweichung vom bekannten Normalen sowie als Störung und Bedrohung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit verstehen (vgl. Goffman 2018/1963, S. 12). Darüber hinaus müssen obdachlose Menschen „häufig mit Gewalt und Vertreibung rechnen, letzteres auch von staatlicher Seite“ (Steckelberg 2018, S. 37). Dies wird beispielsweise anhand polizei- und ordnungsbehördlicher Pflichten im Umgang mit Obdachlosen deutlich. Das Eintreten der Obdachlosigkeit bzw. der Verlust einer Wohnung mit fehlender Alternative wird von den Polizei- und Ordnungsbehörden als Bedrohung und Störung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit bewertet:

„Wird die öffentliche Sicherheit oder Ordnung durch das Verhalten von Personen bedroht oder gestört, so hat die Polizei-/Ordnungsbehörde ihre Maßnahmen gegenüber demjenigen zu treffen, der die Bedrohung oder Störung (unmittelbar) verursacht hat. Zweifellos ist der Obdachlose Störer im polizei-/ordnungsrechtlichen Sinn. Die Frage des Verschuldens stellt sich insoweit nicht. Der Obdachlose verursacht durch sein Verhalten eine Störung der öffentlichen Sicherheit. Es besteht eine allgemeine Rechtspflicht zur Unterlassung von Störungen der öffentlichen Sicherheit oder Ordnung, zu polizei-/ordnungsmäßigem Verhalten also, ohne dass diese Verpflichtung durch eine polizeiliche Anordnung begründet werden müsste. Also hat eine betroffene Person in erster Linie dafür selbst zu sorgen, dass keine Obdachlosigkeit eintritt“ (Huttner 2017, S. 85).

Demnach stellt das Nichtbeseitigen der Obdachlosigkeit eine Ordnungswidrigkeit des*der Obdachlosen dar. Darüber hinaus besteht durch „die Aufgabe, von dem Einzelnen und dem Gemeinwesen Gefahren abzuwehren“ (Huttner 2017, S. 22), die Pflicht der Unterbringung seitens der Ordnungsbehörden. Obgleich aufgrund dessen Obdachlose ein Recht auf eine ordnungsrechtliche Unterbringung haben, bleibt Obdachlosigkeit weiterhin eine Ordnungswidrigkeit und ist damit negativ

30 Zum Begriff der Diskriminierung: „Diskriminierung besteht in der gesellschaftlichen Verwendung kategorialer Unterscheidung, mit denen soziale Gruppen und Personenkategorien gekennzeichnet und die zur Begründung und Rechtfertigung gesellschaftlicher (ökonomischer, politischer, rechtlicher, kultureller) Benachteiligungen verwendet werden. Durch Diskriminierung werden auf der Grundlage jeweils wirkungsmächtiger Normalitätsmodelle und Ideologien Personengruppen unterschieden und soziale Gruppen markiert, denen der Status des gleichwertigen und gleichberechtigten Gesellschaftsmitglieds bestritten wird“ (Scherr 2016, S. 9).

und ausgrenzend konnotiert. Positiv zu verzeichnen ist, dass in Deutschland seit 1974 Obdachlosigkeit und das Betteln nicht mehr als Straftat geahndet werden (Streichung des § 361 StGB) und damit einer Kriminalisierung extremer Armut verringert wurde. Dennoch finden eine Ausgrenzung, Vertreibung und Kriminalisierung obdachloser Menschen im öffentlichen Raum statt, indem es nicht erlaubt ist, sich an Bahnhöfen aufzuhalten, ohne Ticket öffentliche Verkehrsmittel zu nutzen eine Straftat ist, das Nächtigen auf Baustellen oder in alten, nicht bewohnten Wohnhäusern und kleinere Diebstähle sowie Drogenbesitz geahndet wird (vgl. Rohrman 2016, 804f.). Daraus ergibt sich eine Kriminalisierung der Armut, die Haftstrafen für Wohnungs- und Obdachlose zur Folge hat; sie stellt daher eine extreme Form der sozialen Ausgrenzung dar, die zu weiteren Bedarfssituationen und Schwierigkeiten führt und somit den Exklusionsprozess weiter anregt:

„Viele Wohnungslose haben wegen Delikten, die mit ihrem unmittelbaren Überleben im Zusammenhang stehen, ein oft langes Vorstrafenregister und müssen im Wiederholungsfall mit immer höherem Strafmaß rechnen, weil Gerichte in Wiederholungstatbeständen in der Regel Unbelehrbarkeit unterstellen, statt die Ausweglosigkeit der Lebenssituation dieser Menschen zu erkennen“ (Rohrman 2016, S. 805).

Bis hierhin wurden möglichen Bedarfssituationen und Schwierigkeiten anhand der existenziellen, sozialen und kulturellen Dimension differenziert erläutert, wodurch die zuvor angeführte Komplexität der Lebens- und Problemlagen wohnungs- und vor allem obdachloser Menschen deutlich wurde. An verschiedenen Stellen hat sich gezeigt, dass es neben den allgemeinen Lebens- und Problemlagen obdach- und wohnungsloser Menschen weitere spezifische und vulnerable Bedarfssituationen, etwa im Fall der psychischen Erkrankung, bestehen können. Weitere besondere Bedarfsgruppen mit jeweils individuellen Schwierigkeiten im Kontext von Wohnungs- und Obdachlosigkeit sind:

- junge (18–27 Jahren) und alte (ab 50 Jahren) Personen,
- Frauen und Männer (geschlechtsspezifische Bedarfssituationen und Schwierigkeiten),
- Familien,
- Haftentlassene,
- (chronisch) psychisch Kranke und Suchtkranke,
- zugewanderte EU-Bürger*innen.

Im Folgenden werden beispielhaft die besonderen Bedarfssituationen und Schwierigkeiten von jungen Wohnungslosen und Frauen (in einer geschlechtssensiblen Perspektive) skizziert.

Junge Obdach- und Wohnungslose (junges Erwachsenenalter: 18–27 Jahre)

Junge wohnungs- und obdachlose Menschen weisen Biographien auf, die „meist gekennzeichnet [sind; N.S.] durch brüchige, unsichere oder sogar gewaltgeprägte Beziehungen und vor allem durch die Erfahrung Beziehungsabbrüchen ohnmächtig ausgesetzt (gewesen) zu sein“ (Diakonie Deutschland 2016, S. 6). Es zeigt sich eine biographische Regelhaftigkeit, dass Beziehungen, die eingegangen wurden, letztlich mit Enttäuschungen einhergingen. Gleiches wird anhand von Abbrüchen oder dem Wechsel von professionellen Hilfen deutlich (vgl. Diakonie Deutschland 2016, S. 6). Die Zahl junger Wohnungsloser in Deutschland ist gestiegen und geht einher mit einer Steigerung des Risikos sozialer Ausgrenzung und Armut von jungen Menschen. Die Ursachen sind bedingt durch veränderte gesellschaftliche Strukturen, denen (benachteiligte) Jugendliche und junge Erwachsene (Jungen und Mädchen im Übergang zum Erwachsenenalter) ausgesetzt sind:

- Angebote von Lebensformen in der Adoleszenzphase, die Wohnen und Arbeit/Ausbildung miteinander verbinden (beispielsweise Lehrlings- und Arbeiterwohnheime, Bergbau, Landwirtschaft etc.), haben sich stark verringert.
- Das Bildungssystem verursacht weiterhin soziale Benachteiligung bei Schüler*innen, mit der Folge, dass Kinder und Jugendliche ohne Schulabschluss den schulischen Bildungsbereich verlassen (ca. 6 % der Schüler*innen jährlich).
- Der Übergang von der Schule hin zu Ausbildung/Beruf ist für benachteiligte Jugendliche strukturell besonders erschwert.
- Das Vorliegen erschwelter Bedingungen im Elternhaus kann von Einkommensarmut, engen und begrenzten Wohnverhältnissen sowie fragilen Familienstrukturen geprägt sein.
- Ein zunehmender Verlust an Orientierung ist durch eine veränderte leistungs-, flexibilitäts-, und modernisierungsorientierte Gesellschaft bedingt (vgl. Specht 2019, S. 5f.; Malyssek und Störch 2009, S. 23).

Der prekäre Zustand einer Wohnungs- und Obdachlosigkeit entsteht bei jungen Erwachsenen vornehmlich, weil sie entweder das Elternhaus verlassen müssen, die stationäre Hilfe zur Erziehung (HzE) beendet bzw. eingestellt wird, die eigene Wohnung verloren wird oder Haft- und Psychatrieentlassung ursächlich waren (vgl. Velmerig 2019, S. 25). Nach einer Beendigung der benannten HzE stellt eine Rückkehr in das System der Jugendhilfe große Hürden bereit, weshalb die wohnungslosen jungen Erwachsenen in der Wohnungsnotfallhilfe (§§ 67ff. SGB XII) ankommen, längerfristig bleiben und dort auch mehr Freiheiten erleben, was ihrerseits begrüßt wird. Haben junge Erwachsene einen Hilfebedarf, der in Kindheit und Jugend nicht bestand oder bekannt war, bestehen keine großen Chancen auf die Bewilligung der HzE. Besonders beeinträchtigt sind junge Erwachsene, die von Kindheit an in prekären Familienverhältnissen aufgewachsen sind und auch in Heim- und Jugendwohnstrukturen nicht richtig ankommen konnten, wodurch ihr Alltag früh durch Straftaten und Drogenkonsum geprägt wurde (vgl. Malyssek

und Störch 2009, S. 23; Diakonie Deutschland 2016, S. 6) und sie letztlich früh in niedrigschwelligen Angeboten der Wohnungslosenhilfe auftauchen. Bei jungen Wohnungslosen bestehen Schwierigkeiten und Bedarfssituationen vor allem in den Bereichen:

- selbstständiges Wohnen und Versorgen (sie haben möglicherweise noch nie allein gewohnt oder für sich gesorgt),
- Finanzen und Schuldenregulierung,
- berufliche Bildung und Orientierung,
- soziale und lebenspraktische Kompetenzen und Fähigkeiten,
- psychische Gesundheit (Erfahrungen von Gewalt, Missbrauch und Vernachlässigung) und
- Sucht (vgl. Specht 2019, S. 6; Diakonie Deutschland 2016, S. 6f.).

Junge wohnungslose Menschen mit multiplen Bedarfen und Schwierigkeiten von Kindheit und Jugend an werden als „gesellschaftlich abgehängt“ (Diakonie Deutschland 2016, S. 6) oder auch als „entkoppelt“ (Diakonie Deutschland 2016) beschrieben. Die Gefahr eines langfristigen Verbleibens im Hilfesystem oder eines (immer) wiederkehrenden Hilfebedarfs besteht aufgrund dieses strukturellen (sozialen, kulturellen und existenziellen) Ausschlusses der Betroffenen von Kindheit und Jugend an.

Frauen – geschlechtssensible Perspektive

Die Berücksichtigung wohnungs- und obdachloser Frauen und die wissenschaftliche Betrachtung und Erschließung des Phänomens der Wohnungs- und Obdachlosigkeit unter der Kategorie des Geschlechts entwickelte sich in den 1980/90er-Jahren (vgl. Enders-Drägässer 2000, S. 14) und etablierte sich bis heute durch zahlreiche Studien und Veröffentlichungen vor allem in Bezug auf wohnungslose Frauen.³¹ Studien zu wohnungslosen Männern unter dem Fokus Geschlecht sind im Gegensatz dazu weniger verbreitet, was mit dem Einfluss seitens der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung in Zusammenhang gebracht wird (vgl. Rosenke 2017a, S. 90f.). Zu Beginn der gendersensiblen Forschung im Bereich Wohnungslosigkeit sind vor allem Geiger und Steinert (1991) und ihre Studie *Alleinstehende Frauen ohne Wohnung* zu nennen sowie die breit angelegten und 2005 vom Forschungsverbund³² veröffentlichten männer- und frauenspezifischen Studien zu *Wohnungslosigkeit und Hilfen in Wohnungsnotfällen* (Fichtner 2005; Enders-Drägässer et al. 2005). Auch in der Praxis der Wohnungslosenhilfe entwickelten und etablierten sich verschiedene Angebote, die gezielt (nur) Frauen und ihre besondere Bedarfslage adressieren (vgl. Steckelberg 2011, S. 37). Zuvor wurde Wohnungslosigkeit

31 Hier sind beispielsweise anzuführen: Steckelberg 2010; Wesselmann 2009; Helfferich et al. 2000a; Helfferich et al. 2000b.

32 Mitglieder des Forschungsverbunds sind drei Institute: Institut Wohnen und Umwelt (IWU), Gesellschaft für Sozialwissenschaftliche Frauenforschung (GSF e. V.), Gesellschaft für innovative Sozialforschung und Sozialplanung e. V. (GISS) (vgl. BAG W e. V. o. J.).

vornehmlich als ein „männliches Phänomen“ (Geiger und Steinert 1991, S. 31) betrachtet, weshalb eine gendersensible Forschung und vor allem Forschung zu Frauen in Wohnungslosigkeit keine zu benennende Berücksichtigung fand. Dies wird auch der grundsätzlichen gesellschaftlichen Ausgrenzung der Frau zu dieser Zeit zugeschrieben (vgl. Geiger und Steinert 1991, S. 31). Die Lebenslage wohnungs- und obdachloser Frauen ist durch multiple Problemlagen und einen unterschiedlich auftretenden „(Wirkungs)Zusammenhang [sic!] zwischen Machtdifferenzialen und Stigmatisierungen“ (Wesselmann 2009, S. 241) geprägt. Die Problemlagen wohnungsloser Frauen entstehen nicht erst plötzlich mit Eintreten der Wohnungslosigkeit (vgl. Wesselmann 2009, S. 241f.): „Vielmehr stehen die Erfahrungen der Wohnungslosigkeit in einem prozessualen und wechselseitigen Zusammenhang mit der jeweiligen Lebensgeschichte“ (Wesselmann 2009, S. 242). Wohnungslose Frauen sind von struktureller, sozialer und kultureller Armut betroffen, jedoch in spezifischer Weise, indem sie als Frauen häufig im Machtverhältnis untergeordnet und dabei unterschiedlichen „Herabwertungs- und Stigmatisierungsprozessen“ (Wesselmann 2009, S. 241) ausgesetzt sind, die mit Situationen der Ohnmacht oder darüber hinaus mit Traumatisierungen einhergehen (vgl. Wesselmann 2009, S. 241f.). Die Studie von Enders-Drägässer et al. (2005) legt dar, dass die an der Studie teilgenommenen Frauen am häufigsten die Ursache für die entstandene Wohnungslosigkeit auf „Probleme im sozialen Nahfeld, dazu gehören Probleme in der Partnerschaft, [sic!] sowie Probleme mit der Herkunftsfamilie wie mit der selbst gegründeten Familie“ (S. 193) bezogen. Häusliche Gewalt, Schwierigkeiten mit Sucht, Arbeitslosigkeit und Mietschulden stellen die beschriebenen Gründe für die Partnerschaftsprobleme dar (vgl. Enders-Drägässer et al. 2005, S. 193). Gleichzeitig wird betont, dass wohnungslose Frauen in der Wissenschaft und Praxis nicht nur als Opfer dargestellt und betrachtet, sondern als handelnde Subjekte verstanden werden (vgl. Sellach 2013, S. 23). Daran anschlussfähig ist die Ausführung von Steckelberg, die ein gegensätzliches Bild zum alleinstehenden Wohnungslosen beschreibt, in dem wohnungslose Frauen gleichermaßen wie nicht von Wohnungslosigkeit betroffene Frauen verschiedene Beziehungen eingehen, unterschiedlich lang führen und dafür jeweils eigene Motive mitbringen (vgl. Steckelberg 2011, S. 38). „Wohnungslose Frauen selbst räumen ihren Beziehungen häufig einen hohen Stellenwert in ihrer Lebenswelt ein und greifen damit auf gesellschaftlich verfügbare Bilder von Normalität und Zugehörigkeit zurück“ (Steckelberg 2011, S. 38). Im Kontext der geschlechtsspezifischen Sozialen Arbeit mit Wohnungslosen äußert Steckelberg kritisch, dass die Wissenschaft Soziale Arbeit und Praxis Sozialer Arbeit mit wohnungslosen Frauen nicht neue normativ geprägte Vorstellungen (bspw. die finanziell unabhängig und erwerbstätige Mutter) auferlegen darf, anhand derer das Gelingen oder Nichtgelingen des Lebens bzw. eine Abweichung anhand von sogenannten frauenspezifischen Themen (z. B. Trauma und Bindungserfahrungen) kategorisiert und erklärt werden. Vielmehr sind diverse Lebensformen von Frauen – beispielsweise kann dies auch das Streben nach einem Leben als klassische Hausfrau sein – zu akzeptieren (vgl. Steckelberg 2011, S. 39). Die Lebens- und Problemlagen wohnungsloser Frauen (und Männer) sind daher immer

auch geschlechtssensibel, jedoch unter Berücksichtigung der „gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und den damit verbundenen Zumutungen an die Frauen“ (Steckelberg 2011, S. 39) (und Männer) einzuordnen. Auch wenn in dieser Studie die Kategorie Geschlecht nicht im Vordergrund der Analyse steht, wurde in den Interpretationen das Geschlecht der Befragten im Kontext gesellschaftlicher Rahmenbedingungen und Erwartungen kritisch reflektiert und miteinbezogen.

Zusammenfassend ist deutlich geworden, dass Wohnungs- und Obdachlosigkeit als „gesellschaftliches Problem“ (Nagel 2019, S. 124) ein Ausdruck mehrdimensionaler und extremer Armut ist und mit verschiedensten Ausgrenzungs-, Diskriminierungs- und Stigmatisierungserfahrungen auf der sozialen, kulturellen und existenziellen Ebene einhergeht. Aus dieser differenzierten Darstellung ergeben sich diverse Anforderungen an die Sozial-, Arbeits- und Wohnungspolitik etc., welche die Rahmenbedingungen und Strukturen neugestalten muss. Zudem zeichnen sich auf verschiedenen Ebenen und in verschiedenen Bedarfsbereichen die Aufgaben Sozialer Arbeit ab. Außerdem erklärt sich anhand der multiplen Problem- und Lebenslagen der Wohnungs- und Obdachlosen das Forschungsinteresse dieser Studie: Wie wird eine solche ungewisse und existenziell bedrohliche Lebenssituation jeden Tag aufs Neue bewältigt bzw. wie wird mit dieser umgegangen und welche Eigenlogik der sozialen (Bewältigungs-)Praxis lässt sich rekonstruieren? Die folgende modifizierte Tabelle der BAG W e. V. soll abschließend eine Übersicht zu den erläuterten Lebens- und Problemlagen wohnungs- und obdachloser Menschen und ihren Inklusions- und Exklusionsfaktoren bieten und damit das Kapitel beschließen.

Tabelle 5: Lebenslagenbereiche und Dimensionen sozialer Inklusion und Exklusion von Wohnungs- und Obdachlosen – eigene Darstellung nach vgl. Specht 2017b, S. 30; vgl. Gerull 2018a, S. 8; 16f.; Ansen 2017, S. 7f.; Lutz 2014, S. 99f.

Dimensionen sozialer Inklusion & Exklusion Lebenslagenbereiche	Menschenrechtlicher Standard der ... sozialen Inklusion	Typische Problemlage/besondere soziale Schwierigkeiten (kann graduell nach Einzelfall variieren) Soziale Exklusion nach Lebenslage	Rechtsansprüche auf sozial-staatliche Leistungen zur ... sozialen Inklusion	Typische Probleme beim Zugang zum Recht/zu Hilfen Sozialstaatliche Exklusion
Materielle Absicherung	Teilhabe an Konsum und materieller Sicherheit	(Langzeit-)Arbeitslosigkeit; Verlust von materieller Sicherheit und der mit Konsum verbundenen sozialen Beziehungen bis hin zu Sonderbeziehungen (bspw. Tafeln); Verlust der Befriedigung von (individuellen) Bedürfnissen, die nur durch finanziellen Einsatz möglich sind	Verwirklichung sozialer Rechte auf Transferleistungen	Begrenzung des Zugangs oder Nichtzugangs zu Transferleistungen oder Sondertransfers wie Sachleistungen
Arbeit	Teilhabe am Arbeitsleben	Verlust von sozialen Kontakten zu Kolleg*innen, beruflicher Erfahrungen und Kompetenzen; Verlust von Tagesstruktur; Verlust von sinnvoller Lebensgestaltung und der Erfüllung einer Funktion	Verwirklichung von Ansprüchen auf Arbeitsförderung	Reduzierte oder de facto keine Zugänge zur Arbeitsförderung
Wohnen	Teilhabe an normalem Wohnen	(Dauer-)Wohnungslosigkeit; Verlust der sozialen Kontakte zu Nachbarn, Wohn Erfahrungen und langfristige Wohnkompetenzen; Verlust des eigenen Schutzraums und der Privatsphäre	Verwirklichung von Ansprüchen auf Versorgung mit (Sozial-)Wohnungen bzw. Wohngeld	Reduzierter oder kein Zugang zur normalen Wohnraumversorgung; stattdessen Versorgung mit Sonder-/Ersatzwohnraum; Notunterkunft oder ohne Versorgung mit Notunterkunft, d. h. ein Leben auf der Straße

Dimensionen sozialer Inklusion & Exklusion	Menschenrechtlicher Standard der ...	Typische Problemlage/besondere soziale Schwierigkeiten (kann graduell nach Einzelfall variieren)	Rechtsansprüche auf sozialstaatliche Leistungen zur ...	Typische Probleme beim Zugang zum Recht/zu Hilfen
Lebenslagenbereiche	sozialen Inklusion	Soziale Exklusion nach Lebenslage	sozialen Inklusion	Sozialstaatliche Exklusion
Gesundheit	Teilhabe an gesundem Leben	Zunahme krankheitsfördernder und voralternder Lebensbedingungen: körperliche Krankheiten; Sucht; psychische und chronische Krankheiten; Pflegebedürftigkeit; Verlust an Selbstsorge etc.	Verwirklichung von Ansprüchen auf medizinische Leistungen	Reduzierte oder de facto keine Zugänge zur Gesundheitsversorgung
Berufliche & schulische Bildung	Teilhabe an Bildung und Ausbildung, Zugang zu Schul- und Berufsbildung bzw. Fort- und Weiterbildung	Verlust möglicher Qualifikationen und der damit verbundenen Kontakte	Verwirklichung von Ansprüchen auf schulische und berufliche (Weiter-)Bildung	Reduzierter oder kein Zugang zu Hilfemaßnahmen
Partizipation	Teilhabe an Kultur, Sport, Freizeit und Politik	Verlust der Teilhabe an Freizeit- und Erholungsaktivitäten und -erfahrungen und die damit verbundenen sozialen Kontakte. Verlust der Chancen auf Mitbestimmung und Gestaltung	Verwirklichung von Ansprüchen auf Teilhabe am Leben in der Gemeinschaft	Reduzierter oder kein Zugang zu Hilfemaßnahmen (z. B. §§ 67-69 SGB XII)
Freunde, soziales Netz, Familie, Partnerschaft	Teilhabe am sozialen Netz, am Freundes- und Bekanntenkreis, an Familienleben und Partnerschaft	Verlust von Partner*innen oder der Möglichkeit auf eine Partnerschaft; möglicher Verlust des Kontaktes zu Kindern, Familie und Freund*innen	Verwirklichung von Ansprüchen auf Familien- und Jugendhilfe	reduzierter oder kein Zugang zu familienbezogenen Hilfen oder Hilfen nach §§ 67-69 SGB XII

Dimensionen sozialer Inklusion & Exklusion	Menschenrechtlicher Standard der ...	Typische Problemlage/besondere soziale Schwierigkeiten (kann graduell nach Einzelfall variieren)	Rechtsansprüche auf sozial-staatliche Leistungen zur ...	Typische Probleme beim Zugang zum Recht/zur Hilfen
Lebenslagen-bereiche	sozialen Inklusion	Soziale Exklusion nach Lebenslage	sozialen Inklusion	Sozialstaatliche Exklusion
Öffentlicher Raum und Infrastruktur	Teilhabe am öffentlichen Raum und an öffentlicher Infrastruktur	eingeschränkte Mobilität, begrenzter Zugang zu Infrastruktur	Verwirklichung des Rechts auf Zugang zu öffentlichem Raum	Begrenzung des Zugangs zum öffentlichen Raum oder Abschiebung in Sonderzonen/rechtswidrige Satzung
Existenzielle & ontologische Sicherheit	Teilhabe an einem sicheren, geschützten und vorhersehbaren Leben	Verlust von Sicherheit, Schutz und Vorhersehbarkeit. Konfrontation mit kurzfristigen und langfristigen Risiken, Bedrohungen und Krisen	Verwirklichung von Ansprüchen auf Versorgung mit (Sozial-) Wohnungen, bzw. Wohngeld	reduzierter oder kein Zugang zur normalen Wohnraumversorgung; stattdessen Versorgung mit Sonder-/Ersatzwohnraum; Notunterkunft oder ohne Versorgung mit Notunterkunft, d. h. ein Leben auf der Straße
Zukunftsplanung und -perspektiven	Teilhabe an einem planbaren und zukünftig risikofreien Leben	Verlust der Planung der eigenen (risikofreien) Zukunft bzw. die Entwicklung möglicher Perspektiven, ohne existenzielle Risiken leben zu können, Möglichkeit des Verlusts des Selbstvertrauens und des positiven Blicks in die Zukunft; erhöhte Gefahr weiterer Belastungssituationen, Schwierigkeiten und sozialer Erschöpfung	Verwirklichung aller sozialen Rechte und Ansprüche, die zuvor benannt wurden	reduzierter oder kein Zugang zu notwendigen Hilfemaßnahmen und Normalwohnraum

2.3.2 *Bewältigungspraxen und Handlungsmodi*

In diesem Unterkapitel soll im Kontext des zweiten Kapitels ein Blick auf die Bewältigungspraxen und Handlungsmodi innerhalb der Lebens- und Problemlagen der Obdachlosigkeit (und Wohnungslosigkeit) gerichtet werden. Dabei werden ausgewählte Erkenntnisse zum Themenfeld Wohnungs- und Obdachlosigkeit herangezogen. Eine metatheoretische Einordnung in Bezug auf die Bewältigung bzw. Lebensbewältigung als Bewältigungspraxis erfolgt in Kapitel 3.3 und wird daher an dieser Stelle nicht gesondert angeführt. Noch einmal zusammengefasst bedeutet die erläuterte Problematik der Lebenslage Wohnungs- und Obdachloser, „nicht nur unter besonderen räumlichen Bedingungen zu leben, sondern es bedeutet vor allem einen Ausschluss, der im Rahmen gesellschaftlich vorherrschender Normierung und Zuschreibung interaktiv hergestellt wird“ (Steckelberg 2010, S. 226).³³ Wohnungs- und obdachlose Frauen und Männer, die in unterschiedlicher Varietät und Intensität einer (multiplen) Ressourcenarmut, existenziellen Bedrohung, Gefährdung und sozialer Exklusion ausgesetzt sind, müssen daher zwangsläufig diese Lebens- und Problemlagen alltäglich für sich deuten, bewältigen und Handlungsmodi einsetzen. Sie sind besonders schwierigen Alltagsverhältnissen³⁴ ausgesetzt, die sich bei allen Menschen bereits durch Ambivalenzen kennzeichnen:

„Sie sind geprägt durch Auseinandersetzungen, durch Kämpfe um Anerkennung, durch Konflikte um Macht und Unterdrückung, durch die Anstrengungen sich gegen Ausgrenzungen und Stigmatisierungen zu wehren, sie sind geprägt durch unterdrückte Leiden und Resignation, durch Verzweiflung und Auflehnung, durch heimliche Hoffnungen und Wünsche, durch die Sehnsucht nach einem gelingenden Alltag. Alltagsverhältnisse also sind immer in Widersprüchen bestimmt durch das Gegeneinander von Sicherheit und Verengung, von Anpassung und Kampf um Anerkennung. – In diesen widersprüchlichen Verhältnissen suchen, finden und haben Menschen ihr Selbstbewusstsein, ihre Ehre und ihren Stolz – sie wollen mit den sich stellenden Alltagsaufgaben zurande kommen und sich vor sich selbst und anderen achten können in dem, wie sie ihr Leben bewältigen. Dies gilt gerade auch dann, wenn Menschen in Schwierigkeiten, in Bewältigungsmuster und Lebensformen geraten die unglücklich und schwierig sind – für sie und die Gesellschaft“ (Thiersch 2012, S. 67f.).

Menschen an sich – und diejenigen in gesellschaftlich schwierigen und ausgeschlossenen Lebens- und Alltagsverhältnissen noch mehr – legitimieren über ihre Art des Umgangs (Handlungsmodi und Bewältigungspraxen und die dahinterliegenden Orientierungen) mit diesen sich selbst und anderen gegenüber ihre Identität.

33 Steckelberg führt diese Erkenntnis auf ihre Studie zu wohnungslosen Mädchen und jungen Frauen zurück. Diese wird jedoch an dieser Stelle nicht als geschlechts- oder altersspezifische Besonderheit, sondern als konstitutiv für die Lebenslage wohnungs- und obdachloser Menschen verstanden.

34 „Alltagsverhältnisse sind – verallgemeinert formuliert – strukturiert in den Aufgaben, den Raum, die Zeit, die Beziehungen und den Lebensplan zu organisieren, sie sind charakterisiert dadurch, dass sich in ihren Routinen und Pragmatismen ausbilden, in denen die Menschen Sicherheit finden“ (Thiersch 2012, S. 67).

tät und Integrität. Die Bewältigungspraxen, Handlungsmuster und Orientierungen innerhalb der eigenen Lebens- und Alltagssituation stehen vor allem im Zusammenhang und Spannungsfeld mit den gesellschaftlich hergestellten Vorgaben von Normalität und gesetzten Normen,³⁵ mit denen sie in ihrer alltäglichen Erfahrungen als *Abweichende* konfrontiert sind (vgl. Steckelberg 2010, S. 229ff.). Auf ein Spannungsfeld und Aushandeln von „Normalitätsvorstellungen“ (S. 150) verweist Pick (2020b, 2020a) in ihrer Studie *Prekarität im Gespräch*,³⁶ wobei sie herausstellt, dass in Hilfeplangesprächen gemäß § 67ff. SGB XII (Hilfen zur Bewältigung der besonderen sozialen Schwierigkeiten) die Normalitätsvorstellungen der Beteiligten (Sozialarbeiter*in und Adressat*in) gleichermaßen Ambivalenzen aufzeigen und je nach thematischem Fokus unterschiedlich verortet werden (vgl. 2020a, S. 150). Das bedeutet, der*die Sozialarbeiter*in bezieht sich zum einen auf „gesellschaftliche und institutionalisierte Normalitätsorientierungen“ (Pick 2020a, S. 150) und zum anderen auf „eine Orientierung am Klienten und seiner Normalität, also seinen Vorstellungen von einer möglichen Handlungsoption“ (Pick 2020a, S. 150). Diese Ambivalenz beschreibt Pick in der linguistischen Gesprächsanalyse auch für die Adressat*innen, indem sich eine Orientierung „an gesellschaftlichen bzw. institutionellen Normen“ (2020a, S. 150) zeigt, bei gleichzeitiger Darbietung „der eigenen Vorstellungen und Interessen, die eigene Normalitätsvorstellungen spiegeln und diejenigen der Sozialarbeiterin eher entgegensetzen“ (2020a, S. 150f.). Pick fasst dazu zusammen, dass „[n]eben einer gesellschaftlich-diskursiven Normalitätsorientierung (Soll und Nicht-Soll) [...] in den Beispielen gleichzeitig eine Realitätsnormalität (Ist) der KlientInnen relevant und gültig [war; N.S.]“ (2020b, S. 30). In Bezug auf Hilfeplangespräche als Hilfe zur Bewältigung stellt Pick u. a. fest, dass Adressat*innen in der Erfahrung von Hilfebeziehungen Strategien hervorbringen, mit denen sie zum einen im Hilfesystem „mitspielen“ (S. 152) und zum anderen an ihren Interessen festhalten und diese realisieren können (vgl. 2020a, S. 152). Diese Erkenntnisse über die Ambivalenzen und Widersprüche in Bezug auf Normalitätsvorstellungen in den Hilfeplangesprächen sowie die hier beschriebene gespielte *Anpassung* der Adressat*innen an die gesellschaftlichen und institutionellen Normalitätsvorstellungen des Sozialarbeiters bzw. der Sozialarbeiterin als Repräsentant*in des Hilfesystems und gesellschaftliche Zugehörigkeit lassen eine Kritik an der effizienten Gestaltung von Hilfeplangesprächen zu. Außerdem zeigen sich genau in diesen Gesprächssituationen das beschriebene Spannungsfeld, die Ambivalenzen, die Konfrontationen und die Stigmatisierungen, denen Wohnungs- und Obdachlose ausgesetzt sind und die bis in die Hilfen der Sozialen Arbeit hineinreichen können und dabei kritische Fragen in Bezug auf die Haltung, Machtposition (mächtig über die Entscheidung des Zugangs zur Hilfe), Methoden und Konzepte in der Sozialen Arbeit mit Wohnungslosen aufwerfen können. Auch die

35 Zum Verständnis und zur Auseinandersetzung der Begriffe Normalität und Normativität siehe Kapitel 3.1.

36 Studie mit linguistischem Zugang zur Kommunikation in Hilfeplangesprächen gemäß § 67ff. SGB XII (vgl. Pick 2020a, 2020b).

sogenannte *Erfolgsstudie* (Gerull et al. 2009; Gerull und Merckens 2012) zeigt auf, dass in Hilfen gemäß § 67ff. SGB XII ein einseitiger Blick der Fachkräfte auf die Defizite (Abweichungen von der gesellschaftlichen Normalität) vorherrscht (vgl. Gerull 2014, S. 186ff.) und „dass viele Ressourcen und Schutzfaktoren im Hilfeprozess zu wenig gesehen, beachtet und genutzt wurden“ (Gerull 2014, S. 186). Jedoch ist gerade die breit angelegte Perspektive auf die „Verhältnisse und Bewältigungsmuster, auf die [...] [darin; N.S.] liegenden Ressourcen, Schwierigkeiten und Probleme“ (Thiersch 2012, S. 68) von besonderer Relevanz. „Ihr Ausgang ist der Respekt vor den Leistungen, die in den Bewältigungsaufgaben des Alltags [der Adressat*innen; N.S.] erbracht werden“ (Thiersch 2012, S. 68). Pick formuliert in ihrer Bewertung der Studienergebnisse in gewisser Weise fehlgeschlagene „Normalisierungsprozesse“ (S. 152)³⁷ seitens der Sozialen Arbeit und führt kritisch an, dass die Orientierungen an den Wünschen und Orientierungen der Adressat*innen eine „erfolgsversprechendere Strategie“ (S. 152) darstellen würden (vgl. Pick 2020a, S. 152). Normalisierung im Sinne einer Anpassung aufgrund individueller und pathologischer Verfehlungen und Makel sollte, wie bereits in den vorherigen Kapiteln ausführlich dargestellt, der Geschichte der Wohnungsnotfallhilfe angehören. Die Soziale Arbeit hat im Gegensatz dazu den Auftrag, dieses Spannungsfeld (gesellschaftliche Normalität und ihre Ist-Situation), in dem sich die Adressat*innen befinden, aufzulösen und (niedrigschwellige) Räume als „Insel[n] der Akzeptanz in einer ausschließenden Gesellschaft“ (Jepkens et al. 2020b, S. 47) zu schaffen, in denen die Adressat*innen ihre Erfahrungen, Vorstellungen und Bewältigungsmuster teilen können und diesen in Form einer (vgl. Steckelberg 2010, S. 230f.) „reflektierende[n] Haltung der Anerkennung“ (Steckelberg 2010, S. 230) begegnet sowie eine „Entlastung von alltäglicher Belastung“ (Jepkens et al. 2020b, S. 47) in der Interaktion möglich wird. Jepkens et al. (2020a) führen in Bezugnahme einer empirischen Analyse dazu aus, „dass die Nutzenden auf die institutionalisierte Adressierung (re-)agieren und sich entsprechend inszenieren (müssen), um Nutzen und Schutz vor Beschädigungen angemessen auszubalancieren“ (S. 88).³⁸

Anhand dieser kurzen kritischen Auseinandersetzung und dem Blick auf den*die Wohnungs- und Obdachlose*n im Kontext von Hilfesettings lässt sich feststellen, dass diese im Kontext von Hilfee Erfahrungen Bewältigungspraxen und Handlungsmodi (u. a. Inszenierungen) entwickeln (müssen), um mit ihrer Lebenslage zurechtzukommen, diese zu legitimieren und ihre Ziele und Interessen zu vertreten, wodurch Bewältigungspraxen nicht losgelöst, sondern auch maßgeblich von Erfahrungen in den Interaktionen mit Fachkräften im Hilfesystem geprägt werden. Gleichwohl ist deutlich geworden, dass Alltagsverhältnisse grundsätzlich

37 Soziale Arbeit wird auch als die sogenannte Normalisierungsarbeit theoretisch gefasst. Dieses Verständnis wurde zum ersten Mal von Olk 1986 konzeptionell verwendet und eingeführt. Weitere Ausführungen zu den Termini Normalität und Normativität siehe Kapitel 3.1.

38 Eine weiterführende Auseinandersetzung zu der Rollenübernahme und der Inszenierung von Adressat*innen bzw. Nutzer*innen im Kontakt mit der Sozialen Arbeit und die Herausforderungen, die sich daraus für die Soziale Arbeit ergeben, bieten u. a. Goffman 2017/1959; Jepkens et al. 2020a.

durch Ambivalenzen geprägt sind; und gerade die herausfordernde Lebenslage obdach- und wohnungsloser Menschen führt dazu, Bewältigungspraxen und Handlungsmodi zu entwickeln, um sich und die eigene Lebenssituation vor sich selbst und anderen in der Interaktion zu legitimieren. Thematisch anschließend soll noch einmal ein etwas differenzierter Blick auf die Erkenntnisse zu Steckelbergs (2010) und Wesselmanns (2009) Studien gerichtet werden, in denen der Umgang (Handlungsmodi und Bewältigung) mit Wohnungslosigkeit und die (biographischen) Erfahrungen von wohnungslosen Frauen im Fokus stehen.³⁹ Diese Erkenntnisse werden miteinander diskutiert und anhand weiterer Studien ergänzt.

Steckelberg rekonstruiert auf der Grundlage der Basistypik, die „Bewältigung“ (Steckelberg 2010, S. 189) „der Erfahrung des Verlusts von Normalität und des Ausschlusses aus als normal anerkannten Lebensverhältnissen“ (Steckelberg 2010, S. 192), zwei fallübergreifende Orientierungen: 1. Zugang zu anerkannten Räumen⁴⁰ und 2. Normalisierung nicht anerkannter Räume⁴¹ (Steckelberg 2010, S. 189ff.). Für Steckelbergs Rekonstruktion steht die Bewältigung des Alltags der wohnungslosen Mädchen und jungen Frauen, der, wie beschrieben, von starken Ambivalenzen geprägt ist, im Vordergrund. Die Ambivalenzen zeigen sich in dieser Studie vor allem in Bezug auf das Thema Zugehörigkeit und Anerkennung bzw. fehlende Zugehörigkeit und fehlende Anerkennung (Ausschluss), wobei keine direkte Zuordnung möglich scheint, die Rekonstruktion aber über die Darstellung der zwei Typen erfolgt. Konstatiert wird außerdem, dass diese Erfahrungen sich in ganz unterschiedlicher Gestalt zeigen, d. h. im privaten und öffentlichen Raum und dabei auf Grundlage eigener oder fremder Entscheidungen, und sich kurzfristig oder längerfristig entwickelt haben (vgl. Steckelberg 2010, S. 189ff.). Die benannte fehlende Möglichkeit der Zuordnung beschreibt Wesselmann als zwei sich nicht ausschließende „Modi bzw. Handlungs- und Umgangsmöglichkeiten, sich zu distanzieren oder sich Zugehörigkeit herzustellen [...]. Sie treten alternierend oder/und parallel auf“ (Wesselmann 2009, S. 254). Wesselmann führt im Kontext dessen an, dass diese Handlungsmodi „als konstitutives Moment menschlicher Beziehungen bzw. figurational gedacht von Gesellschaften universal vorzufinden“ (2009, S. 255) sind. Diese Handlungsmodi wurden in Wesselmanns Studie in Bezug zu den Erfahrungen und (biographischen) Erzählungen wohnungs- und obdachloser Menschen gestellt. Gleiches Vorgehen erfolgt im Kontext der hier vorliegenden Studie. Diese Parallelität von Zugehörigkeit und Abgrenzung als Handlungsmodi bzw. Bewältigungspraxis identifizierte bereits Riemann in seiner Studie⁴² (1979, S. 130ff.), die er als „Praktiken der Stigma-Bewältigung“ (Riemann 1979, S. 130)

39 Studien wurden in Kapitel 1.1 bereits kurz angeführt.

40 „[I]st eine Orientierung gemeint, in der das Handeln auf die Veränderung der aktuellen Lebenswelt, die als fremd erfahren wird, gerichtet ist, und zwar durch die Integration in als normal anerkannte Lebensverhältnisse“ (Steckelberg 2010, S. 196).

41 „[M]eint in Abgrenzung [...] [zur ersten; N.S.] Orientierung das Motiv [...], die eigene Lebensgeschichte und Lebenswelt auf der Straße als normal und gesellschaftlich integriert darzustellen. Dies geschieht mit unterschiedlichen thematischen Fokussierungen“ (Steckelberg 2010, S. 200).

42 Siehe dazu die Darstellung der Bewältigungspraxen in Kapitel 2.1.

beschrieb. Die Stigmabewältigung geht hier ähnlich wie in Steckelbergs Studie mit „der Erfahrung des Verlusts von Normalität und des Ausschlusses aus als normal anerkannten Lebensverhältnissen“ (2010, S. 192) einher. Wesselmann rekonstruiert in ihrer Studie verschiedene „Handlungs- und Problemlösungsmuster“ (Wesselmann 2009, S. 255) (meiner Einschätzung nach auch Formen der Bewältigung), die eine Varietät „von Distanzierung und Herstellung familialer – sozialer Zugehörigkeit“ (Wesselmann 2009, S. 255) aufwiesen. Distanzierung wird nicht nur als räumlich hergestellter Abstand verstanden, sondern auch als Herstellung von Distanz zu definierten Rollen bestimmt. Die spezifische Art und Weise der Handlungsmodi der Distanzierung basieren auf (biographischen) Erfahrungen, werden prozesshaft entwickelt und können sich als individuelle Ressourcen im Umgang mit kritischen Lebenssituationen herausbilden. Die Herstellung sozialer Zugehörigkeit rekonstruierte Wesselmann in (vgl. 2009, S. 255f.) „Liebesbeziehungen bzw. Partnerschaft und/oder beruflichen Engagements“ (2009, S. 256) sowie in spezifischen Milieus (vgl. 2009, S. 257). Durch die Praxis der Herstellung von Zugehörigkeit und Distanzierung in den verschiedenen Lebensbereichen konstatiert Wesselmann, dass die wohnungslosen Frauen der Studie auch als aktive Akteurinnen ihr Leben autonom gestalten können (vgl. 2009, S. 258), worin sich meiner Einschätzung nach eine ressourcenbasierte Bewältigungspraxis (im Sinne der alltäglichen Bewältigung) im Kontext von Wohnungslosigkeit zeigt und diese Praxis sich auch bei männlichen Wohnungslosen feststellen lässt (siehe dazu Riemann). Wesselmann rekonstruiert letztlich drei Obertypen zu „[b]iografische[n] Handlungsstrukturen beim Umgang in und mit Wohnungslosigkeit“ (2009, S. 260) bei wohnungslosen Frauen, die teilweise Untertypen aufweisen (vgl. Wesselmann 2009, S. 260ff.):

1. Funktionalistisches Einrichten in der Wohnungslosigkeit
 - a) einhergehend mit Integration in den Lebensalltag
 - b) funktionalistisches Einrichten und Rückzug (nicht empirisch; gedankenexperimentell)
2. Von durch Ambivalenzen beeinträchtigtes Suchen
 - a) Wege suchen mit Streben nach Autonomie bei paralleler Suche nach Beziehung
 - b) Wege suchen mit Streben nach Beziehung bei paralleler Angst vor Abhängigkeit
3. Lösungsfindendes Verlassen.

Darüber hinaus wurden neben der Studie von Riemann (1979) in Kapitel 2.1 bereits zwei weitere (ältere) Studien (Geiger und Steinert 1991; Jochum 1996) beschrieben, die Bewältigungspraxen, -strategien und -formen innerhalb der Lebenslage wohnungs- und obdachloser Menschen herausgearbeitet und dargestellt haben. Die Erkenntnisse über Bewältigungspraxen, -strategien und -formen sollen an dieser Stelle vollständigshalber noch einmal kurz aufgegriffen werden.

In der Studie von Geiger und Steinert (1991), welche heute noch zu den Grundlagenstudien im Kontext wohnungsloser Frauen zu verstehen ist, zeigen sich Parallelen zu den zuvor diskutierten und angeführten Erkenntnissen seitens Steckelberg und Wesselmann auf, wobei erstere herausarbeiteten, „dass sich wohnungslose Frauen aktiv verhalten, um ihre Notlage zu überwinden, und dabei soziale Orientierungsmuster und Bewältigungsstrategien einsetzen, die hauptsächlich auf ‚Normalität‘ zielen“ (Enders-Drägässer et al. 2004, S. 32). Zudem zeigen sich ein Einrichten in der Wohnungslosigkeit sowie die Herstellung von Zugehörigkeiten und Abgrenzungen innerhalb der Rekonstruktion der Typen. Die Typen wohnungsloser Frauen nach Geiger und Steinert gliedern sich in drei Haupttypen mit jeweiligen Untertypen (I. normalitätsorientierte Frauen (Dissidentin, Pragmatikerin, Hilfebedürftige, Orientierungssuchende), II. institutionalisierte Frauen (Heimatsuchende, Pendlerin, Schutzbedürftige) und III. alternativorientierte Frauen (Szenenorientierte, Grenzgängerin, Individualistin)) (vgl. Geiger und Steinert 1991, S. 125ff.).

Jochum beschreibt in seiner Studie (1996), welche einen ausschließlichen Blick auf Obdachlose wirft und nur männliche Obdachlose untersucht, auch damals schon die in dieser Diskussion als Konsens eruierte Ausgangslage wohnungs- und obdachloser Menschen und bezieht sie dabei vor allem auf zwei strukturelle Merkmale von Armut: „Verlust der Grundlagen einer ‚normalen‘ bürgerlichen Existenz, nämlich von Wohnung und geregelter Erwerbsarbeit“ (Jochum 1996, S. 202). Die Hervorhebung des Verlusts der geregelten Erwerbsarbeit kann unter Berücksichtigung der Kategorie Geschlecht in einem engen Zusammenhang mit männlichen Obdachlosen gesehen werden. Dies kann auch mit der Studie von Fichtner (2005) begründet werden, in der Berufstätigkeit eine hohe Relevanz für die befragten wohnungslosen Männer einnimmt und neben verschiedenen differenzierten Deutungsmustern zum Themenfeld „weitere typisierbare Muster, die sich auf die Bedeutung von Berufsarbeit und Erwerbsarbeit bezogen“ (Fichtner 2005, S. 65), rekonstruiert werden konnten: persönliche Sinnerfüllung, soziale Anerkennung, Alltagsstrukturierung, Auf- und Abwertung der Berufstätigkeit (vgl. Fichtner 2005, S. 65f.). In der Darstellung von Jochum zur Lebensführung von männlichen Obdachlosen werden fünf Typen auf insgesamt drei Ebenen beschrieben, die prozesshaft durchlaufen werden können oder direkt mit dem Verlust der Wohnung entstehen. An die Ausgangslage des Verlusts der bürgerlichen Existenz und somit der Normalität schließen drei Ebenen an, die ab der zweiten Ebene mit einer (vgl. 1996, S. 202) „Akzeptanz des individuellen Scheiterns“ (Jochum 1996, S. 203) und demzufolge mit einer Form der Bewältigung der zunehmenden sozialen Exklusion einhergehen: 1. der Arbeiter oder der Lebenskünstler, 2. der Einzelgänger oder der Stadtreicher und 3. der Hilflose. Auch bei diesen Typen werden Zugehörigkeits- und Abgrenzungsmodi deutlich, indem sich weiterhin an der normalen bürgerlichen Existenz oder den Stadtreichern über Zugehörigkeit oder Abgrenzung orientiert wird. Außerdem treten die obdachlosen Männer als aktive (selbstbestimmte) oder passive (abhängige) Akteure auf.

Diese zusammenfassende Darstellung der bestehenden Erkenntnisse zu Bewältigungspraxen und Handlungsmodi begründet erneut das Forschungsinteresse, sich diesem Thema noch einmal gezielt im Kontext gesellschaftlicher Begrenzungen und Erwartungen zu widmen und dabei Frauen und Männer gleichermaßen zu berücksichtigen. Darüber hinaus wird im forschungspraktischen Teil deutlich werden, dass der explorative Zugang und somit die interviewten Obdachlosen selbst die Schwerpunktsetzung auf die Orientierungen und Handlungsmodi im Kontext von Bewältigung bzw. die Bewältigungspraxen obdachloser Menschen maßgeblich beeinflussten und dadurch die Eigenlogik ihrer Praxis rekonstruiert werden konnte.

Insgesamt ermöglichte die theoretische Analyse in diesem Kapitel eine grundlagentheoretische Auseinandersetzung zum Themengebiet Obdachlosigkeit und der Lebenssituation obdachloser Frauen und Männer im Spannungsfeld gesellschaftlicher Begrenzungen und Erwartungen. Die Erscheinungsformen obdach- und wohnungsloser Menschen auf Grundlage einer forschungshistorischen und definitorischen Bestandsaufnahme konnten eruiert und die bestehenden aktuellen Zahlen und demographischen Daten zu obdachlosen Frauen und Männern präsentiert werden. Zudem erfolgte eine systematische Darstellung der Lebens- und Problemlagen wohnungs- und obdachloser Menschen, indem die existenziellen, sozialen und kulturellen Schwierigkeiten und Bedarfssituationen erläutert wurden. Abschließend fand eine systematische und kritische Auseinandersetzung mit den bestehenden Erkenntnissen der Bewältigungspraxen und Handlungsmodi obdach- und wohnungsloser Menschen statt.

Das folgende Kapitel dient der (meta-)theoretischen Rahmung der Themen: Normalität und Normativität, Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit und Lebensbewältigung als Bewältigungspraxis. Die angeführten Themen haben sich einerseits bereits in diesem Kapitel als vordergründig relevant herauskristallisiert. Andererseits dient die folgende (meta-)theoretische Ausführung als Grundlage für die daran anschließende empirische Auseinandersetzung.

3 (Meta-)Theoretische Grundlagen und Perspektiven

Dieses Kapitel soll auf der (meta-)theoretischen Ebene zur Klärung der in dieser Studie als wesentlich erscheinenden Begriffe, Perspektiven und Dimensionen dienlich sein. In dieser Studie werden die Orientierungen zu den Bewältigungspraxen obdachloser Frauen und Männer im Spannungsfeld gesellschaftlicher Begrenzungen und Erwartungen herausgearbeitet, beschrieben und typisiert. Dazu werden in diesem Kapitel die zwei Dimensionen Normalität und Normativität sowie Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit differenziert betrachtet, da diese in einer besonderen Weise die soziale Praxis obdachloser Menschen strukturieren. Im Anschluss wird die soziale Praxis im Sinne der Lebensbewältigung als Bewältigungspraxis bestimmt. Diese drei Kapitel folgen einer gemeinsamen Struktur, indem zunächst die Begriffe geklärt und (meta-)theoretisch eingeordnet werden und im Kontext dessen dargelegt wird, in welcher Form diese im Zusammenhang mit dem Forschungsgegenstand, den Orientierungen zu den Bewältigungspraxen obdachloser Menschen stehen.

Bewältigungspraxen werden im Folgenden als eine spezifische Form des *sozialen Handelns* verstanden, zu dem Menschen, hier im Besonderen obdachlose Menschen, alltäglich gefordert sind. „Das Adjektiv ‚sozial‘ heißt in soziologischer Perspektive: auf den oder die Mitmenschen [...] bezogen, also zwischenmenschlich. Zum sozialen Handeln gehören der unmittelbare Austausch mit anderen Personen ebenso wie die über Gruppen und Organisationen, Institutionen und ‚die‘ Gesellschaft vorstrukturierten Beziehungsmuster“ (Schäfers 2016, S. 24). Auf Grundlage dessen wird konstatiert, „dass das soziale Handeln der Menschen nach bestimmten Regeln und in bestimmten Formen abläuft und dass diese eine gewisse Konstanz erfordern“ (Schäfers 2016, S. 24). Diese angeführte Regelmäßigkeit und Regelmäßigkeit in Formen sozialen Handelns zeigen sich als Orientierungsrahmen im Sinne der Praxeologischen Wissenssoziologie zu den Bewältigungspraxen obdachloser Menschen (Bohnsack 2017) (vgl. Kapitel 5). Im Folgenden soll das Verständnis des sozialen Handelns aus verschiedenen sozialtheoretischen Perspektiven skizziert werden.

Soziales Handeln wurde bereits 1920 von Max Weber definiert und als Gegenstand der Soziologie beschrieben:

„Soziologie [...] soll heißen: eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will. ‚Handeln‘ soll dabei ein menschliches Verhalten (einerlei ob äußeres oder innerliches Tun, Unterlassen oder Dulden) heißen, wenn und insofern als der oder die Handelnden mit ihm einen subjektiven *Sinn* verbinden. ‚Soziales‘ Handeln aber soll ein solches Handeln heißen, welches seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten *anderer* bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert“ (Weber 2002/1920, S. 653; H. i. O.).

Darüber hinaus führt Weber in den 1920 verfassten *Grundbegriffen der Soziologie* in Form einer Typenbildung weiter aus, in welcher Art und Weise sich das soziale Handeln zeigen kann, woran es sich orientiert bzw. wodurch das soziale Handeln bestimmt wird. Sein Grundverständnis des sozialen Handelns, welches bereits in der Definition zur Soziologie deutlich wurde, ist die Orientierung des*der Einzelnen am „Verhalten anderer“ (Weber 2002/1920, S. 670),⁴³ welches in der Vergangenheit, der Gegenwart oder der Zukunft liegen kann (vgl. Weber 2002/1920, S. 670). Folgende Typen hat Weber zum sozialen Handeln formuliert:

- „1. *Zweckrational*: durch Erwartungen des Verhaltens von Gegenständen der Außenwelt und von andren [sic!] Menschen und unter Benutzung dieser Erwartungen als ‚Bedingungen‘ oder ‚Mittel‘ für rational, als Erfolg, erstrebte und abgewogene eigene Zwecke, [...]
2. *wertrational*: durch bewußten Glauben an den – ethischen, ästhetischen, religiösen oder wie immer zu deutenden – unbedingten *Eigenwert* eines bestimmten Sichverhaltens rein als solchen und unabhängig vom Erfolg, [...]
3. *affektiv*, insbesondere *emotional*: durch aktuelle Affekte und Gefühlslagen, [...]
4. *traditional*: durch eingelebte Gewohnheit“ (Weber 2002/1920, S. 673; H. i. O.).

Als weitere Perspektive ist Durkheim (1894) zu nennen, der nicht wie Weber den subjektiv gemeinten Sinn in den Fokus stellt, sondern die Determiniertheit der Akteur*innen durch den gesellschaftlichen „Zwang“ (1970, S. 114) von außen erklärt:

„Ein soziologischer Tatbestand ist jede mehr oder minder festgelegte Art des Handelns, die die Fähigkeit besitzt, auf den Einzelnen einen äußeren Zwang auszuüben; oder auch, die im Bereich einer gegebenen Gesellschaft allgemein auftritt, wobei sie ein von ihren individuellen Äußerungen unabhängiges Eigenleben besitzt“ (1970, S. 114).

Zwischen einem subjektivistischen (Weber) und einem objektivistischen (Durkheim) Verständnis nimmt Giddens (1997) eine vermittelnde Position ein. Giddens stellt mit der „Dualität von Struktur“ (1997, S. 78), die er in seiner Theorie der Strukturierung erläutert, eine weitere und jüngere Perspektive auf das soziale Handeln dar:

„In ihrem Alltagshandeln beziehen sich die Akteure immer und notwendig auf die strukturellen Momente übergreifender sozialer Systeme, welche strukturellen Momente sie so zugleich reproduzieren. [...] Konstitution von Handelnden und Strukturen betrifft nicht zwei unabhängig voneinander gegebenen Mengen von Phänomenen – einen Dualismus –, sondern beide Momente stellen eine Dualität dar. Gemäß dem Begriff der Dualität von Strukturen sind die Strukturmomente so

43 Wenn das Verhalten der Anderen angeführt wird, sind damit „Einzelne und Bekannte oder unbestimmt Viele und ganz Unbekannte“ (Weber 2002/1920, S. 670f.) gemeint.

zialer Systeme sowohl Medium wie Ergebnis der Praktiken, die sie rekursiv organisieren“ (Giddens 1997, S. 76f.).⁴⁴

Giddens versteht Menschen als selbst handelnde Akteur*innen, die sich im Handeln an dieser/dieser Struktur(en) orientieren und diese zugleich handlungspraktisch hervorbringen (vgl. 1997, S. 78). Diese sogenannte Reproduktion müsste sich beziehend auf Giddens theoretische Ausführungen in einer spezifischen Weise in den Orientierungen zu den Bewältigungspraxen obdachloser Menschen zeigen. Um es mit Karl Marx auszudrücken: „Das menschliche Wesen ist kein dem einzelnen Individuum inwohnendes Abstraktum. In seiner Wirklichkeit ist es das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse“ (Marx 1971, S. 340). In dieser Aussage wird die Kollektivität im Einzelnen in den Mittelpunkt gestellt. Gleichzeitig wird dem Individuum eine Determiniertheit durch die Verhältnisse zugeschrieben, in denen es nicht außerhalb dieser handeln kann.

Eine weitere vermittelnde Perspektive ist die von Schütz und Luckmann (2003/1975). Für diese stellt die Ausgangslage für die Deutung menschlichen Handelns und Denkens die Wirklichkeit des Menschen dar, welche die „alltägliche Lebenswelt“ (Schütz und Luckmann 2003/1975, S. 29) meint. Dabei handelt es sich um den „Wirklichkeitsbereich“ (Schütz und Luckmann 2003/1975, S. 29) des Menschen, an dem er unumgänglich und stetig partizipiert. Das menschliche Handeln und Denken finden innerhalb dieser alltäglichen Lebenswelt statt, indem der Mensch als handelnde*r Akteur*in in dieser tätig wird, diese gestalten und verändern kann (vgl. Schütz und Luckmann 2003/1975, S. 29). In gleicher Weise machen Schütz und Luckmann darauf aufmerksam, dass sich dieses Handeln bzw. die Handlungsmöglichkeiten der Akteur*innen in ihrer Lebenswelt an „vorfindlichen Gegenständlichkeiten und Ereignisse[n], einschließlich des Handelns und der Handlungsergebnisse anderer Menschen [orientiert; N.S.] [...]. [Diese; N.S.] [...] setzen ihm zu überwindende Widerstände wie auch unüberwindliche Schranken entgegen“ (Schütz und Luckmann 2003/1975, S. 29). In dem Verständnis des Handelns und Denkens im Kontext der eigenen Lebenswelt nach Schütz und Luckmann heben sich im Vergleich zu den vorherigen sozialtheoretischen Perspektiven zwei wichtige Aspekte hervor, die im sozialen Handeln Berücksichtigung finden müssen: 1. Das Handeln ist mit bestimmten Zielen für den*die handelnde*n Akteur*in verbunden. 2. Für die Zielerreichung müssen die bestehenden Verhältnisse bewältigt werden, wodurch die Lebenswelt durch die Bewältigung gestaltet und verändert werden kann, wobei auch die benannten Gegenstände und Ereignisse der Lebenswelt gemeint sind (vgl. Schütz und Luckmann 2003/1975, S. 32f.). Das bedeutet zusammengefasst: „Die Lebenswelt, in ihrer Totalität als Natur- und So-

44 Zu den verwendeten Begriffen: „Struktur(en) [sind; N.S.] Regeln und Ressourcen oder Mengen von Transformationsbeziehungen, organisiert als Momente sozialer Systeme[, N.S.] System(e) [sind r]eproduzierte Beziehungen zwischen Akteuren oder Kollektiven, organisiert als regelmäßige Praktiken[, 3.; N.S.] Strukturierung, Bedingungen, die die Kontinuität oder Veränderung von Strukturen und deshalb die Reproduktion sozialer Systeme bestimmen“ (Giddens 1997, S. 77).

zialwelt verstanden, ist sowohl der Schauplatz als auch das Zielgebiet meines und unseres wechselseitigen Handelns. [...] Die Lebenswelt ist also eine Wirklichkeit, die wir durch unsere Handlungen modifizieren und die andererseits unsere Handlungen modifiziert“ (Schütz und Luckmann 2003/1975, S. 32f.).

Auch in Böhnischs Konzept der Lebensbewältigung werden das Bewältigungshandeln und die Handlungsfähigkeit als soziales Handeln verstanden und differenziert ausgeführt (vgl. Stecklina und Wienforth 2020a, S. 33). Dabei wird das Individuum in seiner Sozialisation bzw. dem „biografischen Prozess der Lebensbewältigung in einer sich historisch wandelnden Gesellschaft“ (Böhnisch et al. 2009, S. 63) betrachtet, wodurch Mikro- und Makroebene im vermittelnden Konstrukt der Biographie miteinander in Beziehung gesetzt werden. Das Lebensbewältigungskonzept vereint daher verschiedene Perspektiven und bezieht diese in die Analyse mit ein: die gesellschaftlichen Strukturen (Lebenslage und Bewältigungslage), die sozialen und persönlichen Beziehungen (Bewältigungskulturen und Bewältigungshabitus) und das subjektive Bewältigungshandeln bzw. die Bewältigungspraxis innerhalb und in Interaktion mit diesen Strukturen und Beziehungen (vgl. Böhnisch et al. 2009, S. 63; Böhnisch 2018, S. 24ff.). Eine weiterführende Betrachtung zum Begriff der Bewältigungspraxis im Sinne der Lebensbewältigung folgt in Kapitel 3.3.

Trotz der hier einführenden Perspektiven zum sozialen Handeln stellt die Perspektive der Praxeologischen Wissenssoziologie nach Ralf Bohnsack (2017) den Rahmen dieser Arbeit dar, die sich aufbauend auf der Wissenssoziologie nach Karl Mannheim (1964a, 1980; 2015/1985) und der Ethnomethodologie nach Harold Garfinkel (1967; 2020/1967) entwickelte. Zudem nimmt Bohnsack Bezug auf Pierre Bourdieus Habitustheorie und Theorie der Praxis sowie auf die Identitätstheorie Erving Goffmans. Unter Berücksichtigung und in Auseinandersetzung mit diesen (und noch weiteren)⁴⁵ traditionellen Forschungsrichtungen und Theorie-traditionen entwickelte Bohnsack die Praxeologische Wissenssoziologie. Diese stellt auch die methodologische Grundlage für die in dieser Studie angewandte Dokumentarischen Methode dar und wird daher in Kapitel 4 noch differenzierter beschrieben (vgl. Bohnsack 2017; Nohl 2017, S. 4; Bohnsack et al. 2013b, S. 9). Bezüglich des sozialen Handelns stehen die kollektive „Handlungspraxis“ (Bohnsack et al. 2013b, S. 13) und die darin inbegriffene (Prozess-)Struktur im Vordergrund. In Annäherung zu Giddens – und in Abgrenzung zu Luckmann und Schütz – ist nicht Intensionalität zentral, sondern die kollektive Handlungspraxis und die darin inbegriffene Prozessstruktur sind von Bedeutung. Somit wird eine andere Betrachtungsweise eingenommen, indem mit Mannheim das konjunktive Wissen im Zentrum steht:

„Die Mannheimische Wissenssoziologie eröffnet eine Beobachterperspektive, die zwar auch auf die Differenz der Sinnstruktur des beobachteten Handelns vom subjektiv gemeinten Sinn der Akteure zielt, gleichwohl aber das Wissen der Akteure

45 Für eine ausführliche Auseinandersetzung mit der Praxeologischen Wissenssoziologie siehe Bohnsack 2017.

selbst als empirische Basis nimmt. Voraussetzung [...] ist die Unterscheidung zwischen einem reflexiven oder theoretischen Wissen der Akteure einerseits und dem handlungspraktischen, handlungsleitenden oder inkorporierten Wissen andererseits, welches Mannheim auch als *atheoretischen Wissen* bezeichnet. Dieses bildet einen Strukturzusammenhang, der als kollektiver Wissenszusammenhang das Handeln relativ unabhängig vom subjektiv gemeinten Sinn orientiert“ (Bohnsack et al. 2013b, S. 12; H. i. O.).

Die grundsätzliche Frage, welche die verschiedenen Perspektiven zum sozialen Handeln zu beantworten versuchen, ist: Was strukturiert soziales Handeln? Dabei setzen alle Perspektiven unterschiedliche Schwerpunkte, wobei Weber und Durkheim zentrale Bezugsfiguren im Diskurs zum sozialen Handeln darstellen und sich dazwischen vermittelnde Betrachtungsweisen (u. a. bei Giddens oder Schütz und Luckmann) wiederfinden. In dieser Studie wurde keine dieser sozialtheoretischen Zugänge gewählt, auch wenn beispielsweise Giddens eine Nähe zur Praxeologischen Wissenssoziologie aufweist. Letztere bietet mit der Dokumentarischen Methode eine Methodologie, die einen Zugang zur Eigenlogik der (Bewältigungs-) Praxis ermöglichen soll. Aus praxeologisch-wissenssoziologischer Perspektive gilt das implizite (atheoretische) Wissen als handlungsleitend. Damit überschreitet dieser Zugang die Verdopplung von Alltagstheorien im Sinne theoretischen Wissens. Vielmehr wird der Blick darauf gerichtet, wie Handlungspraxis hergestellt wird, während deren implizite Logik den handelnden Akteur*innen nicht reflexiv zur Verfügung steht.

Im Folgenden werden zwei Dimensionen näher ausgeführt, welche die soziale Praxis obdachloser Menschen in besonderer Weise strukturieren. Dabei handelt es sich um Normativität und Normalität und Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit. Abschließend wird die soziale Praxis im Kontext dieser strukturierenden Dimensionen als Bewältigungspraxis präzisiert.

3.1 Normalität und Normativität

„Halt ganz normal“: Eine Beschreibung und Bewertung der eigenen Lebenssituation, die im empirischen Teil dieser Arbeit immer wieder in ähnlicher Weise aufgenommen wird. Eine solche Einordnung der eigenen Lebenssituation nehmen nicht nur obdachlose Menschen vor. Vielmehr stellt das Sich-Beziehen auf eine irgendwie allgemein anerkannte Normalität eine bekannte alltägliche Bewertung und Beschreibung dar, die im Kontext verschiedenster Situationen von Menschen vorgenommen werden, ohne dies (zwangsläufig) im Anschluss weiter zu erläutern. Gleiches gilt für die Kehrseite, indem etwas als nicht normal benannt wird. Was bedeutet es, dass etwas normal ist? Was heißt es, normal zu sein oder normal zu leben? Meint die Orientierung an einer Normalität das Gleiche, wie sich an gegebene Normen zu halten bzw. sich daran zu orientieren? Und welche Bedeutung hat es, dem Normalitätsverständnis nicht zu entsprechen und von einer Norm abzuweichen? Diese Fragen sollen in diesem Kapitel beantwortet werden.

Mit den Begriffen und der Bedeutung von Normalität und Normativität wurde und wird sich in verschiedenen Disziplinen auseinandergesetzt. Weiterhin aktuell und prominent im Diskurs zum Thema Normalität und dabei auch in Abgrenzung zur Normativität ist vor allem Jürgen Link (2013b) zu nennen, der die jüngste Theorie des sogenannten „Normalismus“ (S. 20) prägt und eine differenzierte Aufarbeitung und Systematisierung vorgenommen hat, wie Normalität produziert wird. Link grenzt Normalität und Normativität eindeutig voneinander ab, auch wenn bei den weiteren Ausführungen in diesem Kapitel und der etymologischen Betrachtung der Begriffe deutlich wird, dass diese einen gemeinsamen Ursprung haben und in manchen Deutungen nicht ganz trennscharf zu bestimmen sind:

„Vom lateinischen ‚norma‘ (rechter Winkel, metaphorisch Regel, mittellateinisch z. B. Ordnungsregel) mit den neulateinischen Ableitungen ‚normalis‘ und ‚normativus‘ stammen sowohl alle modernen volkssprachlichen Begriffe der juristischen und juridoanalogen (z. B. ethischen) ‚Norm‘ wie alle Begriffe des massenhaft akzeptablen ‚Normalen‘ ab“ (Link 2013b, S. 33f.).

Der Begriff der Normalität gilt weiterhin als Novum, welcher erst im 18. und 19. Jahrhundert im Zuge der modernen Massenproduktion und der statistischen Erhebung und Analyse von Massendaten entstand und sich etablierte (vgl. Link 2013b, S. 19; 35). Dabei entwickelten sich die Bereiche der Normalität und Normativität auseinander, bis diese zu zwei eigenen „kulturellen Komplexen“ (Link 2013a, S. 33) wurden. Link differenziert diese beiden Komplexe in eine singuläre, auf einzelne Fälle bezogene (Normen:⁴⁶ richtig oder falsch; Recht oder Unrecht (Sanktionen); ja oder nein) und eine massenhafte, von statistischen Daten bestimmte (Normalitäten: Normalverteilung, durchschnittliche Verteilung etc.) Bewertung (vgl. Link 2013a, S. 33). Das bedeutet konkret:

„Während die ‚Norm‘ den verbindlichen Anspruchs- und Aufforderungscharakter einer Regel zum Ausdruck bringt, beschreibt ‚Normalität‘ eine zu beobachtende Regelmäßigkeit. Im Gegensatz zur präskriptiv bestimmbar, imperativen und sanktionsbewehrten Norm, die sich durch ihren binären Charakter auszeichnet, bildet Normalität deskriptiv eine Tendenz kollektiven Handelns“ (Seelmeyer 2008, S. 180).

Normalität impliziert damit, dass Individuen „vor dem Hintergrund eines Maßstabs miteinander verglichen werden. [...] Sie bezeichnet die Wirkmächtigkeit der Mehrheit, die Erfahrung, daß als üblich erlebte und dokumentierte Verhaltensweisen oder Merkmale zu Richtschnüren und Maßstäben für den einzelnen werden können“ (Waldschmidt 1998, S. 10f.).

Im Sinne eines normativen Paradigmas ist erneut Émile Durkheim (1894) zu nennen, der nicht wie Giddens über 100 Jahre später von einer *Dualität von Struktur* ausgeht, sondern die Determiniertheit der Akteur*innen durch den (normativen) *Zwang* von außen erklärt. Die Bedeutung der Normativität bezieht sich

⁴⁶ Werden auch *soziale Normen* genannt und beschreiben damit „soziale Verhaltensmäßigkeiten, die in Fällen abweichenden Verhaltens durch negative Sanktionen bekräftigt werden“ (Popitz 1980, S. 21).

konkret darauf, dass die Individuen Regeln von außen erfahren, auferlegt bekommen sowie entsprechend Folge zu leisten haben und sich dem auch nicht entziehen können (Zwang) (Durkheim 1970, S. 114). Diese Normativität wird von den Subjekten im Zuge ihres Sozialisationsprozesses verinnerlicht. Gesellschaftliches Ziel von Normativität ist es, ein stabiles Miteinander und Konformität herzustellen, welches durch die Anpassung der Individuen an die geltenden Normen erfolgt. Im Umkehrschluss sollen dadurch Abweichungen und Unruhen in der Gesellschaft vermieden werden (vgl. Waldschmidt 1998, S. 10). In Bezug auf Normen und Normativität nehmen Seelmeyer und Schäfers jeweils eine eigene Konstitution der Systematisierung und Unterscheidung von Normen vor, die einander ergänzen und damit gemeinsam ein Gesamtbild von Normativität bestimmen lassen. Außerdem lässt sich durch die eindeutige Konstitution von Normen der Bereich der Normalität besser abgrenzen:

Tabelle 6: Handlungsleitende Normen – Beeinflussung der Orientierungen durch Normen – eigene Darstellung

Handlungsleitende Normen – Beeinflussung der Orientierungen durch Normen	
Seelmeyer	Schäfers
<ul style="list-style-type: none"> • „ethisch-moralisch/ideale Normen („Werte“), • soziale Normen (verbindliche Verhaltensregeln), • kodifizierte Normen (rechtliche Vorschriften, Gesetze), • technische Normen (z. B. ‚DIN‘) und • deskriptiv-statistische Normen („normalistisch“)“ (Seelmeyer 2008, S. 178). 	<ul style="list-style-type: none"> • „Einteilung der Normen nach dem Grad des Bewusstseins, des ‚Eingelebtheits‘ (Weber), mit dem sie in der einzelnen Handlung präsent sind; • Einteilung nach dem Grad der Verbindlichkeit und damit nach der Art der (Strenge) der Sanktionen). Grob lassen sich unterscheiden: <ul style="list-style-type: none"> – Muss-Normen (z. B. Gesetze) – Soll-Normen (z. B. Sitten) – Kann-Normen (z. B. Bräuche, Gewohnheiten); • Einteilung nach dem/den Adressaten und Handlungszusammenhängen: personenbezogen; gruppenbezogen; gesellschaftsbezogen, sachbezogen usw.; • Einteilung nach dem subjektiv gemeinten Sinn, der sich mit ihnen verbindet: Norm als Wert, aber auch als leidiges Muss“ (Schäfers 2016, S. 33).
<p>Normen unterscheiden sich grundlegend in ihrer Verbindlichkeit und darin, ob sie bewusst oder unbewusst das Handeln leiten (vgl. Schäfers 2016, S. 33).</p>	

Links Ausführungen widersprechen Seelmeyers Anordnung in einem Aspekt, indem er in der grundlegenden Differenzierung von Normativität und Normalität noch einen Schritt weitergeht und dabei nicht nur zwei Felder unterscheidet, sondern im deutschen Sprachraum sogar eine begriffliche Dreiteilung vornimmt: „Normung gleich Setzung einer Industrienorm – Normierung gleich dressurartige Durchsetzung eines sozialen Verhaltens – Normalisierung gleich (Wieder-)Herstellung eines Normalzustands“ (Link 2013a, S. 35). Diese Dreiteilung ist sprachlicher und historischer Natur.⁴⁷ Nach Link stellt die von Seelmeyer unter Normen gefasste technische Normung keine Norm im klassischen Sinne dar (vgl. Link 2013a, S. 35f.). Vielmehr handelt es sich bei der Normierung um „national und international genormte Maße [...] (Urmeter, Urkilo usw.“ (Link 2013a, S. 36) oder die „Entdeckung der Normalverteilung durch Karl Friedrich Gauß“ (Link 2013a, S. 36), die als Grundlage für den Normalismus und die Normalisierung zu verstehen sind (vgl. Link 2013a, S. 36). Besonders hervorzuheben ist auch, dass Seelmeyer (2008) unter den Normen eine *normalistische Norm* anführt und diese durch den Zusammenhang mit einer vorgenommenen Bewertung als „normative Kraft des Faktischen“ (S. 180) definiert:

„Zwar ist Normalität zunächst einmal rein deskriptiv, indem sie in bestimmter Form auf eine statistisch ermittelte Verteilung rekurriert. In der Verknüpfung mit Bewertungen kann Normalität jedoch gleichsam auch als ‚normalistische Norm‘ wirksam werden. Eine solche wertende Beurteilung eines Verhaltens bezüglich seiner Übereinstimmung mit den sozial etablierten Mustern von Normalität kann mitunter sogar wirkmächtiger sein als kodifizierte oder ethisch-moralisch Normen. In einem solchen Prozess, der sich gesamtgesellschaftlich oder innerhalb einzelner gesellschaftlicher Felder vollziehen kann, manifestiert sich die ‚normative Kraft des Faktischen‘“ (Seelmeyer 2008, S. 180).

Auch die normalistische Norm übt auf die Subjekte eine Macht von außen aus, jedoch findet bei der normalistischen Norm eine Partizipation der Subjekte statt, die kollektiv und kontinuierlich das mittlere Feld der Normalität und dessen Grenzen (wieder-)herstellen (vgl. Waldschmidt 1998, S. 11). Hierbei muss angeführt werden, dass die dargelegte normalistische Norm nicht trennscharf von dem ist, was Link unter Normalität bzw. Normalismus versteht, und im Folgenden noch weiter differenziert wird. Des Weiteren betont Link zum Feld der Normalität, „daß [sic!] es sich bei dem Normalen insgesamt um einen eng vernetzten Komplex aus diskursiven Konzepten und Modellen wie praktischen Verfahren von größter Bedeutung für moderne Gesellschaften westlichen Typs handelt“ (Link 2013b, S. 20). Dabei handelt es sich um wissenschaftliche, d. h. disziplinäre Diskurse, aber auch um Verfahren im Sinne der *Normalisierung*, die auf der praktischen und gesellschaftlichen Ebene stattfinden und darauf abzielen, Normalitäten herzustellen, auszuweiten (was früher nicht normal war, wird heute als normal verstanden) und wiederzugeben (vgl. Link 2013b, S. 20, 2013a, S. 10). Anhand der besonderen

47 Zur sprachlichen und historischen Einordnung siehe Link 2013a, S. 34ff.

Relevanz und der Bedeutungsvielfalt dieses Bereichs formuliert Link den übergeordneten Terminus des *Normalismus*. In dieser Studie ist die Einordnung des Normalen im alltäglichen Sprachgebrauch vom besonderen Interesse, die sich auch in der empirischen Ausarbeitung der narrativen Interviews zeigen wird. Auch wenn der Einsatz und die Einordnung des Terminus *normal* oberflächlich betrachtet in der Alltagssprache unbestimmt und undifferenziert erfolgen, so führen die Verwendung und Bedeutung im Kontext des Erzählens im Rahmen einer natürlichen Unterhaltung „dennoch [...] auf jene moderne Normalitäten in einem prägnanten Sinne [zurück; N.S.], die durch die normalistischen Verfahren der Verdattung, statistischen Analyse und ggf. ‚Normalisierung‘ (z. B. durch Therapie oder Umverteilung) produziert werden“ (Link 2013b, S. 20). Des Weiteren führt Link zusammen, wie sich das Verständnis von Normalitäten aus den verschiedenen Bereichen und Diskursen letztlich auf die Individuen in ihren alltäglichen Handlungen und Orientierungen überträgt bzw. wie dieses reproduziert und dadurch mitgetragen und gestaltet wird:

„Spezialdiskurse und ihre Praktiken produzieren spezielle, sektorielle Normalitäten (z. B. medizinische, psychologische, soziologische) – die Interdiskurse integrieren diese verschiedenen Normalitäten zu allgemein kulturellen Vorstellungen von Normalität, zu einer Querschnittskategorie des Normalen – diese Querschnittskategorie schließlich erweist sich als selbstverständlicher Orientierungsmaßstab moderner okzidentaler Subjekte im Alltag: Sie fragen routinemäßig, ob etwas (noch) normal ist oder nicht und adjustieren danach ihr Verhalten und Handeln“ (Link 2013b, S. 20).

Genau dieser Fokus, der sich aus der Querschnittskategorie der Normalität ergibt und als obligatorischer Orientierungsmaßstab der Individuen sichtbar wird, stellt darüber hinaus eine besondere Relevanz dar, wenn eine strukturelle und individuelle Benachteiligung und somit ein Ausschluss aus dem sogenannten Normalen vorliegen, wie es sich bei Wohnungs- und Obdachlosen in Kapitel 2 theoretisch aufzeigen ließ, (meta-)theoretisch im anschließenden Kapitel noch eingefangen wird und sich letztlich im empirischen Teil dieser Arbeit darstellen lässt. Eine solche (kollektive) Orientierung an geteilten Normalitäten – damit implizit auch der Abwesenheit von Normalitäten –, deren Ursprung aus verschiedenen Bereichen (beispielsweise Milieus, Rollen und Funktionen (Arbeitnehmer*in, Mutter, Vater, Obdachlose*r) und Diskursen (Politik, Soziale Arbeit, Medizin, Psychologie etc.) rührt, zeigt sich an verschiedenen Stellen innerhalb der Orientierung zu den Bewältigungspraxen obdachloser Menschen.

In der in dieser Studie angewandten rekonstruktiven Sozialforschung wird ein „weites“ (Seelmeyer 2008, S. 175) Normalitätsverständnis angelegt,⁴⁸ was die vorherigen Ausführungen eben nicht ausschließt, sondern vielmehr durch seine

48 Seelmeyer (2008) führt in seiner Auseinandersetzung mit dem Normalitätsbegriff dazu an, dass „[e]in solches weites Normalitätskonzept [...] auf den Maximen einer interpretativen Soziologie [basiert; N.S.]. Es speist sich aus Ideen und Konzepten der Lebenswelt (Husserl, Schütz) und des Alltagswissens, des Symbolischen Interaktionismus (Mead, Blumer, Goffman), der Ethno-

offene Herangehensweise entsprechend dem Untersuchungsgegenstand in seiner spezifischen Art und Weise hervorbringen lässt: „Die zweifellos weiteste Verwendungsweise des Terminus ‚Normalität‘ setzt die ‚Normalität‘ erkenntnistheoretisch-konstruktivistisch mit einer erwartbaren, nicht irritierenden Realität (konkret einem entsprechenden lebensweltlichen Kontext) gleich“ (Link et al. 2003, S. 11). Bereits Seelmeyer (2008) stellt dazu fest, dass unter Normalität das verstanden wird, „was Individuen in ihren Interaktionen als normal behandeln. Normalität bildet hier so etwas wie einen ‚gemeinsamen Orientierungshintergrund‘, der allerdings in der Regel nicht bewusst wird, also fraglos gegeben ist“ (S. 175). Im Kontext dessen nimmt Seelmeyer (2008) in der Auseinandersetzung mit dem Normalitäts- und Normativitätsbegriff eine grundlegende Differenzierung zweier Perspektiven vor:

1. „*Normalität als das Selbstverständliche*“⁴⁹ (Seelmeyer 2008, S. 175; H. i. O.) im Sinne eines weiten Normalitätsbegriffs, welcher auf der Interaktionsebene (mikrosoziologisch) verdeutlicht, wie Normalität und gleichermaßen auch Normativität hergestellt werden und dabei über homogene „Konstitutionsprinzipien“ (Seelmeyer 2008, S. 176) verfügen.⁵⁰ Das bedeutet: keine Differenzierung in der Genese oder grundsätzlichen Konstitution von Normativität und Normalität.
2. „*Normalität als Rekurs auf Verteilungsmuster*“ (Seelmeyer 2008, S. 176; H. i. O.) im Sinne eines engen „struktur-funktionale[n] Normalitätsbegriffs“ (Seelmeyer 2008, S. 176), der sich auf die Gesellschaftsebene bezieht, nimmt (wie zuvor in Bezug auf Link angeführt) eine klare Trennung von Normativität und Normalität vor (vgl. Seelmeyer 2008, S. 175f.; Link et al. 2003, S. 8).

Des Weiteren stellt Waldschmidt in einem Beitrag zu Normalisierung und Ausgrenzung (im Kontext von Behinderung) fest, dass sich die Spannweite des Normalen bzw. des als normal Verstandenen in der Gesellschaft erweitert (hat) und sich somit viele(s) als normal verstehen/t, was früher einmal als Anormalität oder Abweichung der Normalität verstanden wurde (vgl. 1998, S. 4) (beispielsweise das Aufbrechen der traditionellen Kleinfamilie von Mutter, Vater und Kind(ern), hin zu pluralen Lebens- und Familienformen (vgl. Peuckert 2019)). Sie beschreibt darüber hinaus Mischformen, in denen Individuen regulär ein normales Leben führen und nur situationsbedingt sich nicht normalitätsentsprechend verhalten oder handeln. Die Grenzen zwischen einer normalen und einer abweichenden Lebensgestaltung

methodologie (Garfinkel), der Phänomenologie (Husserl, Schütz), sowie der Wissenssoziologie in der Tradition von Schütz und Berger/Luckmann“ (S. 175).

49 Auch Böhnisch beschreibt Normalität als das Selbstverständliche bzw. konkret als das „sozial Selbstverständliche“ (S. 413). Dabei hält er (mit einseitiger Perspektive) fest, dass das sozial Selbstverständliche ein Resultat eines Bestands an gesellschaftlich bestehenden (vgl. 1996, S. 413) „normativ[en] Orientierungen“ (1996, S. 413) darstellt.

50 Normalität, die auf der Interaktionsebene hergestellt wird, stellt einen „gemeinsamen Orientierungshintergrund“ (Seelmeyer und Kutscher 2011, S. 1022) dar, der wie die „konjunktive[r] Erfahrung“ (Seelmeyer und Kutscher 2011, S. 1022) im Sinne Karl Mannheims natürlich gegeben ist (vgl. Seelmeyer und Kutscher 2011, S. 1022.).

verflüssigen sich demnach und erfahren seitens der gesellschaftlichen Mitte mehr Spielraum und eine gesteigerte Akzeptanz, denn in der neoliberalen Moderne ist es legitim, neben seinem normalen Leben situations- oder kontextgebunden aus dem geteilten Normalitätsverständnis kurzfristig auszubrechen. Auch das gehört zur heutigen Normalität (mehr Flexibilität). Jedoch haben diese Offenheit und Akzeptanz für eine solches Ausbrechen aus der Normalität ihre Grenzen. Wenn diese überschritten werden, befindet sich das Individuum im Bereich der Abweichung von der Normalität (vgl. Waldschmidt 1998, S. 4). Waldschmidt formuliert die weiterhin bestehenden „Grenzen, *points of no return*, hinter denen die Anormalität einsetzt“ (1998, S. 4; H. i. O.). Die Individuen der Moderne dürfen entsprechend des Normalitätsverständnisses zwischendurch ausbrechen, jedoch darf dieses Ausbrechen nicht in kumulativer Form oder in einem zu extremen Maße auftreten. Die Überschreitung der Grenze in die Anormalität in einem Lebensbereich (beispielsweise Schulden oder Sucht) kann daran anschließend weitere Abweichungen in anderen Bereichen auslösen (Armut, Arbeitslosigkeit, Obdachlosigkeit), die letztlich zu einer längerfristigen Ausgrenzung aus dem Normalen, d. h. aus der Gesellschaft und ihren Teilsystemen, die ein geteiltes Normalitätsverständnis vertritt und reproduziert, führen. Hinzu kommen Diskriminierung(en) aufgrund der Normalitätsabweichung(en) und Sanktionierung(en) aufgrund der Verletzung bestimmter Normen der Gesellschaft (vgl. Waldschmidt 1998, S. 4). Eine zunehmende soziale Exklusion von Individuen führt daher zu „Stress“ (S. 44) und einer sukzessiven Normalitätsabweichung in verschiedenen Lebensbereichen (Spirale der Ausgrenzung und des Normalitätsverlusts), bis letztlich ein „Kollaps“ (S. 45) eintritt, der den Verlust des „Gleichgewichts“ (S. 45), der „Stabilität“ (S. 44) und der „Gesamt-Normalität“ (S. 45) verursacht (vgl. Link 2013a, S. 44ff.).⁵¹ Hier ist auch der Terminus der „Denormalisierung“ (S. 11) zutreffend. Denormalisierung bringt einen „Handlungsbedarf“ (S. 11) hervor und löst letztlich einen „Normalisierungsbedarf“ (S. 11) aus (vgl. Link 2013a, S. 11). Hierbei muss in Bezug auf Obdachlosigkeit festgehalten werden, dass der Handlungs- und Normalisierungsbedarf auf verschiedenen Ebenen (strukturelle und individuelle) und in verschiedenen Kontexten und (Lebens-)Bereichen (sozialer, familiärer, wirtschaftlicher, psychischer, beruflicher etc. Bereich) entsteht und nicht fälschlicherweise an die reine Verantwortung des Subjekts abgegeben werden darf. Die Strukturen und Rahmenbedingungen sind so anzupassen, dass es die Möglichkeitsräume gibt, ein normales Leben führen zu können.

Link führt zudem aus, dass die besondere Herausforderung an die Subjekte in einer modernen Gesellschaft im zunehmenden Verlust des selbstverständlichen Glaubens an vorher festgelegten Ritualen und Institutionen liegt und dieser Ver-

51 Diese Ausführung stellt eine Übertragung dar, die Link anhand eines Stresstests am Beispiel von medizinischem und finanzwirtschaftlichem Stress anführt. Er selbst überträgt den medizinischen Stresstest auf den finanzwirtschaftlichen Bereich. Auch wenn eine Übertragung kritisch zu betrachten ist (auch Link sieht seine einfache Übertragung als problematisch), erschließt sich in der Darstellung des *sozialen Stresses* in einer pragmatischen Weise der Weg von der Normalität an und über die Normalitätsgrenzen hin zur Abweichung (vgl. 2013a, S. 44ff.).

lust des Glaubens durch den Normalismus kompensiert wird. Die Orientierung am Normalismus stellt somit ein neues Äquivalent zum Glauben archaischer und vor-moderner Kulturen dar (vgl. 2013b, S. 352), „um normalistischen ‚Riten, Mythen und Institutionen‘ überhaupt eine Basis für ‚semantische Anschlüsse‘ zu schaffen“ (Link 2013b, S. 352).⁵² Individuen werden in modernen westlichen Gesellschaften von Kindheit an von den normalistischen Verhältnissen, Standards und Daten bestimmt. Das bedeutet, die von außen herangetragenem normalistischen Vorstellungen, beispielsweise das Verständnis über eine „Normalbiographie“ (Kohli 1986, 1988) oder das „Normalarbeitsverhältnis“ (Mückenberger 1985, 1989), werden Teil des Inneren der Individuen und prägen damit deren Orientierungen in der Gesellschaft und stellen eine Abstimmung von „Kontrolle und Korrektur“ (S. 83) sicher, was letztlich gemeinsam (Orientierung und Abstimmung) die Normalisierung ausmacht (vgl. Link 2013a, S. 83). „Es sind nun die statistischen Grenzwerte und Trendkurven mit ihren Normalitätsspektren und Normalitätsgrenzen, die die Subjekte zunächst fundamental prägen und dann in jeder spezifischen Situation orientieren“ (Link 2013a, S. 86). Hierbei wird über den kognitiven Bereich hinaus das Individuum geprägt, wodurch „normale Charaktere“ (S. 83), „normale Persönlichkeiten“ (S. 83) oder Subjekte entstehen. Im Sinne der Psychoanalyse verweist Link auf die *Subjektivierung* bzw. die *Subjektbildung*. Das bedeutet, dass die Individuen moderner Gesellschaften sich nicht nur auf der kognitiven Ebene an der Normalität orientieren (vgl. Link 2013a, S. 83), sondern dass die Orientierung an der Normalität darüber hinaus stets „affektiv (im Un- und Halbbewussten) verankert wird“ (Link 2013a, S. 83). Diese Affektivität im Kontext von (A-)Normalität wird vor allem anhand der „Denormalisierungsangst“ (S. 84) deutlich (vgl. Link 2013a, S. 84). Denn durch die grundlegende Orientierung an der Normalität, die sich auf primäre Lebensweisen und -verläufe im Kontext moderner Bedingungen und Strukturen bezieht, ergibt sich eine grundsätzliche Angst der Individuen der Moderne: eine Abweichung von der Normalität, d. h., (zukünftig) nicht der Normalität zu entsprechen (vgl. Link 2013b, S. 352). Neben der Angst vor Anormalität kann aus der Abneigung vor einer Anormalität heraus eine Motivation dahingehend entstehen, der Normalität zu entsprechen. Link beschreibt diese Motivation als „positive[n] Gegeneffekt“ (S. 84) zur Anormalität (vgl. Link 2013b, S. 84), was jedoch, kritisch betrachtet, keiner Bewertung bedarf, da Anormalität nicht pauschal als negativ bewertet werden sollte, sondern zunächst einmal nur nicht der gegebenen Normalität entspricht bzw. die Grenze des aktuellen Normalitätsverständnisses überschreitet. Die beschriebene

„Angst prozessiert sich konkret in Form von entsprechenden imaginären Territorialisierungen am Phantasma: Bei den verschiedensten Vorgängen, Interaktionen, Ereignissen und Prozessen in den verschiedensten kulturellen Sektoren entwerfen die beteiligten Subjekte imaginäre Normalitätsachsen bzw. Normalitätsflächen mit Mittellinien, Toleranzzonen, Normalitätsgrenzen und Zonen der Anormalität, kurz

52 Siehe hierbei der bereits vorweggenommene Zusammenhang von Normalität, Normalismus und normalistischer Norm.

normalistische symbolische *Landschaften*. Sie situieren sich selbst und andere Subjekte ständig in solchen Landschaften, vergleichen die eigene Position imaginär mit der anderer Subjekte und bestimmen *Distanzen*. Deshalb ist das eigentliche ‚Thema Nummer eins‘ aller Alltagsgespräche im Normalismus, die Frage ob das, was X und Y gemacht haben bzw. machen noch normal ist, ggf. gefolgt von expliziten oder impliziten *Distanzierungen*“ (Link 2013b, S. 352; H. i. O.).

Diese beschriebene Praxis der Abgrenzung und Distanzierung auf Grundlage der Orientierung an der Normalität zeigt sich auch im Kontext von Obdachlosigkeit, wobei hier in einer besonders spezifischen Art und Weise, da die Personen i. d. R. bereits strukturelle und individuelle Abweichungen erfahren und dadurch ihre eigenen Normalitätsgrenzen und Distanzierungsweisen imaginativ herstellen und in einer jeweils individuell – im Sinne der eigenen Erfahrungsaufschichtungen, Lebenswelt und -lage – strukturierten *Landschaft* aufzeigen. Denn auch in der bereits bestehenden Ausgrenzung und Lebenssituation der Abweichung bleibt die grundsätzliche Angst vor dem (vollständigen) Verlust von Normalität und der eigenen Abweichung bestehen bzw. kann sich nochmal verhärtet darstellen. Zudem stellt sich ein Konstruieren von Normalität zur Bewältigung der Lebenssituation als dienlich dar (vgl. Kapitel 5.2). Normalität und Abweichung stehen immer in einem direkten Zusammenhang und können somit (wenn auch unbewusst) nur gemeinsam thematisiert werden. Dies gründet darauf, dass „[b]ei jeder Berufung auf Normalität [...] im Schatten immer auch von Nicht-Normalität (Anormalität) die Rede [ist; N.S.]“ (Link 2013a, S. 9).

Link arbeitete im Zuge seiner Theorie zum Normalismus heraus, dass es ein „normalistische[s] Kontinuitätsprinzip“ (Link 2013a, S. 106) gibt, welches postuliert, dass fortdauernde und sukzessive Übergänge von Bereichen der Normalität und Anormalität innerhalb eines festgelegten „Normalfeld[es]“ (Link 2013a, S. 106) bestehen. Darauf aufbauend, lassen sich unter Bezugnahme des zuvor beschriebenen engen Normalitätsbegriffs zwei grundsätzlich zu unterscheidende und idealtypische Strategien des Normalismus beschreiben, in denen die Normalitätsgrenzen definiert werden (vgl. Link 2013a, S. 106, 2013b, S. 54): erstens die „Strategie der maximalen Komprimierung der Normalitäts-Zone, die mit ihrer tendenziellen Fixierung und Stabilisierung einhergeht, die **protonormalistische Strategie**, da sie insbesondere zu Beginn des Normalismus dominierte“ (Link 2013b, S. 54; H.i.O.), zweitens eine „auf maximale Expandierung und Dynamisierung der Normalitäts-Zone zielende Strategie [...] die **flexible-normalistische**“ (Link 2013b, S. 54; H. i. O.).

Die zwei gegensätzlichen Strategien des *Protonormalismus* und des *flexiblen Normalismus* lassen sich in ihren wesentlichen Merkmalen in folgender Tabelle⁵³ differenzieren:

53 Eine darüber hinausgehende Unterscheidung zu der protonormalistischen und der flexibel-normalistischen Strategie findet sich bei Link 2013b, S. 57f.

Tabelle 7: Unterscheidungsmerkmale von Protonormalismus und flexiblem Normalismus – eigene Darstellung nach Link 2013a, S. 106ff.

Protonormalismus (eher im 18. und 19. Jahrhundert prominent)	flexibler Normalismus (seit Ende des Zweiten Weltkriegs die vordergründige Strategie in westlichen Gesellschaften)
enges Normalspektrum	breites Normalspektrum
Kontraktion der Normalität	Expansion der Normalität
massive, abschreckende Normalitätsgrenze – strikte und langfristige Zweiteilung der Bevölkerung (normale und anormale Bevölkerung)	poröse Normalitätsgrenze (Weg von Normalität zur Anormalität und von Anormalität zur Normalität möglich; der Verlust oder der Zugewinn an Normalität erfolgt schrittweise und ist nicht durch ein faktisches Drinnen oder Draußen gekennzeichnet)
Sonderterritorien mit Mauern (z. B. Gefängnisse und Anstalten)	kontinuierliche Territorien
breites Anormalspektrum	möglichst schmales Anormalspektrum
Stigmatisierung und Separation aller ‚Anormalen‘	Integration und Inklusion möglichst vieler früher ‚Anormalen‘
wesenhaft anormal (im Zusammenhang mit dem juristischen Normativismus wird das Anormal-Sein direkt mit Kriminalität oder medizinischer Indikation verbunden → ‚geborene Verbrecher‘ und anormale Erbanlage (physische oder psychische Erkrankung oder Behinderung)	reversibel anormal
autoritärer Charakter	flexibel-hedonistischer Charakter
‚Fassaden-Normalität‘	‚Authentizität‘
‚Anormalität machen, Normalität (zu)lassen‘	‚Normalität machen, Normalität (zu)lassen‘

Die Tabelle verdeutlicht die wesentlichen Unterschiede der Strategien. Jedoch ist es wichtig zu berücksichtigen, dass trotz ihrer Differenzen beide Strategien im Bereich des Normalismus agieren und somit in einem epochal kongruenten Bereich auftreten. Dabei entfalten sie ihre jeweils spezifischen Merkmale und realisieren ihre ‚Taktiken‘. Bezugnehmend auf das Bestehen von Unterschiedlichkeit bei gleichzeitiger Interdependenz führt Link die „**aproetische[n] siamesische[n] Bifurkation**“ (Link 2013b, S. 59; H. i. O.) als Zustandsbeschreibung beider Strategien an, welche darauf verweist, dass sie trotz ihrer Verschiedenheit untrennbar bleiben. Auch wenn diese zwei Strategien analytisch voneinander getrennt dargestellt werden können, können sie in Kombination oder einem Wechsel auftreten und angewendet werden. Ein Kombinieren beider Strategien ist jedoch in der Regel und vor allem bei den Subjekten eher ausgeschlossen oder – wenn dann – nur begrenzt vorzufinden, da sich ein sogenannter „Kohärenzzwang“ (Link 2013b, S. 56) einstellt (vgl. Link 2013b, S. 56ff.). Darüber hinaus ist es wichtig zu konstatieren,

dass der Normalismus in der Moderne, d. h. laut Link „[d]er normalistische >Archipel < [...] überall dort präsent [ist; N.S.], wo spezial- oder interdiskursive Normalitäts-Dispositive operieren“ (Link 2013b, S. 56). Er verfügt demnach über eine „fragmentarische, inhomogene, intermittierende und mehrdimensionale Struktur“ (Link 2013b, S. 56). Im Kontext des Normalismus zeigen sich bezugnehmend auf das Subjekt unterschiedliche Effekte, je nachdem, welche Strategie des Normalismus vordergründig ihre Anwendung findet.

Durch die protonormalistische Strategie werden dem Subjekt eindeutige Normalitätsgrenzen aufgezeigt, die zum einen eine abschreckende Wirkung haben und zum anderen die Bevölkerung, die sich außerhalb der schmalen Mitte und somit außerhalb der Normalitätsgrenze befindet, „stigmatisiert[e]“ (Goffman 2018/1963, S. 16). Durch die klare Grenzziehung und die unveränderbare Zuschreibung einer Anormalität haben die Menschen außerhalb der Normalität keine Chance, die Normalitätsgrenze zu überwinden. Sie bleiben mit ihrem Stigma, welches Teil ihrer Identität wird, unter den anderen Anormalen, sodass sie nicht in Kontakt mit der *normalen* Bevölkerung kommen. Hier besteht die bereits beschriebene Angst der *normalen* Bevölkerung vor einer Denormalisierung und somit der Verlust von Normalität.

Durch die flexible-normalistische Strategie findet das Subjekt Normalitätsgrenzen vor, die weiter außen angelegt werden und dadurch eine viel größere Spannweite an Normalität vorgesehen ist. Zudem ist die Grenze von beiden Seiten zu durchdringen, wodurch der Weg bzw. der Übergang von Normalität zur Anormalität oder von der Anormalität zur Normalität (vgl. Link 2013a, S. 106ff.) „kontinuierlich, stetig, graduell und fließend“ (Link 2013a, S. 108) verläuft.⁵⁴ Das bedeutet, dass Menschen, die nach der protonormalistischen Strategie ausgeschlossen außerhalb der Normalität verharren, in der flexiblen Variante bereits früher Teil der *normalen* Bevölkerung sind und im Sinne einer Reintegration wieder an der Normalität partizipieren können. Dabei steht Normalisierung im Sinne von Inklusion, Integration und Resozialisierung (nach strafrechtlichen Sanktionen) (vgl. Link 2013a, S. 108) auf Basis der „Lernfähigkeit der Individuen“ (Link 2013a, S. 108) im Vordergrund und weniger die Stigmatisierung und die Abschreckung vor Anormalität (vgl. Link 2013a, S. 108). Hierin zeigt sich ein Verständnis der Gleichberechtigung der Gesellschaftsmitglieder, indem letztlich jede*r am normalen Leben teilhaben dürfte, wenn die Strukturen und die individuellen Bedarfe normalisiert werden können. Der flexible Normalismus und der Verlust der Orientierung an handlungsleitenden Normen in einer neoliberalen modernen Gesellschaft führen letztlich dazu, dass das Individuum sich in einem neuen Spannungsfeld befindet:

„Gegenwärtig lässt sich das Subjekt [...] gesellschaftlich zwischen zwei Polen einer ‚neuen‘ Freiheit und eines ‚neuen‘ Zwangs verorten. Im Zuge der Stärkung von Ei-

54 Auch unter Berücksichtigung der sogenannten *Risikogesellschaft* nach Beck (1986) ist letztlich jede*r den strukturellen Risiken einer Gesellschaft ausgesetzt und kann dadurch Betroffene*r von Anormalität werden.

genverantwortlichkeit, Selbststeuerung und -kontrolle, Selbstsozialisation usw. ergeben sich für das Individuum neue Freiheitsspielräume, welche jedoch nur durch das Individuum selbst einzuschränken sind, in dem Sinne, dass rational auf die zu bewältigenden Risiken reagiert wird“ (Otto und Seelmeyer 2004, S. 59).

Aus der Perspektive des Protonormalismus würden Obdachlose als Anormale stets obdachlos bleiben und gehören eindeutig nicht zur normalen Bevölkerung. Sie würden keine Unterstützung zur Reintegration bzw. Inklusion erhalten. Obdachlose würden stigmatisiert, und es würde davon ausgegangen, dass es entsprechend der in Kapitel 2 angeführten Zuschreibung des Wandertriebs angeboren ist, obdachlos zu sein. Außerdem würden sie als Kriminelle und Abweichende deklariert. Letztlich dienen Obdachlose im Sinne der protonormalistischen Strategie als ein abschreckendes Beispiel für ‚normale‘ Menschen, die sich innerhalb der Normalität befinden. Im Gegensatz dazu sollte entsprechend der Strategie des flexiblen Normalismus obdachlosen Akteur*innen der Möglichkeitsraum zur Inklusion und Integration auf verschiedenen Ebenen geboten werden. Die Reversibilität der Lebenssituation, d. h. die Lernfähigkeit und damit die Ressourcen, würde im Vordergrund stehen und die Möglichkeit einer (Re-)Normalisierung könnte angestrebt werden.

Hierbei wird ein wichtiger Aspekt eröffnet: die Normalisierung auf mehreren Ebenen bzw. von beiden Seiten der Grenzen (Anormalität und Normalität). Normalisierung müsste im Sinne eines langfristigen und möglicherweise präventiven gesellschaftlichen und individuellen Nutzens auf struktureller und individueller Ebene erfolgen. Das bedeutet im Sinne des flexiblen Normalismus müssten auf struktureller Ebene zwei Aspekte bestehen: erstens die Offenheit (keine Angst) der *normalen* Bevölkerung gegenüber Obdachlosen, die auf der Straße leben, und gegenüber ehemals Obdachlosen, die als neue Nachbar*innen Mitglieder der *normalen* Bevölkerung werden. Zweitens müsste bezahlbarer Normalwohnraum mit einem eigenen Mietvertrag für alle Menschen zur Verfügung stehen. Zudem muss auf der individuellen Ebene die obdachlose Person im Sinne der Normalisierung beispielsweise eine Wohnung auch beziehen wollen und sich entsprechend der Mieterpflichten verhalten oder ein freiwilliges Leben auf der Straße führen, welches keinen Schaden oder eine Gefährdung für die Person selbst oder andere mit sich bringt.

In diesen Ausführungen zum Thema Normalität und Normativität wird deutlich, in welchem Spannungsfeld sich obdachlose Personen befinden und dass sie je nach Kontext oder Interaktionspartner*in mit unterschiedlichen Strategien des Normalismus konfrontiert sein können und diese in irgendeiner Form bewältigen müssen. Als Akteur*innen, die gleichermaßen mit den Normen und Normalitäten der Moderne, aber auch ihrer Milieus und Gruppen sozialisiert sind, besteht die Frage, wie sie selbst mit einer Anormalität umgehen und diese tagtäglich bewältigen. Wie wirkt sich das Spannungsfeld auf obdachlose Menschen aus, und in welcher Form wird es innerhalb der (kollektiven) Handlungs- und Bewältigungspraxis deutlich? Außerdem ist noch einmal abschließend zu konstatieren, dass unabhän-

gig von den hier dargestellten Normalismusstrategien Obdachlose außerhalb der *normalen* Bevölkerung angesiedelt sind. Diese Abweichung führt damit zu einem Handlungsbedarf bzw. zu einem Normalisierungsbedarf, worin sich im Kontext von Obdachlosigkeit die Disziplin und Profession der Sozialen Arbeit wiederfindet. Auch in den Theorien Sozialer Arbeit wird der Normalisierung bzw. dem Begriff der Normalität eine besondere Bedeutung zugeschrieben.

Das Verständnis der Sozialen Arbeit als „Normalisierungshandeln“ (Otto und Seelmeyer 2004, S. 48) bzw. die Soziale Arbeit als sogenannte *Normalisierungsarbeit* und damit auch der Terminus der Normalität wurde zum ersten Mal von Olk (1986) konzeptionell verwendet und eingeführt. Des Weiteren hat sich Soziale Arbeit „als ein gesellschaftliches Teilsystem ausdifferenziert, welches sich auf den Schutz gesellschaftlicher Normalitätsstandards spezialisiert“ (Olk und Otto 1987, S. 11). Seitdem haben sich eine Entwicklung und Neuorientierung im Diskurs zur Bedeutung von Normativität und Normalität für die Profession und Disziplin der Sozialen Arbeit ergeben. Dieser Diskurs ist noch nicht abschließend geführt und Bedarf der Ausweitung mittels empirischer Studien (vgl. Otto und Seelmeyer 2004, S. 60). Weiterführend stellen Seelmeyer und Kutscher (2011) im Kontext von Normalität und Normalisierung fest, dass der Terminus der Normalisierung in der Sozialen Arbeit systematisiert auf drei Ebenen zu finden ist: 1. „pädagogisch-konzeptionell[er]“ (S. 1022), 2. „disziplinär[er]“ (S. 1022) und 3. „funktional[er]“ (S. 1022). Wie bereits zuvor ausführlich erläutert, aber an dieser Stelle nochmal konkretisiert, liegt der Fokus dieser Studie, bezugnehmend auf die angeführte Systematik, auf der funktionalen Perspektive, d. h. auf der „Bearbeitung von Abweichungen im Spannungsverhältnis von Individuum und Gesellschaft“ (Seelmeyer und Kutscher 2011, S. 1022). Aufgrund dieser Fokussierung wird an dieser Stelle auf weitere Ausführungen zur Normalisierung(-sarbeit) in pädagogisch-konzeptioneller und disziplinärer Hinsicht verzichtet.⁵⁵

Insgesamt ist deutlich geworden, dass Normalität und Normativität (bewusst oder unbewusst) handlungsleitend und als Orientierung dienlich sind. Zudem orientieren sich Individuen der Moderne zunehmend an der deskriptiven Normalität bzw. an normativer Normalität, auf deren Grundlage kollektive Handlungspraxen entstehen können. Es wird konstatiert, dass Normalität und Normativität stets analytisch getrennt zu betrachten, jedoch im Sinne eines weiten Normalitätsbegriffs auf der Interaktionsebene in ihrer Genese nicht trennscharf zu rekonstruieren sind. Gleiches gilt für Normalismusstrategien. Inwiefern sich ein Verlust von Normalität in der Moderne am Beispiel von obdachlosen Menschen in den handlungsleitenden Orientierungen zeigt, wird in Kapitel 5 empirisch dargelegt.

55 Für eine vertiefende Auseinandersetzung siehe u. a. Otto und Seelmeyer 2004; Seelmeyer 2008; Seelmeyer und Kutscher 2011; Otto und Ziegler 2012; Hünersdorf 2019.

3.2 Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit

In diesem Kapitel wird ein weiteres für diese Studie relevantes Themengebiet behandelt, indem sich der Zugehörigkeit und der Nichtzugehörigkeit gewidmet wird. In der Sozialen Arbeit und der Soziologie wird sich dabei häufig bedeutungsstarken Begriffspaaren zugewendet: Zugehörigkeit und Anerkennung (Inklusion) sowie Ausschluss und Ausgrenzung (Exklusion). Diese stehen zum einen für sich alleine und zum anderen sind sie in ihrem gemeinsamen Auftreten bzw. in ihrer Gleichzeitigkeit zu beschreiben. Dabei wird davon ausgegangen, dass ähnlich wie beim Normalitätsbegriff immer auch im Hintergrund von Anormalität gesprochen wird, Zugehörigkeit nicht ohne Ausschluss bzw. Nichtzugehörigkeit oder Exklusion nicht ohne Inklusion gedacht werden kann. In der begrifflichen Einordnung wird die Perspektive auf die Makro- und ebenso auf die Mikroebene gerichtet, um zu erkennen, welche Bedeutung diese Begriffspaare für den Forschungsgegenstand, *die Orientierungen zu den Bewältigungspraxen obdachloser Menschen*, einnehmen. Zunächst wird auf den Exklusions- und damit auch auf den Inklusionsbegriff Bezug genommen, auch wenn in dem Diskurs zum Exklusionsbegriff Obdachlose eher als *Randgruppe* oder *marginalisierte Gruppe* beschrieben werden. Es wird deutlich werden, dass Exklusion, soziale Ausgrenzung und sozialer Ausschluss auch Teil der Lebenslage obdachloser Menschen sein können bzw. dass es sich auch bei der klassischen ‚Randgruppe‘ letztlich um Ausgrenzungserfahrungen handelt, die jedoch in ihrer Mehrdimensionalität entsprechender Ausführungen bedürfen, wie es in Kapitel 2.3 vorgenommen wurde.⁵⁶ Die Relevanz dieses Kapitels zeigt sich abschließend in den Perspektiven zu Zugehörigkeiten und Nichtzugehörigkeiten in der Handlungspraxis und nicht in der theoretisch normativ auferlegten Betrachtungsweise. Es soll hierbei der Zugang erkannt werden, aus dem die (Bewältigungs-)Praxis und die Orientierungen (bei Obdachlosen) verstanden werden.

Ausgrenzung(-s)- und Ausschluss(-erfahrungen) und demnach „soziale[r] Exklusion“ (S. 235) beschreiben einen „Prozess“ (S. 249) oder einen erfolgten „Zustand“ (S. 249) bzw. ein „Resultat“ von „Ausgrenzungsprozesse[n]“ (S. 249), der/das die soziale und/oder physische Existenz eines Menschen in der Gesellschaft bedroht (vgl. Kronauer 2010, S. 243f. und 249):

„Lebensbedrohlich im sozialen wenn nicht gar körperlichen Sinn wird Ausschließung dann, wenn der Zugang zu grundlegenden gesellschaftlichen Funktionen versperrt bleibt oder nur durch den Preis sozialer Missachtung gewährt wird; wenn

56 Beispielsweise führt Castel Folgendes zur Problematisierung der pauschalisierten Verwendung des Terminus aus: „Der Begriff der Exklusion erscheint mir hingegen in den meisten Fällen, in denen er verwendet wird, unangemessen, weil er gleichzeitig zu pauschal und zu statisch ist. Zu pauschal, weil er völlig heterogene Verhältnisse in eins setzt, so etwa, wenn man [...] von ‚Ausgeschlossenen‘ spricht, um Langzeitarbeitslose, Jugendliche aus der Banlieue oder Menschen ohne festen Wohnsitz gleichermaßen zu bezeichnen, obwohl diese Gruppen weder dieselbe Vergangenheit noch dieselben Lebensumstände oder die selbe Zukunft teilen. Sie haben praktisch nichts gemein, außer dass sie sich in einer sehr schwierigen Situation befinden. Die analytische Reichweite des Begriffs der Exklusion ist also recht gering“ (Castel 2009, S. 28f.).

Ausgrenzung alle Aspekte des menschlichen Lebens übergreifen und auf Dauer gestellt werden“ (Kronauer 2010, S. 235).

Castel (2008a) definiert Exklusion als eine zu der Zeit (Mitte der 1980er-Jahre) entstandene „neue Armut“ (S. 72), die Situationen bei Individuen beschreibt, „die eine *Degradierung* gegenüber einer früheren Position beinhalten“ (Castel 2008a, S. 72; H. i. O.), und hebt dadurch wie Kronauer ebenfalls hervor, dass es sich nicht allein um einen Zustand handelt, sondern dass dieser nur einen erkennbaren „Sinn“ (S. 71) erhält, wenn der dahinterstehende Prozess bzw. die darauf hingeführten verschiedenen „*Verläufe*“ (S. 71; H. i. O.) eruiert werden (vgl. Castel 2008a, S. 71). Außerdem wird in Castels Definition des Exklusionsbegriffs deutlich, dass es sich bei sozialer Exklusion nicht nur um einen *totalen* Ausschluss von Menschen handelt, welcher die Existenz bedroht, sondern es auch eine Schlechterstellung und Herabwürdigung eines Menschen in seiner sozialen Situation bedeuten kann.

Seinen Ursprung hatten der Begriff der Exklusion und das darunter konstatierte Ausgrenzungsverständnis in Frankreich. An Prominenz gewann er im Laufe der 1980er-Jahre und wurde daraufhin nach und nach von anderen europäischen Partnern aufgegriffen und eingesetzt. Allgemein stellt Exklusion (Ausgrenzung, Ausschluss, Nichtzugehörigkeit) – und gleichermaßen Inklusion (Zugehörigkeit und Teilhabe) – ein mehrdimensionales Phänomen dar, dessen Genese unter Berücksichtigung von Armut und Arbeitslosigkeit (vgl. Kronauer 2010, S. 29) zum einen „auf eine spezifische historische Konstellation des gesellschaftlichen Umbruchs“ (Kronauer 2010, S. 29) zurückzuführen ist.⁵⁷ Neben der historischen Entwicklung des Begriffs der Exklusion bezieht Kronauer in seiner umfassenden Erarbeitung zum Exklusionsbegriff zum anderen die systemtheoretische Auseinandersetzung mit ein, in der eine historische Perspektive keine Relevanz hat: „In systemtheoretischer Sicht bezeichnet Exklusion nicht ein historisch erzeugtes (und somit der Möglichkeit nach auch überwindbares) Problem in der Geschichte ‚moderner‘ Gesellschaften, sondern eine Funktionsbedingung dieser Gesellschaften selbst: eine logische Voraussetzung für das Funktionieren der Funktionssysteme“ (Kronauer 2010, S. 30).⁵⁸

57 Kronauer (2010) beschreibt vergleichend, auf welche Weise und unter welchen gesellschafts-historischen Bedingungen der Exklusionsbegriff (Inklusion) in Europa und das US-amerikanische Pendant und damit der Begriff der *Underclass* im Kontext von Ausgrenzung, Armut und Arbeitslosigkeit an Bedeutung gewannen und diskutiert wurden (S. 29). In dieser Ausführung wird sich nur dem Begriff der Exklusion gewidmet. Für eine vergleichende Auseinandersetzung, vor allem auch im Hinblick auf die Entwicklung der Begriffe, siehe Kronauer 2010.

58 Der Exklusionsbegriff ist demnach ein „elementarer Bestandteil einer allgemeinen Theorie funktionaler Differenzierung. Dieser Theorie zufolge zeichnen sich ‚moderne‘ Gesellschaften dadurch aus, dass sie aus einer Reihe lose miteinander verknüpfter, nicht hierarchisch geordneter ‚Funktionssysteme‘ zusammengesetzt sind, die ihren jeweils eigentümlichen Regeln der internen Kommunikation folgen“ (Kronauer 2010, S. 30). Auf die Perspektive der Systemtheorie wird an dieser Stelle nicht weiterführend eingegangen, da diese im Kontext dieser Studie keine besondere Relevanz hat. Für eine vertiefende Auseinandersetzung siehe u. a. Kneer und Nassehi 2000; Kronauer 2010; Luhmann 2015/1997, 2018.

Laut Castel können der Zustand der Exklusion und der dahinführende Prozess in „Zonen des sozialen Lebens“ (Castel 2008a, S. 72) oder in die drei konzentrischen „Zonen‘ sozialer Kohärenz“ (Castel 2008b, S. 13; H. i. O.) differenziert werden. Der Exklusionsprozess geht von der Mitte, der „Zone der Integration“ (Castel 2008b, S. 13), aus und kann als Beginn und Quelle dieses Prozesses verstanden werden. Die Positionierung in den Zonen ergibt sich anhand des sicheren, unsicheren oder fehlenden Arbeitsverhältnisses und der bestehenden oder fehlenden sozialen Teilhabe. Zudem werden die Zonen nicht mit eindeutigen Grenzziehungen versehen, da diese nicht immer trennscharf zu bestimmen sind. Hierbei verweist Castel auf die scheinbar integrierte arbeitende Bevölkerung, die jedoch aufgrund prekärer Arbeitsbedingungen von Exklusionsprozessen bedroht wird (vgl. Castel 2008a, S. 72): Menschen „in einer Situation der Verwundbarkeit“ (Castel 2009, S. 29), welche die zweite Zone ausmachen. In der äußersten Zone sind diejenigen verortet, „die durch den Verlust jeglichen Arbeitsverhältnisses und durch soziale Isolierung gekennzeichnet“ (Castel 2008a, S. 72) sind. Diese ausgeschlossenen oder exkludierten Individuen würde Castel als „Entkoppelte[r]“ (S. 73) oder „Entbundene[r]“ (S. 73) beschreiben, in deren Lebensverläufen verschiedene (vgl. 2008a, S. 73) „Abkopplungen von früheren, mehr oder weniger stabilen oder instabilen Gleichgewichtszuständen“ (Castel 2008a, S. 73) vorzufinden sind.⁵⁹ Dabei verweist Castel (2008a) auf einen höchst relevanten Aspekt, den er als weitreichende Gefahr in der einseitigen Auseinandersetzung mit dem Exklusionsbegriff als Zustand mit fehlender Prozessperspektive sieht, bzw. er verdeutlicht die Relevanz der Prozessbetrachtung im Kontext von Exklusion:

„Man umgeht die Notwendigkeit, sich Fragen über die umfassenden gesellschaftlichen Dynamiken zu stellen, die für die gegenwärtigen Erschütterungen verantwortlich sind; man beschreibt bestenfalls *Zustände der Enteignung*, ohne die *Prozesse* zu berücksichtigen, die sie hervorbringen; man beschreibt sektorale Analysen und gibt den Anspruch auf, sie in den Kontext des aktuellen Zustands der Gesellschaft zu stellen. Gewiss gibt es heute Menschen, die ‚drin‘, und solche, die ‚draußen‘ sind, doch sie bevölkern keine getrennten Universen. Im strengen Sinne lässt sich in einer Gesellschaft nie von Situationen außerhalb des Sozialen sprechen. Es geht darum, das *Kontinuum von Positionen* zu rekonstruieren, durch das die ‚drinnen‘ und die ‚draußen‘ verbunden sind, und die Logik zu erfassen, nach der die ‚drinnen‘ die ‚draußen‘ produzieren“ (S. 73; H. i. O.).

Kronauer kommt in seiner Analyse des Begriffs der Exklusion zu einem noch weiterführenden Ergebnis, indem er vor allem in Anlehnung an Simmel (1908) formuliert (vgl. Kronauer 2010, S. 250), dass „die Eigenart von Exklusion in hochentwickelten kapitalistischen Gesellschaften [...] in einer Gleichzeitigkeit des ‚Drinnen‘ und ‚Draußen‘ [besteht; N.S.]“ (Kronauer 2010, S. 250). Die Auffas-

59 Castel empfiehlt daher in dem Diskurs zur theoretischen Auseinandersetzung mit den Begrifflichkeiten und deren Ausführungen, „statt von Exklusion von *Entkopplung* zu sprechen, um hervorzuheben, dass es das sukzessive Abhängen der Betroffenen ist, das sie über den Rand der Gesellschaft hinaustreiben kann“ (2009, S. 29; H. i. O.).

sung, dass Menschen aus der Gesellschaft ausgeschlossen werden, lässt sich nur an den Stellen, wenn auch weiterhin eingeschränkt und nicht absolut, nachvollziehen, wenn Individuen aufgrund von „Gesetze[n], Traditionen und physische[r] Gewalt von den zentralen gesellschaftlichen Institutionen der Fürsorge und/oder von persönlichen Rechten ausgeschlossen werden“ (Kronauer 2010, S. 251). Hierbei können beispielsweise obdachlose EU-Bürger*innen benannt werden, die in Deutschland leben, aber von sozialen Hilfen ausgeschlossen sind (vgl. DCV e.V. und KAGW 2019). Jedoch ist nach diesem Verständnis ein absolutes und damit totales Ausgeschlossen-Sein aus der Gesellschaft letztlich nicht möglich. Es handelt sich vielmehr um spezifische Exklusionen bzw. ausgrenzende und -schließende Ungleichheitsverhältnisse, die stets „innerhalb der Gesellschaft“ (Kronauer, S. 251; H. i. O.) prozesshaft entstanden sind (vgl. Kronauer 2010, S. 251). Ausgrenzung und Exklusion an sich sind nicht außerhalb der Gesellschaft zu finden, sondern müssen „selbst als ein gesellschaftliches Verhältnis gedacht werden“ (Kronauer 2010, S. 26). Denn zusammenfassend stellt Kronauer treffenderweise fest, dass

„[s]elbst im Zustand der Ausgrenzung und in ihren Anstrengungen, sie zu bewältigen, sind die Betroffenen noch *Teil* der Gesellschaft und von ihr durchdrungen, auch wenn sie nicht mehr *teilhaben* an ihren Möglichkeiten und ihr *zugehören*. Sie sind zu ihrem Überleben auf den Markt (und sei es auch den illegalen), den Staat (in einer vielfach entwürdigenden Abhängigkeit) oder persönliche Unterstützung (wie sehr die Einseitigkeit dabei auch zurückstoßen mag) angewiesen. Auch noch in ihren Wünschen, ihren Formen des Zusammenlebens und sozialen Handelns halten sie der ausgrenzenden Gesellschaft den Spiegel vor“ (Kronauer 2010, S. 203; H. i. O.).

Daher erklärt sich der Fokus dieser Studie auf Obdachlosigkeit im Spannungsfeld gesellschaftlicher Begrenzungen und Erwartungen.

In den Diskussionen zum Exklusionsbegriff wird immer wieder verdeutlicht, dass vor allem drei Bereiche relevant sind, wenn von Exklusion gesprochen wird (vgl. Callies 2008, S. 265):

1. Der Ausschluss vom Arbeitsmarkt
2. Der Ausschluss von einem Mindestmaß an Wohlstand
3. Der Ausschluss aus sozialen Netzen“ (Callies 2008, S. 265).

Kronauer führt dazu an, dass

„[d]er Lebensstandard [...] mit der Art der Einbindung in die gesellschaftliche Arbeitsteilung [variiert; N.S.], erst recht mit dem Grad des Herausfallens aus ihr. Er bildet daher einen eigenen Prüfstein für die Qualität der sozialen Verhältnisse und eröffnet oder verschließt seinerseits Möglichkeiten der persönlichen Entfaltung und sozialen Anerkennung“ (Kronauer 2010, S. 140).

Neben den angeführten Exklusionsbereichen gibt es außerdem noch weitere, in denen soziale Exklusion stattfinden kann: rechtlicher, politischer, institutioneller, räumlicher und/oder kultureller Exklusionsbereich. Im Vergleich zum Verständ-

nis von (mehrdimensionaler) Armut beansprucht der Exklusionsbegriff für sich, dass er vor allem den hier angeführten dritten Bereich berücksichtigt (vgl. Baecker et al. 2008, S. 269), „de[n] Ausschluss von sozialen Nahbeziehungen“ (Baecker et al. 2008, S. 269), welcher nochmal ganz andere Personengruppen in den Blick nimmt (man muss nicht arm sein, um exkludiert zu sein). Bezugnehmend darauf sind die in Beziehung zueinanderstehenden Kriterien bzw. die sogenannten „Modi gesellschaftlicher Zugehörigkeit“ (S. 139) – „Interdependenz und Partizipation“ (S. 139) – anzuführen, welche Kronauer beschreibt und deren Relevanz er im Kontext des Exklusionsverständnisses hervorhebt (vgl. Kronauer 2010, S. 139).⁶⁰ Dazu nimmt er eine Systematisierung vor, die nicht von mehreren Bereichen der Exklusion ausgeht, sondern von Dimensionen gesellschaftlicher Zugehörigkeit, die sich jedoch im Umkehrschluss noch weiter in die von ihm angeführten Erfahrungen von Ausschluss differenzieren lassen und daher in folgender tabellarischen Übersicht ergänzt werden (vgl. Kronauer 2010, S. 145ff.):

60 Kronauer konstatiert, dass bei der Analyse von Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit bzw. Ausschluss es vor allem relevant ist, „die Verschränkungen zwischen der Art der sozialen Einbindung und dem Ausmaß der materiellen Teilhabe, aber auch die institutionellen Vermittlungen zwischen beiden [...] zu berücksichtigen und herauszuarbeiten“ (Kronauer 2010, S. 140).

Tabelle 8: Zugehörigkeit und Ausschluss – eigene Darstellung in Anlehnung an Kronauer 2010, S. 147ff.

Modi der Zugehörigkeit	Interdependenz	Partizipation
Modi des Ausschlusses	Ausschluss von Interdependenzbeziehungen	Ausschluss von Teilhabemöglichkeiten
Zugehörigkeit	Einbindung in die gesellschaftliche Arbeitsteilung	Materielle Teilhabe
Ausschluss (-erfahrung)	Ausschluss aus der gesellschaftlichen Arbeitsteilung <ul style="list-style-type: none"> • Ausgrenzung bedeutet, in der Gesellschaft keinen anerkannten Ort zu haben <ul style="list-style-type: none"> – Ausgrenzungsbedrohung und soziale Ungleichheit – Ausgrenzungsbedrohung und prekäre Beschäftigung – Statusverlust als biographische Zuspitzung – Statusverlust am Ende eines Erwerbslebens – blockierter Zugang zu gesellschaftlichem Status 	Ausschluss von materieller Teilhabe <ul style="list-style-type: none"> • Ausgrenzung bedeutet, nicht mithalten zu können <ul style="list-style-type: none"> – Armut als biographische Episode und anhaltende Bedrohung – Armutserfahrung als Ausgrenzungserfahrung
Zugehörigkeit	Einbindung in soziale Netze	Politisch-institutionelle Teilhabe
Ausschluss (-erfahrung)	Ausschluss aus sozialen Netzen <ul style="list-style-type: none"> • Ausgrenzung bedeutet soziale Isolation <ul style="list-style-type: none"> – quantitativer Faktor: Verlust oder das Nicht-Bestehen sozialer Beziehungen – qualitativer Faktor: Kontakt ausschließlich zu Personen in der gleichen, von Benachteiligung geprägten Lebenssituation (fehlende Ressourcen & Stigmatisierung erschweren es, die prekäre Lebenslage zu überwinden) 	Ausschluss von politisch-institutioneller Teilhabe <ul style="list-style-type: none"> • Ausgrenzung bedeutet Macht- und Chancenlosigkeit <ul style="list-style-type: none"> – Statusverlust als institutionalisierter Prozess – Fürsorge als institutionalisierte Gleichzeitigkeit des Drinnen und Draußen – die ‚intern Ausgegrenzten‘ des Bildungswesens – Substanzverlust politischer Rechte
Zugehörigkeit		Kulturelle Teilhabe
Ausschluss (-erfahrung)		Ausschluss von kultureller Teilhabe <ul style="list-style-type: none"> • Ausgrenzung bedeutet, von gesellschaftlich geteilten Lebenszielen abgeschnitten zu sein <ul style="list-style-type: none"> – Ausgrenzung als Verlust kulturell favorisierter Lebensziele – Ausgrenzung als blockierter Zugang zu gesellschaftlich favorisierten Lebenszielen

Unter der Gruppe der Exkludierten wird im Diskurs teilweise eine eigenständige neue Gruppe von Ausgeschlossenen verstanden oder, wie zuvor schon benannt, eine neue Form der Armut. Dazu und konkret zum Thema *die Überflüssigen* führen Dirk Baecker, Heinz Bude, Axel Honnet und Helmut Wiesenthal ein Gespräch. Heinz Bude versucht sich dabei an einem Begriff für den Diskurs in Deutschland und betitelt diese Gruppe der Exkludierten als die „Überflüssigen“ (Baecker et al. 2008, S. 31) der Gesellschaft. Er versteht darunter diejenigen, die nicht der Erwerbsarbeit nachgehen, keine sozialen Netze aufweisen und damit aus Sicht der Gesellschaft und aus ihrer Selbstsicht heraus gesellschaftlich überflüssig sind (dies können beispielsweise ALG-II-Empfänger*innen, Senior*innen oder auch Jugendliche sein) (vgl. Baecker et al. 2008, S. 31ff.). Der Auffassung (u. a. von Bude angeführt), dass Arbeit der Schlüssel zu sozialer Teilhabe darstellt, tritt jedoch Axel Honneth in der benannten veröffentlichten Debatte zum Thema Exklusion und der Kategorie der Überflüssigen mit einer besonderen Klarheit entgegen. Honneths Ansicht ist auch für die hier vorliegende Studie grundlegend:

„Es würde bedeuten, dass Sie normativ noch mit einem klassischen Bild arbeiten, wonach die Beschäftigung das Muster der Einbeziehung in die Gesellschaft darstellt. Und im Augenblick wo dieses Muster dann versagt oder sich durch strukturelle Arbeitslosigkeit erübrigt hat, haben wir diese neue Kategorie“ (Baecker et al. 2008, S. 33).

Im Kontext dieser Studie wird kein normatives Verständnis angelegt, sondern durch den Zugang der Praxeologischen Wissenssoziologie (Bohnsack 2017) und deren theoretische Bezüge handelt es sich vielmehr um die Perspektive, wie obdachlose Menschen (Nicht-)Zugehörigkeit konstruieren. Für diese kann angenommen werden, dass sie in mehreren Dimensionen Ausgrenzung erfahren und sich zugleich an biographisch und gesellschaftlich verinnerlichten Vorstellungen von (Nicht-)Zugehörigkeit orientieren. Im Hinblick auf eine Gruppe von Menschen, die sich in einer gemeinsamen bzw. strukturähnlichen Lebenssituation befinden, sind Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit viel differenzierter und damit auf der Mikro- und nicht allein beeinflusst durch die Makroebene zu betrachten. Tatsächlich wird die Mikroebene beobachtet, um die Mesoebene im Sinne sozialer Sinnstrukturen empirisch zu erschließen.

Zumal ist der Blick auf die Herstellung von (Nicht-)Zugehörigkeiten weniger defizitär (als Ausschluss und Exklusion) und nimmt damit verschiedene und nicht normativ angelegte Möglichkeitsräume sowie im Sinne der Praxeologischen Wissenssoziologie und in Anlehnung an Karl Mannheim die „konjunktive Erfahrungsgemeinschaft“ (1980, S. 215) bzw. den konjunktiven „Erfahrungsraum“ (1980, S. 215) in den Blick. Der Erfahrungsraum wird von Mannheim und Bohnsack mit dem Milieubegriff gleichgesetzt und dementsprechend genutzt (vgl. Bohnsack 2017, S. 217).⁶¹ Mannheim führt aus, dass es verschiedene Erfahrungsräume gibt

61 Dazu folgen noch differenzierte Ausführungen in Kapitel 4 zur Methodologie und der Dokumentarischen Interpretation der Interviews.

bzw. dass „in einer Epoche im selben Raume mehrere Erfahrungsräume existieren können“ (Mannheim 1980, S. 277). Das bedeutet auch in Bezug auf (Nicht-) Zugehörigkeit und unter Berücksichtigung dessen, dass es keinen vollständigen Ausschluss aus dem „Sozialen“ (Castel 2008a, S. 73) geben kann und somit die „Gleichzeitigkeit des ‚Drinnein‘ und ‚Draußen‘“ (Kronauer 2010, S. 250) besteht, dass verschiedene Konstruktionen von Zugehörigkeiten und Nichtzugehörigkeiten (kollektiv) existieren und sich innerhalb der handlungsleitenden Orientierungen, hier der Obdachlosen, zeigen können. Daraus lässt sich darüber hinaus schließen, dass sich die Herstellung von (Nicht-)Zugehörigkeit aus den Erfahrungen der Menschen entwickelt:

„Gesellschaftliche Lagerung, gesellschaftliches Sein ist somit nicht jenseits der Erfahrungen der Erforschten angesiedelt. Gesellschaftliches Sein im Sinne von Milieubindungen konstituiert sich überhaupt erst auf Grundlage der Gemeinsamkeiten resp. Strukturidentitäten der Sozialisations- und Lebensgeschichte, also des gemeinsamen Schicksals, das heißt auf Grundlage und im Medium konjunktiver Erfahrung. Das konjunktive Erfahrungswissen wird in der selbsterlebten Praxis, also in einer Praxis, in welche die ErinnerungsträgerInnen selbst eingebunden sind oder waren, erworben, eben er-lebt“ (Bohnsack 2017, S. 219; H. i. O.).

Demnach kann (Nicht-)Zugehörigkeit zum einen in Bezug zu gesellschaftlichen Begrenzungen und Erwartungen, aber gleichwohl hinsichtlich Gruppen und Milieus hergestellt werden (vgl. Bohnsack 2017, S. 221): „Beides – die definitonische Loslösung von Phänomenen der Gruppenhaftigkeit wie von einer einseitigen Bindung an traditionsfeste Bestände – zeichnet [...] die Kategorie des ‚konjunktiven Erfahrungsraums‘ bei Mannheim aus“ (Bohnsack 2017, S. 221). Der konjunktive Erfahrungsraum vereint somit „als objektiv-geistiger Strukturzusammenhang auch jene [...], die nicht in Kommunikation miteinander stehen und die einander auch gar nicht zu kennen brauchen“ (Bohnsack 2017, S. 221). Das Gemeinsame entsteht und gründet daher auf der „Partizipation an den gemeinsamen Schicksalen“ (Mannheim 1964b). Dazu führt Bohnsack aus, dass die gemeinsame existenzielle Partizipation an der gleichen oder eben „strukturidentische[n]“ (S. 222) Handlungspraxis den Erfahrungsraum begründet (vgl. Bohnsack 2017, S. 222). Hierzu ist es relevant anzuführen, dass eine empirisch dargelegte Verbundenheit innerhalb eines konjunktiven Erfahrungsraums, im Sinne des *kollektiven Habitus*,⁶² nicht von den Untersuchten selbst als solche betrachtet werden muss bzw. betrachtet wird und somit eine Zugehörigkeit nicht immer gesehen wird. Daher wird Zuge-

62 Der Begriff des Habitus geht auf Bourdieu zurück und meint, „wie Verhaltensweisen geregelt sein können, ohne dass ihnen eine Befolgung von Regeln zugrunde liegt“ (Bourdieu und Wacquant 1996/1992, S. 86). Bezüglich der wesentlichen Gemeinsamkeiten mit der Habitus-theorie bzw. -analyse nach Bourdieu beruft sich Bohnsack in seiner Erarbeitung der Praxeologischen Wissenssoziologie darauf, dass diese genauso wie Erwin Panofsky und Pierre Bourdieu „den Begriff des Habitus als ‚strukturierende Struktur‘ [und; N.S.] konsequent an denjenigen der Kollektivität [bindet; N.S.]“ (Bohnsack 2017, S. 300). Diese strukturierende Struktur wird auch als Modus Operandi bezeichnet (vgl. Bourdieu und Russer 1994/1987, S. 281).

hörigkeit (und bei fehlender Übereinstimmung Nichtzugehörigkeit) in Anlehnung an Amling folgendermaßen verstanden:

„Zugehörigkeit als habituelle Übereinstimmung oder als Verbundenheit über Formen impliziten, handlungspraktischen Wissens [...], ohne dass für diese Übereinstimmung die konkrete Situation ausschlaggebend ist oder symbolische Grenzziehungen wie die genannten Selbst- und Fremdzuschreibungen bemüht werden müssen. Eine solche Form der Zugehörigkeit, die also weder auf einer face-to-face-Interaktion [sic!] beruht, [sic!] noch auf der Selbst- und Fremdzuschreibung kollektiver Identität(en), [sic!] kann als Milieuzugehörigkeit bezeichnet werden“ (Amling 2015, S. 13; H. i. O.).⁶³

Zusammenfassend ist in diesem Kapitel deutlich geworden, welche Bedeutung Zugehörigkeit (Inklusion und Anerkennung) und Nichtzugehörigkeit (Exklusion und Ausschluss) auf der Makro- und Mikroebene einnehmen und inwiefern diese Perspektiven eine Relevanz für die hier angelegte rekonstruktive Studie (Mesoebene) erkennen lassen. Es wird sich daher zeigen, wie obdachlose Menschen im Kontext der Erfahrungen von gesellschaftlicher Exklusion, denen die gesellschaftlichen Begrenzungen und Erwartungen inhärent sind, (Nicht-)Zugehörigkeiten herstellen und in welchem Zusammenhang dies mit den Bewältigungspraxen steht.

3.3 Lebensbewältigung als Bewältigungspraxis

Dieses Kapitel soll als dritter Baustein der (meta-)theoretischen Auseinandersetzung ein grundlegendes Verständnis für die Begriffe der Bewältigung, der Lebensbewältigung und der Bewältigungspraxis ermöglichen. Es wird sich vornehmlich einer der zeitgenössischen Theorien Sozialer Arbeit gewidmet: der *Sozialen Arbeit als Hilfe zur Lebensbewältigung*.⁶⁴ Diese geht ursprünglich auf Lothar Böhnisch und Werner Schefold (1985) zurück und wurde seitdem vor allem von Lothar Böhnisch⁶⁵ (Stecklina und Wienforth 2020b; Böhnisch 2019, 2018; Böhnisch und Schröder 2013, 2012; Böhnisch et al. 2009) in verschiedenen theoretischen und konzeptionellen Ausführungen weiterentwickelt und geprägt. Die *Hilfe zur Lebensbewältigung* wird als Theorie bzw. „Konzept mittlerer Reichweite im Fachdiskurs Sozialer Arbeit“ (Böhnisch und Schröder 2013, S. 57) verstanden und dient(e) in unterschiedlichen empirischen Studien als theoretischer Rahmen (vgl. u. a. Stecklina und Wienforth 2020b). Mit Fokus auf die vorliegende Studie soll nicht

63 Steffen Amling hat sich mit den Perspektiven auf die Entstehung und Herstellung von Zugehörigkeit und Differenz metatheoretisch auseinandergesetzt, weshalb für eine weitere metatheoretische Auseinandersetzung (u. a. mit Goffmans (2018/1963, 2018/1974, 2018/1973, 2017/1959), Garfinkel (1967), Berger und Luckmann (Schütz und Luckmann 2003/1975; Berger und Luckmann 1999/1969), Bourdieus Studien) auf seine Ausführungen verwiesen wird (vgl. 2015, S. 21ff.).

64 Wird in grundlagentheoretischen Publikationen zu den Theorien Sozialer Arbeit angeführt (siehe u. a. Hammerschmidt et al. 2019; Engelke et al. 2014; Thole 2012; Thole et al. 1998).

65 Zu Beginn und teilweise auch noch weiterführend in gemeinsamer Ausarbeitung mit Wolfgang Schröder, Karl Lenz und Werner Schefold.

das ganzheitlich erarbeitete Konzept Böhnischs zur Lebensbewältigung erörtert werden. Vielmehr werden die für diese Arbeit relevanten Aspekte in den Blick genommen, anhand von Erkenntnissen aus der Stress- und Bewältigungsforschung (Filipp und Aymanns 2018) ergänzt und in den Kontext dieser Studie gestellt. Nach einer Systematisierung von Böhnisch und Schröer (2013) zu Kernaspekten einer Theorie Sozialer Arbeit wird in dieser Studie vornehmlich eine von vier Ebenen erschlossen, die eine Theorie Sozialer Arbeit kennzeichnet (vgl., S. 25). Diese nimmt in den Blick, „wie AdressatInnen auf unterschiedlichen sozialen Handlungsebenen kritische und paradoxe Lebenssituationen alltäglich bewältigen“ (Böhnisch und Schröer 2013, S. 25). Somit liegt der Fokus auf der Lebensbewältigung im Sinne einer alltäglichen individuellen und/oder kollektiv darstellbaren Praxis zur Herstellung von Handlungsfähigkeit in Krisensituationen.⁶⁶ Das bedeutet,

„Handlungsfähigkeit und Bewältigungshandeln werden im Bewältigungskonzept als *soziales Handeln* verstanden. Handeln ist also nicht individualistisch an Personen gebunden und Produkt rationaler Entscheidungen, sondern vielmehr eingebettet in und abhängig von sozialen Beziehungen [...]. *Bewältigungshandeln* steht immer in Verbindung mit *Bewältigungskulturen*, also den in bestimmten sozialen Kontexten anerkannten, gängigen und als selbstverständlich erachteten Handlungsformen“ (Stecklina und Wienforth 2020b, S. 33; H. i. O.).

Im Kontext dessen stellen Stecklina und Wienforth (2020a, S. 33) nicht nur den Zusammenhang von Bewältigungshandeln mit sozialen Beziehungen, sondern auch die Verbindung zu den kollektiven Erfahrungsräumen, wie sie Mannheim (1980) beschrieben hat, her. Dadurch ist, wie bereits im vorherigen Kapitel angeführt, auch ein Zusammenhang des Bewältigungshandelns mit Milieus zu verstehen. Die Bewältigungspraxen sind bzw. das Bewältigungshandeln ist dadurch stets in Relation mit den bestehenden oder biographisch dargelegten sozialen Kontexten, den „Bewältigungskulturen“ (Böhnisch 2018, S. 28), zu betrachten (vgl. Stecklina und Wienforth 2020a, S. 33). Im Folgenden sollen daher die hier eingangs angeführten Begrifflichkeiten wie Lebensbewältigung, *Bewältigungshandeln* und *Bewältigungspraxen*, *Bewältigungskulturen* sowie kritische Lebenssituationen und -konstellationen vorgestellt werden.

Böhnisch versteht „*(Lebens-)Bewältigung* [...] [als; N.S.] das Streben nach psychosozialer Handlungsfähigkeit in kritischen Lebenskonstellationen“ (Böhnisch 2019, S. 20; H. i. O.). Bezüglich des Terminus der *kritischen Lebenskonstellationen* bezieht er sich auf Filipp (2007) und führt unter Berücksichtigung dessen aus, dass „Lebenssituationen und -konstellationen [...] dann als kritisch bezeichnet [werden; N.S.], wenn die bisherigen eigenen Ressourcen der Problemlösung versagen oder nicht mehr ausreichen und damit die psychosoziale Handlungsfähigkeit beeinträchtigt ist“ (Böhnisch 2019, S. 20). Im Verständnis des in dieser Studie ver-

66 Zur Auseinandersetzung mit anwendungsbezogenen Inhalten zum Konzept der Lebensbewältigung in Bezug auf sozialarbeiterische Praxis, Theorie und Empirie siehe u. a. Stecklina und Wienforth 2020b, Böhnisch 2019 und konkret zur Wohnungslosenhilfe siehe Böhnisch 2018, S. 215ff., Böhnisch und Schröer 2013, S. 121ff. und den Beitrag von Christian Stark 2020.

wendeten Bewältigungsbegriffs ist insbesondere anzuführen, dass Bewältigung nicht (zwangsläufig) meint, eine Verbesserung der Lebenssituation oder eine Überwindung der Krise im Sinne normativer oder normalistischer Kriterien (wieder-)herzustellen (kein Zwang zur *erfolgreichen* Bewältigung). Vielmehr wird in dieser Arbeit dem Begriff der Lebensbewältigung die Bedeutung zugeschrieben, dass trotz bzw. besonders in bestehender Lebenskrise oder kritischer Lebenskonstellation das Streben nach subjektiver Handlungsfähigkeit im Vordergrund steht und dies auch mit abweichenden, antisozialen, sozial nicht angepassten oder konformen Verhalten einhergehen und dennoch für die Menschen eine Bewältigung der kritischen Lebenssituation bedeuten kann (vgl. Böhnisch 2019, S. 20f.; Böhnisch 2018, S. 27). Laut Böhnisch ist die „[p]sychosoziale *Handlungsfähigkeit* ein Konstrukt im Magnetfeld des Selbstwertes“ (Böhnisch 2019, S. 20; H. i. O.). Das bedeutet: Handlungsfähigkeit besteht als das „psychosoziale Gleichgewicht – im Zusammenspiel von Selbstwert, sozialer Anerkennung und Selbstwirksamkeit –“ (Böhnisch 2018, S. 24), welches in kritischen Lebenskonstellationen oder -krisen durch das Streben des Subjekts versucht wird (wieder-)herzustellen (vgl. Böhnisch 2018, S. 24). Das Streben nach Handlungsfähigkeit und damit das Bewältigungshandeln können „kognitiv-rational, [...] emotional und triebdynamisch strukturiert“ (Böhnisch 2018, S. 24) sein.

Da in dieser Arbeit Bewältigungspraxen konstatiert werden, wird damit ein (regelhaftes und empirisch darstellbares) soziales Handeln verstanden, welches durch ähnliche Erfahrungsbedingungen sowohl strukturiert wird als auch diese als Milieus strukturiert. Diese Bewältigungspraxen würden sich entsprechend der Theorie Böhnischs anhand der drei benannten Merkmale strukturieren. Fillipp und Aymanns (2018, S. 32f.) definieren die Bewältigung kritischer Lebensereignisse als

„alle Versuche, die mangelnde Passung im Person-Umwelt-Gefüge zu überwinden. Etwas muss geschehen: Entweder muss die Umwelt wieder stärker den individuellen Handlungsoptionen und Kompetenzen angenähert werden, oder die Person muss sich durch Modifikation ihres Denkens und Handelns der veränderten Umwelt anpassen. [...] Bewältigung heißt zudem immer auch [...], den negativen Affekt in den Griff zu bekommen und sich vor der emotionalen Überflutung zu schützen. Bewältigung schließt des Weiteren alle Versuche ein, das entstehende Chaos im Kopf zu ordnen [...]. Insofern geht es nicht nur um die Wiederherstellung der Personen-Umwelt-Passung auf den unterschiedlichsten Ebenen, sondern es spielen auch Prozesse der Aufmerksamkeitssteuerung, des Verstehens und Deutens und andere vielfältigen mentalen Aktivitäten eine zentrale Rolle.“

In den Ausführungen von Böhnisch, Filipp und Aymanns wird u. a. deutlich, welche Relevanz „mentale Bewältigungsaktivitäten“ (Filipp und Aymanns 2018, S. 168; H. i. O.) im Kontext von Bewältigung einnehmen und letztlich ein wesentlicher Teil des Strebens bzw. der Versuche sind, handlungsfähig zu sein und eine fehlende Passung des Person-Umwelt-Gefüges überwinden zu können. Demnach werden in dieser Studie mentale Aktivitäten, die zur Bewältigung dienen, auch als Bewältigungspraxen verstanden, auch wenn dabei nicht im originären Sinne *Handlungen*

gemeint sind. Vielmehr handelt es sich um verinnerlichte, d. h. präreflexive Denkmuster unter alltäglichem Handlungsdruck. Entsprechend der fehlenden Passung des Person-Umwelt-Gefüges werden die mentalen Bewältigungspraxen auch als soziale Praxen verstanden, da sie im Zusammenhang mit dem sozialen Kontext und den sozialen Beziehungen stehen. Mentale Aktivitäten sind folglich zum einen handlungsleitend zu verstehen und zum anderen als mentale Praktiken zu übersetzen, welche zur Bewältigung kritischer Lebenskonstellationen dienen. Filipp und Aymanns (2018) formulieren dazu konkret, dass „mentale Bewältigungsaktivitäten [...] der Sicherung der Handlungsfähigkeit und dem *Ordnen des Tuns* [dienen; N.S.]“ (Filipp und Aymanns 2018, S. 168; H. i. O.). Sie unterscheiden grundsätzlich zwei übergeordnete Bewältigungsformen: erstens die bereits angeführte „Bewältigung als mentales Geschehen“ (Filipp und Aymanns 2018, S. 168) und zweitens die „Bewältigung als sozial-interaktives Geschehen“ (Filipp und Aymanns 2018, S. 233). Böhnisch und Schröer beschreiben unter Berücksichtigung der Stressforschung eine ähnliche Dualität des Bewältigungshandelns aufgrund von kritischen Lebenskonstellationen. Darin ist inbegriffen, dass – trotz bzw. aufgrund einer prekären Lebenssituation, die bei den Akteuren Stress auslöst und sich der eigenen Kontrolle und Handlungsmacht entzieht –, nach einem „Gleichgewichtszustand“ (S. 20) gestrebt wird, der in seiner Praxis variieren kann. Die Dualität der „psycho-soziale[n] Gleichgewichtssuche“ (S. 21) besteht darin (vgl. Böhnisch und Schröer 2013, S. 20f.), dass sie „sozial gerichtet, gleichzeitig aber auch psychosomatisch angetrieben [ist; N.S.]“ (Böhnisch und Schröer 2013, S. 21).

Anhand der Bewältigungsformen nach Filipp und Aymanns (2018) ergeben sich auf theoretischer Basis verschiedene Praxen, welche den Umgang mit kritischen Lebenskonstellationen und -ereignissen beschreiben. Die Diversität der mentalen und sozial-interaktiven Bewältigungspraxen sowie mögliche „persönliche Ressourcen und Risiken“ (S. 287), welche die Bewältigung beeinflussen können, lassen sich auf der Grundlage Filipp und Aymanns (2018) folgendermaßen systematisiert darstellen:

Tabelle 9: Bewältigungspraxen, Ressourcen und Risiken – eigene Darstellung in Anlehnung an Filipp und Aymanns 2018⁶⁷

<i>Mentale Bewältigungspraxen</i>	<i>Sozial-interaktive Bewältigungspraxen</i>
<ul style="list-style-type: none"> • Aufmerksamkeitssteuerung im Umgang mit schlimmen Nachrichten • Bewältigung durch repetitives Verhalten • Bewältigung durch komparatives Denken <ul style="list-style-type: none"> – soziale, temporale und hypothetische Vergleiche und kontrafaktisches Denken • Bewältigung als Suche nach Antworten auf das ‚Warum‘ und ‚Wozu‘ <ul style="list-style-type: none"> – kausalattributive Strukturierung des Geschehens – Konstruktion von Sinn und positiver Folgen • Bewältigung als Konsistenzsicherung und Verteidigung des Selbst • Bewältigung als Abschied von unerreichbaren Zielen und ‚falschen‘ Hoffnungen • Bewältigung als Unterdrückung negativer Gefühle und Gedanken • Bewältigung durch ‚expressives Schreiben‘ 	<ul style="list-style-type: none"> • Suche nach sozialer Nähe und Anschluss • Mobilisierung sozialer Unterstützung und das Teilen des Leids • Bewältigung durch gemeinsames Leid (bspw. Familie oder Partnerschaft) • Bewältigung durch Hilfehandeln für andere • Bewältigung mit und durch das soziale Umfeld <ul style="list-style-type: none"> – protektive und beruhigende Wirkung – soziale Unterstützung
<i>Persönliche Ressourcen und Risiken</i>	
<ul style="list-style-type: none"> • Religiosität und Spiritualität • Optimismus und Pessimismus • Hoffnung und Hoffnungslosigkeit • Widerstandskraft und Kontrollüberzeugungen • positive und negative Affektivität 	<ul style="list-style-type: none"> • Humor • körperliche Fitness und Funktionsstatus • Selbstwertgefühl, Selbstwirksamkeit und Struktur des Selbstkonzepts • vergangene Erfahrungen

Die mentalen Bewältigungspraxen können gleichzeitig auftreten und sind daher teilweise von einer Ambivalenz geprägt, die gerade deren Charakteristikum ausmachen: ein gleichzeitiges Bestehen bei gegensätzlich erscheinenden Praxen. Es besteht eine „Zerrissenheit“ (S. 231) der Subjekte in der Bewältigung kritischer Lebenssituationen, wodurch gegensätzliche Modi koexistent aufeinanderstoßen können (vgl. Filipp und Aymanns 2018, S. 231).

Des Weiteren weisen Böhnisch und Schröer (2013) darauf hin, dass die Lebensläufe aller Menschen von Bewältigungserfahrungen geprägt sind. Dadurch machen sie darauf aufmerksam, dass die teils schwierige und komplexe „Bewältigungswelt“ (S. 25) von Menschen, die in prekären Lebenssituationen leben und ggf. sozialarbeiterische Unterstützung in Anspruch nehmen, nicht konträr zu der Bewältigungswelt der *normalen* Bürger*innen betrachtet werden darf. Damit verweisen sie darauf, dass es innerhalb des Bewältigungshandelns keine eindeutige Trennung zwischen zwei Welten gibt, sondern sie benennen „fließende Übergänge“ (S. 25) zwischen diesen. Bestehen jedoch längerfristige kritische Lebenssituationen und -konstellationen, können sich besondere und für die Menschen unkontrollierbare

67 Für eine differenzierte psychologische Betrachtung der Diversität an Bewältigungsformen siehe Filipp und Aymanns 2018.

(vgl. Böhnisch und Schröder 2013, S. 25) „Bewältigungsdynamiken“ (S. 25) entwickeln. Diese besonderen und unkontrollierbaren Bewältigungsdynamiken werden als „typische psychosoziale Bewältigungsprobleme in der Folge gesellschaftlich bedingter sozialer Desintegration“ (Böhnisch 2012, S. 219) verstanden, durch die der Auftrag für die Soziale Arbeit und die Relevanz der Sozialen Arbeit deutlich wird: Soziale Arbeit ist daher „als gesellschaftliche Reaktion auf die Bewältigungstatsache zu verstehen“ (Böhnisch 2012, S. 219).

Die Reaktion wird im Lebensbewältigungskonzept ausformuliert. An dieser Stelle soll in Bezug auf die Bewältigungspraxen lediglich die Grundsystematik veranschaulicht werden, welche die strukturellen Abhängigkeiten und Beeinflussungen von Menschen in prekären Lebenssituationen verdeutlicht, die bei ihnen besondere Bewältigungsdynamiken hervorrufen können. Im Lebensbewältigungskonzept wird eine analytische Trennung dreier Zonen vorgenommen, die in der sozialen Praxis nicht getrennt voneinander, sondern in Verbindung zueinander stehen und sich gegenseitig beeinflussen (vgl. Böhnisch und Schröder 2013, S. 26). Folgende drei Zonen werden unterschieden:

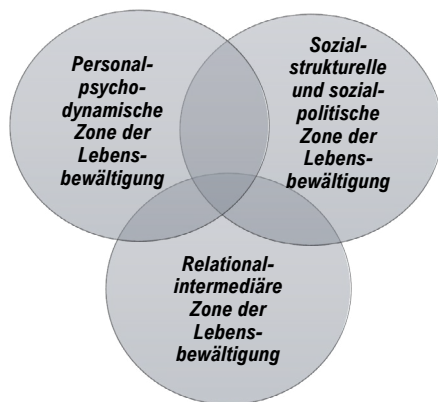


Abbildung 7: Drei-Zonen-Modell des sozialpädagogischen Lebensbewältigungskonzepts – eigene Darstellung nach Böhnisch und Schröder 2013, S. 26

Die *personal-psychodynamische Zone der Lebensbewältigung* wurde bereits ausführlich erläutert und beschreibt das psychosoziale Streben nach Handlungsfähigkeit, welches sich in diversen Bewältigungsformen und -praxen widerspiegelt (vgl. Böhnisch und Schröder 2013, S. 26ff.). Böhnisch und Schröder (2013) unterscheiden dabei drei Formen der Handlungsfähigkeit im Sinne einer idealtypischen Strukturierung:

„Von *regressiver Handlungsfähigkeit* sprechen wir, wenn die Betroffenen unter Abspaltungsdruck stehen und situative Handlungsfähigkeit nur über antisoziales und/oder selbstdestruktives Verhalten erreichen können. Sozial integrierte Alltags-

orientierung im Fokus der Sicherung der eigenen Existenz kann man in den Begriff der *einfachen Handlungsfähigkeit* fassen. [...] *Erweiterte Handlungsfähigkeit*, [...] enthält hingegen jenen Surplus, der Empathie und Wahrnehmung der Folgen des eigenen Handelns für andere und damit Gerechtigkeitsempfinden – und darin Konflikt- und Sorgefähigkeit – ermöglicht“ (Böhnisch und Schröer 2013, S. 27; H.d.V.).

Die *relational-intermediäre Zone der Lebensbewältigung* wird auch als *soziale Zone* beschrieben und bezieht sich auf die Bewältigungskulturen. In dieser Zone wird über die sozialen und persönlichen Beziehungen deutlich, inwiefern das Bewältigungsverhalten (bzw. die Bewältigungspraxis) mit beeinflusst wird und sich auch in Form kollektiver Handlungsfähigkeit präsentiert (vgl. Böhnisch 2018, S. 28; Böhnisch und Schröer 2013, S. 31). Die einflussnehmenden „Bewältigungskulturen in sozialen Beziehungen und deren soziale Verflechtungen [...] sind dabei nicht nur die unmittelbaren sozialen Beziehungen in Familie, Gleichaltrigengruppen, [...] betrieblichen Arbeitswelt[en] [...], sondern auch die Verflochtenheit in und mit z. B. organisationalen, performativen, kulturellen und auch religiösen Prozessen“ (Eßler und Schröer 2020, S. 364). Dabei besteht der enge Zusammenhang mit dem Verständnis der konjunktiven Erfahrungsräume bzw. Milieus, wie es eingangs in diesem Kapitel bereits beschrieben wurde. An dieser Stelle kann auch Reckwitz' (2008) Formulierung angeführt werden, der dabei von „Subjektkulturen“ (S. 10; H. i. O.) spricht. Bewältigungskulturen, d. h. Familien, soziale Einrichtungen, Gruppen, Szenen etc., können über die „Milieupraktiken“ (S. 59) oder den „Bewältigungshabitus“ (S. 59) Aufschluss über die Art und Weise sozialer Interaktion, der Konfliktaustragung, darüber, wie über sich als *wir* gesprochen wird, oder der Kommunikation über die „innere Hilflosigkeit“ (S. 60) geben. Zudem kann durch die Bewältigungskulturen aufgezeigt werden, inwiefern die Herstellung von „Selbstwert und Anerkennung“ (S. 60) möglich oder begrenzt ist (vgl. Böhnisch 2019, S. 59f.). Das bedeutet „Milieustrukturen sind durch intersubjektive Erfahrungen und entsprechende kulturelle Praktiken als Zugänge zu Handlungsformen und ihrer Verstetigung in Gruppen- und ‚Subjektkulturen‘ charakterisiert“ (Böhnisch und Schröer 2013, S. 31; H. i. O.).⁶⁸ Die Bewältigungskulturen öffnen daher den Blick, welcher über das Subjekt hinausgeht und dadurch auch die konjunktive Handlungsfähigkeit und Bewältigungspraxis in der Analyse mit einfängt. Diese können entsprechend der zuvor dargestellten Unterscheidung von regressiver, einfacher und erweiterter Handlungsfähigkeit variieren. Insbesondere im Kontext biographisch wiederkehrender oder anhaltender kritischer Lebenskonstellationen und -situationen wird Handlungsfähigkeit vornehmlich über „regressive[n] Milieus“ (S. 31) gesucht und hergestellt (vgl. Böhnisch und Schröer 2013, S. 31).

Die *sozialstrukturelle und sozialpolitische Zone der Lebensbewältigung* wird auch als Zone der Lebens- und Bewältigungslage verstanden (vgl. Böhnisch und Schröer 2013, S. 40). Die Lebenslage und der damit verbundene Ansatz gibt Aufschluss über die „von den Menschen verfügbaren materiellen, sozialen und kulturellen

68 Bei der Verwendung des Begriffs der Subjektkulturen verweisen Böhnisch und Schröer auf Reckwitz 2008.

Bewältigungsressourcen vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Entwicklungen und in der Rückbindung zu diesem“ (Böhnisch und Schröder 2012, S. 99). Das bedeutet, das Konzept der Lebenslage eröffnet den Blick auf die Verknüpfung von gesellschaftlicher Entwicklung und der Gestalt von vorhandenen sozialen Möglichkeitsräumen, in welchen die Art und Weise der biographischen Bewältigung variiert (vgl. Böhnisch 2018, S. 30). Die Soziale Arbeit hat jedoch keine (und wenn dann nur bedingt) Möglichkeit, die Kernbereiche der Lebenslage (Einkommen, Rechte, Arbeit) zu beeinflussen. Ihren Bezugs- und Handlungspunkt stellen daher die sozialen und kulturellen Möglichkeitsräume dar (vgl. Böhnisch 2019, S. 100), welche Böhnisch unter dem Begriff der „Bewältigungslage“ (S. 100) fasst. In der Bewältigungslage sieht Böhnisch ein „Brückenkonzept zwischen Lebenslage und Lebensbewältigung“ (Böhnisch 2019, S. 101), welches er in vier Dimensionen gliedert:

- „in der Dimension des *Ausdrucks* (als der Chance wie der Verwehrung, seine innere Befindlichkeit thematisieren zu können und nicht abspalten zu müssen)
- in der Dimension der *Anerkennung* (als der Chance wie der Verwehrung, sozial wahrgenommen zu werden und entsprechend integriert zu sein)
- in der Dimension der *Abhängigkeit* (als der Chance wie der Verwehrung, selbstbestimmt handeln zu können)
- in der Dimension der *Aneignung* (als der Chance wie der Verwehrung, sich in seine sozialräumliche Umwelt personal wie sozial erweiternd einbringen zu können)“ (Böhnisch 2019, S. 101; H. i. O.).

Die dritte Zone des Lebensbewältigungskonzepts erfasst somit das Interesse und Bestreben der Sozialen Arbeit,

„nicht nur die sozialökonomischen Verhältnisse und das soziale Umfeld zu beeinflussen, sondern genauso danach zu fragen, wie die Menschen selbst befähigt werden können, vor dem Hintergrund sozialer Sicherung und im Rahmen sozialpädagogischer Unterstützung und Begleitung ihre Lebenschancen zu verbessern und sich darin zu verwirklichen“ (Böhnisch und Schröder 2013, S. 41).

Die Erarbeitung des Bewältigungsbegriffs, die Aufschlüsselung der drei Zonen des Lebensbewältigungskonzepts sowie die vorherigen Ausführungen zu den Dimensionen Normalität und Normativität und Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit haben verdeutlicht, dass das Individuum in seinem Bewältigungshandeln

„niemals ausschließlich nur als autonom, rational abwägend und handelnd, und der Annahme der Integriertheit gedacht werden [kann; N.S.], sondern [...] in seinen Ambivalenzen gesehen werden [muss; N.S.]: Eigenverantwortung, Offenheit und biografische Gestaltung des Lebenslaufs treffen auf soziale Gegebenheiten, Normen, und Werte sowie soziale Strukturen. Zugleich muss auch die Autonomie selbst als ambivalent angenommen werden: Sie eröffnet dem Individuum nicht nur Chancen zur Selbstverwirklichung und Mitgestaltung von sozialen Prozessen, sondern trägt in sich auch das Potenzial des Scheiterns und der (Selbst-)Gefährdung“ (Stecklina und Wienforth 2020a, S. 25).

Die Ausführungen zu den zwei Dimensionen, Normalität und Normativität sowie Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit, dienen der (meta-)theoretischen Klärung und Einordnung, da diese Dimensionen in einer besonderen Weise die soziale (Bewältigungs-)Praxis obdachloser Menschen strukturieren. Darauf aufbauend wurden die Bewältigungspraxen in Anlehnung an die Lebensbewältigung nach Böhnisch als eine spezifische Form des *sozialen Handelns* präzisiert. Die besondere Weise, wie die Bewältigungspraxen obdachloser Menschen durch die Dimensionen strukturiert werden, zeigt sich in der Rekonstruktion der Basistypik und der kollektiven Orientierungsrahmen der Bewältigungspraxen obdachloser Menschen (Kapitel 5).

Bevor die empirische Rekonstruktion in Form einer sinngenetischen Typenbildung erfolgen kann, stehen die methodologische Rahmung und das methodische Vorgehen in der Forschungspraxis im Zentrum des folgenden Kapitels. Es werden differenziert der Feldzugang, das Vorbereiten, das Vorgehen sowie die Abläufe und Herausforderungen in der Datenerhebung in Form des (biographisch-)narrativen Interviews erläutert und kritisch reflektiert. Anschließend stehen der methodologische Zugang und die dokumentarische Interpretation sowie die Typenbildung im Fokus der Ausführungen.

II Forschungspraktischer Teil

4 Methodisches Vorgehen

Dieses Kapitel widmet sich der methodologischen Verortung des Forschungsprojekts und dem forschungspraktischen Vorgehen: beginnend bei meinem Zugang ins und Aufhalten im Feld, über die Interviewmethode, das praktische Interviewvorgehen mit einer integrierten kritischen Reflexion der Feldphase und Datenerhebung, bis hin zur Auswertung der narrativen Interviews anhand der Dokumentarischen Methode. Das Kapitel erhebt den Anspruch, die geleistete Forschungspraxis, aber auch die Schwierigkeiten im Forschungsprozess transparent und reflexiv darzustellen, um den Weg zu den Erkenntnissen nachzuzeichnen. Der Erkenntnisgewinn beginnt somit nicht erst in der Darstellung der Ergebnisse, sondern bereits in der Darstellung der Forschungspraxis, die aus meiner Perspektive mehr Raum in Studien einnehmen muss, wodurch eine Weiterentwicklung und -gabe qualitativer Forschungsvorgehensweisen gefördert werden kann und eine Wiederholung von Fehlern vermieden wird.⁶⁹

Ich habe im gesamten Forschungsprojekt versucht, der Verantwortung als Forscherin gegenüber den Interviewpartner*innen im Feld gerecht zu werden, indem ich das eigene Handeln reflektiert, hinterfragt und im Austausch mit Kolleg*innen aus Forschung und Praxis diskutiert habe (vgl. Steckelberg 2014, S. 223ff.).⁷⁰ Grundsätzlich habe ich mich im Forschungsprozess am „Prinzip der Nichtschädigung“ (Steckelberg 2014, S. 226) orientiert, d. h., „die Beforschten vor negativen Folgen und Schädigungen während und infolge des Forschungsprozesses zu schützen“ (Steckelberg 2014, S. 226).⁷¹

Gegenstand des Forschungsprojektes ist die interpretative Rekonstruktion biographisch verorteter konjunktiver lebensweltlicher Erfahrungen und Handlungsorientierungen Obdachloser in Hinblick auf ihre Bewältigungspraxen im Kontext gesellschaftlicher Strukturen und Erwartungen. Die Erhebung der Daten dieser Studie fand durch die Realisierung biographisch-narrativer Interviews (Schütze 1977, 1983a) statt. Die Interviews wurden mit obdachlosen Frauen und Männern geführt. Als Auswertungsmethode diente die Dokumentarische Methode (Bohnsack et al. 2013a; Nohl 2017). Ich habe mich im Rahmen dieses Forschungsprojekts für die qualitative Erhebung und rekonstruktive Auswertung von biographischen Daten entschieden, da „die biographischen Deutungsmuster und Interpretationen

69 Orientiert wurde sich an dem Vorgehen von Claudia Steckelberg (2010), die in ihrer Dissertation, ihre Forschungspraxis anschaulich und erkenntnisgewinnend dargestellt hat.

70 Dabei wurde u. a. das Thema Hierarchie, also zwischen mir und den Interviewten, diskutiert und der Umgang mit psychischen Erkrankungen und Menschen mit sprachlichen Schwierigkeiten besprochen.

71 Ausführlich dazu siehe Steckelberg 2014: *Verantwortung gegenüber Beforschten. Das Spannungsfeld zwischen Ethik und Methodik in der Forschung Sozialer Arbeit.*

des Biographieträgers [...] im Zusammenhang seiner rekonstruierten Lebensgeschichte“ (Schütze 1983a, S. 284) forciert werden sollen. Das bedeutet, dass es von Interesse ist, *wie* Obdachlose mit ihren individuellen Schicksalen und besonderen Lebensereignissen umgehen, *wie* sie diese bewältigen und in ihrer Handlungspraxis darstellen bzw. verhandeln. Hier besteht das Forschungsinteresse, ob und welche konjunktive(n) alltägliche(n) Praxen bzw. Handlungsorientierungen innerhalb der individuellen biographischen Erzählung Obdachloser durch einen sequenziellen Vergleich zu rekonstruieren sind (vgl. Bohnsack et al. 2013b, S. 10ff.). Ziel der dokumentarischen Auswertung ist es nicht, die biographisch-narrativen Interviews, d. h. die einzelnen Fälle, ganzheitlich in Hinblick auf ihre Biographie zu rekonstruieren, sondern durch eine komparative Vergleichsanalyse einzelner Sequenzen fallübergreifend (kongruente) Orientierungsrahmen zu den Bewältigungspraxen zu identifizieren und voneinander zu unterscheiden (minimale und maximale Kontrastierung) (Nohl 2017, S. 35ff.).⁷² Die Studie konnte daher nur mit qualitativen Methoden im Sinne rekonstruktiver Sozialforschung realisiert werden, weshalb quantitative Verfahren im Rahmen dieser Studie keine Relevanz hatten. Grundsätzlich geht es bei rekonstruktiver Forschung und im Besonderen bei der Dokumentarischen Methode und damit auch bei der hier dargestellten Studie

„um die Explikation alltäglicher Orientierungsmuster und kommunikativer Regelsysteme. Erst wenn diese Explikation der Konstruktion erster Ordnung geleistet ist, wird es in der empirischen Forschung möglich, in gegenstandadäquater oder gültiger Weise mit den je disziplinspezifischen Wissensbeständen und Theoriemodellen als den Konstruktionen zweiter Ordnung zu operieren“ (Bohnsack und Marotzki 1998, S. 7; in Anlehnung an Schütz (1962) und Mannheim (1921)).

4.1 Feldzugang und Sample

In diesem Unterkapitel werde ich zu Beginn den Feldzugang erläutern, wobei die genaue Bestimmung der Untersuchungsgruppe der Studie inkludiert ist. Der Feldzugang erforderte im vorliegenden Forschungsprojekt zunächst eine Orientierungsphase. Daran anschließend erfolgte ein stetiges *back and forth* zwischen meiner Orientierung im Feld/am empirischen Material, der Akquirierung von Interviewpartner*innen, der Datenerhebung, der Transkription und der Datenauswertung.

⁷² Das bedeutet, es findet keine klassische Biographieforschung im Sinne eines Verfahrens der Fallrekonstruktion statt, wie sie Rosenthal 1987, 1995, Schütze 1983a und Oevermann et al. 1979 beschreiben und vornehmen.



Abbildung 8: Forschungspraktischer Kreislauf – eigene Darstellung

Dieser Kreislauf stellt die Theorie der zu durchlaufenden Schritte dar, an denen ich mich orientiert habe. Die Abbildung suggeriert ein eindeutiges Aufeinanderfolgen der forschungspraktischen Handlungen, jedoch ergaben sich in der Forschungspraxis Parallelitäten und Verschiebungen der einzelnen Schritte.

Der Feldzugang stellte eine Herausforderung dar und brachte (ethische) Fragen im Rahmen der qualitativen Erhebung von Daten hervor, die sich auf meine Verantwortung als Forscher*in beziehen. Im Kontext der Darstellung des Feldzugangs, werde ich auf einen *Sogeffekt des Feldes* eingehen, der sich in der Forschungspraxis gezeigt hat und dadurch die geplante, regelkonforme Realisierung des „Theoretischen Samplings“ (Glaser und Strauss 2010, S. 61) einschränkte. Was darunter zu verstehen ist, werde ich im Verlauf dieses Kapitels näher erläutern. Daran anschließend werde ich das Sampling-Vorgehen und das Sample der Studie darstellen.

Obdachlose Frauen und Männer stellen die Untersuchungsgruppe des vorliegenden Forschungsprojekts dar. Wie bereits in Kapitel 2 ausführlich beschrieben, habe ich mich an der Typologie von FEANTSA und der Wohnungsnotfalldefinition der BAG W e. V. orientiert, jedoch fasse ich Obdachlosigkeit in diesem Forschungsprojekt weiter als diese und beziehe dadurch mehr Lebensräume ein. Bei der Untersuchungsgruppe handelt es sich um Menschen, die im öffentlichen Raum, auf der Straße, in selbstgebauten Schutzräumen (auch Zelten) leben und/oder niedrigschwellige Angebote der Obdachlosenhilfe, etwa Notschlafstellen, Kontakt- und Fachberatungsstellen (Cafés und Tagestreffs für obdachlose Menschen), nutzen und/oder kurzfristig in Krankenwohnungen unterkommen oder sich bei Bekannten, Freund*innen oder flüchtigen Kontakten kurze Zeit aufhalten. Der gemein-

same Nenner Obdachloser ist, dass sie über keinen festen Wohnsitz verfügen d. h., keinen Mietvertrag für eigenen Wohnraum vorweisen können und nur zeitweise oder provisorisch ein Dach über dem Kopf haben (FEANTSA 2017). Das bedeutet im Umkehrschluss, dass Menschen, die in betreuten ambulanten oder stationären Wohnangeboten leben, nicht Teil der Untersuchungsgruppe sind. Auch Menschen, die sich aufgrund von Mietschulden in der Situation befinden, ihre Wohnung bald zu verlieren und obdachlos zu werden drohen, finden keine Berücksichtigung in diesem Forschungsprojekt. Diese festgelegten Lebensräume Obdachloser stellen die „Samplingkriterien“ (Ullrich 2019, S. 66) der Studie dar. Ausgehend von der Gemeinsamkeit, *obdachlos* zu sein und somit den benannten Kriterien zu entsprechen, gilt es herauszustellen, welche homologen und heterologen lebensweltlichen Erfahrungen und Orientierungen sich in Bezug auf die Bewältigungspraxen im Kontext gesellschaftlicher Strukturen und Erwartungen anhand ihrer Erzählungen interpretativ rekonstruieren und in Form der sinngenetischen Typenbildung differenziert darstellen lassen.

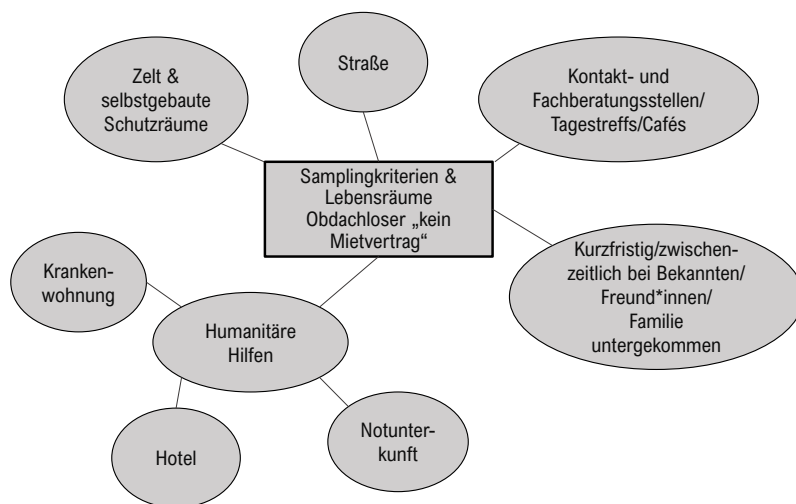


Abbildung 9: Samplingkriterien und Lebensräume Obdachloser – eigene Darstellung

Zu Beginn der forschungspraktischen Phase erfolgte eine Orientierungsphase im Feld. Dies geschah zum einen, indem ich obdachlose Frauen und Männer an öffentlichen Orten, an denen sich viele Obdachlose aufhalten, aufsuchte und beobachtete.⁷³ Zum anderen baute ich Kontakt zu Einrichtungen und Angeboten der Obdachlosenhilfe auf. Dies ermöglichte den Zugang zum Feld, wodurch ich mich in den niedrigschwelligen Angeboten der Obdachlosenhilfe, beispielsweise den

⁷³ Die Beobachtung diente der Orientierung als Forscherin im Feld, um mich von meiner Rolle als erprobte Sozialarbeiterin im Feld der Wohnungslosenhilfe zu distanzieren.

Kontakt- und Fachberatungsstellen und Notschlafstellen, aufhalten konnte. Zudem begleitete ich Streetworkteams. Tätige Sozialarbeiter*innen in den jeweiligen Einrichtungen, Angeboten und Projekten fungierten zum späteren Zeitpunkt als „Gatekeeper“ (Truschkat et al. 2011, S. 358) und vermittelten dadurch teilweise direkte Interviews mit den obdachlosen Personen. Beispielsweise wurden über zuvor kontaktierte und über das Forschungsvorhaben informierte Sozialarbeiter*innen der Obdachlosen-, Prostituierten- und Suchthilfe obdachlose Frauen und Männer vermittelt und Termine für ein Interview vereinbart. Diese wurden nicht immer wahrgenommen, führten aber in einigen Fällen zu erfolgreichen Interviews. Durch mein regelmäßiges und längerfristiges Aufhalten im Feld konnte ich mich mit dem zu untersuchenden Adressat*innenkreis vertraut machen; es war möglich, mit den Adressat*innen nach und nach in Kontakt zu treten. Insgesamt hielt ich mich über vier Monate drei- bis fünfmal in der Woche in den genannten Bereichen der Obdachlosenhilfe auf; ebenso suchte ich den Kontakt zu verschiedenen Hilfeeinrichtungen der Gefährdeten- und Suchthilfe. Die Art der Kontaktherstellung, sowie die Offenheit der Personen, in Kontakt zu treten, variierte stark. Meine ersten Eindrücke im Feld wurden durch Feldnotizen festgehalten (vgl. Clifford 1990). Diese wurden jedoch nicht Teil der späteren Interpretation, sondern dienten ausschließlich der Reflexion des Erlebten im Feld und gaben dem zu Beginn offenen und unstrukturierten Sampling eine Ordnung. An diesen verschiedenen Orten zweier Großstädte in NRW habe ich nach einer gewissen Zeit der Orientierungsphase sukzessive die Interviewpartner*innen für das Forschungsprojekt gewonnen. Durch mein Aufsuchen, Beobachten und Gewinnen von Interviewpartner*innen an verschiedenen Orten, an denen sich die obdachlosen Frauen und Männer aufhalten (Lebensräume), habe ich eine hohe Varianz in den Feldzugängen herstellen können. Dies ermöglichte mir die Berücksichtigung und Bezugnahme der Heterogenität der Adressat*innen obdachloser Menschen in dieser Studie. Theoretisches Sampling ist der strategische Prozess, an dem ich mich hier orientiert habe (vgl. Glaser und Strauss 2010, S. 61), um möglichst eine „theoriegeleitete[n] Datenerhebung“ (Glaser und Strauss 2010, S. 61) vorzunehmen. Das theoretische Sampling geht auf Glaser und Strauss (1967) zurück. Sie beschreiben diese Sampling-Methode im Rahmen der *Grounded Theory* als ein geeignetes Verfahren zur kontrollierten Theoriegewinnung (Glaser und Strauss 2010, S. 61):

„Theoretisches Sampling meint den auf die Generierung von Theorie zielenden Prozess der Datenerhebung, währenddessen der Forscher seine Daten parallel erhebt, kodiert und analysiert sowie darüber entscheidet, welche Daten als nächstes erhoben werden sollen und wo sie zu finden sind.“

Das theoretische Sampling ist grundsätzlich eine bewährte Methode, um „theoriegenerierend“ (Schittenhelm 2009, S. 8; H. i. O.) zu arbeiten, und somit auch als Sampling-Prozess für diese Studie im Rahmen der Dokumentarischen Methode, einer rekonstruktiven Auswertungsmethode, geeignet (vgl. Schittenhelm 2009, S. 8).

In Anlehnung an das theoretische Sampling habe ich die verschiedenen Strategien, die das theoretische Sampling bietet, d. h. ein *zielgerichtetes, systematisches*

und *zufälliges* Sampling, forschungspraktisch miteinander verknüpft und an das zu untersuchende Feld angepasst (vgl. Strauss et al. 2010, S. 155ff.). Meine Vorgehensweise wird im Folgenden näher beschrieben.

Im Rahmen der Datenerhebung und Akquirierung von Interviewpartner*innen nahm ich von Beginn an *systematisch* eine Eingrenzung vor, indem ich Orte aufsuchte, an denen sich vornehmlich obdachlose Menschen aufhalten. Darüber hinaus differenzierte ich zwischen den Settings (Straße, Kontaktstellen, Notschlafstellen, Krankenwohnung, Straßenstrich, Suchtberatung etc.), um somit verschiedene Fallvarianten in der Untersuchung zu berücksichtigen. Zunächst nahm ich an, dass sich der Feldzugang und die Akquise obdachloser Menschen schwieriger gestalten würde. Entgegen aller Erwartungen stellte sich kurz nach Beginn der ersten Interviews quasi ein *Sogeffekt des Feldes* ein, indem in kürzester Zeit viele verschiedene obdachlose Frauen und Männer Interesse an einem Interview für das Forschungsprojekt hatten bzw. offen dafür waren, an dem Forschungsprojekt teilzunehmen.⁷⁴ Aufgrund meiner beruflichen Erfahrungen und meines Netzwerks im Feld der Wohnungs- und Obdachlosenhilfe sowie der Gefährdeten- und Suchthilfe bestanden zum einen Kontakte zu diversen Einrichtungen und Angeboten; zum anderen bin ich eben wegen dieser Berufserfahrung geübt in der Kontaktaufnahme und Gesprächsführung mit dem Personenkreis. Dennoch darf nicht außer Acht gelassen werden, dass wohnungslose Menschen und somit auch obdachlose Menschen grundsätzlich zu den „hard-to-reach-KlientInnen“ (Gerull 2010, S. 545) gehören.

Aufgrund meiner praktischen Vorerfahrung als Sozialarbeiterin im Bereich der Wohnungs- und Obdachlosenhilfe habe ich vor allem zu Beginn, aber auch in der fortgeschrittenen Erhebungsphase vornehmlich ein *offenes und zufälliges* Auswählen der Interviewpartner*innen bzw. des Samplings bevorzugt, um dem Feld offen zu begegnen und mich nicht vom Erfahrungswissen, sondern von der Empirie und den bereits erhobenen Fällen *zielgerichtet* leiten zu lassen (vgl. Strauss et al. 2010, S. 155f.) – dies aber stets mit dem Wissen und in der Reflexion über die eigenen Vorerfahrungen sowie den eigenen Kenntnissen über das Feld und die Adressat*innen des Forschungsprojekts (vgl. Truschkat et al. 2011, S. 358f.). Es ist bei dieser Studie kritisch zu reflektieren und zu berücksichtigen, dass ich beim Feldzugang bestimmte obdachlose Menschen nicht erreichen konnte, da sie keinen Kontakt zugelassen haben, aufgrund einer psychischen Belastung kein Interview führen wollten oder ein Interview aufgrund extremer psychischer Auffälligkeiten und Belastungen der Menschen aus ethischen Gründen nicht vertretbar gewesen wäre. Es handelt sich somit um eine Auslassung von möglichen kontrastierenden Fallvarianten, die durch den zum Teil schwierigen individuellen Zugang zu manchen Obdachlosen bedingt ist. Die Qualität des vorliegenden Samplings ist daher unter

74 Warum oder durch welche Faktoren dieser beobachtbare Sogeffekt bedingt wurde und welche Inferenzen sich daraus ergeben kann in dieser Arbeit nicht beantwortet werden. Um diese Fragen beantworten zu können, wäre eine weiterführende Studie zur Forschungspraxis im Feld bzw. zu positiven und negativen Einflüssen bei der Akquirierung von Interviewpartner*innen notwendig.

Berücksichtigung der teilweise bereits benannten begrenzten Möglichkeiten des Zugangs zu betrachten (vgl. Schittenhelm 2012, S. 408). Hier verweisen Truschkat et al. darauf, dass es je nach Art des Feldes und möglichem Zugang zum Feld eine „Verschlossenheit“ (S. 362) gibt, was dazu führen kann, dass die gewünschten Daten nicht erhoben werden können (vgl. 2011, S. 362). Diese Verschlossenheit habe ich versucht, mit stetigem Rückbezug auf die (ethische) Verantwortung als Forscherin im Feld, zu durchdringen.

Meine zu Forschungsbeginn angestrebte Realisierung des theoretischen Samplings wurde durch den beschriebenen *Sog des Feldes* erschwert und in einer dem Gegenstand gerechten und veränderten Form durch die Verbindung eines zielgerichteten, systematischen und zufälligen Samplings realisiert, angepasst an die Möglichkeiten und Herausforderungen im Feld und dessen grundsätzlich schwer zu erreichenden Akteur*innen. Im Anschluss an die Orientierungsphase im Feld führte ich die ersten Interviews. Parallel habe ich die ersten Interviews transkribiert und auf Basis der Dokumentarischen Methode erste formulierende und reflektierende Interpretationen im sequenziellen Vergleich vorgenommen (vgl. Bohnsack 2010, S. 252). Auf Grundlage dessen habe ich weitere kontrastierende Fälle gesucht und bei den Einrichtungen und den Mitarbeiter*innen angefragt. Die Suche bzw. Anfragen orientierte/n sich teilweise an den ersten empirischen Erkenntnissen, die beim Sichten und der dokumentarischen Interpretationen der ersten Interviews im Vordergrund standen. Gleichzeitig wurden weiterhin per Zufall Interviews mit Obdachlosen aus verschiedenen Einrichtungen, Angeboten oder der Straße angenommen und realisiert.⁷⁵ Dies geschah in Anlehnung an das theoretische Sampling, bei dem „[d]as Sampling [...] gegenüber den Personen, Plätzen, Situationen etc. offen sein [sollte; N.S.], die die größte Wahrscheinlichkeit bieten, relevante Daten über das Phänomen zu gewinnen“ (Truschkat et al. 2011, S. 368).⁷⁶ Nachdem die ersten sechs Interviews stattgefunden hatten und teilweise transkribiert und erste Interpretationen vorgenommen wurden, entstand durch das Anfragen weiterer Angebote, Einrichtungen und obdachloser Personen ein Interesse und eine Offenheit gegenüber meinem Forschungsprojekt seitens Mitarbeiter*innen der angefragten Angebote und der Adressat*innen im Feld, wodurch eine klassische „Zirkularität“ (Truschkat et al. 2011, S. 370) nicht durchgängig anwendbar war. Insgesamt führte ich während der Datenerhebung innerhalb von drei Monaten 20 (acht Frauen und zwölf Männer) Interviews. Die Grundhaltung bzw. grundlegende Strategie, von der meine Suche und Akquise weiterer Interviewpartner*innen geleitet war,

75 Grundsätzlich bestand immer die Gefahr, dass eine im Vorgespräch mit der Person selbst oder mit den Sozialarbeiter*innen den Samplingkriterien passende Person, sich im Interview als nicht passend präsentieren könnte. Dies wurde durch Vorgespräche versucht zu vermeiden, jedoch wurden nicht zu intensive Vorgespräche geführt, um ein Gelingen des narrativen Interviews nicht zu verfehlen. Dieses Vorgehen wurde in Anlehnung an Ullrich umgesetzt: „[W]enn [...] Unsicherheit darüber besteht, ob z. B. ein Personentyp die Samplingkriterien erfüllt, sollte man diesen besser einschließen: Der Schaden, der durch „ungeeignete“ Untersuchungseinheiten entsteht, ist sicher geringer als der eines Verpassens oder Auslassens geeigneter“ (Ullrich 2019, S. 67).

76 Dazu siehe auch Strauss et al. (2010, S. 153).

kennzeichnete sich durch den Anspruch, kontrastierende Fälle für die Interviews zu gewinnen, um die „gegenstandsbezogene Theorie unter inhaltlichen Gesichtspunkten weiterzuentwickeln und die Gültigkeit der bisherigen Befunde zu überprüfen“ (Schittenhelm 2012, S. 412). Beim Führen der Interviews zeigte sich auf der Ebene des reinen Zuhörens, Nacharbeitens und erster formulierender Interpretationen der Interviews ein ergiebiges und kontrastreiches sowie zum Teil auch durch Homologien gekennzeichnetes empirisches Material, weshalb ich nach 20 geführten Interviews keine weiteren geführt habe, sondern mich der intensiven Interpretation im direkten Fallvergleich widmete. Erst der empirische Vergleich und somit die Interpretation konnten Aufschluss darüber geben, dass das vorliegende Material eine „theoretische Sättigung“ (Strauss et al. 2010, S. 159) erreicht hatte und ein erneuter Feldzugang nicht notwendig war. Das bedeutet übertragen auf die Dokumentarische Methode:

- **erstens**, dass keine bedeutenden neuen Handlungsorientierungen, Praxen und Orientierungsrahmen durch eine Erweiterung des Samplings zu vermuten sind,
- **zweitens**, dass die herausgearbeiteten Handlungsorientierungen, Praxen und Orientierungsrahmen dicht und durch entsprechende Horizonte, Homologien und maximale Unterschiede gerahmt wurden sind, und
- **drittens**, die Verbindung der Handlungsorientierungen und Praxen innerhalb der Orientierungsrahmen durch die Orientierungsmuster valide, transparent und nachvollziehbar dargestellt werden konnten (vgl. Strauss et al. 2010, S. 159)⁷⁷

Trotz der umfangreichen Fallvariationen muss beim theoretischen Sampling berücksichtigt werden, „dass die Datenerhebung kein abgeschlossener Vorgang zu Beginn des Forschungsprozesses sein kann, sondern ein sukzessives Prozedere mit deutlichem Schwerpunkt im ersten Stadium der Forschungen, jedoch mit möglichen Ergänzungen und Datennacherhebungen selbst während des Auswertungsprozesses“ (Alheit 1999, S. 14), ist.

Folgendes Sampling liegt dieser Studie vor:

⁷⁷ Differenzierte Erläuterungen und eine Einordnung der Begrifflichkeiten der Dokumentarischen Methode finden sich in Kapitel 4.3.

Tabelle 10: Sampling der Studie – eigene Darstellung

Interviewpartner*in	Lebensraum	Kontakttherstellung	Alter	Obdachlosigkeit	Migrationshintergrund	Drogen- und/oder Alkoholkonsum	Psychische Belastung	Haft-erfahrung	Gewalt in der Kindheit	Bildungsabschluss	Erwerbstätigkeit (aktuell)
Männliche Interviews											
Paul	Straße & Hotel	Café für Wohnungslose	59	wiederholend	nein	ja (Alkohol und Marihuana)	ja (Halluzinationen in der Vergangenheit)	ja	ja	kein Schulabschluss	/
Sven	Straße & Krankenzimmerwohnung	Café für Wohnungslose	49	wiederholend	nein	ja (Alkohol)	/	ja	ja	Schmied/ Schlosser	/
Andreas	Straße & Notunterkunft	Notunterkunft	46	chronisch	nein	ja (Amphetamine)	ja (Lernbehinderung, jahrelanger Drogenkonsum)	ja	/	Sonderschulabschluss	„Zweiter“ Hausmeister in einer Notunterkunft & arbeitet am Wochenende in einer Kneipe
Ben	Straße & Notunterkunft	Notunterkunft	37	wiederholend & chronisch	Eltern aus Großbritannien	ja (Amphetamine)	/	/	/	Abitur & Krankenpfleger	/
Matthias	Straße	Straße/ Streetwork	44	chronisch	nein	ja (Alkohol)	ja (psychotische Episoden in der Vergangenheit)	ja	/	Hauptschulabschluss & Kfz-Mechaniker	/
Ferdi	Straße	Straße/ Streetwork	56	chronisch	nein (Großeltern aus Polen)	nein	/	/	/	Abitur & Maschinenbau	/
Johann	Straße & Notunterkunft	Notunterkunft	56	wiederholend & chronisch	nein	ja (Marihuana)	/	ja	ja	kein Schulabschluss/ Berufsförderlehrejahr	/
Michael	Straße & Notunterkunft	Notunterkunft	54	wiederholend & chronisch	nein	ja (Marihuana, Heroin (geraucht), Alkohol, Amphetamine)	/	ja	/	Hauptschulabschluss & Maurer	/

Interview-partner*in	Lebensraum	Kontaktherstellung	Alter	Obdachlosigkeit	Migrationshintergrund	Drogen- und/oder Alkoholkonsum	Psychische Belastung	Haft-erfahrung	Gewalt in der Kindheit	Bildungsabschluss	Erwerbstätigkeit (aktuell)
Uwe	Straße, Hotel & Bekannte	Drogenberatung	49	kurzfristig	nein	ja (Marihuana, Amphetamine (Koks, Speed))	ja (Diagnose: paranoide Psychose mit depressiver Verstärkung)	/	/	Abitur (& Medizin-studium nicht abgeschlossen)	/
Fritz	Straße & Zeit	Straße/ Streetwork	51	chronisch	venezolanisch	nein	ja (Konflikt mit Bruder)	/	/	Hauptschulabschluss & Kfz-Mechaniker	/
Theo	Straße & Notunterkunft	Notunterkunft	51	wiederholend	nein	nein	/	/	ja	Abitur (& Informatik-studium und Architekturstudium nicht abgeschlossen)	/
Arib	Straße & Notunterkunft	Notunterkunft	26	wiederholend	marokkanisch (Flucht-hintergrund)	nein	/	/	ja	Hauptschulabschluss	/
Weibliche Interviewte											
Sarah	Straße & Notunterkunft	Café für obd. Frauen	38	chronisch	kamerunisch	nein	ja (Wahnvorstellungen)	/	/	Abitur in Kamerun & Mathematik-studium (nicht abschge schlossen) und Informatikstudium (noch am Studieren)	/
Gabrielle	Hotel & Straße	Café für obd. Frauen	59	chronisch	nein	ja (Alkohol)	ja	/	ja	kein Schulabschluss & Verkäuferin	/
Julia*	Straße & Notunterkunft	Café für obd. Frauen	45	chronisch	Eltern aus Polen	ja (Alkohol)	ja (Lernbehinderung)	/	/	/	/
Petra	Hotel & Straße	Café für obd. Frauen	52	kurzfristig	nein, hat aber ihr halbes Leben in Großbritannien verbracht	nein	ja	/	ja	Abitur & Medizinstudium, Ärztin	/

Interview-partner*in	Lebensraum	Kontaktherstellung	Alter	Obdachlosigkeit	Migrationshintergrund	Drogen- und/oder Alkoholkonsum	Psychische Belastung	Haft-erfahrung	Gewalt in der Kindheit	Bildungsabschluss	Erwerbstätigkeit (aktuell)
Helen	Straße & Krankenheimwohnung	Café für Wohnungslose	Mitte 50	wiederholend	nein	ja (Alkohol, Marihuana; früher Heroin)	ja (Borderline)	ja	ja	Realschulabschluss	/
Magda	Straße & Zeit	Café für Wohnungslose	Mitte 50	wiederholend & chronisch	polnisch	ja (Alkohol)	/	/	ja	Schule in Polen mit Arbeitszeiten in der Fabrik	/
Katrin	Straße & beim Sohn untergekommen	Café für Wohnungslose	50	chronisch	nein	ja (Heroin, Alkohol, Hashisch etc. (Polytox) & Meitradon)	/	/	ja	Hauptschulabschluss (Altenpflegeausbildung nicht abgeschlossen)	/
Monika	Hotel & Straße	Straßenstrich	Mitte 50	chronisch	polnisch	ja (Alkohol)	/	/	ja	Schulabschluss in Polen & BWL-Studium	Straßenprostitution

/ = nicht bekannt

chronisch = länger als 12 Monate

* = wurde nicht mit in die Interpretation mit einbezogen

Psychische Belastung = im Interview wurden Diagnosen benannt oder Situationen benannt/ auffällig oder andere sie als psychisch belastend/auffällig beschreiben

4.2 Datenerhebung und Transkription

Das folgende Unterkapitel wird sich der Datenerhebung und Transkription widmen. Zunächst wird der methodologische Rahmen der Erhebung in Form des biographisch-narrativen Interviews nach Fritz Schütze gesetzt und dessen methodische Vorgehensweise werden theoretisch erläutert. Anschließend wird die forschungspraktisch erfolgte Vorgehensweise der Datenerhebung in der vorliegenden Studie beschrieben, wobei die Abläufe und Herausforderungen des Interviewvorgehens und der Interviewführung im Zentrum stehen. Die Darstellung wird in Form einer kritischen Reflexion (als Forscherin im Feld) zur Feldphase und Datenerhebung ergänzt. Die Art und Weise der Transkription wird zum Abschluss dieses Unterkapitels kurz dargelegt.

4.2.1 *Das biographisch-narrative Interview nach Fritz Schütze*

Für das vorliegende Forschungsprojekt wurde als Erhebungsmethode das biographisch-narrative Interview (Schütze 1983b, 1977, 1983a, 1984) gewählt, welches eine Weiterentwicklung bzw. Spezifizierung des narrativen Interviews darstellt und eine biographische Rahmung des narrativen Interviews vornimmt, wodurch die gesamte Biographie des*der Beforschten rekapituliert werden soll. Grundsätzlich stellt das narrative Interview eines der „prominentesten und zu den grundlagentheoretisch fundiertesten Erhebungsverfahren im Bereich der qualitativen Sozialforschung“ (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 79) dar. Wird vom narrativen Interview gesprochen, wird wie im Fall dieses Forschungsprojekts vornehmlich auf Fritz Schütze Bezug genommen, der dieses Erhebungsverfahren methodisch und methodologisch entwickelt und eingeordnet hat (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 79). Im Rahmen dieses Forschungsprojekts eignete sich das narrative Interview mit einem biographisch orientierten Erzählanreiz als Erhebungsmethode, um anschließend auf Grundlage des erhobenen erzählgenerierenden Materials und durch die Anwendung der Dokumentarischen Methode die Orientierungen obdachloser Frauen und Männer in Bezug auf ihre Bewältigungspraxen im Kontext gesellschaftlicher Strukturen und Erwartungen zu rekonstruieren. Dies gründet vor allem darauf, dass bei narrativen Interviews den Interviewten die Möglichkeit gegeben wird, „ihre Konstruktionen und ihr kommunikatives Regelsystem zu entfalten“ (Bohnsack 2014, S. 26), wobei deren alltägliche Praxis, ihr alltägliches Leben und ihre lebensweltliche Erfahrungen forciert werden (vgl. Bohnsack et al. 2018b, S. 27). Schütze beschreibt hierzu passend, dass das biographisch-narrative Interview die Möglichkeit bietet, zum einen die gesamte Biographie und deren strukturelle Aufbereitung und Rahmung in den Blick zu nehmen (vgl. Schütze 1984, S. 90) und zum anderen die „Rekapitulierung des Handelns und Erleidens“ (Schütze 1984, S. 90) zu rekonstruieren, was im Kontext dieser Arbeit den Fokus darstellt. Somit habe ich auf Basis der Erzählung über die eigene Biographie einen methodischen Zugang gewählt, der die Adressat*innen leichter in den Erzählfluss bringt, um das Erzählte im Anschluss in Bezug auf ihre Orientierungen zu den Bewältigungspraxen zu rekonstruieren.

Schütze entwickelte das narrative Interview in den 1970er-Jahren innerhalb der *Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen*. Im Jahr 1977 veröffentlichte er seine Erkenntnisse zur Entwicklung und Erprobung der „Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zu Erforschung kommunaler Machtstrukturen“ (Schütze 1977). Dabei orientierte er sich an den theoretischen und methodischen Grundlagen der Chicagoer Schule bzw. des Symbolischen Interaktionismus, wobei die Autoren Mead, Blumer, Cicourel, Garfinkel und Goffman zu nennen sind, und der Phänomenologischen Soziologie, die auf Alfred Schütz zurückzuführen ist (vgl. Bohnsack 2014, S. 93; Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 79). Nohl entwickelte 2006 das „Konzept zur dokumentarischen Interpretation von Interviews“ (Nohl 2017, S. 11), wobei er sich im Besonderen mit narrativen Interviews und vor allem dem biographisch-narrativen Interview beschäftigt hat und sich auf Schütze bezieht (vgl. Nohl 2017, S. 11ff.). Seither wurde die Forschungspraxis zur Auswertung von Interviews mit der Dokumentarischen Methode weiterentwickelt und anhand von Publikationen seitens Nohl und in verschiedenen Forschungsprojekten, Dissertationen und Habilitationen aufgezeigt (Franz 2013b; Thomsen 2019; Nohl 2017). Im Folgenden wird die forschungspraktische Realisierung des biographisch-narrativen Interviews als Erhebungsmethode theoretisch erläutert.

Das biographisch-narrative Interview gliedert sich in *drei Phasen*, die vom* von der Interviewer*in angeleitet werden. Das Interview und somit *die erste Phase* beginnt mit einer „autobiographisch orientierte(n) Erzählaufforderung“ (Schütze 1983a, S. 285) durch den/die Interviewer*in, die sich auf die gesamte Biographie der Interviewten bezieht oder aber auch eine Lebensphase oder bestimmte Ereignisse und Gegebenheiten in der Lebensgeschichte eines Menschen besonders berücksichtigt (Schütze 1983a, S. 285). Eine bestimmte Lebensphase kann beispielsweise der Übergang von der Schule zum Beruf sein. Ein spezielles Ereignis oder eine Gegebenheit innerhalb der Lebensgeschichte eines Menschen kann z. B. der Drogenkonsum oder das Elternwerden sein. Die Formulierung der Frage sollte vor allem offen gestaltet sein, sodass die daran anschließende Erzählung der Interviewten inhaltlich selbst aufgebaut werden kann. Durch die Offenheit der Fragestellung wird kontrolliert, dass das „Relevanzsystem“ (Bohnsack 2014, S. 22), die „Lebenswelt“ (Bohnsack 2014, S. 22) und der Ausdruckssinn der Interviewten und nicht des Interviewers bzw. der Interviewerin zum Vorschein kommt und reproduziert wird (vgl. Bohnsack 2014, S. 22). An die autobiographische Erzählaufforderung des Interviewers bzw. der Interviewerin schließt „als erster Hauptteil die autobiographische Anfangserzählung“ (Schütze 1983a, S. 285) an, die im Falle des vorliegenden Forschungsprojektes die gesamte Lebensgeschichte der Interviewten von ihrer Kindheit bis zum Tag des Interviews umfasst. Die autobiographische Anfangserzählung sollte „eine Stegreiferzählung des selbsterfahrenen Lebenslaufs“ (Schütze 1984, S. 78) sein. Stegreiferzählung bedeutet, dass der*die Interviewte sich vor dem Interview keinen genauen Plan erstellen soll, was er*sie von seiner*ihrer Lebensgeschichte preisgeben möchte, sondern sich auf die Interviewsituation einlässt und sich dabei (vgl. Schütze 1984, S. 78) „dem narrativen Strom

des Nacherlebens seiner Erfahrungen“ (Schütze 1984, S. 78) hingibt. Diesen narrativen Strom definieren Kallmeyer & Schütze (1977) als „Zugzwänge“ (S. 160) des Erzählens in der Stegreiferzählung. Hierbei handelt es sich um die drei Zugzwänge: 1. *Detaillierungszwang*, 2. *Gestaltschließungszwang* und 3. *Relevanzfestlegungs- und Kondensierungszwang* (vgl. Kallmeyer und Schütze 1977, S. 160; Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 80). Diese Zugzwänge des Erzählens ermöglichen es, die inhaltliche Ebene des Erzählten zu erfassen und darüber hinaus auch die Art und Weise, wie der*die Interviewte das Erlebte erzählt. Auf Basis dessen begründet Schütze seine „Homologiethese“ (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 80; Schütze 1984, S. 78), die von „einer Homologie von Erzählkonstitution und Erfahrungskonstitution“ (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 80) ausgeht, d. h., dass die Lebensgeschichten, die Handlungspraxis der Akteur*innen in ihren „Orientierungsstrukturen“ (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 80) in Form von Erzählungen gleichartig wiedergegeben werden können (vgl. Schütze 1984, S. 78f.; Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 80). Schütze schreibt der Wiedergabe von Erfahrungen durch Erzählungen einen besonderen Wert zu, da diese

„in der formalen Struktur ihrer Darstellungsvollzüge, eine systematische Gerechtigkeit und Ordnung aufweist. Insbesondere *die analogen Elemente dieser Ordnung sind in ihrem Kern nicht auf die interaktive Dynamik und Gesprächsorganisation der kommunikativen Situation, in der das Handlungsschema des narrativen Interviews stattfindet, zurückzuführen*, sondern auf die Struktur der wiedererinnerten lebensgeschichtlichen Erfahrungsaufschichtung“ (Schütze 1984, S. 79; H. i. O.).

Darauf aufbauend ergibt sich, dass sich nach Schütze die formalen Strukturen autobiographischer Stegreiferzählungen (vgl. Schütze 1983a, S. 80) „an grundlegenden kognitiven Figuren der Erfahrungsrekapitulation ausrichten“ (Schütze 1983a, S. 80). Diese werden an anderer Stelle nochmal detaillierter beschrieben. Es muss jedoch angemerkt werden, dass es sich bei der Erfahrung der Interviewten nicht ausschließlich um die Wirklichkeit der Handlung und Ereignisse handelt, sondern dass sich bei der Rekapitulation der Erfahrungen stets die aktuelle Haltung der Interviewten integrieren kann. Dies gilt es zu berücksichtigen und ist als ein Grundsatz rekonstruktiver Verfahren aufzufassen (vgl. Nohl 2017, S. 25f.).⁷⁸

Damit sich ein biographisch-narratives Interview entsprechend den vorangegangenen Erläuterungen entfalten und gelingen kann, hat der*die Interviewer*in eines narrativen Interviews in der ersten Phase des Interviews die Aufgabe, sich zurückzuhalten (vgl. Schütze 1983a, S. 79f.), die Erzählungen des*der Interviewten nicht zu stören und lediglich durch aktives Zuhören, bestätigende Äußerungen und Mimik sowie grundlegende Ausstrahlung von Akzeptanz den Erzählfluss anzuregen (vgl. Schütze 1984, S. 111). Hier empfiehlt Schütze erzählgenerierende (vgl. Schütze 1977, S. 4) „Signale (Kopfnicken ‚hm, hm‘ usw.)“ (Schütze 1977, S. 4). Ziel ist es, Erzählungen zu generieren, die als Material zur Interpretation dienen. Schütze definiert diese Form von Texten bzw. Material folgendermaßen:

78 Weitere Diskussionen dazu siehe Bohnsack 2014, S. 104ff.

„Erzählungen eigenerlebter Erfahrungen sind diejenigen vom thematisch interessierenden faktischen Handeln abgehobenen sprachlicher Texte, die diesem am nächsten stehen und die Orientierungsstrukturen des faktischen Handelns auch unter der Perspektive der Erfahrungsrekapitulation im beträchtlichen Maße rekonstruieren: d. h. insbesondere seine Zeit-, Orts- und Motivationsbezüge, seine elementaren und höhersymbolischen Orientierungskategorien, seine heteronomen Systembedingungen, seine Planungsstrategien, seine Basispositionen und seine Planungs- und Realisierungskapazitäten“ (Schütze 1977, S. 1; H. i. O.).

Die *erste Phase* und damit die erste Haupterzählung des Interviews wird vom* von der Interviewten beendet, wenn eine sogenannte „Erzählkoda“ (S. 285) erfolgt (vgl. Schütze 1983a, S. 285). Schützes Beispiel für eine klassische Erzählkoda lautet: „So das war’s: nicht viel, aber immerhin ...“ (1983a, S. 285). Nach der Erzählkoda wartet der* die Interviewer*in zunächst ab, ob der* die Interviewte nicht doch noch etwas zu seinen* ihren vorangegangenen Erzählungen ergänzen möchte, ihm oder ihr noch weitere Erinnerungen einfallen, die es noch zu erzählen gilt (vgl. Nohl 2017, S. 20). Somit entsteht eine Pause und daher eine gewisse Stille, die es seitens des Interviewers bzw. der Interviewerin auszuhalten gilt, bevor das Interview in die zweite Phase übergeht. Auch während des ersten Teils, der Haupterzählung, kann es zu längeren Pausen und somit zu stillen, eher schwer auszuhaltenden Momenten während des Interviews kommen. Erst wenn der* die Interviewte signalisiert, dass er*sie nichts mehr sagen möchte oder kann, sollte der* die Interviewer*in das Wort ergreifen. Nur durch die aktive Zurückhaltung und die Wahrnehmung der Rolle als Zuhörer*in seitens des Interviewers/der Interviewerin ist es möglich, dass der* die Interviewte beim Erzählen die individuelle „Identitätsentwicklung“ (S. 79) anhand von Reflexionsprozessen mit sich selbst oder in Situationen mit anderen innerhalb seiner Lebensgeschichte rekapituliert. Der* die Interviewte hat somit die Möglichkeit (vgl. Schütze 1984, S. 79), „im Erzählablauf eine Fokussierung auf die eigene Lebensgeschichte und deren identitätskonstituierenden Interaktionsgeflechte [vorzunehmen; N.S.], indem neben den empirischen Zuhörer die wichtigsten Interaktions- und Beziehungsinstanzen der eigenen Vergangenheit und des eigenen Selbst treten“ (Schütze 1984, S. 79).

Ist die Haupterzählung abgeschlossen, beginnt *die zweite Phase* des biographisch-narrativen Interviews, bei dem der* die Interviewer*in weitere Narrationen generieren möchte und dementsprechend seine* ihre Fragen formuliert (Schütze 1983a, S. 285). Hierbei werden vom* von der Interviewer*in sogenannte „immanente narrative Nachfragen“ (S. 21) gestellt, die an die Themen und Erzählstränge der Haupterzählung anschließen (vgl. Nohl 2017, S. 21). Dabei

„schöpft er [...] das tangentielle Erzählpotential aus, das in der Anfangserzählung an Stellen der Abschneidung weiterer, thematisch querliegender Erzählfäden, an Stellen der Raffung des Erzähldukts wegen vermeintlicher Unwichtigkeit, an Stellen mangelnder Plausibilisierung und abstrahierender Vagheit, weil die zu berichtenden Gegenstände für den Erzähler schmerzhaft, stigmatisierend oder legitimationsproblematisch sind, sowie an Stellen der für den Informanten selbst

bestehende Undurchsichtigkeit des Ereignisgangs angedeutet ist“ (Schütze 1983a, S. 285).

Praktisch bedeutet das für die Fragestellungen während des Interviews, dass der*die Interviewer*in das bereits Erzählte des*der Interviewten in seiner*ihrer Wortwahl aufnimmt und ihn*sie bittet, an einer Stelle nochmal genauer, ausführlicher oder aufgrund von „mangelnder Plausibilisierung“ (S. 285) weiterzuerzählen bzw. das Thema nochmal aufzugreifen. Hier ist beispielsweise folgende Formulierung vorgesehen (vgl. Schütze 1983a, S. 285): „Ja und dann habe ich das Weitere nicht richtig mitbekommen. Ob Sie von diesem Punkt an das noch einmal erzählen könnten?“ (Schütze 1983a, S. 285).

Die *dritte Phase* des biographisch-narrativen Interviews öffnet sich neben den erwünschten Erzählungen für Argumentationen, Bewertungen und Beschreibungen (vgl. Nohl 2017, S. 22), indem ein „[a]rgumentativ-beschreibender Nachfrage teil“ (Nohl 2017, S. 22) folgt. Es handelt sich also zum einen um eine gezielte „Aufforderung zur abstrahierenden Beschreibung von Zuständen, immer wiederkehrenden Abläufen und systematischen Zusammenhängen“ (Schütze 1983a, S. 285), und zum anderen sollen gezielt „Warum-Fragen“ (S. 285) gestellt werden, um den*die Interviewte*n auf die Argumentations- und Bewertungsebene zu bringen (vgl. Schütze 1983a, S. 285). Auch in dieser Phase können immanente Fragen formuliert werden, solange sich diese an zuvor erfolgten Aussagen in Form von Argumentationen orientieren (vgl. Nohl 2017, S. 22).

Schütze unterscheidet zwischen verschiedenen Textsorten, die in der späteren Auswertung nach der Dokumentarischen Methode relevant werden. Nohl, der die dokumentarische Interpretation von Interviews belebt und weiterentwickelt hat, bezieht sich bei der Textsortentrennung auf die Differenzierung nach Schütze, nimmt dabei aber eine weitere Differenzierung vor (vgl. Schütze 1984, S. 80; Nohl 2017, S. 23f.). Schütze differenziert zwischen den „Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung des Erzählens, Beschreibens und Argumentierens“ (Schütze 1984, S. 80).⁷⁹ Nohl nimmt eine weitere Differenzierung vor, indem er das Kommunikationsschemata *Bewertung* aufgreift (vgl. Nohl 2017, S. 24). Dieses wird bei Schütze unter Argumentationen gefasst. Die Textsortentrennung bzw. die Unterscheidung der Kommunikationsschemata innerhalb dieses Forschungsprojektes orientiert sich an der dreigliedrigen Differenzierung nach Schütze. Innerhalb dieser Kommunikationsschemata strukturieren sich die sogenannten (vgl. Schütze 1984, S. 80) „kognitiven Figuren“ (Schütze 1984, S. 80), die „auf allgemeine Ordnungsprinzipien der Erfahrungsaufschichtung des Biographieträgers“ (Schütze 1984, S. 80) zurückzuführen sind. Des Weiteren stellen die kognitiven Figuren der Stegreiferzählung das grundlegende „Orientierungs- und Darstellungsraster für das, was in der Welt an Ereignissen und entsprechenden Erfahrungen aus der Sicht persönlichen Erlebens der Fall sein kann und was sich die Interaktionspartner als Plattform gemeinsamen Welterlebens wechselseitig als selbstverständlich unter-

79 Diese Differenzierung geht zurück auf Kallmeyer und Schütze 1977.

stellen“ (Schütze 1984, S. 80). Die kognitiven Figuren werden an verschiedenen Stellen der autobiographischen Stegreiferzählung, in verschiedenen Variationen, teils auf bestimmte Art und Weise eingesetzt. Grundsätzlich werden alle kognitiven Figuren innerhalb der drei Kommunikationsschemata angewandt (vgl. Schütze 1984, S. 81). Die kognitiven Figuren sind:

„Biographie- und Ereignisträger nebst der zwischen ihnen bestehenden bzw. sich verändernden sozialen Beziehungen; Ereignis- und Erfahrungsverkettungen; Situationen, Lebensmilieus und soziale Welten als Bedingungs- und Orientierungsrahmen sozialer Prozesse; sowie die Gesamtgestalt der Lebensgeschichte“ (Schütze 1984, S. 81; H. i. O.).

Die von Schütze für die Biographieanalyse herausgearbeiteten und definierten kognitiven Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens sind bei der dokumentarischen Interpretation der biographisch-narrativen Interviews innerhalb dieses Forschungsprojekts forschungspraktisch miteinbezogen worden.⁸⁰

Im anschließenden Kapitel wird eruiert, wie die praktische Realisierung der biographisch-narrativen Interviews erfolgt ist. Dabei wird u. a. herausgestellt, welche Herausforderungen sich ergeben haben, inwiefern unterschiedliche Settings Auswirkungen auf die Interviewsituation hatten und wie ich mit der Verantwortung als Forscherin umgegangen bin.

4.2.2 Vorbereitung, Vorgehensweise, Abläufe und Herausforderungen bei der Interviewführung

Bis ich die narrativen Interviews mit biographisch orientierten Erzählanreize führen konnte, führte ich im Vorfeld viele Gespräche, überzeugte Einrichtungen der Wohnungsnotfallhilfe von meinem Forschungsprojekt und traf Vereinbarungen zum Datenschutz. Ich kontaktierte verschiedene Einrichtungen und Angebote der Wohnungs- und Obdachlosenhilfe, in denen ich mich für die Akquirierung von Interviewpartner*innen aufhalten wollte. Bei diesen Einrichtungen und Angeboten wurden i. d. R. vier Schritte durchlaufen:

1. Persönliches Gespräch/Telefonat mit der Geschäftsführung/Leitung der Organisation/Einrichtung,
2. Aushändigung meines Exposé zum Forschungsvorhaben,
3. persönliche Vorstellung meiner Person und meines Promotionsvorhabens im Team der Einrichtung/des Angebots,
4. Zustimmung und Unterschrift der Einverständniserklärung der Organisation, in der ich mich als Forscherin aufgehalten habe.

Sobald diese Schritte erfolgt waren, hielt ich mich in den Einrichtungen auf oder begleitete Sozialarbeiter*innen in aufsuchenden Angeboten (Streetwork). Ein wei-

⁸⁰ Siehe hierzu die differenzierte Darstellung der kognitiven Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens von Schütze 1984.

terer Zugang erfolgte, wie bereits beschrieben, durch meine Kontaktpartner*innen aus der sozialarbeiterischen Praxis im Bereich der Wohnungsnotfall-, Obdachlosen-, Prostituierten- und Drogenhilfe. Über diese habe ich einzelne Personen zu einem Interviewtermin i. d. R. in mein Büro eingeladen. Die narrativen Interviews führte ich somit in verschiedenen Settings durch. Dabei orientierte ich mich stets am Lebensraum der obdachlosen Frauen und Männer. Auch die Wünsche der einzelnen Interviewpartner*innen, wo das Interview stattfinden soll, wurden stets berücksichtigt. Jedem*jeder Interviewpartner*in stand es frei, das Interview in meinem Büro, in den Räumlichkeiten einer Einrichtung, in einem Café, auf der Straße, in einem Park etc. zu geben. In welcher Umgebung das Interview stattfinden sollte, wurde bei der Kontaktaufnahme erfragt.

Ich hielt mich in Kontaktstellen, Tagestreffs, Notschlafstellen und auf der Straße auf, um die Interviewpartner*innen zu akquirieren. Alle Einrichtungen, in denen ich mich aufhielt, gaben mir die Möglichkeit, die Interviews vor Ort in einem separaten Raum zu führen. Dies war überaus hilfreich für den gesamten Forschungsprozess. Denn durch die Nutzung der Räumlichkeiten der Einrichtungen konnten die Interviews entweder direkt spontan nach der Kontaktaufnahme geführt werden, oder es wurde ein Termin vereinbart, wodurch die jeweilige Person wusste, wo das Interview stattfinden wird. Falls ein Termin vergessen wurde, konnte die Person erneut angesprochen werden und ein neuer Termin wurde vereinbart. Darüber hinaus hatte meiner Einschätzung nach die Nutzung der Räumlichkeiten positive Auswirkungen auf die Interviewsituation: Für die Interviewten waren es bekannte Räumlichkeiten, die mit Schutz und Ruhe assoziiert wurden. Eine ruhige Interviewsituation förderte die Konzentration und Aufmerksamkeit der interviewten Person und meinerseits und führte zu einer klaren und deutlichen Tonaufnahme, wodurch die anschließende Transkription erleichtert wurde. Außerdem gab es einen Zugang zu sanitären Anlagen, zu Getränken und Gebäck. Der einzige Störfaktor bei manchen Interviews in den Einrichtungen war, dass teilweise Mitarbeiter*innen in die Interviewsituation kamen und kurze Fragen stellten oder aber auch ein Telefon in den Räumlichkeiten klingelte. In diesen Situationen war deutlich erkennbar, dass die Erzählungen unterbrochen wurden und es dem*der Interviewten schwerfiel, wieder in die Erzählung einzusteigen. Hierbei war es vor allem meine Aufgabe, den*die Interviewpartner*in wieder zu erinnern, bei welchem Erzählstrang sie*er stehen geblieben war, und ihn*sie zu bitten, von da an weiterzuerzählen.

Zudem führte ich Interviews in meinem Büro, wenn die Interviewpartner*innen dies wünschten. Die Einladung in mein Büro war rückblickend das geeignetste Setting für ein Interview, da hier viele der positiven Auswirkungen auf das Interview wie in den Räumlichkeiten der Einrichtungen gegeben waren. Daneben gab es keinerlei Störfaktoren und die Interviewten fühlten sich augenscheinlich gewertschätzt, in eine Hochschule eingeladen zu werden und dort als Expert*innen für sich selbst einzutreten und ein Interview zu geben. Es wurde auch darauf geachtet, eine angenehme Interviewatmosphäre zu schaffen, indem die Personen mit Essen und Trinken versorgt wurden.

Darüber hinaus führte ich Interviews auf der Straße, was größere Herausforderungen mit sich brachte und mir als Interviewerin und der interviewten Person mehr Konzentration abverlangte. Insgesamt waren fast alle positiven Effekte, die die Räumlichkeiten der Einrichtungen oder mein Büro vorhielten, auf der Straße nicht gegeben. Die obdachlosen Personen, mit denen ich auf der Straße Kontakt hatte und einen Termin für ein Interview vereinbarte, kamen nicht immer zum abgesprochenen Termin; teilweise habe ich sie danach nicht mehr gesehen. Wenn ein Treffen zustande kam, stellte sich die Frage, wo das Interview stattfinden könnte: auf einem ruhigeren Platz in der Stadt, in einem Park oder einfach auf einem Bürgersteig, wo man annahm, dass es dort ruhig sein würde und nicht so viele Passant*innen vorbeikommen würden. Ich versorgte die Interviewpartner*innen mit Getränken (Bier, Kaffee, Wasser) und nach Wunsch auch mit Essen. Danach gingen wir gemeinsam durch die Stadt und suchten nach einem möglichst ruhigen Ort für das Interview. Obwohl ich vorab einen geeigneten Ort für das Interview ausgewählt hatte, überließ ich die letztendliche Entscheidung den Interviewpartner*innen. Die Aufnahmen der draußen geführten Interviews waren im Nachgang bei der Transkription zum Teil sehr schwer zu verstehen. Dies lag vor allem an Wind- und Motorengeräuschen oder Passantengesprächen. Hinzu kam, dass vorbeigehende Passant*innen, Vogelgezwitscher oder Baustellengeräusche die Aufmerksamkeit auf sich zogen und der*die Interviewpartner*in leicht aus dem Erzählfluss gebracht wurde. Gleichzeitig war es für mich eine große Herausforderung, dem Interview aktiv zu folgen. Die schwierigste Interviewsituation fand auf einem Bürgersteig statt, in zentraler Lage, in einer scheinbar ruhigen Straße. Leider war diese Ruhe nur von kurzer Dauer. Eine Straße weiter befand sich eine große Baustelle. Nach der Mittagspause begannen dort wieder die Arbeiten, nach kurzer Zeit fuhr regelmäßig Autos durch die Straße, Passant*innen liefen laut redend und uns bäugend vorbei. Das Erstaunliche war, dass mein Interviewpartner Matthias damit keine Probleme hatte und, als würde nichts um ihn herum passieren, mit mir das Gespräch führte. Vielmehr war es für mich eine große Herausforderung, ihm zu folgen; zudem hatte ich durchgehend die Sorge, dass die Aufnahme zu schlecht sein würde, da die Hintergrundgeräusche sehr laut waren und Matthias hingegen sehr leise sprach. Aus dieser Sorge heraus, gab ich ihm irgendwann mein Aufnahmegerät und bat ihn, es selbst zu halten, damit es sich nah genug an ihm befand, um die bestmögliche Aufnahme in dieser lauten Interviewsituation zu erhalten.

Alle Interviewpartner*innen wurden vor Beginn des Interviews ausführlich über die zu unterschreibende Einverständniserklärung und allgemein über den vertraulichen Umgang mit den Interviewdaten sowie den Vorgang der Anonymisierung bei der Transkription und der Veröffentlichung und den Einsatz meiner Forschungserkenntnisse informiert. Den Interviewpartner*innen handigte ich eine von mir unterschriebene Erklärung aus, die alle Informationen der Einverständniserklärung und meine Kontaktdaten enthielt. Sprachlich war diese ein wenig leichter formuliert, um sicherzugehen, dass die Informationen verständlich sind. Mir war es ein Anliegen, meinem Gegenüber mit meiner Unterschrift zum Umgang mit seinen*ihren Daten etwas mitzugeben, sodass er*sie dieses Papier auch nach dem

Interview nochmal hervorholen konnte. Im Anschluss daran wurden alle Interviewpartner*innen über das Interviewvorgehen informiert, wobei vor allem darauf hingewiesen wurde, dass sie sich nicht wundern sollen, wenn ich erstmal keinerlei konkrete Fragen an sie richte und sie zunächst auf meine offene Frage zu ihrer Lebensgeschichte erzählen lasse. Erst wenn sie nicht mehr weiterwüssten oder die Erzählung abgeschlossen sei, würde ich Rückfragen zum bereits Erzählten stellen.

Die Interviews verliefen sehr unterschiedlich. Manche Personen fiel es leicht, ihre Lebensgeschichte zu strukturieren und von der Kindheit an zu erzählen. Andere begannen ihre Geschichte erst ab der Phase des Jugend- oder Erwachsenenalters, erzählten nichts zu ihrer Ursprungsfamilie oder wechselten häufig ihre Themen im Erzählfluss und verloren dabei den roten Faden. Auch der zeitliche Umfang der Interviews variierte stark zwischen unter einer Stunde und bis zu drei Stunden. Eines der 20 geführten Interviews war letztlich für die Auswertung nach der Dokumentarischen Methode, die vor allem längere Erzählpassagen für eine Interpretation benötigt, nicht geeignet, da die Interviewpartnerin nicht in der Lage war, auf die gestellten Fragen mit mehr als drei bis vier Sätzen zu antworten, und irgendwann begann, mich als Interviewerin zu befragen. Dieses Interview wurde daher nicht mit in die Interpretation aufgenommen.

Darüber hinaus muss berücksichtigt werden, dass ich mich als junge Frau im Feld der Wohnungsnotfallhilfe aufgehalten habe. Teilweise schien es mir in der Kontaktaufnahme und in der Interviewsituation ein Vorteil zu sein, weil ich vielleicht gerade mit meinem jungen, vorurteilsfreien Auftreten Frauen und Männer motivierte, mir ihre Geschichte zu erzählen. Bei manchen Interviews mit Männern wirkte es jedoch so, als wollten sie mir das Leben erklären oder mir durch bestimmte Erzählungen und Hervorhebungen imponieren. Manche männlichen Interviewpartner ließen bewusst Themen aus, weil sie mir diese nicht erzählen wollten: „Das verkraften Sie nicht“ oder „Es geht hier um Sex, das kann ich Ihnen nicht erzählen“. Auch wenn ich in den Interviewsituationen versuchte, sie zu motivieren, dass sie mir diese Geschichten erzählen können, wurden diese meist ausgelassen. Es hat sich außerdem gezeigt, dass beim Aufhalten in den Einrichtungen, aber auch in Interviewsituationen jüngere männliche Interviewpartner sich in gewisser Weise vor mir geniert haben. Hier wurde eine Scham erkennbar, mir als gleichaltriger Frau die eigene Biographie zu erzählen. Im Gegensatz dazu hatte ich als Frau keine Schwierigkeiten, mit wohnungslosen Frauen ins Gespräch zu gehen, weshalb i. d. R. recht schnell eine Möglichkeit der Kontakt- und Beziehungsaufnahme entstand, welche in einer Interviewsituation mündete.

Darüber hinaus fokussierten sich manche meiner Interviewpartner*innen sehr auf die aktuelle Lebenssituation, die Obdachlosigkeit, wodurch das Interview in Teilen eine problemzentrierte Ausrichtung annahm. Dies ist grundsätzlich – nicht von Beginn des Interviews an in ausgeprägter Form – typisch für biographische Interviews, vor allem zum Ende hin steht die aktuelle und zukünftige Lebenssituation im Zentrum der Erzählung, da sie den Abschluss des Interviews bedeutet. Gleichwohl ist die Rekonstruktion der eigenen Biographie stets durch die aktuelle bzw. gegenwärtig relevante Lebenssituation geprägt (vgl. Griese 2009, S. 336; Ro-

senthal 2011, S. 196). Ein extremes Beispiel war Sarah, die zum einen ihre Obdachlosigkeit als zentrales Thema verhandelte und mich als Forscherin aufklären wollte, was ich tun und in meiner Forschung berücksichtigen und schreiben sollte, wie Obdachlosigkeit bekämpft werden kann. Es war eine große Herausforderung, die Interviewte immer wieder auf ihre allgemeine Biographie zurückzuführen, sodass sie einen gewissen roten Faden aufnimmt und nicht ausschließlich über die allgemeine Problematik der Obdachlosigkeit spricht. Ein Interview wurde nach kurzer Zeit abgebrochen und ein neuer Termin vereinbart, weil der Interviewpartner kurz zuvor Drogen konsumiert hatte, wodurch er offensichtlich körperlich und psychisch eingeschränkt war. Eine Fortführung des Interviews wäre ethisch nicht vertretbar gewesen und hätte meinem Anspruch, sich verantwortungsvoll und nach dem Prinzip der Nichtschädigung im Feld aufzuhalten, widersprochen.

Grundsätzlich habe ich mich an dem im vorherigen Kapitel dargestellten Ablauf des (biographisch-)narrativen Interviews nach Schütze orientiert:

1. in allen Interviews eine gleich gestellte Eingangsfrage zur Lebensgeschichte von der Kindheit bis heute,
2. Nachfrageteil mit vornehmlich immanenten Fragestellungen,
3. Fragen zu biographischen Themen, die ggf. noch nicht angesprochen wurden.

Als Arbeitshilfe lag mir während allen Interviews eine eigens erstellte Liste mit allen wichtigen biographischen Themen zur Lebensphase Kindheit, Jugend, Erwachsenenalter und höheres Alter vor, sodass ich durch die Liste an Themen erinnert wurde, die im Laufe des Interviews noch nicht benannt worden waren. Außerdem machte ich mir Notizen während des Interviews, um vor allem im Anschluss an die autobiographische Eingangserzählung die immanenten Nachfragen zu den Themen stellen zu können, die noch nicht ausführlich erzählt oder ggf. ausgelassen worden waren.

Nach dem Interview erhielten alle Interviewpartner*innen jeweils 20 Euro als Dankeschön für ihre Offenheit, mit mir ins Gespräch zu gehen. Fast alle Interviewpartner*innen wussten im Vorfeld nicht, dass sie Geld bekommen würden, und waren daher freudig überrascht.

4.2.3 *Transkription*

Die Transkription der biographisch-narrativen Interviews erfolgte in Anlehnung an das Transkriptionssystem TiQ: *Talk in Qualitative Social Research*.⁸¹ Hierbei handelt es sich um ein geeignetes System, Transkripte für die Auswertung nach der Dokumentarischen Methode (allgemein für rekonstruktive Auswertung geeignet) zu erstellen. TiQ wurde Ende der 1980er-Jahre zeitgleich mit der Dokumentarischen Methode entwickelt und Ende der 1990er-Jahre durch Przyborski modifiziert (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 167). Die Transkripte habe ich anonymisiert, sodass der*die Interviewte nicht zurückverfolgt werden kann. Die Namen der

81 Die Transkriptionsregeln finden sich im Anhang dieser Arbeit.

Interviewten sowie die benannten Namen von Dritten im Interview habe ich mit (kulturell) vergleichbaren Namen ersetzt. Gleiches gilt für die Benennung von Organisationen und Einrichtungen, für die lediglich die Art der Organisations- oder Einrichtungsform beibehalten wurde. Die Benennung von Orten oder Zeiten habe ich je nach Kontext verändert. Bei manchen Beschreibungen würde jedoch durch die Veränderung von Ort und Zeit der historische Sachbezug verloren gehen, so dass eine Veränderung nicht sinnvoll war (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 170). Die Form der Transkription und die Art der Anonymisierung habe ich mit den Interviewten vorab intensiv besprochen und deren Einwilligung eingeholt. Die Interviews sind vollständig transkribiert, obwohl es die gängige Vorgehensweise der Dokumentarischen Methode ist, nur die Sequenzen zu transkribieren, die für die Interpretation ausgewählt werden. Nohl empfiehlt für die dokumentarische Interpretation biographischer Interviews die vollständige Transkription der Eingangserzählung, weil vor allem in dieser der*die Interviewte autark und auf seine*ihre individuelle Art und Weise die persönliche Lebensgeschichte gliedert und darstellt, ohne vom/von der Interviewer*in beeinflusst zu werden (vgl. 2017, S. 30f.). Przyborski und Wohlrab-Sahr (2014) gehen in Anlehnung an Nohl noch einen Schritt weiter und geben vor, dass narrative Interviews Totaltranskriptionen unterzogen werden müssen (vgl. S. 292).

4.3 Dokumentarische Interpretation der Interviews

Die biographisch-narrativen Interviews wurden mit der Dokumentarischen Methode ausgewertet. Diese gilt es daher in diesem Unterkapitel methodologisch einzuordnen sowie theoretisch und forschungspraktisch zu erklären. Die Dokumentarische Methode stellt ein rekonstruktives Verfahren dar und wurde im Rahmen eines DFG-Projektes von Ralf Bohnsack und Werner Mangold (1984–1987) zum Thema *Kollektive Orientierungen in Gruppen Jugendlicher* anhand von Gruppendiskussionen entwickelt (vgl. Bohnsack 2014, S. 33). Seitdem wurde die Dokumentarische Methode weiterentwickelt und „in Bezug auf [ihre; N.S] Gegenstandsbereiche, Forschungssubjekte und methodische[n] Facetten erweitert und ausdifferenziert“ (Bohnsack et al. 2013b, S. 18). Sie hat sich in der Landschaft der qualitativen Auswertungsmethoden in den Sozial- und Erziehungswissenschaften, aber auch in der Wissenschaft Soziale Arbeit als gängige Methode etabliert (Bohnsack 2014; Bohnsack et al. 2018b; Bohnsack et al. 2013a; Bohnsack und Pfaff 2010). Die Dokumentarische Methode hat sich dahingehend weiterentwickelt, dass sie nicht mehr wie zu Beginn allein der Auswertung von Gruppendiskussionen und Gesprächsanalysen dient, sondern darüber hinaus für narrative Interviews,⁸² teilnehmende und videogestützte Beobachtungen sowie Bild- und Videointerpretationen eingesetzt wird. Nohl entwickelte die dokumentarische Interpretation

82 Unter narrativen Interviews wird das narrative und das biographische Interview nach Schütze (1983a), Leitfadeninterviews wie u. a. das problemzentrierte Interview nach Witzel (1982) und das Experteninterview nach Meuser und Nagel (1991) verstanden (vgl. Bohnsack et al. 2013b, S. 19f.; Nohl 2017, S. 3).

von Interviews seit 2006 weiter, verortete das narrative Interview methodologisch im Kontext der Dokumentarischen Methode und stellte die forschungspraktische Interpretation dar. Dies führte zu einem stetigen Zuwachs weiterer wissenschaftlicher Arbeiten, die mit der Dokumentarischen Methode narrative Interviews, aber auch leitfadengestützte Interviews und Experteninterviews interpretierten (vgl. Nohl 2017; Bohnsack et al. 2013b, S. 19ff.).⁸³ Methodologisch wird die Dokumentarische Methode vor allem in der Wissenssoziologie nach Karl Mannheim (1964, 1980; 2015/1985) und der Ethnomethodologie nach Harold Garfinkel (u. a. 1967) verortet. Darüber hinaus fand eine Bezugnahme zu Pierre Bourdieus Habitus- und Theorie der Praxis sowie der Identitätstheorie Erving Goffmans statt. Unter Berücksichtigung, Bezugnahme und in Form eines kritischen Diskurses mit diesen (und noch weiteren)⁸⁴ traditionellen Forschungsrichtungen und Theorietraditionen entwickelte Bohnsack die *Praxeologische Wissenssoziologie*, deren elementare Begriffe grundlegend für die Dokumentarische Methode sind (vgl. Bohnsack 2017; Nohl 2017, S. 4; Bohnsack et al. 2013b, S. 9). Häufig wird irrtümlich angenommen, dass die Dokumentarische Methode lediglich kollektive Orientierungen in den Fokus nimmt. Faktisch steht jedoch neben den kollektiven Orientierungen der (vgl. Bohnsack 2014, S. 67) „individuelle, der persönliche Habitus“ (Bohnsack 2014, S. 67) im Zentrum der dokumentarischen Interpretation, welcher sich in besonderer Weise in biographisch-narrativen Interviews entfaltet und somit rekonstruieren lässt. Dabei wird nicht darauf abgezielt, dem*der Erzähler*in seine*ihre wahre Lebensgeschichte zu entlocken und nachzuzeichnen (vgl. Bohnsack 2014, S. 65; Mannheim 1980, S. 88; 95), („Einklammerung des Geltungscharakters“ (Bohnsack 2014, S. 65)), sondern dass sich durch die differenzierte Darstellungsweise „handlungspraktischer Vollzüge die *Prozessstruktur* des Habitus“ (Bohnsack 2014, S. 67; H. i. O.) dokumentiert und darstellen lässt. Die Einklammerung des Geltungscharakters ist demnach grundlegend für die Dokumentarische Methode, weshalb sich in der reflektierenden Interpretation darauf fokussiert wird, wie die Wirklichkeit der Adressat*innen hergestellt wird (vgl. Bohnsack 2014, S. 65). In der Dokumentarischen Methode wird jedoch nicht außer Acht gelassen, was die Interviewten erzählen, da sich dem „immanenten‘ Sinngehalt[s]“ (Bohnsack 2014, S. 136) im ersten Interpretationsschritt, der formulierenden Interpretation, ausführlich gewidmet wird. Dabei wird niemals hinterfragt, ob der*die Interviewte wahrheitsgetreu oder der Realität entsprechend seine*ihre Biographie erzählt (vgl. Bohnsack 2014, S. 136).

Darüber hinaus stellen narrative Interviewformen für die dokumentarische Interpretation ein besonders geeignetes Erhebungsinstrument dar, da bei diesen Erfahrungen in Form von Erzählungen rekapituliert und generiert werden und sich in diesen die Handlungsorientierungen der Interviewpartner*innen zeigen. Dieser

83 Bereits Bohnsack interpretierte in den 1990er-Jahren biographisch-narrative Interviews mit der Dokumentarischen Methode, (vgl. 2013a, S. 19) „allerdings standen dort die kollektiven Aspekte der Sozialisationsgeschichte im Fokus“ (Bohnsack et al. 2013b, S. 19).

84 Für eine ausführliche Auseinandersetzung mit der Praxeologischen Wissenssoziologie siehe Bohnsack (2017).

Output narrativer Interviews ist gerade für die Dokumentarische Methode von Interesse, da sie darauf abzielt (vgl. Nohl 2017, S. 4),

„den Zusammenhang von Orientierungen und Erfahrungen zu rekonstruieren [...]. Sie dient der Rekonstruktion der praktischen Erfahrungen von Einzelpersonen und Gruppen in Milieus und Organisationen, gibt Aufschluss über die Handlungsorientierungen, die sich in der jeweiligen Praxis dokumentieren, und eröffnet somit einen Zugang zur Handlungspraxis“ (Nohl 2017, S. 4).

Das bedeutet darüber hinaus, dass davon ausgegangen wird, dass milieuspezifische Erfahrungsräume bestehen, die konjunktiv sind, sich somit eine gemeinsame Praxis aufzeigen lässt, die sich durch den „atheoretischen Charakter des Erlebens“ (Mannheim 1980, S. 73) begründet. Es wird hier von einem Wissen gesprochen, welches als *atheoretisch* bezeichnet wird und bedeutet, „dass wir in unserer Handlungspraxis darüber verfügen, ohne dass wir es alltagstheoretisch auf den Punkt bringen und explizieren müssen“ (Nohl 2017, S. 6). Die Dokumentarische Methode geht diesem atheoretischen Wissen auf den Grund und will dieses durch die Interpretation der Interviews explizieren und in Form von Orientierungsrahmen sprachlich festhalten (vgl. Nohl 2017, S. 5).⁸⁵ Des Weiteren wird, wie zuvor schon angedeutet, „[d]er Begriff des konjunktiven Erfahrungsraums, [...] im Wesentlichen synonym zu demjenigen des Milieus verwendet“ (Bohnsack et al. 2018b, S. 22). Im Fokus dieser Forschungsarbeit steht nicht die allgemeine Praxis, sondern zentral sind die gemeinsamen Orientierungsrahmen zu den Bewältigungspraxen obdachloser Menschen, die einem gewissen Milieu, einer Szene zugehörig sind – damit ist ein konjunktiver Erfahrungsraum konstitutiv. Grundlegend für den konjunktiven Erfahrungsraum und die damit verbundene kollektive Bewältigungspraxis ist die (vgl. Bohnsack 2014, S. 63ff.) „gemeinsame Existenz in derartigen geistigen Beziehungen“ (Bohnsack 2014, S. 63). In Bezugnahme Mannheims erklärt Bohnsack weiter den *Generationszusammenhang*, bei dem er bereits von einem konjunktiven Erfahrungsraum ausging:

„Ein ‚Generationszusammenhang‘ konstituiert sich durch ‚eine *Partizipation* an den *gemeinsamen Schicksalen*‘ (Mannheim 1964b, S. 542), d. h. aufgrund von Gleichartigkeiten der ‚Erlebnisaufschichtung‘ (ebd., S. 535f.). Sie sind insoweit existentiell bestimmend, als sie auf einer selbst, d. h. in *eigener Handlungspraxis* erworbenen Erinnerung basieren – im Unterschied zu einem lediglich kommunikativ angeeigneten Wissen“ (Bohnsack 2014, S. 64; H. i. O.).

Dieser Generationszusammenhang kann auch auf „Milieuzusammenhänge“ (Bohnsack 2017, S. 228) oder darüber hinaus auf Adressat*innenzusammenhänge im Kontext Sozialer Arbeit übertragen werden, etwa auf jene obdachloser Menschen, die die Erfahrungen und das Erleben gemeinsamer Schicksale, sozialer Probleme und Ausgrenzungserfahrung teilen und dadurch Gleichartigkeiten in der Erlebnis- und Erfahrungsaufschichtung aufweisen. Bohnsack nimmt hierzu eine differenzierte Erläuterung zum „interaktiven konjunktiven Erfahrungsraum[s]“

85 Mannheim wollte schon entgegen aller Skeptiker dieser Zeit „das atheoretische theoretisch faßbar machen“ (1964, S. 100).

(2017, S. 229) von Milieus, Szenen oder Netzwerken vor, die er als jeweilige, besondere Gruppen versteht (vgl. 2017, S. 229):

„Im Sinne der Praxeologischen Wissenssoziologie stellen Gruppen einer spezifischen Ausprägung interaktiver konjunktiver Erfahrungsräume dar [...]. Gruppen sind solche interaktive[n; sic!] Erfahrungsräume, die sich nicht *allein* auf der Grundlage der Face-to-Face-Geschichte ihrer AkteurInnen konstituieren, sondern darüber hinaus durch zumindest einen *gesellschaftlichen* Erfahrungsraum konjunktiv verbunden sind, welcher allen Angehörigen der Gruppe gemeinsam ist. Während die Konstitution des je interaktiven konjunktiven Erfahrungsraums an das *gemeinsame* Er-Leben, an die *gemeinsame* Geschichte der Interaktion gebunden bleibt, basiert die Konstitution, also die *Soziogenese*, des gesellschaftlichen konjunktiven Erfahrungsraums auf strukturidentischem Er-leben (Bohnsack 2017, S. 228f.; H. i. O.).

Das bedeutet, dass die Mitglieder eines konjunktiven Erfahrungsraums, d. h. Mitglieder, die eine Verbindung aufgrund einer „fundamentalen Sozialität“ (Bohnsack 2012, S. 127) aufweisen, einander nicht persönlich kennen oder im Kontakt sein müssen (vgl. Bohnsack 2012, S. 127). Weiterführend fasst Julia Franz diesen Milieuzusammenhang, auf den Bohnsack und im übertragenen Sinne Mannheim hinweisen, erkenntnisgewinnend für die methodologische Hinführung zusammen: „Angehörige eines Milieus erfahren etwas für sie Wesentliches gleichartig, auch wenn sie es nicht miteinander erleben“ (2013a, S. 265). Daher verstehe ich unter dem konjunktiven Erfahrungsraum der erwachsenen Frauen und Männer, die ich interviewt habe, die Erfahrungen und das Erleben bzw. die Erlebnisaufschichtung der Obdachlosigkeit im Kontext ihrer Biographien (als Angehörige einer Gruppe), wobei sie neben der Obdachlosigkeit darüber hinaus an gemeinsamen und gleichartigen Schicksalen und sozialen Problemen partizipieren, welche charakteristisch für die besonderen sozialen Schwierigkeiten Obdachloser sind. Das bedeutet: Auch wenn sie einander nicht kennen, gehe ich davon aus, dass ich gemeinsame Orientierungsrahmen zu den Bewältigungspraxen anhand der dokumentarischen Interpretation der Interviews rekonstruieren und darstellen kann.⁸⁶ Darüber hinaus hat sich bereits bei der Interviewführung und der daran anschließenden Interpretation ein weiterer Erfahrungsraum angedeutet, der darin besteht, dass die Interviewten eine Gruppe darstellen, die Erfahrung im Erleben von biographischer Rekapitulation, sozial-biographischer Anamnese, Verhaltensreflexion etc. im Kontext verschiedener Hilfe- und Gesundheitssysteme aufweisen.⁸⁷

Strukturidentisches Erleben im Sinne der soziogenetischen Typenbildung, welche auf Grundlage des Geschlechts, des Alters oder beispielsweise des Migra-

86 Claudia Steckelberg verstand den konjunktiven Erfahrungsraum ihrer Interviewpartnerinnen (wohnungslose Mädchen und junge Frauen) als „die Erfahrung der Wohnungslosigkeit als Mädchen und junge Frau“ (2010, S. 71) und stellte darüber hinaus anhand ihres empirischen Materials differenziert dar, dass der Verlust der Normalität als konjunktiver Erfahrungsraum und Basistypik konstitutiv ist (vgl. Steckelberg 2010, S. 189).

87 Dieser konjunktive Erfahrungsraum kann auch als Problem/Herausforderung betrachtet werden, da die Interviewten quasi *gebüt* in der Reproduktion ihrer Biographie sind und ihr Leben bereits vorreflektiert haben.

tionshintergrunds der Interviewten möglich wäre, wird im Kontext dieser Studie nicht zu realisieren sein. Die Studie als solche, wie im Weiteren angeführt, gelangt bereits in der Rekonstruktion der kollektiven Bewältigungspraxen, die sich in Form von Orientierungsrahmen präsentieren lassen, an ein hohes Maß an Komplexität und gibt Antwort auf die zentrale Forschungsfrage dieser Studie: *Welche Orientierungsrahmen der Bewältigungspraxen obdachloser Menschen lassen sich im Kontext gesellschaftlicher Strukturen und Erwartungen rekonstruieren?*

Abschließendes Ziel der dokumentarischen Auswertung der hier vorliegenden biographisch-narrativen Interviews ist es daher nicht, die einzelnen Fälle ganzheitlich, im Sinne der klassischen Biographieforschung, in Hinblick auf ihre Biographie zu rekonstruieren, sondern durch die komparative Vergleichsanalyse einzelner Sequenzen fallübergreifend (kongruente) Orientierungsrahmen zu den Bewältigungspraxen zu identifizieren und voneinander zu unterscheiden (vgl. Nohl 2017, S. 35ff.). Der Orientierungsrahmen definiert sich durch die Nachzeichnung des *Modus Operandi*,⁸⁸ in Form des Ergebnisses (vgl. Bohnsack 2012, S. 125) „impliziter Wissensbestände und mentaler Bilder“ (Bohnsack 2012, S. 125). Dies geschieht in der sinngenetischen Typenbildung, bei der die Orientierungsrahmen abstrahiert werden (vgl. Nohl 2017, S. 41f.). Abstraktion und sinngenetische Typenbildung bedeuten, dass die individuellen Biographien mit ihren spezifischen Erfahrungsaufschichtungen in den Hintergrund rücken und in dieser Interpretationsphase die übergeordneten (vgl. Nohl 2017, S. 42), „kontrastierenden Orientierungsrahmen der Vergleichsfälle [...] eine eigenständige Bedeutung [erlangen; N.S.] und [...] in ihrer eigenen Sinnhaftigkeit gesehen“ (Nohl 2017, S. 42) werden. Die Rekonstruktion der Orientierungsrahmen zu den fallübergreifenden Bewältigungspraxen obdachloser Menschen im Kontext gesellschaftlicher Strukturen und Erwartungen wird den interaktiven konjunktiven Erfahrungsraum/die interaktiven konjunktiven Erfahrungsräume verdeutlichen und aufzeigen, dass trotz der individuellen Biographien die Handlungspraxis sich in Bezug auf das Thema Lebensbewältigung kollektiv durch die dokumentarische Interpretation darlegen lässt. Das Aufzeigen dieser kollektiven und kontrastierenden Orientierungsrahmen zu den Bewältigungspraxen ist nur durch den fallimmanenten und -exmanenten sequenziellen empirischen Vergleich möglich. Im folgenden Unterkapitel wird der forschungspraktische Interpretationsablauf der Studie auf Basis der Dokumentarischen Methode erläutert.

4.3.1 Auswertungsvorgehen

In dieser Studie habe ich mich forschungspraktisch an der Vorgehensweise der dokumentarischen Interpretation von Interviews orientiert, wie sie Nohl in der Tradition von Bohnsacks dokumentarischer Interpretation von Gruppendiskussionen weiterentwickelt hat. Für die dokumentarische Interpretation von Interviews hat Nohl einen Ablauf verfasst, wie vorgegangen werden sollte. Diese Vorgehensweise wurde berücksichtigt, aber an manchen Stellen, bezogen auf das eigene For-

88 Die Art und Weise, wie die Biographie erzählt, beschrieben und metaphorisch präsentiert wird (vgl. Bohnsack 2012, S. 125).

schungsprojekt, angepasst und differenziert (vgl. Nohl 2017, S. 29ff.). Folgende Tabelle gibt eine Übersicht zum forschungspraktischen Vorgehen und den Umgang mit den erhobenen Fällen:

Tabelle 11: Interpretationsvorgehen – eigene Darstellung in Anlehnung an Nohl 2017, S. 30

Formulierende Interpretation Die Frage nach dem „Was“ – immanenter/objektiver/ kommunikativer Sinngehalt.	Totaltranskription der biographisch-narrativen Interviews (19 Fälle)⁸⁹ mit parallel erstelltem thematischen Verlauf Thematische Überschneidungen mit anderen Interviews wurden in einer Tabelle festgehalten und für die weitere fallübergreifende, komparative Sequenzanalyse vorgemerkt.
	Auswahl der Interviewpassagen für die weitere Interpretation; die Eingangssequenz war stets inbegriffen
	Formulierende Feininterpretation der ausgewählten Interviewpassagen und erste Ideen zur Textsortentrennung wurden festgehalten. Die Tabelle zum thematischen Verlauf wurde durch die formulierende Feininterpretation ergänzt.
Reflektierende Interpretation Die Frage nach dem „Wie“ – atheoretischer/dokumentarischer/ konjunktiver Sinngehalt.	Formale Interpretation mit Textsortentrennung Die vorliegende Tabelle aus der formulierenden Interpretation wurde durch eine weitere Spalte ergänzt.
	Semantische Interpretation mit (fallinterner und fallübergreifender) komparativer Sequenzanalyse Die Interpretation fand stets in Interpretationsgruppen statt.
Typenbildung	Sinngenetische Typenbildung
Falldarstellung	Exemplarische Falldarstellung und Rekonstruktion eines individuellen Falls Bezugnahme auf die kollektiven Orientierungsrahmen zu den Bewältigungspraxen aus der sinngenetischen Typenbildung.

Ergänzend zur tabellarischen Übersicht des forschungspraktischen Vorgehens soll an dieser Stelle in Form eines längeren Zitates auf die Besonderheit der Verbindung der kommunikativen und dokumentarischen Interpretation verwiesen werden, die den Kern der dokumentarischen Forschungspraxis ausmacht und grundlegend für die Interpretation der biographischen Interviews war:

„[...] im Sinne der Dokumentarischen Methode gehen wir mit den Auswertungsschritten [...] durch die Rekonstruktion der expliziten Wissensbestände der Erforschten und deren Orientierung an der Norm, also durch die Rekonstruktion der Orientierungsschemata und der Common Sense-Theorien [sic!], hindurch, um dann zur Rekonstruktion der Praxis bzw. des die Praxis orientierenden atheoretischen Wissens und des darin implizierten Orientierungsrahmens fortzuschreiten. Die Orientierungsschemata gewinnen immer nur vermittelt über das handlungsleitende atheoretische Wissen, also innerhalb des Orientierungsrahmens, ihre hand-

89 19 von 20 geführten Interviews wurden transkribiert. Ein Interview verlief nicht wie geplant und wurde daher nicht mit aufgenommen.

lungspraktische Relevanz und somit ihren spezifischen Wirklichkeitscharakter“ (Bohnsack 2012, S. 128).

Diese tabellarisch erfassten Kernschritte der Interpretation von der formulierenden, über die reflektierende Interpretation, hin zur sinngenetischen Typenbildung werden nun – bezogen auf das hier vorgestellte Forschungsprojekt – näher erläutert und methodologisch gerahmt. Dabei werden verwendete methodologische Begriffe der Dokumentarischen Methode bzw. der Praxeologischen Wissenssoziologie im Kontext dieses Forschungsprojekts geklärt und begründet.

4.3.2 *Die formulierende Interpretation der Interviews*

Ziel und Aufgabe der formulierenden Interpretation ist es, das *Was*, den „objektiven Sinn“, (Mannheim 1964, S. 106), den „immanenten Sinngehalt“ (Nohl 2017, S. 6), also das inhaltlich Gesagte, das Wissen, auf „kommunikativer Ebene“ (Mannheim 1980, S. 298) zu erfassen und darzustellen.⁹⁰ Dabei gilt die zuvor angeführte Grundregel der Dokumentarischen Methode: die Einklammerung des Geltungscharakters. Der erste Schritt innerhalb der formulierenden Interpretation erfolgt nach Nohl bereits, bevor die erhobenen Interviews transkribiert werden, indem die erhobenen Interviews im Nachgang angehört und zu diesen „thematische[n] Verläufe“ (Bohnsack 2014, S. 137) erstellt werden (vgl. 2017, S. 30). In dieser Studie habe ich jedoch entschieden, die Interviews zunächst vollständig zu transkribieren,⁹¹ weshalb dieser Schritt nicht ausgelassen, aber anders eingebettet wurde. Die Interviews wurden zunächst vollständig transkribiert, weil dadurch zum einen die biographischen Lebensphasen, Erfahrungen, (Schicksals-)Ereignisse, Wendepunkte, Verkettungen und Lebenslagen nachvollziehbar wurden und zum anderen die Art und Weise der Erzählungen über die eigene Biographie, d. h. die biographische Selbstdarstellung und Performanz, besser nachzuzeichnen und dokumentarisch zu interpretieren ist. Für beide Beweggründe einer vollständigen Transkription sprach, dass sich ein geschriebener, vorliegender Text besser strukturieren lässt als eine Audiodatei beim Abhören. Darüber hinaus war eine Totaltranskription forschungspraktisch sinnvoll, da die Interviewpartner*innen häufig in ihren Themen wechselten und mehrere „Hintergrundkonstruktionen“ (Griese 2009, S. 345) zum Vorschein kamen, die beim reinen Abhören nicht hätten erkannt werden können und dadurch ggf. bei einem späteren Interpretationsschritt gefehlt oder die entsprechende Berücksichtigung nicht erhalten hätten.⁹² Beim abschließenden Korrekturlesen der Transkripte, welches bei gleichzeitigem Abhören des gesamten Audiomaterials der jeweiligen erhobenen Fälle erfolgte, habe ich parallel einen the-

90 Hier wird zusammengefasst von *Orientierungsschemata* gesprochen (vgl. Bohnsack 2012, S. 122).

91 Auch Nohl empfiehlt für biographische Interviews die Transkription der Eingangserzählung (vgl. 2017, S. 31); Przyborski und Wohlrab-Sahr empfehlen eine Totaltranskription (vgl. 2014, S. 292).

92 Forschungspraktische und pragmatische Funktion, bei der Fülle an empirischem Material den Überblick und gewisser Weise die Kontrolle zu behalten.

matischen Verlauf der Interviews mit entsprechenden Zeilenangaben zum Transkript festgehalten.

In einem nächsten Schritt habe ich entschieden, welche Interviewpassagen für die Interpretation in Hinblick auf das Erkenntnisinteresse der Studie wesentlich sind (vgl. Nohl 2017, S. 30). Bei diesem Schritt bin ich zunächst sehr offen an das Material herangegangen, weshalb zu Beginn keine besonderen Themen in den Fokus gerückt wurden, welche für die Forschung interessant sein könnten. Erst nach den ersten reflektierenden Interpretationen einiger Interviews erfolgte meine Fokussierung auf das Thema der Bewältigungspraxen, da sich diese Fokussierung im erhobenen Material zeigte.⁹³ Von mir wurden durchgehend vornehmlich Passagen ausgewählt, bei denen Themen „besonders ausführlich, engagiert und metaphorisch“ (Nohl 2017, S. 30) verhandelt wurden. Hierbei spricht Bohnsack von den „Fokussierungsmetaphern“ (2014, S. 46), die sich im empirischen Material zeigen. Diese können auch dazu dienen, eigene Annahmen, die ans Material gelegt werden, zu kontrollieren oder diesen entgegenzusetzen. Außerdem wurden Passagen ausgewählt, die in den erhobenen Fällen gleiche Themen verhandelten und sich somit für die fallübergreifende vergleichende Interpretation eigneten (vgl. Nohl 2017, S. 30). Zudem wurden stets die Eingangspassagen (i. d. R. die ersten ein bis zwei Seiten) ausgewählt. Bei der Eingangspassage wird davon ausgegangen, dass dort die grundlegenden Handlungsorientierungen bzw. der Orientierungsrahmen des individuellen Falles erkennbar werden/wird, die/den es anhand weiterer Passagen im weiteren Verlauf zu differenzieren und zu validieren gilt (vgl. Nohl und Thomsen 2019, S. 240). Außerdem gibt die *Präambel* innerhalb der Eingangspassage Aufschluss über (vgl. Griese 2009, S. 336) „den thematischen Fokus der Erzählung sowie die Haltung des Sprechers zur eigenen Biographie“ (Griese 2009, S. 336). Bevor jedoch die reflektierende Interpretation ihre Anwendung fand, habe ich die formulierende Interpretation durch die „*formulierende Feininterpretation*“ (Nohl 2017, S. 31; H. i. O.) abgeschlossen. Das bedeutet, die ausgewählten transkribierten Passagen habe ich genauestens in den Blick genommen, indem „Ober- und Unterthemen“ (Nohl 2017, S. 31) herausgearbeitet und der Inhalt paraphrasiert wurde. Falls ich die Worte des*der Interviewten genutzt habe, ist dies als direktes Zitat (vgl. Nohl 2017, S. 61ff.) kenntlich gemacht. Die zusammenfassende Formulierung des Gesagten hilft dabei, den Inhalt zu verstehen und damit die daran anschließende reflektierende Interpretation vorzubereiten.

4.3.3 Die reflektierende Interpretation der Interviews

Im Gegensatz zur formulierenden Interpretation „zielt die reflektierende Interpretation auf die Rekonstruktion und Explikation des *Rahmens*, innerhalb dessen das Thema abgehandelt wird, auf die Art und Weise, wie, d. h. mit Bezug auf welches

⁹³ Eine Festlegung auf ein bezugnehmendes Themenfeld wie das der Bewältigungspraxen wurde erst mit Blick auf das Material entwickelt, da eine vorherige Engführung des Forschungsinteresses aufgrund der eigenen Standortgebundenheit und beruflichen Erfahrungen im Feld nicht dazu führen sollte, eigene theoretische Konzepte von Beginn an das Material anzulegen.

Orientierungsmuster, welchen Orientierungsrahmen das Thema behandelt wird“ (Bohnsack 2014, S. 137; H. i. O.). Im Sinne Mannheims (1964) wird vom „Dokumentensinn“ (S. 104) gesprochen, dass bedeutet, dass die Erfahrungsaufschichtungen der erzählten biographischen Stegreiferzählung (Dokument), in Form von Handlungsorientierungen⁹⁴ rekonstruiert und strukturiert (Sinn) (vgl. Nohl 2017, S. 4) werden.⁹⁵ Hier wird das atheoretische Wissen/implizite Wissen (Bohnsack 2012, S. 125) expliziert, welches in der Handlungspraxis vorhanden ist, aber alltagstheoretisch nicht verbalisiert wird (vgl. Nohl 2017, S. 6). Es zeigt sich, welche Bedeutung der Verzahnung von Semantik und formaler Konstruktion zukommt, wenn es darum geht, die Orientierungsrahmen zu rekonstruieren (vgl. Nohl 2017, S. 31). Dies ist auch das Spezifische an der dokumentarischen Interpretation, denn

„[d]er Begriff des Orientierungsrahmens als zentraler Begriff der praxeologischen Wissenssoziologie und Dokumentarischen Methode erweitert [...] den Habitusbegriff um den – der empirischen Analyse zugänglichen – Aspekt, dass und wie der Habitus sich in der Auseinandersetzung mit den Orientierungsschemata, also u. a. den normativen Anforderungen und denjenigen der Fremd- und Selbstidentifizierung reproduziert und konturiert“ (Bohnsack 2012, S. 126).

Der *erste Teilschritt* der reflektierenden Interpretation erfolgt somit durch die „[f]ormale Interpretation und Textsortentrennung“ (Nohl 2017, S. 32) der ausgewählten Interviewabschnitte. Die dokumentarische Interpretation von Interviews orientiert sich, wie bereits zuvor beschrieben (4.2.1), an der Differenzierung von Textsorten, wie sie Schütze im Kontext der Narrationsanalyse vorgenommen hat: Erzählung, Beschreibung und Argumentation. Nohl differenziert noch weiter zwischen Argumentationen und Bewertungen. Die Textsortentrennung wurde in diesem Forschungsprojekt bereits bei der formulierenden Interpretation angedacht und tabellarisch festgehalten. Die detaillierte Textsortentrennung erfolgte jedoch nach einer weiteren Durchsicht des Materials bzw. wurde während der „[s]emantischen Interpretation“ (Nohl 2017, S. 35) ergänzt oder korrigiert. Es war in diesem Forschungsprojekt eine große Herausforderung, die Textsorten konsequent zu trennen, da die Interviewpartner*innen nicht nur in ihren Themen häufig wechselten bzw. ihre Oberthemen in viele kleine Unterthemen differenzierten, sondern auch in der formalen Art und Weise, wie sie erzählten, wodurch eine extreme Zunahme

94 Es kann auch nur von Orientierungen gesprochen werden. Ich habe den Begriff der Handlungsorientierung auf Workshops zur dokumentarischen Interpretation kennengelernt und für mich und meine Forschungspraxis übernommen.

95 Ein Beispiel von Bohnsack (2012) zu Familien, hier auf Obdachlose übertragen: Obdachlose werden auf einer gesellschaftlichen Ebene als Randständige, arme Menschen, die verwahrlost und hilfebedürftig sind, gefasst, was sich in den Orientierungsschemata zeigt. Gleichzeitig gibt es eine spezifische, individuelle Art und Weise des „Erlebnis- und Erfahrungszusammenhang[s]“ (2012, S. 128), wie sich einzelne Fälle Obdachloser präsentieren, was unter einen Orientierungsrahmen zusammengefasst wird. Darüber hinaus gibt es gleichartige Biographien Obdachloser (vgl. 2012, S. 128), die „zu milieuspezifischen konjunktiven Erfahrungsräumen und Orientierungsrahmen“ (2012, S. 128; H. i. O.) führen.

an Hintergrundkonstruktionen (HGK)⁹⁶ entstand. Daher wurde nicht jede einzelne Beschreibung oder Argumentation innerhalb einer Erzählung (teilweise nur ein Wort oder ein Satz als Einschub) in den Interpretationen differenziert angegeben. Dennoch wurden diese in der Arbeit am empirischen Material für den eigenen Forschungsweg kenntlich gemacht, in der eigens erstellten Tabelle mit der formulierenden Interpretation festgehalten und an manchen Stellen im Interpretationstext als Einschübe ausgewiesen. Die Interviewtexte wurden, angelehnt an Griese (2009), in *Segmente* und *Hintergrundkonstruktionen* differenziert, die sich wie das Gesamtinterview immer wieder in einer ähnlichen Struktur widerspiegeln (vgl. S. 345f.):

Tabelle 12: Strukturbeispiele von Interviewtexten – eigene Darstellung

• Strukturbeispiel I	• Strukturbeispiel II
<ul style="list-style-type: none"> • „Anfang, ankündigen, <i>argumentieren</i> • Mitte, detaillieren, <i>berichten/erzählen</i> • Schluss, schließen, <i>argumentieren</i>“ (2009, S. 346; H. i. O.). 	<ul style="list-style-type: none"> • „Anfang, <i>argumentieren</i> • Mitte, <i>berichten/erzählen</i> • HGK: Anfang (chronologischer Bruch), <i>argumentieren</i>, Mitte, <i>berichten/erzählen</i>, Schluss, <i>argumentieren</i> • Mitte, <i>berichten/erzählen</i> • Schluss, <i>argumentieren</i>“ (2009, S. 348; H. i. O.)

Auch wenn das Ziel verfolgt wurde, Erzählungen bei den Interviews generiert zu haben, liegt es an den Erzählungen selbst, dass auch diese Argumentationen und Beschreibungen aufweisen. In Bezugnahme auf Schütze pointiert Nohl die inhaltliche Differenzierung der Textsorten:

„Erzählungen zeichnen sich dadurch aus, dass in ihnen der Informant Handlungs- und Geschehensabläufe darstellt, die einen Anfang, ein Ende und einen zeitlichen Verlauf haben. Beschreibungen zeichnen sich dadurch aus, dass in ihnen immer wieder kehrende Handlungsabläufe oder feststehende Sachverhalte [...] dargestellt werden. Argumentationen sind (alltags-)theoretische Zusammenfassungen zu den Motiven, Gründen und Bedingungen für eigenes oder fremdes Handeln“ (2017, S. 32).

Die Dokumentarische Methode zielt vor allem darauf ab, Erzählungen zu generieren, schließt bei der Interpretation aber keine Beschreibungen und Argumentationen aus, wie es Schütze in der Narrationsanalyse vornimmt (vgl. Nohl 2017, S. 32ff.; Schütze 1983a, S. 286). Auch bewertende und beschreibende Textstellen können mit der dokumentarischen Interpretation, also der semantischen Interpretation, ausgewertet werden, jedoch ist hier nicht von Interesse, was die Argumentationen und Beschreibungen beinhalten, sondern wie sich die Art und Weise der Interviewten darstellt, die Themen zu verhandeln, d. h. (vgl. Nohl 2017, S. 35) „die Herstellungs- und Konstruktionsweisen der Argumentationen [...] und [...] wie je-

96 Zur differenzierten Darstellung und Auseinandersetzung mit der Funktion von Hintergrundkonstruktionen siehe Griese (2009).

mand die Handlungsweisen rechtfertigt bzw. bewertet“ (Nohl 2017, S. 35; H. i. O.). Diese Art und Weise der Darstellung und Rekonstruktion der eigenen Biographie der Interviewten ist eine Form des „Theoretisierens“ (Nohl 2017, S. 35) und trägt dazu bei, Handlungsorientierungen und Orientierungsmuster zu erschließen, da sich zeigt, wie, d. h. in welchem Orientierungsrahmen, die interviewte Person ihre biographischen Themen, Schwierigkeiten und Herausforderungen verhandelt (argumentativ und beschreibend) (Nohl 2017, S. 35). Diese Theoretisierung des eigenen Lebens, der eigenen Standpunkte und der Problemdarstellung der eigenen Situation und der gesellschaftlichen Strukturen nahm einen großen Anteil des empirischen Materials ein. Es wirkte bei der Interpretation so, als würden die Interviewten sich mir gegenüber als Interviewerin, die Teil der als *normal* konnotierten Gesellschaft ist, und gegenüber der allgemeinen Gesellschaft für ihre schwierige Lebenssituation als obdachlose Menschen rechtfertigen. Darüber hinaus schien es teilweise so, als wären die Interviewten geübt darin, ihre Biographie so zu erzählen, dass sie ihr von der Gesellschaft *aufgelegtes* Scheitern rekonstruieren und eigenständig eine Änderung vom biographischen Interview hin zu einem problemzentrierten Interview vornahmen. Dies könnte damit zusammenhängen, dass diese Art des Interviews einem Hilfeplangespräch in verschiedenen Hilfen ähnelt, welches i. d. R. mit einer Sozialanamnese beginnt, bei der die Person ihre Biographie von Kindheit an erzählt. Einige der Interviewten können daher aufgrund des Durchlaufens mehrerer Einrichtungsformen, Suchttherapien, Verhaltens- und Psychotherapien ggf. ihre Lebensgeschichte vor allem in Bezug auf ihre Probleme und Schwierigkeiten schon häufiger erzählt und vor allem vorreflektiert haben. Dies würde auch dem widersprechen, was eine biographische Stegreiferzählung grundlegend charakterisiert, konnte aber im Kontext der Erhebung nicht ausgeschlossen werden, da die Zielgruppe der Studie, häufig aufgrund struktureller Armutsdimensionen, damit konfrontiert ist, bereits von Kindheit und Jugend an, Hilfen über das Sozial- und Gesundheitssystem erhalten zu haben. Riemann (1986) fasst in diesem Kontext aufschlussreich zusammen, welche Bedeutung solche Sachverhaltsdarstellungen im Modus der Argumentation haben, und zeigt damit auf, dass diese in der Interpretation zu berücksichtigen sind und im Kontext dieser Studie eine besondere Funktion aufweisen. In biographisch-narrativen Interviews können

„komplizierte, schmerzhaft, mit dem Bewußtsein von Scham oder Schuld verbundene, für die Betroffenen schwer zu durchschauende und an den Rand des Bewußtseins gedrängte Erfahrungen zum Vorschein [kommen, N.S.] – in sprachlichen und parasprachlichen Phänomenen wie Erzählabbrüchen, Verzögerungspausen, bestimmten Intonationskonturen, Hintergrundkonstruktionen [sic!] (die zur Plausibilisierung notgedrungen eingeführt werden müssen), elaborierten Präkoda-phasen, dem Absinken des Narrativitätsgrades bei heiklen Gegenstandsbereichen und der Einführung höherprädikativer Kategorien [...], die dazu dienen, bestimmte [sic!] Erinnerungen abzuschwächen und zu umgehen“ (Riemann 1986, S. 117).

Die „semantische Interpretation und komparative Sequenzanalyse“ (Nohl 2017, S. 35) als *zweiter Teilschritt* der reflektierenden Interpretation wurde vornehmlich

in drei Interpretationsgruppen vorgenommen, um trotz der inhärenten Kontrolle durch den komparativen Charakter der Dokumentarischen Methode die Gefahr einer standortgebundenen und subjektiven Perspektive auszuschließen.⁹⁷ Grundlegende Instrumente der semantischen Interpretation sind die *Gegenhorizonte*, die *Enaktierungspotenziale*⁹⁸ und die (fallinterne und fallexternen) empirischen Vergleiche der Sequenzen (vgl. Bohnsack 2012, S. 137ff.). Der Fokus liegt auf der Identifizierung des Dokumentensinns, d. h. auf der Identifizierung von Homologien, Regelmäßigkeiten und Kontrasten, die sich in den Erfahrungsaufschichtungen, den Orientierungsrahmen, innerhalb der Fälle und fallübergreifend zeigen (vgl. Nohl 2017, S. 36; Bohnsack 2014, S. 138; Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 300). Dabei wird „die Explikation von Handlungsorientierungen und Habitusformen“ (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 302) vorgenommen. Diese Explikation und Rekonstruktion der Handlungsorientierungen, Orientierungsmuster und des/der Orientierungsrahmen, in denen die Themen verhandelt werden, werden durch den Einsatz von (positiven und negativen) Gegenhorizonten möglich und konturiert. Diese Gegenhorizonte wurden „gedankenexperimentell“ (Bohnsack 2014, S. 138) und durch den empirischen Vergleich mit anderen Fällen festgemacht, wodurch eine Steigerung der Validität erreicht wurde. Die Herleitung gedankenexperimenteller Vergleichs- und Gegenhorizonte wies bereits aufgrund der Interpretation in Interpretationsgruppen ein hohes Maß an intersubjektiver Kontrolle auf (vgl. Bohnsack 2014, S. 138). Darüber hinaus wurden einige Elemente der Diskursanalyse von Gruppendiskussionen (u. a. Proposition, Elaboration, Validierung, Exemplifizierung, Differenzierung, Validierung, Konklusion)⁹⁹ genutzt, was nicht unbedingt typisch für die dokumentarische Interpretation von Interviews ist, dennoch wurden sie in den Interpretationen der Interviews als geeignete Instrumente betrachtet (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 299). Dies gründete in dieser Studie vor allem darauf, dass die Interviewten teilweise in der Reproduktion ihrer Biographie in einen Diskurs mit sich selbst gingen. Im Kontext dessen verweisen Przyborski und Wohlrab-Sahr darauf, dass die Elemente der Diskursorganisation sich in anderen Texten wie beispielsweise dem Interview zeigen (2014, S. 299). Die sinn genetische Interpretation der Fälle (Interviews) orientierte sich an den folgenden Fragen, die Przyborski und Wohlrab-Sahr für die reflektierende Interpretation formulierten:

97 Die Interpretationen in den Interpretationsgruppen wurden auf Tonband aufgenommen und anschließend verschriftlicht. In diesen Gruppen wurde zu Beginn der Interpretationen die formulierende Interpretation gemeinsam diskutiert. Außerdem wurden methodologische Diskurse geführt und forschungspraktische Erfahrungen und Vorgehensweisen ausgetauscht. Ergänzend dazu wurden vorgenommene Interpretationen in Forschungswerkstätten präsentiert und diskutiert.

98 Ein Enaktierungspotenzial ist Teil einer Orientierung und bedeutet „die Einschätzung der Realisierungsmöglichkeiten“ (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 296).

99 Ausführliche Erläuterung zu den Elementen der Diskursorganisation siehe Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 298ff.

- „Was zeigt sich hier über den Fall?
- Welche Bestrebungen und/oder welche Abgrenzungen sind in den Redezügen impliziert?
- Welches Prinzip, welcher Sinngehalt kann die Grundlage der konkreten Äußerung sein?
- Welches Prinzip kann mir verschiedene (thematisch) unterschiedliche Äußerungen als Ausdruck desselben ihnen zugrunde liegenden Sinnes verständlich machen?“ (2014, S. 295)

Ziel der dokumentarischen Interpretation der biographischen Interviews in dieser Studie ist letztlich, Orientierungen zu den Bewältigungspraxen (Handlungsorientierungen und Orientierungsrahmen) Obdachloser im Kontext gesellschaftlicher Begrenzungen und Erwartungen nachzuzeichnen, indem „das Charakteristische eines Individuums [...] [und; N.S.] eines Kollektivs an dessen thematisch unterschiedlichen Äußerungen auf unterschiedlichen Ebenen“ (Bohnsack 2014, S. 140) identifiziert wird. Diese erläuterten Interpretationsschritte münden in der sinn-genetischen Typenbildung.

4.3.4 *Sinngenetische Typenbildung*

Der Fokus der Studie liegt auf der Rekonstruktion der kollektiven Bewältigungspraxen obdachloser Menschen, die sich anhand der empirisch herausgearbeiteten Orientierungsrahmen zu den Bewältigungspraxen in Form der sinngenetischen Typenbildung aufzeigen lassen. Dies wurde durch den sequenziellen Vergleich einzelner Textpassagen aus den erhobenen Interviews möglich, welcher konstitutiv für die Dokumentarische Methode ist (vgl. Nohl 2017, S. 42f.; Bohnsack et al. 2018a, S. 25). Ein Typus (Orientierungsrahmen zu der Bewältigungspraxis) stellt somit das „Tertium Comparationis“ (Bohnsack et al. 2018a, S. 25) der Fälle dar und wird in dieser Studie unter der Forschungsperspektive der Bewältigungspraxis obdachloser Menschen rekonstruiert und durch fundierte empirische Interpretationen verdeutlicht (vgl. Bohnsack et al. 2018a, S. 25). Die sinngenetische Typenbildung und somit die Abstraktion der Orientierungsrahmen weg vom einzelnen Fall hin zum Typus werden durch die Hinzunahme und den komparativen Vergleich (maximaler- und minimaler Kontraste) weiterer Fälle möglich. Die herausgearbeiteten Typen kollektiver Orientierungsrahmen zu den Bewältigungspraxen in der Sinn-genese geben somit auch Auskunft über die differenten Orientierungsrahmen, in denen die interviewten obdachlosen Frauen und Männer ihre Biographien (mit ihren individuellen Themen und Schwierigkeiten) verhandelt haben (vgl. Nohl 2017, S. 42f.). Dies gründet auf der Annahme, dass der zuvor beschriebene konjunktive Erfahrungsraum der Obdachlosigkeit und die damit einhergehenden kollektiven biographischen Erfahrungen und Erlebnisse bestehen und somit als eine „*Basistypik*“ (Bohnsack et al. 2018a, S. 25; H. i. O.), der *Obdachlosen- oder Normalitätsabweichungstypik*, fungieren (vgl. Bohnsack et al. 2018a, S. 25). Diese bis hierhin theoretische Annahme wird im empirischen Teil dieser Studie und in der Erfassung der Ergebnisse überprüft und differenzierter dargestellt. Die Form der sinngeneti-

schen Typenbildung bildet jedoch nicht ab (vgl. Nohl 2017, S. 42f.), „in welchen sozialen Zusammenhängen und Konstellationen die typisierten Orientierungsrahmen stehen“ (Nohl 2017, S. 43). Dies kann nur die soziogenetische Typenbildung leisten, welche in dieser Studie nicht weiter verfolgt wurde.

Abschließend wird in dieser Studie, ausgehend von der empirischen Darstellung der Orientierungsrahmen zu den Bewältigungspraxen, ein individueller Fall, d.h. ein Interview, exemplifiziert. Durch diese exemplarische Falldarstellung und -rekonstruktion wird auf fallspezifischer Ebene aufgezeigt, wie sich die kollektiven Orientierungsrahmen zu den Bewältigungspraxen individuell dokumentieren. Diese fasst allgemein „die Gesamtgestalt des Falles“ (Bohnsack 2014, S. 141) zusammen, welche das Spezifische des Falles, d.h. seinen individuellen Orientierungsrahmen (Handlungsorientierungen und Orientierungsmuster), seine individuellen Bewältigungspraxen, kontextgebunden an die thematischen Erzählungen, Beschreibungen und Argumentationen, prozesshaft in der Eigendynamik der biographischen Selbstpräsentation rekonstruiert (vgl. Bohnsack 2014, S. 141ff.). Eine solche Falldarstellung wird in dieser Studie jedoch stets im Rückbezug zur vorherigen sinngenetischen Typenbildung und somit in Orientierung an den kollektiven Orientierungsrahmen zu den Bewältigungspraxen vorgenommen. In der exemplarischen Falldarstellung wird eingangs die Biographie des*der Beforschten, d. h. sein*ihr individueller Werdegang aus seiner*ihrer persönlichen Perspektive, zum Zeitpunkt des Interviews dargestellt (vgl. Griese 2009, S. 332). Daran anschließend erfolgen die dokumentarische Interpretation und das Aufzeigen der Handlungsorientierungen zu den Bewältigungspraxen. Die Reihenfolge der Darstellungsweise entspricht nicht der viel beschriebenen Form der Dokumentarischen Methode (1. individuelle Falldarstellung, 2. sinngenetische Typenbildung). Es wird mit der hier beschriebenen Darstellungsweise (1. sinngenetische Typenbildung, 2. exemplarische Falldarstellung) darauf abgezielt, die abstrahierten kollektiven Orientierungsrahmen zu den Bewältigungspraxen in den Vordergrund zu stellen und empirisch zu begründen und auf Grundlage dieser Erkenntnisse anhand eines Falles das Kollektive im Individuellen aufzuzeigen.

III Darstellung der Ergebnisse

5 Orientierungsrahmen der Bewältigungspraxen obdachloser Menschen im Spannungsfeld gesellschaftlicher Begrenzungen und Erwartungen

In diesem Kapitel werde ich sechs Orientierungsrahmen zu den Bewältigungspraxen obdachloser Menschen anhand der sinngenetischen Typenbildung aufzeigen und den Weg und die grundlegenden Überlegungen zu den anschließenden empirisch dargestellten Typen nachzeichnen. Im Zuge der reflektierenden Interpretation habe ich sukzessive Homologien und Kontraste durch den fallinternen und fallexternen Vergleich herausgearbeitet. Diese Rekonstruktion ging von der Basistypik oder dem sogenannten „Orientierungsproblem“ (Nohl und Thomsen 2019, S. 241): *Obdachlosen- und Normalitätsabweichungstypik – Legitimation und Bewältigung der eigenen Lebenssituation im Spannungsfeld von Normalität und Normativität und Zugehörigkeit und Ausschluss* aus und stellt die übergeordnete homologe Bewältigungspraxis (Tertium Comparationis) der Interviewten dar. Auf der Grundlage dieser Basistypik konnten verschiedene kontrastierende und teils im Spannungsverhältnis zueinanderstehende Orientierungsrahmen rekonstruiert werden, die handlungsleitend für die Bewältigungspraxen der interviewten Obdachlosen sind. Demnach sind die kontrastierenden Orientierungsrahmen Formen der Bewältigung (und Legitimation) der eigenen Lebenssituation der Obdachlosen. Anders ausgedrückt: Auf Basis der Orientierungen bewältigen bzw. legitimieren diese ihre Lebenssituation. Folgende Matrix bietet einen Überblick zu den herausgearbeiteten Orientierungsrahmen:

Tabelle 13: Typenbildung: Orientierungsrahmen der Bewältigungspraxen obdachloser Menschen – eigene Darstellung

Basistypik	Obdachlosentypik – Normalitätsabweichungstypik: Legitimation und Bewältigung der eigenen Lebenssituation im Spannungsfeld von Normalität und Normativität, Zugehörigkeit und Ausschluss Die Basistypik und ihr inhärentes Spannungsfeld zeigt sich in den Ambivalenzen und Kontrasten der kollektiven Orientierungsrahmen zu den Bewältigungspraxen und in der Spannweite der Verhandlungsdimensionen innerhalb der Orientierungsrahmen, die anhand der autobiographischen Erzählungen obdachloser rekonstruiert werden.					
Orientierungsrahmen – Orientierung an ...	Typ I – Zugehörigkeit und Anerkennung	Typ II – Abgrenzung und Abspaltung	Typ III – Handlungsmächtigkeit und Selbstbestimmung	Typ IV – Schicksalhaftigkeit	Typ V – den individuellen Problemlagen in der Ich-Fokussierung	Typ V – reflexiver und transaktiver Bewältigungserfahrung
Erfahrung von bzw. der Umgang mit ... Verhandlungsdimensionen – Das gemeinsame	Zugehörigkeit und Anerkennung auf interpersonaler Ebene (Freund*innen, Familie, Partner*innen etc.) Zugehörigkeit und Anerkennung auf gesellschaftlicher und milieuspezifischer Ebene Streben nach Anerkennung im Erleben, zu etwas berufen zu sein	Abgrenzung auf interpersonaler Ebene (Freund*innen, Familie, Partner*innen etc.) Abgrenzung auf gesellschaftlicher und milieuspezifischer Ebene Abspaltung und externalisierte (Schuld-)Zuschreibung	aktivem Verlassen krisenbesetzten Situationen selbstkonstruierter und imaginierter Selbstbestimmung Selbstzuschreibung von Authentizität, Souveränität und Wissen gesellschaftlich anerkannten Ressourcen	Schicksal in resignativer Weise Schicksal in euphemisierender Weise Schicksal in neutralisierender Weise Schicksal in ironisierender und sarkastisch-kommunizierender Weise	keine Dimensionen: ist dem Typus inhärent	biographischer Reflexivität Hilfe- und Therapieerfahrung

Des Weiteren muss angemerkt werden, dass die kontrastierenden Orientierungsrahmen auch als unterschiedliche Muster bei einzelnen Obdachlosen zu identifizieren sind, die zwar für sich als trennscharf zu betrachten sind, aber in der Praxis obdachloser Menschen in einer gewissen flexiblen Gestalt, in unterschiedlicher Art und Weise und in Bezug auf unterschiedliche Kontexte, so die Annahme, an Bedeutung gewinnen oder eben verlieren. Der Wechsel zwischen diesen einzelnen rekonstruierten Orientierungen der Bewältigungspraxen und somit das Vorliegen dieser multiplen Orientierungen auf Basis der Legitimation der eigenen Lebenssituation scheinen etwas Typisches für die Gruppe obdachloser Menschen zu sein. Obdachlose Personen bewegen sich zwischen den hier angeführten kontrastierenden Orientierungsrahmen, stehen in der Regel in einem stetigen Spannungsverhältnis und orientieren sich divergent je nach Kontext und biographischer Thematik. Nichtsdestotrotz dokumentieren sich neben den extremen Ambivalenzen und Spannungsfeldern, d. h. dem Wechsel zwischen den Orientierungsrahmen, bestimmte Orientierungsrahmen, die handlungsleitend für die Bewältigungspraxen sind und sich in den hier angeführten Kontrasten widerspiegeln:

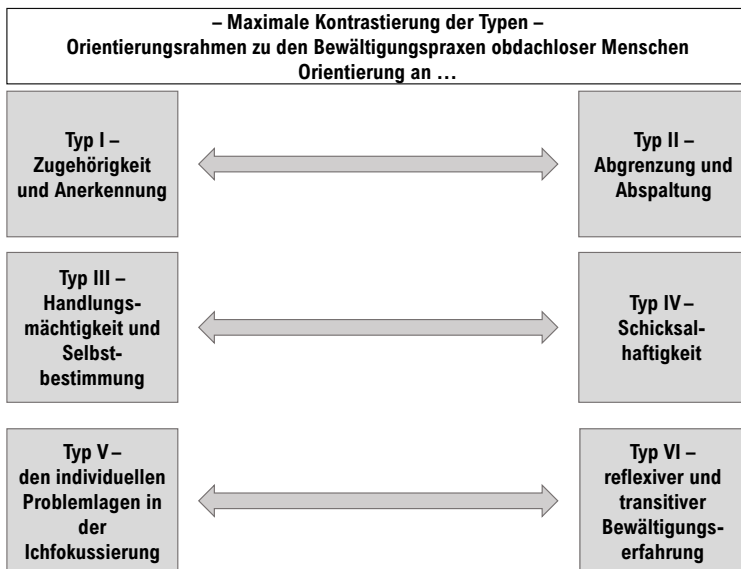


Abbildung 10: Maximale Kontrastierung der Typen – eigene Darstellung

Diese Orientierungsrahmen zu den Bewältigungspraxen und deren Spannweite (maximaler und minimaler Vergleich) dokumentieren sich in der fallübergreifenden komparativen Interpretation von der Verhandlung bestimmter biographischer Themen, die homolog identifiziert werden konnten (siehe Tabelle 13). Daher wird die Spannweite der Orientierungsrahmen anhand der vordergründigen Verhand-

lungsdimensionen in der sinngenetischen Typenbildung dargestellt und in Form von beispielhaften reflektierenden Interpretationen einzelner Sequenzen komparativ erläutert. Demnach erfolgt die empirische Darstellung der Typen, indem ich eingangs jeweils den Typus, d. h. den jeweiligen Orientierungsrahmen der Bewältigungspraxis, theoretisch beschreibe und präzisiere, auf welche Art und Weise sich dieser jeweils aufspannt und anhand welcher Verhandlungsdimensionen empirisch darzustellen ist. Der Orientierungsrahmen stellt die abstrahierte Bewältigungspraxis dar. Die Verhandlungsdimensionen differenzieren den minimalen Kontrast der Praxen innerhalb des Orientierungsrahmens und verdeutlichen damit den Modus Operandi des Orientierungsrahmens.

5.1 Typ I – Orientierung an Zugehörigkeit und Anerkennung

Die Orientierung an Zugehörigkeit und Anerkennung stellt den ersten Orientierungsrahmen dar, der sich in Bezug auf die Bewältigungspraxis der interviewten obdachlosen Menschen in verschiedenen Kontexten und hinsichtlich ihrer biographischen Erfahrungen wiederkehrend aufzeigt. Diese biographische Erfahrung, das Erleben und das Streben nach Zugehörigkeit und Anerkennung, zeigt sich in unterschiedlichen Kontexten (Gesellschaft, Familie, Obdachlosenumilieus etc.). Trotz der divergenten Kontexte und Ebenen besteht ein gemeinsamer Modus Operandi der Bewältigungspraxis der obdachlosen Frauen und Männer in dem Streben nach Zugehörigkeit und Anerkennung.

Im Folgenden wird der Orientierungsrahmen anhand von Zugehörigkeit und Anerkennung aufgespannt und innerhalb dreier Verhandlungsdimensionen dargestellt, wodurch das gemeinsame Erleben der interviewten Frauen und Männer differenziert verstehbar wird. Die Verhandlungsdimensionen lauten:

- *Zugehörigkeit und Anerkennung auf interpersonaler Ebene (Familie, Partner*innen, Freund*innen etc.)*
- *Zugehörigkeit und Anerkennung auf gesellschaftlicher und milieuspezifischer Ebene*
 - *Norm der guten Kindheit zur Herstellung von Zugehörigkeit*
 - *gesellschaftliche Ebene*
 - *ein Dazwischen – zwischen Gesellschaft und milieuspezifischer Ebene*
 - *milieuspezifische Ebene (marginalisierte Gruppen)*
- *Streben nach Anerkennung im Erleben, zu etwas berufen zu sein.*

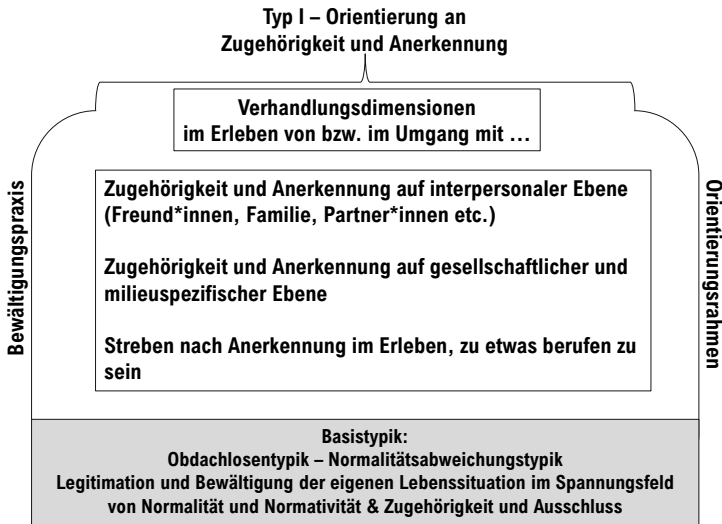


Abbildung 11: Typ I – Orientierung an Zugehörigkeit und Anerkennung – eigene Darstellung

5.1.1 Zugehörigkeit und Anerkennung auf interpersonaler Ebene (Familie, Partner*innen, Freund*innen etc.)

Das Erleben von und das Streben nach Zugehörigkeit und Anerkennung auf interpersonaler Ebene zeigt sich in den Beziehungsgeflechten sowie den autobiographisch rekapitulierten Dialogen mit Familie, Freund*innen und Partner*innen.

In der autobiographischen Erzählung Pauls wird in einer extremen Art und Weise das Streben nach Anerkennung und Zugehörigkeit im Kontext von Familie, vor allem in Bezug zu seiner Mutter, thematisiert:

meine Mutter hat mich auch gehasst, weil ich so ähnlich sah wie er ne und darum habe ich auch keine Liebe von ihr bekommen. aber ich will auch keine Tränen darüber vergießen ist Blödsinn ne. ich versuch das auch irgendwie sachlich für mich klar zu machen was da vorgefallen ist. ich kann ihr keine Vorwürfe mehr machen, (1) ihm auch nicht, weil sie alle tot sind. aber der latente Krieg war schon da ne. Anerkennungskrieg nenn ich das un- und äh Vertreibungs- äh.

(Transkript Paul – Z. 56–62)

Paul kämpft und strebt nach Aufmerksamkeit und um die Anerkennung seiner Mutter und seiner Familie und erschafft dabei das Wort „Anerkennungskrieg“ (Z. 61). Die Wortschöpfung sowie die Betonung, dass es sich um einen Krieg handelte, verdeutlichen, dass er seine Ursprungsfamilie und die Beziehung zu seiner Mutter mit dem Bild eines Kampfes (Krieg) um Anerkennung rahmt. Paul präsentiert sich als aktiver Akteur im Geschehen, der nach Aufmerksamkeit, Anerkennung und Zugehörigkeit strebt und seinem Leben aktiv einen Sinn verleihen und Anerkennung

von der Familie erhalten möchte. In der extremen Präsentationsart von Paul spiegelt sich ein bis heute andauerndes Streben nach Anerkennung und Zugehörigkeit wider.

Für Petra stellt im Kontext Familie vor allem ihre Zugehörigkeit innerhalb der Positionen der Geschwister einen zentralen Bezugspunkt dar:

@(.)@ (1) ((atmet)) eh ((schnaubt)) (1) das ist ja natürlich, da- das ist natürlich ne allgemeine Frage ne, also (1) ehm (1) und=ehm (1) ((atmet)) (1) ehm ich bin bin eins von sechs Kindern, also all- und also vielleicht sollt ich mich erstmal vorstellen. ich, also ich heiße Petra Fuchs, //mhm// (1) ehm angefangen von der Kindheit, ehm (1) ich bin geboren am 12.10.1966 in einer Stadt, die heißt Name einer Stadt in Deutschland in Nordrhein-Westphalen, (1) ((atmet)) (1) als ich drei Jahre alt war, ich ich war das Kind, also das fünfte Kind von sechs Kindern.

(Transkript Petra – Z. 5–11)

Petras Ratifizierung des Kommunikationsschemas drückt sich zunächst in einem Lachen, Atmen und einer Art Schnauben aus. Daran schließt sie an, dass es sich bei meiner gestellten Frage um eine „natürlich, [...] natürlich ne allgemeine Frage“ (Z. 5f.) handelt, und gerät danach wieder in eine Art Stocken, als würde sie danach suchen, wie sie ihre Erzählung beginnen kann. Es wird hier deutlich, dass die Frage für Petra zunächst schwer zu fassen und zu konkretisieren ist. Dies äußert sich durch ihr Lachen und Atmen, ebenso durch ihre Rückmeldung, dass es sich um eine große, allgemeine Frage handle. Außerdem ist es in gewisser Weise eine Legitimation für das, was folgt. Auf solch eine allgemeine Frage könne sie nur allgemein antworten und eine konkrete und differenzierte Antwort wäre nicht zu erwarten.

Darauf folgt die Präambel: „ich bin bin eins von sechs Kindern“ (Z. 6f.). Hier verortet sie sich innerhalb der Familie und schreibt sich selbst das Kind-Sein zu, obwohl sie heute erwachsen ist. Sie führt damit an, dass sie sich bis heute als fünftes Kind ihrer Eltern positioniert. Alternativ hätte sie erzählen können, dass sie fünf Geschwister hat. Das macht sie aber nicht, sondern sie positioniert sich deutlich durch die Formulierung: „ich bin bin“ (Z. 6). Sie identifiziert sich zum einen als Kind ihrer Eltern und zum anderen als das fünfte Kind von sechs Kindern. Die Vergangenheit des Kind-Seins und ihr Verhältnis und die Positionierung im Familiensystem scheinen für sie daher weiterhin Bestand zu haben und somit Teil ihrer gegenwärtigen Identität zu sein. Im Gegensatz zu anderen Interviewpartner*innen führt sie ihre Geschwister und ihre Position im Familiensystem direkt an.

Sven hingegen fokussiert das Gefühl des Menschseins und des Sich-ernstgenommen-Fühlens durch die Beziehung und Anerkennung von Freund*innen, die er von Beginn seiner Kindheit an kennt:

Ehm vo:n der (1) Leihmutter di.: wo ich öfters gewesen bin. (1) Leihmutter in der Form eh (2) sie hatte selber vier Kinder und ehm bei hab ich mich ne Zeit lang in Dementorf aufgehalten, in der Jugend schon, sodass ich in Name einer Stadt in D. eh wirklich eh umgängliche und gute Freunde gehabt habe, die auch eh in der Zeit in den Knast reinkamen und eh haben einen nicht ausgenutzt. sie haben immer mit Rat und Tat eh

einem zur Seite gestanden und wenn = sie dann mal nen Mistbock gebaut hast, sind die immer hingegangen haben dir eh den Anwalt bezahlt und alles und eh (1) auf diese Menschen kann ich wirklich eh heutzutage sagen egal was andere gesagt haben eh stolz sein. muss man sagen, sie haben einem eh das Gefühl gegeben eh (1) im, im ganzen Mensch zu sein und eh solche Menschen triffst du heutzutags ganz ganz ganz wenig an.
 (Transkript Sven – Z. 248–258)

Sven verbindet mit diesen Freund*innen, der Zeit und den geteilten Erfahrungen ein Zugehörigkeitsempfinden und das Gefühl von Anerkennung. Er bewertet diese Zeit als positiv: Er hatte „gute Freunde“ (Z. 251), die ihn „nicht ausgenutzt“ (Z. 252) haben, immer für ihn da waren, auch als er in Haft war. Sie standen ihm „mit Rat und Tat zur [...] zur Seite“ (Z. 252f.). Diese Freunde haben ihn wie einen Menschen behandelt und dadurch ‚menschlich‘ fühlen lassen. Damit schreibt er sich selbst wie anderen Menschen auch die Menschenwürde und einen entsprechenden Umgang zu. Außerdem zeigt sich der Wunsch bzw. die Suche nach einer (menschenwürdigen) Anerkennung durch die Beziehungen zu anderen, d. h., sich Menschen zugehörig zu fühlen, die normal anerkannte Lebensentwürfe aufzeigen. Sven führt aus, dass er „stolz“ (Z. 256) auf diese Freund*innen ist und es grundsätzlich in der heutigen Zeit nicht leicht ist, solche Menschen zu treffen. Seine Aussage, dass er stolz auf sie ist, suggeriert etwas Überlegenes, Erfahrenes, ähnlich einer weisen, älteren Person (Eltern), die das Handeln anderer lobt und positiv bewertet. Außerdem wird damit das Bild einer Person vermittelt, die sich auf Augenhöhe mit den anderen Gruppenmitgliedern befindet. Sven präsentiert ein Bild der verständnisvollen und akzeptierenden Gruppe, deren Mitglieder sich gegenseitig unterstützten und auf die der*die Einzelne (d. h. in dem Fall er) ab und zu angewiesen war. Er richtet den Fokus damit gezielt nicht auf seine Hilfebedürftigkeit, weil er eigentlich eine starke, selbstbestimmte und überlegene Person verkörpert. Außerdem standen ihm seine Freund*innen mit *Rat und Tat zur Seite* und unterstützten ihn, indem sie für die Anwaltskosten aufkamen, was aber bedeutet, dass er letztlich selbst entscheidet, wie er die Situation für sich gestaltet. Er nimmt aktiv keine Opferrolle ein, sondern hat Freund*innen, die ihn partnerschaftlich in der Situation begleiten. Diese Erfahrung von Zugehörigkeit und Anerkennung auf interpersonaler Ebene ist für ihn etwas Besonderes und Einzigartiges, da sie gut zu ihm waren und es selten ist, solchen Menschen zu begegnen.

Das Erleben von Zugehörigkeit und Anerkennung auf interpersonaler Ebene zeigt sich bei Sven in einer weiteren Interviewszene, die sich auf eine Zeit in seinem Leben bezieht, in der er eine Beziehung zu einer Frau hatte:

Eine richtig gute Zeit ja. mit allen Höhen mit allen Tiefen und eh (1) mit ihr hab = ich ihm viel geschafft, viel eh, wir hatten (2) unsere eigene Arbeit, wo wir angestellt waren. wir waren privat eh auch eh so unterwegs, dass wir uns eh selbstversichert haben. nen kleinen Betrieb eh (1) und der ist gut gelaufen. wir haben hier Restaurationen von, von alten eh (1) jaa Werner Schmidt Häuser das hieß diese ganze Sachen (1) rausholen neue Dämmstoffe reintun, haben mit ihm dem einem oder anderem Meister dadrüber nachgedacht neue Balken, neue Pranken da rein zu setzten und so eh haben = wir für

jemanden in in=in=ehm in Flechter eh zu arbeiten und so hatten wir richtig eh so=n Dreiergespann, wo man sagen konnte eh es ist gut gelaufen von zweitausendacht bis jetzt.

(Transkript Sven – Z. 293–303)

Seine positive Ausdrucksweise in dem Textauszug verweist nicht nur auf sein gutes, harmonisches, sondern auch auf sein bewegtes und normalgesellschaftlich anerkanntes Leben. Hinzu kommt, dass er in der Zeit, in der er mit seiner Frau zusammen war, viel erreichen konnte, da sie gemeinsam eine kleine Firma hatten, die Restaurationen von Altbauten vornahm. Gemeinsam mit verschiedenen Meistern realisierten sie als „Dreiergespann“ (Z. 302) ihre Arbeit. Insgesamt ist das „gut gelaufen“ (Z. 297) von 2008 bis zum Tag des Interviews. In diesem Erzählabschnitt spricht Sven im Kontext seiner autobiographischen Erzählung das erste Mal von *wir*, was seine Verbundenheit mit seiner verstorbenen Frau unterstreicht. Ein zentraler Bezugspunkt ist demnach die positive Rekonstruktion dieses Lebensabschnitts, welche im Kontext des Erlebens von Zugehörigkeit und der Anerkennung durch die gemeinsame professionelle Arbeit und die Beziehung zur Frau verdeutlicht wird.

Auch Ben thematisiert in seiner autobiographischen Erzählung die Relevanz von persönlichen Beziehungen und der entsprechenden Zugehörigkeit. Beides gibt ihm Halt und fungiert als eine Art Anker im biographischen Verlauf:

also richtig viel Scheiße passiert und jetzt bin ich wieder in der L5. @(.)@ //mhm// (7) also immer eigentlich so den Hang, (3) wenn ich mich nicht irgenwie jemand, (4) wenn ich jetzt nicht nie Kollege oder so bei mir ist eine Freundin (2) komme ich immer auf dumme Gedanken also ich brauch (1) Leute die eben mich auch für viel von den anderen Sachen abhalten //mhm// (3) @(.)@ (10) ^wie soll ich das sagen° (9) mhm (3) ^ich hab da keine Worte jetzt grade hab auch voll die° (5) hab eigentlich schon fast alles erzählt Details @(.)@ weiß ich nicht.

(Transkript Ben – Z. 227–233)

Hier findet eine Reflexion statt: Als Person allein ist Ben ohne Halt; er benötigt enge Bezugspersonen bzw. Beziehungen, seine „Leute“ (Z. 230) oder eine feste Freundin, die ihn davon abhalten, in den Sog der Kriminalität und der Szenen weiter hineingezogen zu werden. Allein ist er nicht handlungsfähig, um sich aktiv abzugrenzen, d. h., sich von der Randständigkeit weg und hin zur normal anerkannten Gesellschaft zu orientieren. Beziehungen sind demnach sein Anker, sein Halt. Durch diese wird er handlungsfähig. Ohne diese normorientierten Beziehungen ist Ben dem Milieu, der Obdachlosen- und Drogenszene, ergeben. Unter Einbezug der gesamten biographischen Darstellung ist es auffällig, dass es im Fall von Ben vornehmlich Beziehungen zu Frauen sind, vor allem ist es die Beziehung zu seiner Exfreundin und der Mutter seiner Kinder, die er mit einem früheren normalen Leben verbindet. Über die Beziehung und somit die Zugehörigkeit zu bestimmten, gesellschaftlich und von ihm positiv konnotierten Personen erlangt er Stabilität für sein Leben. Im Vergleich zu Paul und Sven wird deutlich, dass Ben im Kontext von Zu-

gehörigkeit sich und seine Handlungsfähigkeit in den Fokus stellt und für ihn das Thema Anerkennung auf der interpersonalen Ebene nicht die gleiche Relevanz hat.

Ebenso für Uwe stellen Zugehörigkeiten über Beziehungen zu anderen Personen einen Anker dar, wodurch er Selbstsicherheit und Orientierung in für ihn unbekanntem Lebenssituationen und Räumen erhält. Uwes Motivation, nach Zugehörigkeit zu streben, unterscheidet sich beispielsweise zu der von Ben, für den Beziehungen und Zugehörigkeit auch einen Anker darstellen, er sich aber damit auf die Handlungsfähigkeit und die Abgrenzung vom Obdachlosen- und Drogenmilieu bezieht. Zunächst wird Uwes Orientierung an Zugehörigkeit durch das Erleben der Beziehung zu seinen Eltern deutlich:

und dann musst ich irgendwann dann (1) eh zum (1) zur Bundeswehr, ((schluckt)) da hat sich dann mein Vater für eingesetzt eh dass ich nicht so weit (1) weg kam eigentlich weil das für mich sehr belastend war, weil ich n enges (1) Verhältnis zu meinen Eltern und der //mhm// zu der Wohnung hatte 's war das erste Mal, wo ich irgendwie ((atmet)) weg war von zuhause //mhm// und keiner konnte mehr, im Endeffekt musst ich da auf meinen eh meinen eigenen vier Beinen stehen, ne eh zwei Beinen stehen. ((atmet, schluckt)) aber der hat dann (1) irgendwie da mit dem ehm ((schluckt)) (1) ehm (1) Sachbearbeiter gesprochen.

(Transkript Uwe – Z. 49–57)

Uwe erzählt, dass sein Vater mit einem Sachbearbeiter von der Bundeswehr gesprochen hat und er daraufhin nach den ersten drei Monaten in die Nähe der Elternwohnung verlegt wurde. An dieser Sequenz wird die Orientierung an externalisierter Unterstützung deutlich, indem er es hinnimmt, dass sein Vater für ihn, trotz seines Erwachsenenalters, Absprachen mit anderen trifft, die das Ziel verfolgen, ihn zu beschützen, zu behüten und eine Belastung zu vermeiden. Demnach bewältigt Uwe für ihn herausfordernde oder belastende Situationen durch die Hin- und Herbewegung der externen Unterstützung und orientiert sich dadurch mit seiner Gesamtheit an der Zugehörigkeit zu seiner Familie, in diesem Beispiel am Vater.

Uwes Orientierung an Zugehörigkeit auf der interpersonalen Ebene drückt sich daran anschließend in der folgenden Textstelle, in der er auf sein Medizinstudium zu sprechen kommt, aus:

I: Ach Medizin haben Sie angefangen? (1) und (1) wie=wie war das für Sie, das Studium? also jetzt (1) wie lange haben Sie dann (1) also können Sie da noch was zu erzählen, so zu der Zeit?

Uwe: ((atmet)) Ja, also ich hab (1) mich am Anfang sehr schwer getan, //mhm// um mich da überhaupt zurechtzufinden, weil man (1) war ja irgendwie nicht so: (1) oder man war ja auf die schulischen Sachen (1) so ein bisschen festgefahren. also man bekam ja immer alles vorgelegt //mhm// so. und da musste man ((trommelt)) sich ja alles so mehr oder weniger (1) zusammensuchen und zusammenstellen und so weiter und so fort, und da stand ich, hatte ich kannte ja keinen. //mhm// ((schluckt)) (1) und dann (2) hab ich einfach ((schlägt auf den Tisch)) (1) ja, dann hab ich (1) doch Kontakt gehabt (1) zu, auf einmal zu n paar Leuten, weil man ja so Kurse machen musste //mhm// un so. ((atmet)) und dann hat man sich das aber mehr oder weniger

das (1) haben die mir dat erklärt oder ((atmet)) (1) eh ne, //mhm// das ging dann auch einigermaßen. (1) aber am Anfang war sehr schwierig.

(Transkript Uwe – Z. 520–533)

Uwe war mit den Freiheiten und dem selbstständigen Sich-entscheiden-Müssen an der Universität überfordert. Vor allem beschreibt er, dass er in dieser neuen schwierigen Situation allein war, weil er „kannte ja keinen“ (Z. 528). Hier zeigt sich, bezogen auf die gesamte biographische Darstellung, erneut, dass sich Uwe stets an Beziehungen zu anderen orientiert, um sich an einem fremden Ort zurechtzufinden bzw. sich als Teil einer Gruppe zu sehen (Familie, Mitschüler*innen, Bundeswehr, Student*innen). Allein ist er überfordert und nicht handlungsmächtig. Durch das Kennenlernen anderer Personen, die ihm Orientierungen und Anleitung geben, wie er in dem entsprechenden Rahmen zu handeln hat, hier am Beispiel der Universität, kommt er zurecht. Die Kommiliton*innen werden jedoch nicht differenzierter oder persönlicher beschrieben und eher in einer distanzierten Art und Weise als ein „paar Leute“ (Z. 530) benannt. Inhaltlich erzählt er, dass er die Leute brauchte. Die Art und Weise der Erzählung verdeutlicht jedoch seine Distanz sowie das flüchtige Kennen der Kommiliton*innen. Uwes Praxis ist es demnach, sich an der Zugehörigkeit zu anderen in unbekanntenen Situationen zu orientieren, aber keine intensive Beziehung zu diesen aufzubauen. Es handelt sich eher um eine Zweckzugehörigkeit, um zurechtzukommen. Nach Anerkennung wird folglich nicht gestrebt.

Die Orientierung an der Zugehörigkeit auf interpersonaler Ebene zur Zweck-erfüllung und demnach einer Zweckzugehörigkeit zeigt sich auch bei Arib, der im Zuge seiner Fluchtgeschichte verschiedene Beziehungen einging: Er orientierte sich an externen Personen und Gruppen und fühlte sich ihnen zugehörig, um zu überleben oder nicht abgeschoben zu werden:

damals war ich auch so'n=genannten Heim, Kinderheim. //mhm// (1) dann=eh hab ich (1) dort=eh n paar Leute kennengelernt, ((atmet)) das waren paar Freunde von mir, die waren etwas älter, (1) die haben auch auf mich aufgepasst, und=eh (1) ((atmet)) mit denen bin ich rüber gekommen, also //mhm// (1) wir sind illegal (1) von Marokko hierhin eh nach Europa geflüchtet.

(Transkript Arib – Z. 14–18)

Hier verdeutlicht er einen Prozess, dass seine „Freunde“ (Z. 16) erst „Leute“ (Z. 15) waren, die sich in der gleichen Situation wie er befanden und sich über das Heim kennenlernten. Durch das Kennenlernen sind sie *Freunde* geworden bzw. waren es seine *Freunde*, ob dies auf Gegenseitigkeit beruhte, wird hier nicht deutlich. Weil sie älter waren als er, erfüllten sie in gewisser Weise eine andere Funktion und waren daher seine Beschützer bzw. es kann hier auch angenommen werden, dass er vielleicht für die Älteren als zwölfjähriger Junge eine Funktion erfüllte. Die Erzählung und Zuschreibung, was die älteren Jungen/Männer für ihn bedeuteten, zeigt auf, dass er sich selbst nicht sicher zu sein scheint, was sie für ihn waren. Dies gründet darauf, dass er sie zu Beginn des Interviews *Kumpels* nennt, dann übergeht

zu *Leuten* und sie letztlich als seine *Freunde* bezeichnet. Seine Zugehörigkeit zu und der weitere Werdegang mit seinen Freunden wird im Folgenden noch deutlicher:

ja und dann=eh [...] haben die mich nach Holland gebracht, (1) //mhm// also im Zug sind wir (1) durchgefahren (1) //mhm// damals. ((atmet)) (1) bis Rotterdam, //mhm// da haben die mich trotzdem abgesetzt und=eh (1) ((atmet)) haben die mich zur Moschee gebracht, die hatten (1) n Bekannten dort, also die zwei, (1) einer war dreißig und der andere vierundzwanzig damals, //mhm// ((holt tief Luft)) (1) ((schluckt)) eh die haben mich an der Moschee abgesetzt, die meinten (1) „di- dich wird schon jemand finden, der dir hilft“, ja.

(Transkript Arib – Z. 30–37)

Aribs Erzählung verweist darauf, dass es keine erneuten Grenzkontrollen gab, dass sie keine weiteren Zwischenstopps machten und sie keiner bei der Fahrt nach Holland als illegale Flüchtlinge bemerkte. Seine Freunde brachten ihn zu einer Moschee, da sie davon ausgingen, dass er dort Hilfe bekommen würde. Hier wird deutlich, dass an der Stelle die gemeinsame Fluchtgeschichte von Arib und seinen Freunden mit seiner Abgabe zu Ende ging. Außerdem wird erkennbar, dass die Männer im Vergleich zu Arib viel älter waren als er (10–17 Jahre), was erklärt, warum sie auf ihn aufpassten. Dass sie ihn „trotzdem abgesetzt“ (Z. 33) haben, verweist darauf, dass sie noch woanders hingingen und dass er ihnen dankbar dafür ist, dass sie ihn trotz des anderen Ziels, an einen sicheren Ort brachten. Es scheint klar gewesen zu sein, dass sich ihr gemeinsamer Weg irgendwann trennen würde und sie dennoch stets Verantwortung für Arib übernahmen und ihn nicht allein in ein fremdes Land, in eine fremde Stadt ließen. Sie nahmen ihn nicht nur mit, sondern trugen auch dafür Sorge, dass er an einen Ort (Moschee) kommt, an dem er versorgt wird und in Sicherheit ist. Dabei zeigt sich, dass sie, wie angenommen, eine Freundschaft auf Zeit für den Zweck der Flucht hatten. Die Moschee stellt für gläubige Muslime einen sicheren Ort, einen Ort des Helfens und der Gemeinschaft dar. Zudem ist es in einem fremden Land ein Ort, an dem auch Arabisch gesprochen wird, wodurch Arib leichter Kontakt aufbauen und sich verständigen konnte. Außerdem war es nicht irgendeine Moschee, zu der sie ihn brachten, sondern eine Moschee, in der sich ein Bekannter von ihnen aufhielt, sodass sie sicher waren, dass er dort gut aufgehoben sein würde. Seine Freunde handelten demnach in fürsorglicher Absicht.

In diesem Textabschnitt ist interessant, dass Arib alles in einer gewissen Abhängigkeit zu den älteren Männern und den örtlichen Gegebenheiten beschreibt und damit keine autonomen Gestaltungsmöglichkeiten aufzeigt. Gleiches gilt für das Kennenlernen der Freunde im Kinderheim. Dies passierte, da er seinen Gegebenheiten als Straßenkind ausgesetzt war und deshalb ins Heim musste. Es ist dann alles so gekommen, ohne es zu hinterfragen oder die Handlungsmacht zu besitzen, die Situation zu gestalten. Die gleiche Art und Weise folgt im weiteren Verlauf seiner biographischen Darstellung: Arib begegnet Personen, er fühlt sich ihnen zeitlich bzw. zweckbefristet zugehörig und zieht dann weiter. Das bedeutet:

Er bewältigt seine Situation durch sein Vertrauen in und die Zugehörigkeit an externalisierten Hilfen individueller Personen und Gruppen.

Magda, Monika, Gabriele und Katrin hingegen orientieren sich an der Zugehörigkeit zu Männern in ihrem Leben. Über die längeren Beziehungen zu Männern sind sie zeitweise der jeweiligen Person und dem persönlichen Leben zugehörig, was positive, aber auch negative biographische Erfahrungen und Bestrebungen mit sich bringen kann. In kritischen Konstellationen lassen sich zudem Abhängigkeitsbeziehungen aufzeigen. Es finden demnach ein Erleben und ein phasenweises Bestreben nach Zugehörigkeit über die Beziehung zu Männern statt. Magda beispielsweise führt in einem kurzen Abschnitt der Eingangssequenz bereits alle für sie relevanten Beziehungen zu Männern auf, die ihr in den jeweiligen Lebensphasen ein Erleben und das Gefühl von Zugehörigkeit gaben:

später ich kennen meine Ex-Mann, (1) //mhm// (1) und dieser hat=eh ist eh vom Oberschlesien, und erste kommt hier (1) und ich komm mit. //mhm// wir kriegen Wohnung und ich komme, wir haben eine Tochter, dieses Tochter (1) dreiunddreißig Jahre, ((schluckt)) (1) fünf Jahre ich wir sind zusammen, später kennen andere Frau, //mhm// wegschmeißen mich in die Straße, (1) ich gefunden die Arbeit, die türkische Kneipe, //mhm// (1) gefunden kleine Wohnung (1) und können die=isch (1) in Kneipe die (1) griechische Mann //mhm// von Griechenland (1) und wir war zusammen zehn Jahre, ich hab ich zwei Kinder, eine auch Tochter und eine Sohn [...] ich lange nicht gesehen, die hat verboten, die Papa gesagt verboten, du nich muss Mama gesehen und besser; keine Ahnung //mhm// warum und (1) //mhm// (2) ich wohnen im Zelt (1) mit neue Freund, //mhm// wir sind zusammen dreihalb Jahre, wir habe ein Zelt.

(Transkript Magda – Z. 9–23)

Magda befindet sich in diesem Erzählabschnitt auf einer kurzen beschreibenden Ebene, geht nicht in Detailerzählungen und lässt dadurch viele Fragen offen. Sie hatte immer einen Mann an ihrer Seite, und ihre Beziehungen verliefen über einen längeren Zeitraum von Jahren, was verdeutlicht, dass sie in der Lage gewesen sein muss, Beziehungen zu führen und sich in den Zeiten der Beziehung dem jeweiligen Mann und der Beziehung zugehörig fühlte. Außerdem lässt sich rekonstruieren, dass sie nie lange Phasen allein gewesen ist und stets danach strebt, in Beziehung zu sein, um Zugehörigkeit auf interpersonaler Ebene herzustellen. Männer bedeuten für sie Zugehörigkeit, Anschluss, Familie und Kinder. Ohne Mann ist sie mit sich allein als Frau, ohne Wohnung und Zugehörigkeit. Durch das Ende der Beziehung zu den Männern endete auch die (enge) Beziehung zu den Kindern. Sie weist daher die Handlungsorientierung als machtlose handlungsohnmächtige Frau des Mannes im Spannungsfeld von Zugehörigkeit und Ausschluss in Bezug auf die Familie und die allgemeine Gesellschaft auf.

Auch Monika verhandelt ihre Zugehörigkeit und Anerkennung durch ihre Beziehung zu verschiedenen Männern in ihrem Leben und wird daher als ein weiteres Beispiel abschließend im Kontext der Zugehörigkeit und Anerkennung auf persönlicher Ebene vorgestellt:

und dann hab ich mit neunzehn geheiratet, (2) eh: früh weil ich wollte von zuhause weg, weil mir das Ganze ni gefallen hat, ((atmet)) ich hab den Mann auch geliebt natürlich, ne, aber (1) eh=ge- eh so früh heiraten mit neunzehn musst ich nich. //mhm// ich wollte nur von zuhause weg ((atmet)) und dann haben wir ein Jahr bei Schwiegereltern gewohnt, (1) und dann sind wir nach Deutschland gekommen, [...] ja. ((atmet)) ich war (1) 13 Jahre verheiratet, (1) mit dem, wir waren in Deutschland, eh zwischendurch nach sieben Jahre=eh haben wir Kind gekriegt. (1) mein Sohn Simon, (1) ja. ((holt tief Luft)) und=eh haben wir Haus gebaut auch ganz schön so=eh in Polen. (1) ja. (1) viel gearbeitet immer. ((atmet)) (1) und dann irgendwann=eh war ich mit mein Kind war Einschulung war (1) //mhm// mit sieben nach Polen gekommen, [...] dann haben wir uns irgendwie auseinandergeliebt, das hat nix geklappt, kein=eh Sexualleben, kein gar nichts. aber guter Mensch war das, so wie der beste Mann=eh: sowieso, Freund so, bis heute mein Freund, ja. beste. //mhm// ((holt tief Luft)) ja, und dann=eh irgendwie man wi- eh ma wi=eh=eh war mir das mit dreißisch=eh zu öde, ne? ich hab nichts erlebt in mein Leben, ich war immer am Arbeiten, am Kochen, am sich um Mann kümmern, mit neunzehn hab ich nich so auch irgendwie (1) spezielle Bedürfnisse, was Sex angeht, überhaupt nich. ((atmet)) (1) eh also ich hab wirklich geheiratet um von zuhause wegzugehn. //mhm// (1) ja. ((atmet)) und dann haben wir uns geschieden, da war ich in Polen, ich hab=eh=eh (1) Statistik gearbeitet eh vier Jahre in Name einer Großstadt in Polen, ((schluckt)) dann hab ich die Arbeit eh=eh gekundich, (1) hab ich mir Wohnung in Name einer Großstadt in Deutschland gesuch=und (1) [...] ja und da hab ich drei Monate gewohnt, dann hab ich ein Mann kennegelernt, mit dem war ich achtzehn Monate, ((atmet)) hat nicht geklappt und ich (1) und so fängt meine wohnungslose Geschichte. //mhm// ((Geräusch)) (1) ja. (1) //mhm// ((atmet)) eh: haben wir uns getrennt, da hab ich bisschen Hotel gewohnt, (1) ich habe so guten Schutzengel, da hab ich so ein eh=eh Junge kennengelernt, der hat mich mit dem Hotels auch geholfen, weil der Ex hat mir gar nix, ne, der hat mich vor die Tür gesetzt, ((atmet)) ich ohne Familie hier, ohne Bekannte, ich hab keine Freunde //mhm// hier gehabt, gar nichts.

(Transkript Monika – Z. 19–60)

Der Weg weg von zuhause durch Heirat und das Streben nach Zugehörigkeit zu einem Mann stellen eine geteilte Praxis einiger interviewter Frauen dar (Gabriele, Katrin und Magda). Es zeigt sich folgende Bewältigungspraxis: räumliche Distanznahme und Abgrenzung zu negativen und belastenden Situationen und das Streben danach, in einem anderen persönlichen Beziehungsgeflecht Zugehörigkeit herzustellen.

Das Muster zeichnet sich ab, das Leben über Beziehungen zu Männern zu gestalten. Beziehung zu Männern als Ausweg aus einer schwierigen Lebenssituation und die Herstellung von Zugehörigkeit, d. h.: 1. Ausweg, um aus dem schwierigen Elternhaus herauszukommen, und Zugehörigkeit zur traditionellen bürgerlichen Ehe und zum Familienleben, 2. Ausweg, um in Deutschland zurechtzukommen und sich vor Ort zugehörig zu fühlen, 3. Ausweg, um aus der Wohnungslosigkeit herauszukommen und Zugehörigkeit wiederherzustellen. Im Vergleich zu den Interviews mit männlichen Interviewpartnern wird deutlich, dass bei Monika und

weiteren Frauen des Samplings Beziehungen zu Männern eine Bewältigungspraxis darstellen. Bei den Interviews mit Männern haben Beziehungen zu Frauen in der Regel nicht direkt, sondern erst im Laufe des Interviews eine Bedeutung. Jedoch können Ben und Sven als Beispiele herangezogen werden, bei denen die Zugehörigkeit durch die Beziehung zu einer Frau als positiv und als Form der Bewältigung schwieriger Lebensereignisse dargestellt wird.

5.1.2 *Zugehörigkeit und Anerkennung auf gesellschaftlicher und milieuspezifischer Ebene*

Die folgenden Textstellen beziehen sich auf das Erleben von Zugehörigkeit und Anerkennung obdachloser Menschen auf gesellschaftlicher und milieuspezifischer Ebene. In den ersten drei Interviewszenen wird die Rekapitulation der schönen bzw. glücklichen Kindheit als gesellschaftliche Norm verhandelt, wodurch gesellschaftliche Zugehörigkeit hergestellt wird. Im Anschluss werden Zugehörigkeit und Anerkennung auf gesellschaftlicher Ebene präsentiert, wobei vor allem die Themen Berufsbiographie, Beziehungen und Verantwortung als Vater und Ehemann verhandelt werden. Daraufhin werden vier Erzählsequenzen und Interpretationen angeführt, welche die Zugehörigkeit in einem Dazwischen, d. h. im Spannungsfeld der gesellschaftlichen und der milieuspezifischen Ebene in ihrer autobiographischen Erzählung, präsentieren. Abschließend folgen die Darstellung von und der Umgang mit Zugehörigkeit und Anerkennung im Kontext des Obdachlosenmilieus bzw. der Milieus außerhalb der anerkannten Gesellschaftsstrukturen.

Die ersten Interviewszenen verhandeln das Bild der guten Kindheit als gesellschaftliche Norm zur Herstellung und Orientierung an gesellschaftlicher Zugehörigkeit und Anerkennung mit Beginn in der bzw. im Kontext von Kindheit und Jugend.

Gesellschaftliche Zugehörigkeit über die Darstellung einer normalen Kindheit trotz Abweichungen

Ja Kindheit da eigentlich wie bei andern auch ne (2) meine Eltern waren viel arbeiten, ich hab noch eh drei Geschwister, der eine ist nicht bei uns bei groß geworden aber zwei von uns sind bei mir groß geworden, sind aber älter wie ich, ich bin also eigentlich der Jüngste (2). ja: wir waren so mehr oder weniger Schlüsselkinder, die dann einer auf den anderen aufgepasst hat, gekocht hat, die Eltern arbeiten, so dat übliche eigentlich.

(Transkript Katrin – Z. 4–9)

Katrin steigt direkt in das Interview ein stimmt in ihrer Ratifizierung des Kommunikationsschemas der Frage des Interviews zu und wiederholt sie in gewisser Weise, indem sie sagt: „Ja Kindheit“ (Z. 4). Anschließend und wörtlich ein wenig überschneidend folgt ihre Präambel: „Kindheit da eigentlich wie bei andern auch ne“ (Z. 4). Dadurch schickt Katrin vorweg, dass sie rückblickend ihre Kindheit und ggf. auch ihr Leben als nicht ungewöhnlich oder abweichend auffasst und bewertet. Im Gegensatz: Ihre Biographie verlief so wie bei anderen Kindern, anderen Menschen auch. Die Formulierung *eigentlich* relativiert ihre Aussage, wodurch die Annahme

zulässig ist, dass es ggf. doch nicht alles so wie bei anderen – im Sinne einer gesellschaftlich anerkannten Normalbiographie – gewesen sein muss. Zudem verweist die Formulierung darauf, dass ihre Kindheit wie bei anderen, d. h., wie bei anderen Kindern, die ihr bekannt waren, verlief. Auf welche Art und Weise oder was „bei andern“ (Z. 4) bedeutet, führt sie anschließend näher aus, indem sie ihr Aufwachsen beschreibt.

Sie führt als erstes ihre Eltern ein, die sie als viel arbeitend charakterisiert, wodurch sie und ihre drei Geschwister, die sie daran anschließend erwähnt, eher allein und auf sich gestellt waren. Sie beschreibt sich und ihre Geschwister als „Schlüsselkinder“ (Z. 8) und erklärt, dass damit verbunden ist, dass sie und ihre Geschwister füreinander gesorgt und „gekocht“ (Z. 8) haben. Der Begriff Schlüsselkinder hat gesellschaftlich eine negative Konnotation und wird hier auch in dieser Weise von Katrin verwendet und betont. Dieser verweist darauf, dass Katrin und ihre Geschwister immer allein nach Hause kamen und kein Elternteil zuhause gewesen ist, um ihnen die Tür zu öffnen und für sie zu sorgen, weshalb sie einen Schlüssel benötigten. Dies lässt die Annahme zu, dass die Familie nicht viel Geld hatte und die Mutter zusätzlich arbeiten musste – entgegen dem klassischen Ernährermodell, nachdem der Mann das Geld verdient und die Frau sich zuhause um Kinder und Haushalt kümmert. Außerdem erzählt Katrin, ohne weitere Erklärung, dass eines der drei Geschwister nicht bei der Familie „groß geworden“ (Z. 5f.) ist. Wo ihr Geschwisterkind stattdessen aufgewachsen ist, führt sie nicht weiter aus. Außerdem erzählt sie, dass ihre anderen Geschwister „aber älter“ (Z. 6) als sie selbst gewesen sind, was darauf schließen lässt, dass ihr Geschwisterkind, das nicht bei den Geschwistern und Eltern gelebt hat, jünger als sie gewesen sein muss. Da er nicht mit in der Familie lebte, war sie „also dann der Jüngste“ (Z. 7). Warum Katrin an dieser Stelle von sich als männlicher Person spricht, wird nicht deutlich. Im Kontext der Erzählung nimmt sie folgende besondere Formulierung vor: „zwei von uns sind bei mir groß geworden“ (Z. 6). An dieser Textstelle wird deutlich, dass sie einander stets hatten und ihre Geschwister, inklusive sie selbst, das Zuhause für sie darstellten, ihre Eltern waren wohl kein Teil dessen. Katrin konkludiert in diesem Erzählabschnitt nochmal ihre eingangs angeführte Präambel, dass ihre Lebenssituation in der Kindheit „so dat übliche eigentlich“ (Z. 9) gewesen ist. Die Erzählung (Eltern arbeiten viel, Schlüsselkinder, ein Kind wächst extern auf, Eltern erfüllen keine liebevolle Elternrolle) steht jedoch im Kontrast zum gesellschaftlichen Bild der traditionellen Familie bzw. einem üblichen Aufwachsen. An ihrer Darstellung zeigt sich, dass sie diese Art des Aufwachsens als das Übliche für sich einordnet und daher keine Schwierigkeiten oder gesellschaftliche Abweichung für sich feststellt. Sie verhandelt und konstruiert damit ein Bild der guten bzw. gesellschaftskonformen Kindheit.

Auch in der folgenden Interviewszene von Matthias wird gesellschaftliche Zugehörigkeit durch die gesellschaftliche Norm der guten Kindheit in Form von Daten und Fakten zu Matthias und seiner Familie präsentiert:

Ja, ich bin der Matthias Black, bin 42 Jahre jetzt alt, ich bin in einer Region in Deutschland geboren, (1) bin im Kreisgebiet Name einer Stadt in Deutschland aufgewachsen, hatte eigentlich auch (1) ne gute Kindheit, mein Vater ist Beamter; //mhm// (1) heute im Ruhestand, meine Mutter war Hausfrau gewesen, ((holt tief Luft)).

(Transkript Matthias – Z. 6–10)

Matthias beginnt seine biographische Erzählung beschreibend, ähnlich einem Lebenslauf; mit den wichtigsten Informationen stellt er sich und seine Familie kurz vor. Er nennt seinen vollen Namen, hier anonymisiert als Matthias Black, und sein Alter (42) und beschreibt, wo er geboren und aufgewachsen ist. Daran anschließend nimmt er eine Bewertung seiner Kindheit vor, bevor er Details zu dieser erzählt: „hatte eigentlich auch (1) ne gute Kindheit“ (Z. 8). Diese Bewertung ist nur eingeschränkt bzw. relativ positiv, da ein *eigentlich* angeführt wird. Dabei handelt es sich um eine Orientierung an der Norm, dass der Mensch eine glückliche Kindheit haben sollte. Danach schließt Matthias den Erzählabschnitt zu seinen persönlichen und familiären Daten mit den Berufen seiner Eltern ab und schildert, dass sein Vater in einem Beamtenverhältnis stand und heute pensioniert ist; seine Mutter übte keinen Beruf aus, sondern war Hausfrau. Näheres zu seinen Eltern führt er nicht an. Er präsentiert damit das klassische Bild der bürgerlichen Kleinfamilie und verweist mit dem Beamtenverhältnis seines Vaters und der Hausfrauentätigkeit der Mutter darauf, dass sie als Familie finanziell gut versorgt waren. Gemäß diesem Bild hatte er in seiner Kindheit und Jugend seinen Vater, der die Familie finanziell versorgte, und seine Mutter, die ihn zuhause versorgte und für ihn da sein konnte. In dieser Eingangssequenz zeigt sich, dass Matthias sich strukturorientiert entlang seiner biographischen Fakten und Daten präsentiert. Zudem wird vordergründig deutlich, dass er sich an der gesellschaftlichen Norm einer guten Kindheit orientiert, welche durch das kurze Portrait seiner Familie untermauert wird. Die anschließende Szene ergänzt die vorherige Darstellung, da auch in dieser die Herstellung von Zugehörigkeit durch die Präsentation einer guten und gesellschaftskonformen Kindheit ohne Abweichungen den zentralen Bezugspunkt einnimmt.

Das Herstellen von gesellschaftlicher Zugehörigkeit über die Norm der guten bzw. hier glücklichen Kindheit zeigt sich bei Ferdi in einer besonderen Art und Weise, indem er seine glückliche Kindheit anhand einer Fotografie präsentiert:

eh hab ich für mich n Gefühl, das (1) weiß ich aus meinen (1) Fotoaufnahmen als Kind, //mhm// dass meine Kindheit (1) recht glücklich gewesen sein muss, //mhm// weil ich hab noch ein Bild (1) auf einem Balkon, //mhm// (1) wo ich mit einem Bären @ (.)@ und das ist heutzutage auch meine Vorliebe, der Teddybär, ich ((beide lachen)) ist bei mir, (1) eh (1) wo der=eh wo d- wo ich mit dem sehr glücklich strahlend im Gesicht war. und ich fand die Aufnahme so klasse, dass ich die auch heutzutage noch mit mir führe.

(Transkript Ferdi – Z. 19–25)

Ferdi geht in dieser Interviewszene auf die Gefühlsebene und nimmt eine Bewertung seiner Kindheit anhand einer Fotografie aus seiner Kindheit vor. Für ihn ist es ein „Gefühl“ (Z. 19); und der Beleg dafür, dass er in seiner „Kindheit recht glück-

lich gewesen sein muss“ (Z. 20f.), sind für ihn „Fotoaufnahmen als Kind“ (Z. 20). Diese Bewertung und Annahme der glücklichen Kindheit nimmt er vor, indem er alte Fotos als Beleg heranzieht, und nicht aus dem Grund, weil er es wirklich weiß. Zudem relativiert er durch die Zuschreibung *recht* die Bewertung der Kindheit als glücklich. Es liest sich in gewisser Weise wie eine Hypothese, die er sich durch Fotos, aber nicht durch Erinnerungen oder Erfahrungen erklären kann. Diese Hypothese *einer glücklichen Kindheit* exemplifiziert er besonders an einem Bild, welches er immer bei sich trägt, auf dem er als Kind „mit einem Bären @(.)@“ (Z. 22) zu sehen ist und „sehr glücklich strahlend im Gesicht war“ (Z. 24). Die Beschreibung des Bildes ist interessant, da er seinen Gesichtsausdruck als *sehr glücklich strahlend* beschreibt, obwohl *glücklich* ein Gefühl ist, das erfahrbar ist oder in der Erinnerung liegt, was aber nicht auf einem Foto festgehalten werden kann. Die glückliche Kindheit ist demnach eine Zuschreibung, auf Grundlage der Fotos und im Besonderen durch das eine Foto, dass er „so klasse“ (Z. 25) findet. Insgesamt nimmt Ferdi in diesem kurzen Erzählabschnitt positive Zuschreibungen seiner Kindheit und der Kinderfotos vor. Für Ferdi steht die Fotoaufnahme symbolisch für seine gute Kindheit. Ferdi orientiert sich wie auch fast alle anderen Interviewpartner*innen an der Norm, dass man als Mensch eine glückliche Kindheit gehabt haben muss, d. h., die glückliche Kindheit als Norm der Gesellschaft, über die Zugehörigkeit hergestellt wird. Irritierend ist, dass er von einer glücklichen Kindheit spricht, damit aber keine Familienmitglieder verbindet oder von einem Foto erzählt, auf dem er mit Geschwistern oder seinen Eltern abgebildet ist. Im Gegenteil: Er ist allein auf dem Bild zu sehen, hat aber einen Bären in der Hand, der seine „Vorliebe“ (Z. 23) fürs Leben darstellt, d. h., das ist das, was er liebt, und in gewisser Weise auch das, woran er sich festhält. Anzumerken ist, dass irgendwer dieses Foto gemacht haben muss, ihn also in diesem schönen Moment fotografieren wollte, weil ihm Ferdi und der Augenblick wichtig waren. Zudem wurde in dieser Zeit (1970/80er-Jahre) noch nicht so viel fotografiert, d. h., es wurden eher gezielt Fotos aufgenommen, was die Wertschätzung Ferdis und der Situation nochmals betont.

Bei der Beschreibung seines Fotos nimmt er einen inhaltlichen Einschub vor und ergänzt lachend, als er von dem Bären auf dem Foto erzählt, dass er bis heute eine „Vorliebe [für; N.S.] „Teddybär[en]“ (Z. 23) hat. Wir lachen beide gemeinsam, als er das erzählt. In dem gemeinsamen Lachen zeigt sich ein geteiltes Verstehen des Bruchs mit Normalitätserwartungen: ein Mann mittleren Alters, der auf der Straße lebt und erzählt, dass er eine Vorliebe für Teddybären hat, die eher als Symbol für eine (heile) Kinderwelt zu verstehen sind. Hier zeigt sich eine Orientierung an seiner glücklichen Kindheit bzw. an seiner kindlichen Seite, die er mit diesem Foto verbindet und durch seine Vorliebe für Teddybären markiert. Teddybären sind demnach, gemeinsam mit der Fotografie, für ihn das Symbol einer glücklichen Kindheit. Die Teddybären haben scheinbar bis heute eine besondere Bedeutung für ihn und eine positive Auswirkung auf sein Leben, da er bekennt, eine Vorliebe für sie zu haben.

Die folgenden Interviewszenen dokumentieren die Orientierung an der Zugehörigkeit und Anerkennung auf der gesellschaftlichen Ebene.

Streben nach Zugehörigkeit auf gesellschaftlicher Ebene und Normalität

isch hab für mich eh (1) wie schon gesagt in Rheinland-Pfalz sind die Gesetze so hart und so verbissen geworden das ich eh zum Kollegen gesagt habe wenn irgendwas ist ich gehe nach NRW wieder zurück, weil hier hast du die eh (1) erstens eh berufliche Möglichkeit eh viel besser und zweitens is ist=ein anderer Menschenumgang. Hamburg kannst du auch nicht mehr hin eh da ist es eh (2) mit Messerstechen da, Messerstechereien, eh pistolenmäßig eh sie besorgen sich allerlei eh eh Sachen, dass das so gefährlich geworden ist vor allen Dingen auch für Menschen auf der Straße, dass ich da gesagt habe (2) kurz eh, die Menschen besuchen gehen auf=dem Friedhof und eh und dann wieder zusehen das=du hier unten eh dein Lebenselixier Arbeit, Urlaub, (1) und halt eh das Menschenmögliche (1) hinbekommst, um wieder auf die Beine: zu kommen, um wieder ein menschenwürdiges Leben eh abwe- abzulegen zu können. mehr will halt nicht mehr. ich braucht nicht viel Geld ich komm mit wenig aus //mhm// und (2) ich lese sehr gerne, das ist so ein kleines Hobby. gehe gerne, mache gerne lange eh Spaziergänge eh, laufe gerne. sportlich viel schwimmen vor allen Dingen, (1) weil ich früher mal eh (1) ja DLRG drinne gewesen bin und so hat man halt eh doch auch gute Zeiten gehabt.

(Transkript Sven – Z. 314–330)

Sven erzählt zunächst, in welcher Region er nach der Haftentlassung leben wollte. Er wäre lieber nach Nordrhein-Westfalen (NRW) gegangen, weil er dort einen besseren Umgang mit Menschen erlebt hat und „berufliche Möglichkeit[en]“ (Z. 317) für sich sah. Die Themen Arbeit und gute Menschen erweisen sich hier wie in anderen Interviewsequenzen auch als für ihn wichtige Bestandteile des Lebens: „Lebenselixier Arbeit, Urlaub“ (Z. 323). Hier wird wieder das Streben nach/die Orientierung an Normalität/bürgerlichem Leben deutlich. In Rheinland-Pfalz sind für ihn die Gesetze zu streng, und in Hamburg ist es zu gefährlich, als Obdachloser zu leben: „Messerstechereien“ (Z. 319), „pistolenmäßig“ (Z. 320). Dort geht er nur schnell auf den Friedhof „Menschen besuchen“ (Z.322), wen er besucht, führt er nicht weiter aus. Dennoch wird deutlich, dass er Verbindungen nach Hamburg hat. Im Gedenken an die Verstorbenen durch seine Friedhofsbesuche zeigt sich seine humanistische Orientierung und Nächstenliebe. Im Kontrast zu den Zuständen auf der Straße möchte er wieder ein normales und „menschenwürdiges Leben“ (Z. 325) in NRW führen, welches sich durch gesellschaftliche Normen, Normalitäten und Werte auszeichnet (Arbeit, Urlaub, Hobbys). Dafür braucht er nicht viel, er ist bescheiden und benötigt „nicht viel Geld“ (Z. 326). Dass er wieder ein menschenwürdiges Leben führen möchte, stellt einen Gegenhorizont zum zuvor im Interview von ihm dargestellten Leben dar, welches immer mit einer guten Zeit bewertet wurde. Da er aber wieder ein menschenwürdiges Leben führen möchte, scheint er vorher kein menschenwürdiges Leben geführt zu haben. Es zeigen sich demnach die Gegenhorizonte menschenwürdiges, gesellschaftliches (nach Normen, Normalitäten und Werten) Leben vs. menschenunwürdig obdachlos auf der Straße lebend. Des Weiteren werden das Streben nach gesellschaftlicher Zugehörigkeit und Normalität und die Orientierung an gesellschaftlichen Vorstellungen,

die anhand der aufgeführten Hobbys deutlich werden und die er in guten Zeiten seines Lebens realisieren konnte, verhandelt. Er möchte seinen Hobbys wieder nachgehen, zum Beispiel: lesen, spazieren gehen, laufen oder schwimmen. Er war außerdem Mitglied der Deutschen Lebens-Rettungs-Gesellschaft (DLRG), was ihn als Retter in der Not personifiziert (sportlich und belesen). Er schließt das Thema mit einer Bewertung ab: „so hat man halt eh doch auch gute Zeiten gehabt“ (Z. 329f.). Hier wird wieder deutlich, dass er neben dem Leben auf der Straße auch ein bewegtes, harmonisches und souveränes Leben geführt hat. Insgesamt dokumentieren sich in diesem Erzählabschnitt im Besonderen seine Normalitätsorientierung/Orientierung an einem gesellschaftlichen/bürgerlichen Leben (Zugehörigkeit), eine humanistische Orientierung, bei gleichzeitiger Abgrenzung im Milieu (Gewalt und Aggressivität auf der Straße), und die Orientierung an einem bewegten, harmonischen und souveränen Leben.

Die Orientierung an einer Zugehörigkeit am normalgesellschaftlichen Leben (Wohnung, Beruf, Beziehung zu einer Frau) zeigt sich auch in der folgenden Sequenz von Michael, der ein eigenständiges Leben und Beziehungen als Erleben von Zugehörigkeit am gesellschaftlichen Leben präsentiert:

m=ja und nach der Ausbildung ((atmet laut)) (1) hab ich dann (3) Freundin kennengelernt, eigene Wohnung genommen, die erste Wohnung, (1) //mhm// da war ich dann circa (2) dreieinhalb Jahre mit zusammen, (1) dann ist die Beziehung gescheitert, in der Zeit sind wir dann auch umgezogen, größere Wohnung genommen etc. //mhm// (2) ((holt tief Luft)) ja, und bis dahin verlief (1) mein Leben eigentlich ganz normal. //mhm// (2) und (5) neue Freundin gehabt, neue Beziehung gehabt, regelmäßig gearbeitet, viel nebenbei gearbeitet auf Baustellen und so //mhm// durch meinen Beruf Maurer. ((holt tief Luft)) viele Wohnungen renoviert (2) ((atmet)) ja und dann (1) hatt ich ne längere Beziehung, die ging circa zehn Jahre.

(Transkript Michael – Z. 13–22)

Bevor Michael in diesem Erzählsegment seine Beschreibung und damit die Rekapitulation und Präsentation seines „ganz normal[en]“ (Z. 18) Werdegangs fortsetzt, hält er kurz inne. Danach fährt er fort, dass er im Anschluss an seine Ausbildung eine Freundin hatte, mit der er für 3,5 Jahre zusammen war und auch zusammenlebte. In der Zeit hatte er seine „eigene [...] erste Wohnung“ (Z. 15). Während der Beziehung sind sie nochmal in eine „größere Wohnung“ (Z. 17) umgezogen. Die Beziehung ist letztlich „gescheitert“ (Z. 16). Michael führt quasi in Stichpunkten an, wie die 3,5 Jahre verlaufen sind, und markiert diese nur durch zeitliche und räumliche Aussagen. So wird beispielsweise nicht angeführt, was die Beziehung ausmachte, wie sie sich kennenlernten, warum die Beziehung zu Ende ging, wie es gewesen ist, das erste Mal eine eigene Wohnung zu haben etc. Es lässt sich rekonstruieren, dass es für ihn eine besondere Relevanz hatte, zu erzählen, dass er in der Lage war, irgendwann eine größere Wohnung zu beziehen und sich somit weiterentwickeln konnte. Das Weiterentwickeln und der darin inbegriffene Aufstieg, wird durch die Größe seiner Wohnung verdeutlicht. Zudem verweist er darauf, dass er zu dem Zeitpunkt mit seiner damaligen Freundin einen gemeinsamen

Weg für die Zukunft geplant hatte, da sie sich entschlossen hatten, zusammen in eine größere Wohnung zu ziehen. Dass die Beziehung letztlich scheiterte, verdeutlicht seine Hinnahme der Situation. Er hat scheinbar nichts dazu beigetragen, dass sie gescheitert ist, er konnte aber auch nichts tun, das Scheitern abzuwenden. Er war dem Scheitern der Beziehung ergeben, und letztlich war damit alles normal. Zudem präsentiert er seine gesellschaftliche Zugehörigkeit in Form seiner gesellschaftlich normal anerkannten Lebensführung, welche durch eine eigene Wohnung und eine Frau in seinem Leben geprägt war.

Darauf aufbauend nimmt Michael eine Zwischenbilanzierung seines Lebens vor: „ja, und bis dahin verlief (1) mein Leben eigentlich ganz normal“ (Z. 18). Er orientiert sich in der Beschreibung an den Vorstellungen eines normalen Lebens, welches durch (Aus-)Bildung, Wohnung, Beziehung zu einer Frau und einem Beruf und Arbeit geprägt ist. Diese Orientierung an einer sogenannten normalen und gesellschaftlich anerkannten Lebensführung untermauert die Art und Weise, wie er in einer vorherigen Sequenz das Erziehungsheim für sich als Makel seiner Biographie rekapituliert hat, da ein Erziehungsheim von der Normalität abweicht. Dass er im Erziehungsheim gewesen ist und es selbst als Makel betrachtet, welcher von der Normalität abweicht, wird durch das Partikel *eigentlich*, das eine relativierende Funktion hat, verdeutlicht. Des Weiteren ist auffällig, dass Michael bis hierhin rein beschreibend seine Biographie rekapituliert und keine Akteur*innen seines Lebens einführt mit Ausnahme der Beziehung. Seine Lebensgeschichte wird durch zeitliche und räumliche Markierungen gerahmt, aber nicht mit Erzählungen, Emotionen, Familie, Beziehungen und Bezugspersonen gefüllt. Es liest sich eher so, als würde er nach außen hin und mir gegenüber als Interviewerin die Rahmung seines normalgesellschaftlichen Lebens präsentieren, aber eigentlich gibt es innerhalb dieses Rahmens noch andere nicht benannte Themen, die dem widersprechen.

Seine Zugehörigkeit am normalen Leben führt er noch weiter aus und erzählt von einer anschließenden Beziehung und betont sein berufliches Tun: Er hat „regelmäßig gearbeitet, viel nebenbei gearbeitet[,] auf Baustellen und so [...] durch [...] [seinem; N.S.] Beruf Maurer [...] viele Wohnungen renoviert“ (Z. 19ff.). In diesem Erzählsegment wird seine Identifizierung mit seinem Beruf als Maurer deutlich, da er diesen benennt. Er nimmt eine Identitätskonstruktion durch seinen Beruf vor. Im Mittelpunkt steht sein überdurchschnittliches berufliches Engagement, indem er betont, wie viel er geleistet hat. Er präsentiert sich als starker Mann, der zur Tat schreitet und anpackt, der gleichzeitig Qualität liefern kann, weil er seinen Beruf erlernt hat. Zudem vermittelt er hier, dass er Fähigkeiten hat, die er einzusetzen weiß, und in der Lage ist, Wohnraum zu gestalten, was im Kontext seiner eigenen Obdachlosigkeit interessant ist: Würde man ihm Wohnraum zur Verfügung stellen, hätte er die Fähigkeiten, diesen zu renovieren und zu gestalten. Im Gegensatz zu seinem beruflichen Tun führt er nebenbei an, dass er eine zweite Freundin und daraufhin eine dritte Freundin hatte, mit der er für „circa zehn Jahre“ (Z. 22) zusammen war. Bei seiner dritten Beziehung nimmt er wieder eine zeitliche Markierung der Beziehungszeit von zehn Jahren vor, was verdeutlicht, dass die zweite Beziehung länger als die erste dauerte. Auch diese Partnerinnen werden nicht beim Na-

men benannt. Zudem führt er zu der langen Beziehung nichts weiter an. Hier zeigt sich erneut und differenzierter seine Orientierung am normalgesellschaftlichen Leben, die aber vor allem durch seinen gesellschaftlichen Beitrag in Form seines beruflichen Engagements verdeutlicht wird. Frauen gehören für ihn zum normalen Leben dazu, laufen aber eher nebenher und wirken wie Begleiterscheinungen in seinem Leben, zu denen es nichts weiter zu erzählen gibt, als dass sie existent waren: „Freundin gehabt“ (Z. 19); „hatt ich ne längere Beziehung“ (Z. 21f.). An der wiederkehrenden Formulierung des Verbs *haben* wird deutlich, dass es für ihn wichtig war, eine Beziehung zu führen, welche es genau war, hat keine Relevanz. Das Ende einer Beziehung war wohl nicht schlimm, da die nächste Freundin folgte.

Das Erleben von Zugehörigkeit auf gesellschaftlicher Ebene wird auch in der folgenden Interviewszene von Matthias deutlich, indem er seine schulische und berufliche Entwicklung sowie sein normales Leben in Beziehung mit Arbeit und festem Wohnsitz in den Fokus stellt:

ja, meine Schule ganz normal hab ich hinter mich gebracht, hab dann eh mit 18 angefangen, ne Lehre als Kfz-Mechaniker zu machen, (1) hab die auch abgeschlossen, (2) bin danach mit (1) 21 Jahren bin ich zur Bundeswehr eingezogen worden. (3) ja, da hab ich ein Jahre lang verbracht als Hilfsausbilder, (1) hab danach ne Umschulung gemacht, also jetzt im beruflichen Bereich (1) zum=eh Dreher, (2) Fräser im CNC-Bereich und hab in dem (1) Beruf eigentlich (1) mein Geld verdient; //mhm// (1) das war bis 24 gewesen, war mit meiner Lebensgefährtin drei Jahre lang zusammen gewesen, wir hatten ne Wohnung gehabt, sind in Urlaub gefahren, alles ganz normal

(Transkript Matthias – Z. 10–18)

Matthias benennt zunächst kurz, dass er zur Schule gegangen ist und diese abgeschlossen hat. Er gibt aber keine Auskunft darüber, welche Schule er besucht oder welchen Schulabschluss er absolviert hat. Was aber deutlich wird ist, dass er die Schulzeit bzw. die Schule an sich nicht positiv, sondern eher in einer Kombination aus neutral, nervig und anstrengend bewertet, da er diese „ganz normal [...] hinter [...] [sich; N.S.] gebracht“ (Z. 10) hat. Matthias ist demnach seiner Schulpflicht nachgekommen, hatte aber darüber hinaus scheinbar kein großes Interesse an der Schule. Er geht nicht weiter auf seine Schulzeit ein, sondern berichtet direkt über seinen beruflichen Lebenslauf. Er erzählt, dass er im Anschluss an die Schule, im Alter von 18 Jahren, eine Ausbildung zum „Kfz-Mechaniker [begonnen und; N.S.] [...] auch abgeschlossen“ (Z. 11f.) hat. Danach folgte seine einjährige Zeit beim Bund als „Hilfsausbilder“ (Z. 13). Im Anschluss an die Bundeswehr hat Matthias eine „Umschulung gemacht [...] zum=eh Dreher, (2) Fräser im CNC-Bereich“ (Z. 14f.). Nach der Umschulung arbeitete er in diesem Bereich. Matthias geht auf keinerlei Beweggründe ein, warum er an einer Umschulung teilnahm, und bezieht sich auch nicht darauf, wie er seine Ausbildungszeit oder die Zeit bei der Bundeswehr rückblickend bewertet. Sein beruflicher Werdegang baut chronologisch aufeinander auf, bis zu der Umschulung, die eine Art Abweichung vom vorherigen Weg darstellt, aber nicht begründet wird. Er bleibt auf der beschreibenden Ebene. Es wirkt so, als hätte er seinen Werdegang nie hinterfragt oder reflektiert, sondern

einfach für sich als normal hingenommen. Gleichzeitig deutet sich an, dass für ihn die Ausübung einer Tätigkeit eine hohe Relevanz hat, da diese zunächst den Fokus seiner biographischen Rekapitulation darstellt. Dabei kann angenommen werden, dass er eine Orientierung an der gesellschaftlichen Normalität vornimmt, indem er sich kurz anhand seiner erwerbsbiographischen Darstellung präsentiert und dadurch keinerlei andere Informationen über seine Biographie preisgibt, die dem ggf. widersprechen könnten.

In der Zeit nach dem Bund hatte er eine dreijährige Beziehung und führte ein Leben, welches er als „ganz normal“ (Z. 18) bewertet. Normal bedeutet, dass er eine langjährige Beziehung führte, mit dieser Frau zusammenwohnte und sie gemeinsame Urlaube verbrachten. So verlief sein Leben bis zu seinem 24. Lebensjahr. Dieses Bild und die Definition eines normalen Lebens werden ebenso in anderen Interviews dargestellt (u. a. Ben, Sven, Paul, Monika). Aber auch hier bleibt er auf einer beschreibenden und unbeteiligten distanzierten Ebene. Insgesamt präsentiert Matthias einfach strukturiert, beschreibend, in gewisser Weise unbeteiligt seine gesellschaftliche Zugehörigkeit anhand seiner Normalbiographie, die ohne Abweichungen oder Krisen einen typischen, der gesellschaftlichen Normalität entsprechenden Verlauf nimmt.

In der folgenden Interviewsequenz mit Ben verhandelt dieser das Aufrechterhalten von Zugehörigkeit im Kontext der Übernahme der Verantwortung als Vater im normativen Sinne der Gesellschaft:

I: //mhm// (3) Du hattest jetzt erzählt, dass du eh 2 Kinder mit der Agneta heißt se ne Frauke heißt, eh magst du zu denen vielleicht was erzählen oder wie die Zeit war als die Kinder gekommen sind oder es muss ja auch eine besondere Zeit gewesen sein ne. Ben: Ja auf jedem Fall ne, weil ich eben selten da wegen dem Kind ((räuspern)) wegen der Arbeit und so ich hab ja in der Zeit in Name einer Großstadt in Deutschland gearbeitet. ((tiefes Einatmen)) ja gut das erste nach em- nachdem die Melli geboren wurde das erste Jahr war ich natürlich auf jeden Fall aktiv zuhause //mhm// aber danach bin ich halt eben auch (1) viel am Arbeiten gewesen dann drei Schichtdienst, //mhm// da ((stammeln)) da bleibt kaum Zeit. //mhm// ja und es ging halt eben auf die Beziehung und so °und° (3) ja nach 13 Jahren denkste je nachdem auch eh im Arsch. //mhm// (4) ja ich weiß nicht was jetzt seitdem so (1) ich such die Schuld jetzt nicht nur bei mir; ((tiefes Einatmen)) sondern eigentlich bei gar keinem so wir haben uns einfach auseinandergeliebt. //mhm// (3) so wir sind jetzt noch immer sehr gute Freunde, ich kann die Kinder sehen wie ich will (1) //mhm// so gestern heute war ich auch kurz da auch, wenn's nur für 10 Minuten oder ne halbe Stunde war. aber ich war da, also ich seh die eigentlich regelmäßig (2) so un- (6) zwischendurch ist halt eben ina in der Trennung jetzt in den 3 Jahren 3 1/2 Jahren ist viel dazwischen gekommen auch, (2) ((tiefes Einatmen))

(Transkript Ben – Z. 90–108)

Nachdem Ben erneut eine längere Erzählpause vornahm und zuvor bereits schnell bei der Beschreibung seiner aktuellen Lebenssituation angelangt war, stellte ich eine immanente Sachverhaltsnachfrage zu seinen Kindern, da er eingangs von die-

sen und einer längeren Beziehung erzählte. Ich frage Ben nach der „besondere[n] Zeit“ (Z. 94) des Vaterwerdens und bitte ihn, dazu etwas zu erzählen. Nachdem er meine Aussage mit „Ja auf jeden Fall“ (Z. 94) bestätigt, folgt anschließend eine unbeteiligte Situationsbeschreibung, die die Arbeit und die Zeit zuhause ins Zentrum stellt.

Ben beschreibt, wie er seine Vaterrolle ausgefüllt hat, und orientiert sich dabei an gewissen Normalitätsvorstellungen, väterlicher familiärer Verantwortung: Er ging arbeiten, um die Familie zu versorgen; gleichzeitig war er aber auch vor allem in der herausfordernden Anfangsphase, wenn man ein Kind bekommt, zuhause, um seine Partnerin zu unterstützen und für seine Tochter da zu sein. Da er letztlich viel Arbeiten musste, hat die Beziehung weniger Aufmerksamkeit erhalten. Dass sie deshalb gescheitert ist, stellt demnach einen legitimen Grund dar, weshalb er keinem die Schuld für das Scheitern der Beziehung zuschreibt. Hier zeigt sich seine Konstruktion als Mann bzw. als Vater, die sich an Norm- und Normalitätsvorstellungen der Gesellschaft orientiert, in welcher der Mann/Vater die Rolle des Versorgers und Beschützers der Familie einnimmt.

Gleichzeitig wird dadurch eine Legitimationspraxis erkennbar, die sich auch in anderen geführten Interviews zeigt, indem Ben sich mir als Interviewerin (ich repräsentiere in gewisser Weise die Normalitätsvorstellungen der Gesellschaft) und allgemein der Gesellschaft gegenüber rechtfertigt. Die Interviewsituation an sich führt demnach zu einem Legitimations- und Rechtfertigungsdruck im Kontext gesellschaftlicher Strukturen, Anforderungen, Erwartungen und Normalitäten.

Die Verantwortungsübernahme für seine Kinder überträgt er auch auf seine aktuelle Lebenssituation: Trotz der Obdachlosigkeit steht er regelmäßig in Kontakt mit seinen Kindern. Er exemplifiziert, dass er die letzten Tage noch bei ihnen gewesen ist. Das Ausfüllen der Rolle als Vater, seine Verantwortungsübernahme und die damit einhergehende Zugehörigkeit zur Gesellschaft bringt er damit zum Ausdruck. Dies untermauert er mit der Aussage, dass er und seine Exfreundin (die Mutter seiner Kinder) „immer sehr gute Freunde“ (Z. 104) waren und heute noch sind. Er erhält damit das Bild aufrecht, dass sie als Eltern die Verantwortung übernehmen und sich gemeinsam kümmern. Diese Art und Weise der Beschreibung des Umgangs mit den Kindern zeigt neben der Konstruktion seiner Verantwortung als Vater, die sich an Normalitätsvorstellungen der Gesellschaft orientiert und damit ein normales Bild von Familie abgibt, seine euphemistische Bewältigungspraxis, trotz seiner schwierigen Lebenssituation, ein heiles, geordnetes Familienbild zu präsentieren (Paradoxie). Er macht deutlich, dass er sich in längeren Phasen seines Lebens in den gesellschaftlich ‚normalen‘ Strukturen bewegt hat (Zugehörigkeit) und dieses Leben aufzeigen will, um sich vom kollektiven Bild der Gesellschaft über Obdachlose (Sucht, Schulden, fehlender Mietvertrag, keine festen sozialen Kontakte etc.) abzugrenzen. Er positioniert sich demnach offen und zugehörig den gesellschaftlichen Strukturen und Erwartungen gegenüber und grenzt sich von der aktuellen Lebenssituation/dem Obdachlosen- und Drogenmilieu ab.

Verantwortungsübernahme im Sinne einer gesellschaftlichen Norm präsentiert auch Ferdi in der Wahrnehmung seiner Verantwortung als Ehemann.

meine Frau, mit der ich auch noch verheiratet bin, //mhm// obwohl ich auf der Straße lebe, //mhm// meine Frau in meiner (1) Wohnung, eh: //mhm// aber wir werden uns nicht trennen //mhm// und=eh ich werde auch da: nachher noch etwas zu berichten, //mhm// zu dem, was meine Aufgabe ist und //mhm// was die Aufgabe meiner Frau betrifft.

(Transkript Ferdi – Z. 25–30)

Ferdi nimmt in seiner Erzählung einen kurzen thematischen Einschub und zeitlichen Sprung vor und führt aus, dass er eine Frau hat, mit der er „noch verheiratet“ (Z. 26) ist, auch wenn er „auf der Straße leb[t]“ (Z. 26). Seine Frau lebt in seiner Wohnung; sie leben nicht getrennt, lediglich an unterschiedlichen Orten. Ferdi möchte aufgrund seiner zeitlichen Struktur innerhalb des Interviews zunächst nicht detaillierter auf dieses Thema eingehen und verweist mich als Interviewerin auf einen späteren Zeitpunkt des Interviews, an dem er etwas zur Aufgabenverteilung in ihrer Ehe erzählen möchte. Seiner Erzählung nach ist es abwegig und daher erwähnenswert, dass er eine Frau hat, „obwohl“ (Z. 26) er obdachlos ist. Er geht demnach davon aus, dass es normal wäre, dass sich Eheleute trennen, wenn einer der beiden auf der Straße lebt. Im Zentrum seines thematischen Einschubs steht somit, dass es etwas Besonderes ist, dass er noch eine Frau hat, mit der er trotz seines Lebens auf der Straße zusammenlebt. Zudem deutet er an, dass es für ihre Ehe klare Strukturen gibt, wer welche Aufgaben übernimmt. Hier wird zunächst seine Orientierung an der gesellschaftlichen Norm, dass Frau und Mann zusammenleben, deutlich. Darüber hinaus geht er einen Schritt weiter und verdeutlicht, dass eine Ehe Bestand hat, egal in welche Richtung sich die Partner*innen entwickeln, und man einen gemeinsamen Weg finden muss, diese Ehe zu organisieren. Er orientiert sich demnach an dem Ehegelöbnis: bis, dass der Tod uns scheidet. Dadurch lässt sich annehmen, dass es sich hier eher um eine partnerschaftliche Beziehung handelt und weniger um eine Liebesbeziehung. Es hat etwas Geschäftliches, dass Aufgaben verteilt sind, denen beide nachkommen, um den Ehevertrag aufrechtzuerhalten und ihren jeweiligen Profit aus dieser Ehe zu ziehen. Ferdi hebt zudem hervor, dass sie sich auch in Zukunft nicht trennen werden, was darauf verweist, dass er an seinem Ehegelöbnis festhält.

Die abschließende Interviewszene zur Zugehörigkeit auf gesellschaftlicher Ebene stellt den Übergang zu den daran anschließenden Sequenzen dar. Dieser Ausschnitt aus dem Interview mit Ben ist besonders interessant, weil im Diskurs zwischen mir als Interviewerin und Ben der Frage nach gesellschaftlicher Normalität und wer dieser zugehörig ist kurz nachgegangen wird.

Was ist der Norm entsprechend?

Ben: damals als Jugendlicher war das eh (2) ja die Lohrmannstraße einfach auch nur um die zeitweise, wo ich halt jugendlich war hier gefeiert hab mit 15 16 17 ((tiefes Einatmen)) hier im Dark-Club Name einer Großstadt in Deutschland aber direkt am Hauptbahnhof war das ne //mhm// war schon ne heftige Zeit, aber (4) wie gesagt der erste heftige Absturz @(.)@ (2).

I: Was heißt der erste heftige Absturz? //mhm// wie kann ich mir das vorstellen?
 Ben: (5) ((tiefes Ein- und Ausatmen)) (2) viel Geld viele Drogen sach ich mal //mhm//
 mh und einfach nur (1) feiern, von Disco zu Disco in ganz Deutschland. (7) Scheiße ge-
 baut, @(.)@ (4) für die ein oder andere Aktion da gab's direkt 6-8 Jahre so //mhm//
 und das mein ich so (1) richtigen Absturz ne, @(.)@ (4) also nicht normal halt eben
 (1) gesellschaftlich ((tiefes Ein- und Ausatmen)).“ (10) was denken Sie was denn für
 für Leute im Haus ehm verkehren oder nach- übernachten?
 I: Wie bitte?
 Ben: Was denken Sie denn was hier für Leute im Haus übernachten?
 I: Ganz normale Leute @(.)@ die (2)
 Ben: Ja normal weiß ich nich eh. (1)
 I: Ja was ist schon normal, das ist die große Frage ne.
 Ben: Haben Sie Ihr Leben komplett straight gelebt?
 I: Das ist auch die Frage, was ist straight @ (2)@ was ist
 Ben: └ der Norm ehm┘
 I: └ es gibt ja kein
 Richtig und kein ja der Norm entsprechend (2) ja ich glaube jeder kann was erzählen
 wo er nicht sehr straight war. (3)
 Ben: Denk ich mir @(.)@.

(Transkript Ben – Z. 129–160)

Ben blickt in dieser Sequenz zunächst zurück in seine Jugend, in der er auch „zeitweise“ (Z. 130) in einer Notunterkunft untergekommen ist. In dieser Zeit hat er oft in einem Club im Zentrum der Stadt, „direkt am Hauptbahnhof“ (Z. 132), gefeiert. Es war für ihn „schon ne heftige Zeit, [...] der erste heftige Absturz @(.)@“ (Z. 132f.). Hier erfolgt erneut ein Lachen mit beschwichtigender Funktion beim Erzählen einer eher negativ konnotierten Situation. Da er nicht weiter ausführt, was er mit einem *heftigen Absturz* inhaltlich vermitteln möchte, frage ich als Interviewerin nochmal nach, was er darunter versteht. Er antwortet darauf, dass es letztlich um „viel Geld viele Drogen [...] feiern, von Disco zu Disco in ganz Deutschland [ging und er; N.S.] [...] Scheiße gebaut [hat und es; N.S.] [...] nicht normal [war; N.S.] halt eben (1) gesellschaftlich“ (Z. 136f.). Für manche der Handlungen in der Zeit hätte es eine lange Haftstrafe geben können, wenn er erwischt worden wäre. Daran verdeutlicht er die extrem kriminellen Handlungen, die erfolgt sein müssen. Mit der Erzählung grenzt er sich und die Gruppe, der er angehörte, von der gesellschaftlichen Normalität ab. Nach einer längeren Pause von zehn Sekunden dreht er in gewisser Weise die Rollen im Interview um und vermittelt durch seine Frage, dass er interessiert daran ist, welche Normalitätsvorstellungen oder Vorurteile ich in Bezug auf die Besucher*innen einer Notschlafstelle habe: „was denken Sie was denn für für Leute im Haus ehm verkehren oder [...] übernachten?“ (Z. 143). Dies kann auch eine Reaktion auf mein gezieltes Nachfragen zum *heftigen Absturz* gewesen sein, dass er sich darüber Gedanken gemacht hat, was ich eigentlich über ihn oder auch andere obdachlose Menschen denke.

Auf seine Frage folgt ein kurzer Austausch von ihm und mir über Normalität, Norm und eine *straight* Lebensgestaltung, da ich auf seine Frage nach den Men-

schen in der Notunterkunft antworte, dass ich denke, dass sich in der Notunterkunft „ganz normale Leute“ (Z. 144) aufhalten. Er ist sich da nicht sicher. Woraufhin ich die allgemeine Frage in den Raum stelle, was letztlich Normalität bedeutet. Im Anschluss fragt mich Ben, ob ich mein „Leben komplett straight gelebt“ (Z. 147) habe, worauf ich erneut mit einer allgemeinen Gegenfrage, was *straight* überhaupt bedeutet, der persönlichen Frage ausweiche. Ben reagiert direkt auf meine Frage mit: „der Norm eh“ (Z. 149) entsprechend. Letztlich strauchel ich in der Antwort, komme aber zu dem Schluss: „ja ich glaube jeder [Mensch; N.S.] kann was erzählen wo er nicht sehr straight war“ (Z. 151). Dieser Aussage stimmt Ben zu.

Hier zeigt sich, dass Ben versucht mich zu prüfen, wie ich mich zu seinen Fragen positioniere, ob ich eine, überspitzt gesagt, nicht abweichende, gesellschaftlich, an den Normen und Normalitäten orientierte Frau ohne Vorurteile bin oder ob ich das vorgebe zu sein und ggf. auch Erfahrungen habe, die nicht gesellschafts- und normalitätskonform sind. Letztlich wird in dem Gespräch verhandelt, was Normalität und Gesellschaft ist; es wird deutlich, dass Ben eine Normalitätsvorstellung hat, die er sich in manchen Lebensphasen selbst zuschreibt, aber den anderen Menschen in der Notunterkunft nicht beimisst. Unter Bezugnahme seiner gesamten biographischen Präsentation wird eine Art Drei-Schichten-System präsentiert. Es gibt diejenigen, die sich *straight* an die Norm halten, diejenigen, die sich phasenweise *straight* an die Norm halten, und diejenigen, die das gar nicht tun (es ist daher nicht normal, nicht *straight*, sein Leben zu gestalten). Ben verortet sich in der mittleren Schicht, da er sich in seiner gesamten biographischen Darstellung phasenweise ein *straightes* Leben der Norm und Gesellschaft entsprechend zuschreibt (Kinder, lange Beziehung, Abitur, Ausbildung, Arbeit, Wohnraum) und gleichzeitig extreme kriminelle Handlungen vollzieht und diese präsentiert. Das bedeutet eine Zugehörigkeit in beide Richtungen. Grundsätzlich ist es interessant, dass Ben das Thema Gesellschaft, Norm und Normabweichung (Randständigkeit/Exklusion) aktiv verhandeln will, da es dokumentiert, in welchem Spannungsverhältnis er sich bewegt.

Interessant ist bei diesem kurzen Austausch, dass Ben und ich einander verstehen und wissen, was der andere meint, und Ben letztlich erfährt, dass mir bewusst ist, dass Menschen allgemein und damit auch Menschen in der Notunterkunft (norm-)abweichendes Verhalten aufweisen können. Ben zeigt eine reflexive Kompetenz; er möchte meine Perspektive verstehen und darauf eingehen. Zudem scheint er empathisch zu sein und zu wissen, was mein Forschungsinteresse darstellt, obwohl ich nichts Näheres dazu gesagt habe (street-smart).

Die folgenden Sequenzen präsentierten die in der vorherigen Interviewszene bereits angedeutete andere Praxis im Kontext von Zugehörigkeit und Anerkennung. Es wird eine ambivalente Zugehörigkeit zwischen den Milieus deutlich, welche ein partielles Partizipieren an der anerkannten Normalgesellschaft und an marginalisierten Gruppen (Obdachlose, Wohnungslose, Drogengebrauchende, Straffällige etc.) zeigt.

Ambivalente Zugehörigkeit zwischen den Milieus

(2) Achso Mhm (1) @(.)@ ((tiefes Einatmen)) okay ich=bin mit 7 Jahren ins Heim gekommen, //mhm// fang ich mal da (2) so und ehm (2) von da eigentlich=auch eh einiges erlebt so und (3) bis zu meinem letzten bis 16 war ich da und dann hab ich eine eigene Wohnung hier in Name einer Großstadt in Deutschland gekriecht, //mhm// (2) und von da aus eigentlich auch hier in Name einer Großstadt in Deutschland gelebt und einige eine Scheiße eigentlich auch durchgemacht schon ((tiefes Einatmen)) (4) bis ich dann halt eben auch hier in der L5 ehm gelandet bin. also damals war das noch die Lohrmannstraße so in (1) direkt an in Bahnhofsnahe (2) so hab ich ja die Helena und ehm die anderen Leute auch kennengelernt (2) da war ich nur zwei Monate und da hab ich (1) daraus eben eine Lehre angefangen (1) zum Krankenpfleger und hab da auch die Agneta kennengelernt ((tiefes Einatmen)) (1) und mit der war ich da in dem auch 13 Jahre zusammen, //mhm// (1) so aktuell (2) @(.)@ sind wir halt in die letzten drei Jahre halt eben getrennt. (4) und ja seitdem bin ich eigentlich hier so zwischen-durch so=eben (1) mal (1) das längste am Stück glaub ich auch wieder dreieinhalb Monate oder so (2).

(Transkript Ben – Z. 7–21)

Ben reagiert auf die Eingangsfrage mit einer Pause von zwei Sekunden, einem „Achso mhm“ (Z. 7), einer weiteren Pause, einem Lachen, einem tiefen Einatmen und abschließend mit einem „okay“ (Z. 7). All das ist Teil der Ratifizierung des Kommunikationsschemas. Es liest sich, als sei er überrascht und zunächst überfordert bzw. verunsichert von meiner Fragestellung. Er präsentiert in der Erzählsequenz ein Leben und einen Wechsel zwischen den Milieus: gesellschaftlich anerkannte Normalität und Krisen, die zur gesellschaftlichen Exklusion führten. Beginnend mit einem schwierigen Start ins Leben, da er mit dem 7. Lebensjahr in ein Heim musste und von dort aus dann zwar in eine eigene Wohnung zog, diese aber wohl nicht halten konnte und viel „Scheiße [...] durchgemacht“ (Z. 12) hat, weshalb er in eine Notschlafstelle und eine Bahnhofsszene gekommen ist. Der Weggang aus der Notschlafstelle, der Beginn einer Krankenpflegeausbildung und die langjährige Beziehung lesen sich als eine Abkehr von den Krisen. Durch die Trennung von seiner Freundin vor drei Jahren änderte sich die Situation aber wieder und er befand sich erneut in der Notschlafstelle und der Wohnungslosigkeit. Außerdem zeigt sich in der Art der Beschreibung, dass er auf der einen Seite offen gegenüber mir als Interviewerin ist, indem er beispielsweise sagt, dass er viel „Scheiße [...] durchgemacht“ (ebd.) hat, auf der anderen Seite listet er seine wichtigen Themen im Leben nur auf und geht nicht ausführlicher auf sie ein. Es zeigt daher seine Handlungsorientierungen in Bezug auf seine Bewältigungspraxis in der Orientierung an einem Wechsel bzw. an Ambivalenzen im Leben zwischen gesellschaftlich anerkannter Normalität sowie Krisen und Exklusion. Es wird ein Muster erkennbar: Orientiert er sich an der anerkannten Normalität, so präsentiert er sich als Gestalter, befindet er sich in einer Krise, beschreibt er sich als handlungsohnmächtig ausgeliefert. Es zeigen sich seine Ambivalenzen in Bezug auf seine Zugehörigkeiten in den jeweiligen Milieus.

Interessant ist auch, wie Ben sein Leben in der Notunterkunft beschreibt, wobei er hier in der folgenden Sequenz seine Zugehörigkeit zum Obdachlosenmilieu präsentiert und dabei gleichzeitig eine Differenzierung und damit auch eine Abgrenzung zu bestimmten Gruppen vornimmt:

na jetzt hier (1) eigentlich nur (1) ja das ist eigentlich ein gutes Haus, die Sozialarbeiter sind gut (1) aber trotzdem fuckt mich das ganze Haus ab, @(.)@ ((tiefes Einatmen)) na viel zu lange hier (2) also viel zu viele Tage und viel zu viele Nächte denn hier verbracht so ist echt heftig. (3) die Menschen teilweise n=paar gute Leute sind dabei die kenn ich auch schon länger, die haben halt eben andere Schicksale so, aber (3) ne durch durch den Freundeskreis, Bekanntenkreis kenn ich die halt eben. //mhm// (2) ja sowas macht es eigentlich schon leichter ansonsten wäre ich gar nicht hier @(.)@ nicht mehr.

(Transkript – Ben Z. 121–129)

Ben steigt in dieser Sequenz in die Beschreibung seiner aktuellen Situation ein, indem er über die Notunterkunft, in der er sich befindet, die Mitarbeiter*innen und die anderen Männer eingeht. Er bewertet die Notunterkunft und seine Mitarbeiter*innen als „gut“ (Z. 122). Dennoch „fuckt [ihn; N.S.] das ganze Haus ab, @(.)@“ (Z. 123), was nicht an der Sache an sich liegt, sondern an ihm und daran, dass er sich bereits „viel zu lange“ (Z. 123) in der Notunterkunft aufhält und dort übernachtet. Er bewertet diese Situation als „echt heftig“ (Z. 125). Ihn erleichtert es, dass er von den Menschen in der Notunterkunft einige kennt. Aus seiner Sicht sind „n=paar gute Leute [...] dabei [...], die haben halt eben andere Schicksale“ (Z. 125f.). Grundsätzlich ordnet er den Menschen in der Notunterkunft ihre „anderen Schicksale“ (Z. 126) zu, denen sie ergeben sind. Der verbindende Faktor der Menschen in der Notunterkunft ist demnach, dass sie alle Schicksale haben. Gleichzeitig grenzt er sich von den Menschen in der Notunterkunft ab, da ihre jeweiligen Schicksale anders sind als seine. Es zeigt sich dadurch seine Zugehörigkeit bei gleichzeitiger Abgrenzung zum Milieu.

Es wird deutlich, dass er mit der Situation unzufrieden ist und dieser stagniert. Es liest sich, als habe er nicht vorgehabt, so lange in der Notunterkunft und der Situation zu bleiben. Kurzfristig sei das in Ordnung, aber nicht für diese lange Zeit mit den selbst von Schicksalen belasteten anderen Menschen. Da er das normale Leben kennt, strebt er danach, dieses wiederzuerlangen, und fühlt sich ihm weiterhin zugehörig. Paradoxerweise möchte er aber keine Änderung seiner Lebenssituation, als ich ihn zum Schluss des Interviews zu seinen Wünschen befrage. Beispielsweise zeigt sich hier im Gegensatz zum Fall Andreas, dass Ben neben der Obdachlosigkeit längere Phasen eines für ihn *normalen Lebens* geführt hat und dadurch ein Streben zurück in die Normalität besteht. Andreas hingegen hat seine Normalitätsstruktur im Leben der Obdachlosigkeit selbst strukturiert und durch Institutionen und Netzwerkinseln organisiert. Das heißt, er bewältigt seine Situation innerhalb der Strukturen der Obdachlosigkeit. Ben hingegen ist festgefahren innerhalb des Systems Obdachlosigkeit, Notunterkunft und Techno- und Drogenzene und strebt nach seiner Normalitätskonstruktion, die er mit Familie (Frau und

Kinder) und Beruf verbindet. Durch die Abgrenzung zu den anderen Obdachlosen in der Notunterkunft bestätigt sich dieses Bild. Er kann diese Situation nur durch seine euphemistische Bewältigungspraxis aushalten und hält sie damit gleichzeitig aufrecht. Ben findet demnach keine haltgebende Struktur innerhalb des Systems der Obdachlosigkeit und orientiert sich daher nach außen, am normalen Leben. Dies wird daran deutlich, dass er sich von dem Leben in Obdachlosigkeit abgrenzt.

Die folgende Sequenz verdeutlicht das Leben im Spannungsverhältnis von gesellschaftlichen Normalitätskonstruktionen und dem Obdachlosen- und Drogenmilieu. Es wird anhand der nächsten Textstelle exemplifiziert, wie sich dieses Spannungsverhältnis auf die Bewältigungspraxis auswirkt, d. h. im Streben nach oben und in der Abgrenzung nach unten. In dieser Sequenz dokumentieren sich darüber hinaus eine selbstkonstruierte bzw. imaginierte Handlungsmacht und Selbstbestimmung, welche in der Interpretation der Textstelle unter Typ III dargestellt wird.

Zwischen den Milieus

@(.)@ (2) meine Mutter ist Psychologin, hat selber gekifft und mit 13 14 hab ich der damals so zum ersten Mal als Kollegen halt eben geraucht haben und ich wusste das für Materialien waren hab ichs meiner Mutter geklaut //mhm// und habs dann halt eben selber ausprobiert. //mhm// so daran so bin ich an Cannabis gekommen und von da an an Neugier, was machen andere Drogen. ja das fing an so mit 15 16 17 hab ich dann so meine Phase gehabt, (1) wo ich neugierig war //mhm// jetzt kenn ichs, jetzt weiß ich was ich für Drogen mage mag //mhm// und konsumier die halt eben gelegentlich ne. ((tiefes Einatmen)) so aber (3) auch nur gelegentlich momentan n bisschen viel, aber (3) bei mir sind es eigentlich keine hard drugs so wie Heroin und Kokain oder sonst irgendwas bei mir sind es einfach nur mh Partydrogen (1) Ecstasy, Amphetamine LSD //mhm// (2) so hauptsächlich Cannabis. (2) so die an die chemischen Drogen so Wochenende jedes 2. 3. //mhm// (3) je nach Lust, Bock, Laune (3) aber hauptsächlich Cannabis ja. (6) also ganze verkacken weißte mit den hard drugs abhängig werden will ich nicht, //mhm// so ich will da meinen Spaß mit haben, den hab ich momentan noch (2) und ich hab keinen Bock irgendeine Drogen hinterherzujagen, weil ich sie irgendwie brauche oder unbedingt will //mhm//.

(Transkript Ben – Z. 161–177)

Ben beschreibt in diesem Erzählabschnitt einen typischen Weg (Drogenkarriere), wie man sich an Drogen herantastet, von den weichen zu den harten Drogen, und grenzt sich dabei von sogenannten Junkies ab, die aus seiner Perspektive nichts mehr im Sinn haben, außer ihre Drogen zu beschaffen. Er nimmt die chemischen Drogen nur zum Spaß, d. h. zum Feiern, und konsumiert vornehmlich nur Cannabis, was sich aus seiner Erzählung heraus als legitim darstellt: als würde er von diesen Drogen nicht abhängig sein und müsste sich diese nicht immer besorgen. Dies widerspricht dem Eingang des Erzählabschnitts: „konsumier die halt gelegentlich ne. ((tiefes Einatmen)) so aber (3) auch nur gelegentlich momentan ein bisschen viel, aber bei mir sind es eigentlich keine hard drugs so“ (Z. 167f.).

Insgesamt nimmt Ben eine Abgrenzung und Positionierung im Obdachlosenmilieu vor, was sich dieses Mal auf die Drogenszene bezieht. Die Abgrenzung erfolgt, indem er beschreibt nicht so abhängig zu sein, d. h., dass er im Gegensatz zu den Junkies alles unter Kontrolle hat. Es findet damit eine Beschönigung der eigentlichen Situation statt, die wiederum auf seine euphemisierende Bewältigungspraxis innerhalb der Obdachlosenszene verweist (Partydrogen, die gesellschaftlich eher anerkannt sind, anstatt harter Drogen, obdachlos, kennt jedoch das normale Leben, hat Frau und Kinder und ist gescheitert, hat aber noch Kontakt zu seinen Kindern, Bildungsfamilie, aber Heim). Die Abgrenzung, das Ins-Verhältnis-Setzen und die Hierarchisierung bestimmter Lebenszusammenhänge unterstützen seine euphemisierende Bewältigungspraxis in Ausrichtung auf eine Normalität. Damit eröffnet er eine dritte Schicht, indem er sich als Teil der Obdachlosen- und Drogenszene und als Teil der normalen Gesellschaft begreift, wobei er sich in beiden partiell aufhält und keiner vollständig zugehörig ist. Das bedeutet:

- **Schicht I:** straight (ist im Kontext seiner biographischen Erzählung eine Chiffre für gesellschaftlich normale/normierte Lebensgestaltung) und Teil der Gesellschaft, normales Leben ohne Abweichungen.
- **Schicht II:** ein Dazwischen (Ben): Teil der Obdachlosen- und Drogenszene und Teil der normalen Gesellschaft, wobei sich in beiden partiell aufgehhalten wird und man keiner vollständig zugehörig ist.
- **Schicht III:** nicht straight, harte Drogen, keine Erfahrungen in einem normalen Leben, nicht der Gesellschaft zugehörig, sondern Teil der Obdachlosen- und Drogenszene.

Ben verortet sich in der zweiten Schicht, d. h., er praktiziert aus seiner Perspektive partielle gesellschaftliche Zugehörigkeit und Anerkennung innerhalb seiner Obdachlosen- und Drogenszene (Exklusion). Er ist gleichzeitig in der Paradoxie gefangen. Die Gesellschaft wird von Ben hierarchisch strukturiert, indem die Schichten der Normalen und der Randständigen präsentiert und verhandelt werden, die durch partielle Abgrenzung und Zugehörigkeiten seine Position bestimmen. Ben möchte sich in der Art und Weise, wie er sich darstellt, von der Schicht der Randständigen abgrenzen und geht davon aus, dass er oberflächlich dieser zugehörig erscheint. Er baut seine Biographie und seine Erzählung so auf, dass man ihn aus biographischer Perspektive von den stark Randständigen abgrenzen kann und er Lebensphasen hatte, in denen er sich der Schicht der Allgemeinbevölkerung zuordnet. Aktuell bewegt er sich demnach dazwischen, aber stets mit der Orientierung an einem normalen Leben, wodurch er eine Legitimationspraxis seiner momentanen Lebenssituation vollzieht, die durch eine euphemisierende Bewältigungspraxis ergänzt wird, um sich auch in der aktuellen, eher randständigen Situation mehr der Allgemeinbevölkerung zugehörig zu fühlen und deshalb seine Randständigkeit zu beschönigen.

Beispielsweise nimmt er die Unterscheidung der Drogen vor: Chemische Partydrogen werden gerne als Gelegenheitsdrogen von der für normal anerkannten

Gesellschaft konsumiert, um Spaß zu haben, ihr wird jedoch eine Suchtmittelabhängigkeit nicht unterstellt. Dieses Verhalten überträgt er auf sich, um seinen Konsum und seine Situation zu legitimieren und der Gesellschaft zugehörig zu sein.

Eine ähnliche Art und Weise der Bewältigungspraxis zeigt auch in folgender Sequenz von Matthias, wobei erneut zentraler Bezugspunkt das Verhandeln von Zugehörigkeiten zum Obdachlosenmilieu und zur Gesellschaft im Kontext gesellschaftlicher Strukturen und Erwartungen ist.

Zugehörigkeit zum Obdachlosenmilieu mit dem Streben nach gesellschaftlich angepasstem Verhalten

Ja, (1) man ist da eigentlich so eingebunden in so ne, sag ich jetzt mal, auch in so ner Gemeinschaft, sag ich jetzt mal, auch Leute kennen einen und alles, ne, die haben auch gesagt, so „Matthes, trink nicht so viel“ und alles, ja:, ist immer leichter gesagt als getan, ne? //mhm// (1) sag ich eigentlich auch, ja, ich trink auch mal, zwei drei Tage trink ich nichts, ((Autotür schlägt zu)) //mhm// aber dann hau ich wieder so zu, dass ich nicht mehr weiß, was los ist; (1) hm=ja, wurd ich erste Mal schon hier von der Polizei aufgegriffen und so, ja, lag ich aufer Straße, war total weg gewesen. (3) wache am nächsten Morgen in ner Zelle auf, ich denk so, hui=ja, das war gar nicht so prickelnd, ja, //ja// (1) solche Sachen halt. ja, sag ich „hab ich was kaputt gemacht oder irgendwie“ „nee=nee, ist okay, aber man hat Sie aufer Straße gefunden, //mhm// in Ordnung, ne, aber tu mal wat dagegen“. //mhm// und das hab ich eigentlich bis jetzt, bis heute eigentlich nicht getan. obwohl man ganz normal sich mit mir unterhalten kann ne. //mhm// (2) ich denk mal, jeder Mensch muss wissen, wo er hingehört, //mhm// ne.

(Transkript Matthias – Z. 210–223)

Matthias Erzählung handelt von seiner Alkoholsucht und darüber, wie diese sich in seinem Leben auf der Straße gezeigt hat. Er erzählt nicht, wie es zu der Obdachlosigkeit kam, sondern wie er mit seiner Sucht auf der Straße lebt. Zunächst erzählt er, dass man auf der Straße „eingebunden [ist; N.S.] [...] in so ner Gemeinschaft“ (Z. 210f.), wodurch ihn Menschen auch auf seinen extremen Alkoholkonsum hingewiesen und aufgefordert haben, nicht so viel zu trinken. Er entgegnet, dass es „immer leichter gesagt als getan [ist; N.S.]“ (Z. 212f.) und dass er sich das auch selbst sagt, weniger Alkohol zu konsumieren. Matthias schafft es über einen kurzen Zeitraum (wenige Tage), keinen Alkohol zu sich zu nehmen, daraufhin konsumiert er jedoch extrem viel: „dann hau ich wieder so zu, dass ich nicht mehr weiß, was los ist“ (Z. 215). Nachfolgend erzählt er eine Geschichte, wie er von der Polizei stark alkoholisiert, auf der Straße liegend, aufgegriffen wurde und in die Ausnüchterungszelle kam. Als er verstand, wo er war, „war [das; N.S.] gar nicht so prickelnd“ (Z. 218). Daran schließt er an, dass ihm „solche Sachen halt“ (Z. 218) passiert sind und passieren, was darauf verweist, dass er sich der Sucht handlungs-ohnmächtig ausgeliefert fühlt. Ergänzend erzählt er, wie er mit den Polizisten am Morgen gesprochen und sie gefragt hat, ob er irgendeinen Schaden angerichtet habe. Diese verneinen seine Frage, empfehlen ihm aber, dass er etwas gegen seine

Alkoholsucht tun sollte. Daran schließt er seine Konklusion an, dass er bis zum Tag des Interviews dem Hinweis nicht gefolgt ist. Dass er nichts gegen seine Alkoholsucht tut, legitimiert und relativiert er mir und sich selbst gegenüber durch seinen positiven Zuspruch, dass man sich „ganz normal [...] [mit ihm; N.S.] unterhalten kann“ (Z. 221f.). Mit dieser Aussage grenzt er sich innerhalb des Milieus von anderen Süchtigen ab, mit denen man sich aufgrund ihres extremen Konsums nie unterhalten kann, und orientiert sich an der nicht konsumierenden Gesellschaft: Wie diese kann er normal (nüchtern) kommunizieren. Dem vorherigen Beleg fügt er abschließend hinzu: „ich denk mal, jeder Mensch muss wissen wo er hingehört“ (Z. 223). Dadurch verdeutlicht er, dass er sich seiner Situation ergeben hat und sich sein Schicksal zuschreibt, dem Obdachlosenmilieu zugehörig und alkoholabhängig zu sein. Außerdem greift er damit seine einführenden Worte des Erzählsegments nochmal auf und führt sie in einer Konklusion zusammen, indem er sagt, dass er auf der Straße „eingebunden [...] in so ner Gemeinschaft“ (Z. 210f.) lebt. Er zählt sich dem Milieu auf der Straße, dem Milieu der Obdachlosen zugehörig und lässt keinerlei Bestrebungen erkennen, selbst an der Situation etwas ändern zu wollen. Er verdeutlicht hier kommunikativ, aber auch durch seinen Modus Operandi, dass er trotz der Exklusion als Obdachloser ein Zugehörigkeitsempfinden hat, welches er seinem Milieu zuspricht. Die Aussage, dass jeder Mensch wissen muss, wo er hingehört, liest sich auf kommunikativer Ebene wie eine Common-Sense-Theorie der Szene, welche er wiedergibt und an der er sich orientiert. Hier zeigt sich demnach die Orientierung an der Zugehörigkeit zum Obdachlosenmilieu.

Zudem verweist er durch diese allgemein alltagstheoretische Aussage auf ein konjunktives Wissen Obdachloser, die ein Zugehörigkeitsempfinden haben und dieses über ein kollektives Konzept der Zugehörigkeit praktizieren. Es findet ein Verhandeln von Zugehörigkeit in Hinblick auf die Norm, die Common Sense-Theorie, *es gibt einen Ort, dem man zugehörig ist* (Heimat, Zugehörigkeit), statt. In dem Erleben von Obdachlosigkeit wird verhandelt, wie man mit dieser Alltagstheorie umzugehen hat bzw. wie diese praktiziert wird.

Das Verhandeln von Zugehörigkeit im Kontext gesellschaftlicher Normen und Normalitäten weist demnach verschiedene Praxen auf, welche eine Bewältigung der existenziellen Lebenssituation ermöglichen:

1. Es wird sich selbst gesagt, jeder Mensch weiß, wo er hingehört. Man ist dem Obdachlosenmilieu zugehörig und fühlt sich dem Schicksal ergeben. Das wird positiv bewertet, wodurch Gemeinschaft und Zugehörigkeit gelebt werden.
2. Innerhalb des Obdachlosenmilieus grenzt man sich bei gleichzeitiger Orientierung an der gesellschaftlichen Norm ab, indem man andere Obdachlose als noch süchtiger, krimineller etc. beschreibt.

Unter Einbezug anderer Textstellen findet Matthias seine Situation einerseits *okay* und *in Ordnung* und orientiert sich an seiner Zugehörigkeit zum Obdachlosenmilieu und andererseits orientiert er sich an den Normalitätsvorstellungen der Gesellschaft und erzählt von seiner Arbeit, seinen Beziehungen, seiner Wohnung und

sich als friedlichem Bürger. Die Zugehörigkeit zur anerkannten Normalgesellschaft endete für ihn vor zehn Jahren; seitdem hat er sich in seiner neuen Lebenssituation eingelebt und fühlt sich daher nun dem Obdachlosenmilieu zugehörig.

Dies stellt die Überleitung zu den folgenden Interviewszenen her, in denen sich eine Orientierung an Zugehörigkeit und Anerkennung auf milieuspezifischer (vornehmlich Obdachlosen- und Drogenmilieu) Ebene zeigt. Diese Orientierung ist als Bewältigungspraxis in der Lebenssituation zu begreifen.

Leben im Männerwohnheim

dann=eh (1) in in in ein Männer- eh Männerhaus auf der Jägerstraße //mhm// bin ich hingekommen, (1) also da sind viele so junge (1) M-Mä-Männer, die mit sechzehn, siebzehn //mhm// von zuhause raus sind //mhm// ja und da war ich halt, also zwei Jahre war ich da am (1) war da, ist da mein Z- eh mein Zimmer gehabt, mit jemand eh=eh jemand geteilt.

(Transkript Andreas – Z. 22–26)

Andreas ist von seinen Eltern direkt in ein Männerwohnheim gezogen und hat dort die nächsten zwei Jahre, bis zu seinem 18. Lebensjahr, gelebt. Er ist dort „hingekommen“ (Z. 23) wie auch viele andere junge Männer in seinem Alter, weil sie zuhause „raus sind“ (Z. 24f.). Die Formulierung *hingekommen* verweist darauf, dass er daran nicht aktiv beteiligt war, sondern einen Ort gesucht hat, an dem er leben konnte. Es handelt sich um eine neutrale Beschreibung seiner Erinnerungen aus dem Männerwohnheim. Für ihn, genauso wie für „viele so junge [...] Männer“ (Z. 23f.), war das Männerhaus ein Ort, wo sie unterkommen konnten, nachdem sie aus ihrem eigentlichen Zuhause *raus sind*. Hier zeigt sich eine gewisse Normalität in seiner Beschreibung: Nicht nur ihm ist es so ergangen, sondern er teilt seine Situation mit anderen jungen Männern, die dort gemeinschaftlich leben. Im Heim muss er sich das Zimmer mit einem Zimmergenossen teilen. Er hatte somit ab dem Moment seines Auszugs aus dem Elternhaus keine Privatsphäre mehr bzw. musste sich ein Zimmer mit einer zunächst fremden Person teilen. Er erzählt sie so, als hätte ihn diese Situation nicht gestört. Zugleich sagt er auch nicht, dass es für ihn besonders positiv war, mit einem anderen Jugendlichen ein Zimmer zu teilen. Vielmehr beschreibt er es als eine normale Situation in seinem Leben: „da mein [...] Zimmer gehabt, mit jemand [...] geteilt“ (Z. 25f.). Es wird in dieser Sequenz eine kombinierte Handlungs- und Bewältigungspraxis deutlich, indem er sich der Situation und der Einrichtung widerspruchlos anpasst und sich an der Gemeinschaft und Zugehörigkeit im Männerwohnheim, d. h. an gleichgesinnten Männern, orientiert. Die folgende Erzählsequenz verdeutlicht, dass sich Andreas' Praxis, sich den Gegebenheiten und Situationen anzupassen und sich diesen zugehörig zu fühlen, auch im Erwachsenenalter weiter fortsetzt. Er fühlt sich nicht nur zugehörig, sondern verstärkt diese Zugehörigkeit durch eine aktive Partizipation in den verschiedenen Situationen.

Verschiedene berufliche Tätigkeiten, Rollen und Zugehörigkeiten

und hab dann eh hab auch eh viel eh zwischenzeitlich in (1) verschiedenen Firmen, eh also Firmen gearbeitet. //mhm// und=eh (2) jetzt=eh arbeite ich schon seit 13 Jahren (1) eh halt Woche- Wochenende eh=eh selber in einer Kneipe, //mhm// (2) eh quasi ich bin, gehöre schon quasi quasi zur Familie, ne, die die Kneipe gehören. //mhm// Eh ich mach da halt eh Zapfen und eh wat nit alles und //mhm// (1) ja und hier bin ich zum Beispiel eh (1) auch jetzt schon seit nem Jahr und bin zweiter Hausmeister und (1) arbeite hier von Montag bis Freitag, mach ich morgens früh hier //mhm// alles sauber. also vom Putzen bis ((tiefes Einatmen)) (1) Wäsche waschen, ja.
(Transkript Andreas – Z. 29–37)

Andreas schildert, dass er von Zeit zu Zeit in „verschiedenen Firmen“ (Z. 30) tätig war; in welchen Firmen oder welche Funktion er ausübte, beschreibt er nicht. Im Anschluss vollzieht er einen zeitlichen Sprung und blickt von heute auf die letzten ca. 13 Jahre zurück. Andreas erzählt, dass er „selber“ (Z. 32) seit 13 Jahren an den Wochenenden in einer Kneipe arbeitet und dort alle Aufgaben, die anfallen, wie beispielsweise Bier zapfen, übernimmt. Er sagt, dass er „quasi zur Familie“ (Z. 33) gehört. Er betont seine Fähigkeiten und legt dar, dass er in der Kneipe alle relevanten Aufgaben übernehmen kann. Darüber hinaus nutzt er erneut das Wort *quasi*, welches er auch zuvor im Interview nutzte, um sein Hineinkommen in die Technozene zu beschreiben; Gleiches gilt für die Kneipe, in der er *quasi zur Familie* gehört. Es liest sich, als würde er nicht wirklich der Familie zugehören, aber trotzdem eine Art Familienangehöriger sein, weil er schon so lange dort arbeitet. Die Orientierung an Gemeinschaft bzw. die Orientierung an Zugehörigkeit wird deutlich, indem er sich der Kneipen-Gesellschaft, den Mitarbeiter*innen und Kund*innen in der Kneipe, zugehörig fühlt bzw. sich als Teil der Gemeinschaft/Kneipen-Familie verortet. In der Notschlafstelle, in der er seit ca. zehn Jahren nächtigt, übernimmt er auch seit einem Jahr Aufgaben für die Gemeinschaft und fungiert dort unter der Woche als „zweiter Hausmeister“ (Z. 35). Auch hier setzt er einen Dienst für die Gemeinschaft um, ist Teil einer Gemeinschaft und fast schon eine Art Mitarbeiter in der Notschlafstelle. Genauso ist er auch hier nur der *zweite Hausmeister*; an dieser Stelle hätte er auch erzählen können, dass er *quasi der Hausmeister* der Einrichtung ist. Insgesamt beschreibt er seine Normalität, sein geregeltes Leben, seinen Alltag, seine Zugehörigkeiten und Gemeinschaften, in denen er sich aufhält und Teil des Ganzen ist, indem er für die Gemeinschaft wichtige Aufgaben übernimmt. Er präsentiert sich als nützliches Mitglied der Gemeinschaft trotz Obdachlosigkeit. Ein negativer Vergleichshorizont wären die Vorurteile gegenüber Obdachlosen: Er bringe keinen Nutzen für die Gemeinschaft, sei ‚arbeits scheu‘ und für die Gemeinschaft ‚überflüssig‘. Er präsentiert hingegen ein gegensätzliches Bild, welches diesen Vorurteilen gegenüber Obdachlosen widerspricht.

In seiner Orientierung an gemeinschaftlicher Zugehörigkeit durch Aufgabenübernahme bewältigt er die Situation der Obdachlosigkeit, und er gibt sich eine Sinnhaftigkeit für sein Leben. Auch die anschließende Interviewszene präsentiert das Streben nach Zugehörigkeit obdachloser Menschen, wobei Andreas verdeut-

licht, wie er sich in der Obdachlosigkeit durch seine Zugehörigkeiten zu verschiedenen Gemeinschaften und Milieus eingerichtet hat und diese durch den Bezug einer Wohnung nicht verlieren möchte.

**Obdachlosigkeit – Zugehörigkeit zum Obdachlosenmilieu und zu Gemeinschaften;
Ziel: nicht zuhause vereinsamen**

Andreas: ja (1) ich bin jetzt obdachlos bin ich jetzt ungefähr ((atmet laut)) zehn Jahre jetzt (1) //mhm// ja //mhm// und das ist auch sehr schwer, eh=eh ne eigene Wohnung zu finden oder sonst was. //mhm// ja. (1) ich fühl mich halt hier wohl jetzt mittlerweile, wenn man ja, wenn man schon ziemlich lange hier ist und ich bin einer von den längsten Leuten, die hier schon (1) schon wohnen, schon fast, vielleicht schon zehn Jahre jetzt ungefähr. [...] Hm=ja. ((atmet laut)) ja, ich fühl mich halt hier wohl, //mhm// morgens raus, abends wieder rein, //mhm// weil ich bin kein Mensch eh der eh, der eh (1) gerne zuhause alleine ist oder so, ich bin immer lieber gerne unter Menschen. das war vorher schon so, ne, und das ist heute auch noch so. //mhm// (1) ja.

I: Kann ich verstehen.

Andreas: Ja, ((atmet laut)) weil zuhause, wenn ich alleine bin, ist es zu langweilig, da kommt mir die Decke aufn Kopf. eh und (1) der ganze Tag zuhause Fensehr gucken oder sonst wat, kann ich nicht, oder im Bett liegen oder so, //mhm// geht nit, ich muss immer in Bewegung bleiben, ja ne. ((atmet laut)).

(Transkript Andreas – Z. 37 – 52)

Andreas erzählt, dass er seit ca. zehn Jahren obdachlos und dieser Zustand „sehr schwer“ (Z. 39) ist, darunter fällt auch die Suche nach einer eigenen Wohnung. Er fühlt sich wohl in der Notunterkunft und bezeichnet den dortigen Aufenthalt als „wohnen“ (Z. 42). Er nächtigt in der einen Notunterkunft bereits seit ca. zehn Jahren und ist damit einer der Personen, die am längsten dort unterkommen ist, wodurch er sich eine besondere Rolle in der Notunterkunft zuschreibt. Da er schon lange in der gleichen Notunterkunft *wohnt*, hat er sich mit seiner Lebenssituation und der Notunterkunft im letzten Jahrzehnt eingerichtet. Dass er dort *wohnt*, verweist darauf, dass er die Notunterkunft, die eigentlich als kurzfristige, humanitäre Hilfe angedacht ist, als *Wohnen* und als sein Zuhause betrachtet. Obwohl eine solche Notunterkunft i. d. R. nur in einer Notsituation aufgesucht wird, befindet er sich seit „ungefähr“ (Z. 38) zehn Jahren in dieser Notsituation, die für ihn Normalität geworden ist.

Andreas führt seine Argumentation fort und erzählt, dass er sich in der Notunterkunft „halt [...] wohl“ (Z. 44) fühlt. Er findet es gut, dass er morgens das Haus verlassen muss und abends wieder zurückkann. Dies begründet er damit, dass er nicht gerne allein ist, d. h., dass er lieber Menschen um sich hat. Dieses Gefühl, nicht allein sein zu wollen, und die Suche nach Nähe und Gemeinschaft hat er immer schon so empfunden: „das war vorher schon so, ne, und das ist heute auch noch so“ (Z. 46f.). An dieser Stelle markiert Andreas ein Zeitfenster: Er war vor der Obdachlosigkeit bereits nicht gerne allein, an diesem Gefühl hat sich über die Jahre hinweg nichts geändert. Dabei bestätige ich sein Erzähltes mit „kann ich ver-

stehen“ (Z. 48) und mache damit eine andere Ebene auf, indem ich meine normativen Grundwerte an sein beschriebenes Verhalten lege. Er lässt sich von meiner Bestätigung nicht irritieren; er geht darauf nicht ein und erzählt einfach weiter.

Für ihn bedeutet zuhause zu sein, dass er „alleine“ (Z. 49) ist, dass ihm „langweilig“ (Z. 49) ist, ihm die „Decke aufn Kopf“ (Z. 50) fällt und er den Tag damit verbringt, TV zu schauen oder „im Bett [zu; N.S.] liegen“ (Z. 51). Dieser Zustand ist nichts für ihn, er möchte lieber „immer in Bewegung bleiben“ (Z. 52). Zusammengefasst nimmt er an, dass für ihn ein eigenes Zuhause nichts wäre, und schließt für sich ein theoretisches Konzept des eigenen Wohnens aus seinem Erfahrungswissen aus; für ihn passt dieses Normalitätsmodell des Wohnens nicht. Dies verweist auf eine Bewältigungspraxis, da er eine Wohnung, ein Zuhause für sich allein, als eine unerreichbare und unvorstellbare Situation bewertet, in der er sich letztlich durch Normalitätsansprüche, welche mit der Art zu wohnen einhergehen würde, nicht wohl fühlt. Daher fällt es ihm in seiner Praxis leichter, eine Wohnung als für ihn nicht geeignet, nicht zu seinem Lebensstil passend zu bewerten und damit sein Leben zwischen Straße, Notunterkunft und verschiedenen Gemeinschaften (Kneipe, Technoszene etc.) zu gestalten. Mit diesem Lebensmodell erfährt er Zugehörigkeit und Akzeptanz und sieht darin einen Sinn für sein Leben: Er hat Anteil an der Gemeinschaft und vereinsamt nicht in einer eigenen Wohnung. Abschließend wird eine letzte Sequenz von Andreas angeführt, welche seine differenzierten Zugehörigkeiten verdeutlicht und darin eine Bewältigungsform der Obdachlosigkeit aufzeigt.

Zugehörigkeiten über Einrichtungen, Gemeinschaften, Institutionen und Milieus

I: Gibts denn da Menschen, die da für Sie (1) sozusagen, wo Sie länger das Leben, Ihr Leben lang begleitet haben? Also Freunde oder Familie?

Andreas:

↳ Nee=eh, ja gut, ja eh gut, doch, gibt et welche, mit denen ich eh früher eh auch Fußball gespielt habe und auch in=ner in=ner Mannschaft früher, wo ich früher bei Name eines Vereins angefangen hab und anschließend nach Gelb-Grün gegangen bin. So, mit denen hab ich heute noch eh (1) Kontakt, //mhm// also die kommen dann eh kommen dann halt eh zwischendurch mal bei uns in der Kneipe vorbei und (1) wir trinken dann halt mal ne also einen uns so, eh (1) sonst hab ich eigentlich mit mit mit (2) länger=eh mit Leuten, die ich näher kenne eigentlich keinen keinen Kontakt mehr, //mhm// so, und von meinen so Klassenkameraden von früher, die (1) wo ich auch keinen engeren Kontakt mehr habe, weil die sich überall verteilt haben, //mhm// (2) ja //mhm// (3) so und man eh lernt halt auch neue Leute kennen so, und ich bin halt so (1) eh ich geh von meinem Gefühl her, ich sag, ich sag immer, mit dem willst du weiter im Kontakt bleiben oder ist dat (1) wo man sich halt am besten ab- eh abhalten soll, //mhm// ne (3) ((schnauft)) und das sind halt wenig eh Leute, mit denen ich halt (1) so in Kontakt bin, ne (2) so, und mit andern will ich eh will ich eigentlich nichts zu tun haben, //mhm// und hier im Haus sind vielleicht (1) drei, vier Leute, mit denen ich halt Kontakte ha- eh halte, (2) und der Rest (1) ((schlägt auf den Tisch)) //mhm// „Hallo“ oder „Tschüs“, und das war’s, mhm.“

(Transkript Andreas – Z. 444–463)

Ich stelle eine immanente Sachverhaltsnachfrage, ob er noch etwas zu Menschen erzählen kann bzw. ob es Menschen gibt, die ihn sein „Leben lang begleitet haben“ (Z. 445). Hier führe ich beispielsweise Freund*innen und Familie an und setze damit einen bestimmten Fokus. Andreas steigt direkt ein und führt meine Proposition fort. Er verhandelt die Antwort laut, indem er die Frage zuerst verneint und dann doch darauf zu sprechen kommt, dass es Menschen gibt, die er bereits früher kannte und heute auch noch sieht: „Nee=eh, ja gut, ja eh gut, doch, gibt et welche“ (Z. 446f.). Dabei handelt es sich um seine früheren Mannschaftskollegen vom Fußball, die ihn in der Kneipe, in der er arbeitet, besuchen kommen, um gemeinsam etwas zu trinken. Er benennt hier die Mannschaftskameraden von früher aus seiner Jugendzeit, als er noch nicht mit der Obdachlosigkeit und Straffälligkeit konfrontiert war. Es handelt sich hier wohl nicht um Freunde, sondern es liest sich so, als würden sie sowieso in die Kneipe gehen und im Zuge dessen mit ihm „Kontakt“ (Z. 450) haben. Die Freunde von damals kommen ihn in seiner („bei uns in der Kneipe“ (Z. 451)) Kneipe besuchen. Hier verdeutlicht sich erneut seine Zugehörigkeit zur Kneipe und dass seinen alten Freunden bekannt ist, dass er dort an den Wochenenden arbeitet und anzutreffen ist. Seit 13 Jahren arbeitet er in der Kneipe an den Wochenenden. Dieser lange Zeitraum verweist auf seine Beständigkeit, Zuverlässigkeit und Zugehörigkeit.

Weiter führt er aus, wie sein heutiger Umgang mit neuen Bekannten, Freund*innen, Menschen ist, die er kennenlernt, und dass er dabei seinem Gefühl vertraut, ob er mit ihnen engeren Kontakt haben möchte oder nicht. Es sind nicht viele Menschen, mit denen er Kontakt haben will: „mit anderen will ich eh will ich eigentlich nichts zu tun haben“ (Z. 460). An dieser Stelle zeigt sich eine Differenzierung, wie er mit Zugehörigkeiten und dem Kennenlernen von anderen Menschen umgeht. Er nimmt eine Differenzierung vor, mit wem er Kontakt haben möchte, bei wem ihm Zugehörigkeit wichtig ist und von wem er lieber Abstand hält. Dies überträgt er auch auf die Notschlafstelle: Dort hat er nur mit drei bis vier Männern Kontakt, mit den anderen Männern pflegt er lediglich höfliche Umgangsformen, indem er sie begrüßt und verabschiedet. Hier zeigt sich wieder eine gewisse Selektivität in Beziehungen, er braucht nicht viele *Leute*. Andreas hat eine genaue Vorstellung davon, wer oder was für ihn einen Nutzen (verschiedene Orte, Gemeinschaften, Einrichtungen, Organisationen, Rahmungen bzw. Zugehörigkeiten (JVA, Kneipe, Notschlafstelle, Party- und Drogenszene)) bzw. keinen Nutzen hat. In der gesamten Erzählsequenz verwendet er nicht die Formulierung Freund*innen oder Familie, sondern es handelt sich bei ihm immer um *Kontakte* oder *Leute*, was darauf verweist, dass er zwar Kontakte zu Einzelnen pflegt, ihm diese aber auch nur im Rahmen von strukturellen Einheiten wie der Kneipe oder der Notschlafstelle begegnen und nur dort wichtig sind, ohne eine feste Bindung zu den Personen zu haben. Er sucht sich den institutionellen und sozialen Rahmen, in dem er sich zugehörig fühlt, diesem passt er sich an und innerhalb diesem differenziert er seine Kontakte und Zugehörigkeiten. Seine festen Bindungen stellen daher die Institutionen, Organisationen, Einrichtungen und Gemeinschaften (Kneipe,

Notschlafstelle) dar, die dafür genutzt werden, die Einsamkeit und Langeweile zu überwinden und eine Rolle/Aufgabe innerhalb dieser zu übernehmen.

Auch Matthias verhandelt seine Zugehörigkeit zum Obdachlosenmilieu, die er aber nur so lange für sich in Betracht zieht, wie sie in einer geselligen und friedlichen Art für ihn zu erleben ist:

und hier die Klientel in Name einer Großstadt in Deutschland, die man so kennt, ne, ja, (1) sind alles eigentlich Straßenbekanntschaften, //mhm// mehr nicht, ne? mit denen man mal trinkt und (1) okay. (4) ja, wenn nicht grade einer ausrastet oder so, dann ver(1)piesel ich mich auch ganz schnell, //mhm// dann sag ich so, „weil ich will nich in so wat reingezogen werden“, ist so. //mhm// (2) war ich eigentlich schon immer n Eigenbrötler, ne, °ist so°. ich hab gedacht so „ja komm, kriegste selber für dich klar und (1) okay“.

(Transkript Matthias – Z. 529–535)

Matthias erzählt, wie er sich in der Obdachlosenszene aktuell verortet, zugehörig fühlt und durch bestimmte Eigenschaften abgrenzt. Er geht auf die Metaebene und richtet seine Perspektive auf die „Klientel“ (Z. 529) der städtischen Obdachlosenszene, die er „so kennt“ (Z. 530). Danach verlässt er direkt wieder diese Ebene und nimmt eine subjektive Perspektive ein, indem er erzählt, dass es für ihn „eigentlich Straßenbekanntschaften [sind; N.S.] [...][,] mit denen man mal trinkt“ (Z. 530f.). Von ihnen grenzt er sich ab und zieht sich zurück, wenn dort Konflikte und Aggressionen auftauchen, da er damit nichts zu tun haben möchte. Er beschreibt sich selbst „schon immer [als; N.S.] n Eigenbrödler“ (Z. 534). Abschließend spricht er sich selbst zu: „ja komm, kriegste selber für dich klar und (1) okay“ (Z. 535). Dadurch zeigt sich seine Legitimation der eigenen Lebenssituation in Form des eigenen (neutralisierenden oder positiven) Zuspruchs.

Hier relativiert er demnach seine vorherige absolute Zugehörigkeit zum Obdachlosenmilieu und grenzt sich von internen Gewalt- und Konfliktsituationen ab, die mit Straftaten einhergehen können. Er fühlt sich zugehörig, so lange er gemeinsam mit den *Straßenbekanntschaften* trinken kann und alles friedlich verläuft. Im Begriff *Straßenbekanntschaften* drückt sich keine absolute Zugehörigkeit aus, sondern eher eine flexible Zugehörigkeit, die entsprechend den angeführten Situationen genutzt wird: Matthias passt sich an oder grenzt sich ab. Hier verhandelt Matthias in seiner Praxis das Thema Zugehörigkeit im Milieu im Kontext gesellschaftlicher Strukturen und Erwartungen, die vorgeben, nicht straffällig zu sein und friedlich miteinander zu leben. Dadurch präsentiert sich Matthias als normalitätsorientierter und gesellschaftskonformer Mensch, der sich der Obdachlosenszene zugehörig fühlt, so lange diese sich seiner Auffassung nach entsprechend verhält. In Matthias Erzählung lässt sich ein stark individualisiertes Verhalten im Obdachlosenmilieu ablesen: Die Szene wird genutzt, so lange sie einem zusagt, man grenzt sich von ihr ab, wenn dies nicht mehr der Fall ist.

Auch in Helens autobiographischer Präsentation wird das Thema Zugehörigkeit zu einem Milieu thematisiert, wobei sie es vor allem in Abgrenzung zur anerkannten Normalgesellschaft darstellt.

Zugehörigkeit zum Milieu unterhalb der anerkannten Normalgesellschaft

Sie schaffen das nicht mehr wirklich, also dann hab ich dann gekrabbelt, en Job gesucht, immer wieder, ja, dann musst ich auch teilweise, was heißt, musst ich? ich hab dann (1) schwarzgearbeitet, bin dann auch (1) prompt erwischt worden, weil wie die Kleinen das eben so machen, die kleinen Strampler, ne, ((holt tief Luft)) ja, dann hatt ich die Strafe draufgekrickt, (1) ((schnalzt)) ja, das dann auch sein gelassen.

(Transkript Helen – Z. 30–36)

Helen nimmt das Thema Arbeit in den Blick und bezeichnet Personen wie sich als „kleine[n] Strampler“ (Z. 34). Hier wird ihre Assimilation an der und Zugehörigkeit zu der Gruppe von Menschen deutlich, die unterhalb der anerkannten Normalgesellschaft stehen, indem sie sich zu den *kleinen Straplern* zählt. Sie macht nicht viel und nichts extrem Illegales, versucht nur irgendwie zu arbeiten und zu überleben, sich über Wasser zu halten. Ihre Erzählweise klingt sarkastisch und zeugt von einem sarkastischen Fatalismus in der ausweglosen Lebenssituation, indem sie als Mitglied der Gruppe der *kleinen Strampler* „prompt“ (Z. 33) beim Schwarzarbeiten erwischt wurde. Im Umkehrschluss sagt sie damit, dass es denjenigen, denen es in der Gesellschaft bereits gut geht, nicht passieren würde, bei solchen kleinen Delikten erwischt zu werden. Das ist das Schicksal der kleinen Strampler und bedeutet den weiteren Sog nach unten und an den Rand der Gesellschaft, wodurch weiterhin kein Hineinkommen in die Gesellschaft möglich ist. Am Ende, um in ihrem Sinnbild zu bleiben, hat sie gestrampelt und „gekrabbel“ (Z. 32), konnte aber nichts erreichen. Sie erhielt lediglich ihre Strafanzeige wegen Steuerhinterziehung und befand sich somit weiterhin in ihrer Lebenssituation, ihrem Schicksal ergeben, und hatte keine Handlungsmöglichkeiten, da sie der Gruppe außerhalb der Gesellschaft zugehörig ist. Es dokumentiert sich ihre Orientierung und Assimilation an das konjunktive Erleben und die gemeinsame Erfahrung marginalisierter Gruppen. Nachdem sie ihre Strafe für die Schwarzarbeit erhalten hatte, hat sie auch nie wieder schwarzgearbeitet. Helen befindet sich in einem stetigen Identitätskampf, der sich zwischen milieuspezifischer (exkludierter/marginalisierter Gruppen) Zugehörigkeit und Gesellschaftsfähigkeit bewegt. In der anschließenden Sequenz verdeutlicht Helen die Zugehörigkeit zum Milieu bzw., um in ihrer Art der Formulierung zu bleiben, zur Unterschicht und verortet dies biographisch in ihrer Jugend.

ja, dann war ich halt mit vierzehn, fünfzehn war ich im Jugendarrest, (1) ((holt tief Luft)) (1) Name einer Stadt in Deutschland mit einem Fluss, (1) mhm, (1) Klapppritsche. (1) ja, dieses (1) wie Se sich wehren gegen irgendein System, macht dann den Charakter aus ((atmet)) und somit (1) sind Sie auch für diese, ich=ich nenn die heute sogenannte Normale, ((schnieft)) eh wobei, wat macht man ans normal fest, ne? (2) in (1) mittlere Gesellschaftsschicht, nenn ichs. //mhm// (1) kein Reinkommen mehr. //mhm// überhaupt kein Boden fassen. ((atmet)) wie wollen Se denn dann krabbeln? (1) irgendwann kapitulieren se und denken „ja gut, dann bleib ich eben unten, da werd ich verstanden“; //mhm// was auch Scheiße is irgendwo, aber (1) ne, und wofür denn bitteschön mein (1) mein Wortschatz ändern? Wofür bitteschön (1) die

Sprache (1) ändern? //mhm// hochgestochen werd ich da unten nicht verstanden. (1) also muss ich doch hingehn und muss mich dann senken und muss mich anpassen an// mhm// die sch- (1) ne? //mhm// ja, und schon kütt der Straßenslang, ne? und wenn Se so sprechen, dann (1) sprechen Se noch in der Muttersprache, is ganz vorbei. //°@ (.)@°// (1) es wirkt nicht grade nett, ne? @ (3)@ ne, das is so'n kleines Beispiel, wie sacht man denn als K- in Sprache einer Großstadt in Deutschland für bitteschön? //°@ (.)@°// dä. ((klatscht)) ne? @ (3)@.

(Transkript Helen – Z. 490–507)

Helen erzählt, dass sie aufgrund von Anzeigen eine Zeit lang in Jugendhaft saß. Daran anschließend folgt eine Argumentation zu ihrem Verhalten bzw. zu ihrer Positionierung in der Gesellschaft, welche bereits in ihrer Jugend erfolgte: „wie sie sich wehren gegen irgendein System, macht dann den Charakter aus“ (Z. 492f.) und ermöglicht in die „mittlere Gesellschaftsschicht [...] kein Reinkommen mehr“ (Z. 495f.). Sie selbst hat für sich aktiv entschieden, dass sie diesen Zustand, ihr Schicksal, akzeptiert: „ja gut dann bleib ich eben unten, da werd ich verstanden“ (Z. 497f.). Sie reflektiert und erklärt daraufhin, warum sie nicht versucht, sich zu ändern oder sich an die mittlere Schicht anzupassen, da sie sonst in ihrer zugehörigen unteren Schicht keiner mehr verstehen würde. Sie hatte keine andere Chance, als sich „an die Sch-[eiße]“ (Z. 502) anzupassen. Außerdem betrachtet sie sich als Person, die sich gegen das System auflehnt und dadurch die „Normale[n]“ in der Gesellschaft irritiert. Somit ist eine Zugehörigkeit nicht mehr möglich. Sie präsentiert sich aber als Wissende und Expertin der Unterschicht, als wäre sie sich im Gegensatz zu den anderen der Unterschicht bewusst, was sie tut, und in der Lage, alles zu reflektieren. Sie sieht sich zugleich als Person, die es auch geschafft hätte, sich sprachlich der mittleren Schicht anzupassen, was sie von der ihr zugehörigen Gruppe unterscheidet. Hier sind erneut die fatalistische Orientierung und die Orientierung an einem Drinnen und Draußen bzw. einem Oben und Unten der Gesellschaft erkennbar. Sie ist im unteren Milieu gefangen, demnach liegt eine Orientierung an der Unterschicht vor, der sie durch ihre schicksalhafte Chancenlosigkeit bereits in der Jugend ausgesetzt war. Es zeigt sich folgende Bewältigungspraxis: die Akzeptanz des biographischen Exklusionsprozesses durch die sarkastisch-fatalistische Hinnahme der Chancenlosigkeit und Handlungsohnmacht.

5.1.3 Streben nach Anerkennung im Erleben, berufen zu sein

Die dritte und letzte Verhandlungsdimension des Typs kollektiver Zugehörigkeit und Anerkennung stellt das Streben nach Anerkennung bezüglich des Erlebens, berufen zu sein, dar. Die folgenden Sequenzen aus den autobiographischen Präsentationen geben Aufschluss über eine besondere Bewältigungspraxis Obdachloser, die ihr Erleben und ihre Erfahrung schildern, für eine Aufgabe, eine Mission, im Leben berufen zu sein, und dafür nach Anerkennung auf unterschiedlichen Ebenen streben und letztlich ihre Biographie und Lebenssituation auf diese Weise bewältigen und legitimieren.

In folgender Interviewszene präsentiert sich Paul, indem er Extreme schildert und erklärt, wie er sich aus seiner Opferrolle heraus zu etwas Größerem berufen fühlt, um darüber Zugehörigkeit und Anerkennung herzustellen.

Berufen zur Schriftstellerei oder zum Amoklauf

ich war ja ein schwaches Kind, ich war ja krank so mit Bauch und so ne und de Schule kam ich nicht weiter, immer Prügel gekriecht, bin immer abgehauen ne und so ne. ach ja, peinlich. heute würde ich mir n Maschinenpistole nehmen und reinschießen @(.)@ Quatsch war nur Quatsch. aber wenn man so älter wird n bisschen nach unten schaut was früher passiert war kriecht man schon n Schock ne und da- und damit muss man auch leben ne //mhm//. das ist nicht so einfach damit leben zu müssen ne. und da habe ich natürlich zwei Möglichkeiten gehabt. entweder der Amoklauf oder Schriftsteller zu werden ne. und der und der z- und der der letztgenannte ist schon schwer genug ne. du hast kein Background, du hast kein bürgerliches Knowhow mitbekommen ne (2) also habe ich mir alles mühsam selbst erarbeiten müssen ne, erstmal das Lesen, als solche. da habe ich festgestellt Lesen macht so Spaß wirklich, ich hab ich hab extra so Krieg und Frieden von Tolstoi, 1500 Seiten habe ich in zwei Monaten weg gehabt, also ausgelesen gehabt ne. da war ich 17, war ich grad Ort in Deutschland in Stadt in Deutschland Jugendknast.

(Transkript Paul – Z. 504 – 518)

Paul begibt sich in den Modus der Reflexion, indem er erzählt, dass ihm alles, was er erlebt hat, seine Situation und seine Schwäche, die er geschildert hat, „peinlich“ (Z. 506) sind. Auch dass er sich im Interview als Opfer darstellen muss, wenn er seine Biographie erzählt, ist ihm *peinlich*. Das Adjektiv *peinlich* stellt die Konklusion des Erzählabschnitts gemeinsam mit der Formulierung „[h]eute würde ich mir n Maschinenpistole nehmen und reinschießen @(.)@ Quatsch war nur Quatsch“ (Z. 506f.) dar. Wenn er sich als Opfer sieht, dann sind die Amokläufe Machtfantasien. Diese Gedanken verleihen ihm eine machtvolle Rolle im Geschehen, die Stärke und Männlichkeit integriert. Dies verdeutlicht eine Handlungsorientierung, die auch einen Gegenhorizont darstellt: In seiner Fantasie stellt er einen aktiven, starken, mächtigen und männlichen Akteur (Amoklauf, Waffen) dar (Gegenhorizont zur aktiven Annahme der Opferrolle (in anderer Sequenz der autobiographischen Erzählung)). Insgesamt bewegt er sich beim Erzählen in Extremen; so stellt er sich als größtes Opfer dar, seine Lösung für diesen Missstand ist ein Amoklauf. Hier wird er in seiner Fantasie zum Täter.

Paul reflektiert weiter sein Erlebtes und erzählt, dass es schockierend und nicht leicht sei, damit zu leben. Er verwendet hier eine interessante Formulierung: Er sagt nicht, dass er zurückschaut, sondern: „wenn man so älter wird n bisschen nach unten schaut was früher passiert ist“ (Z. 508). Es liest sich, als würde er sich „unten“ (ebd.) sehen, wenn er sein Leben reflektiert. Aufgrund seiner Vergangenheit hatte er zwei Optionen: „Amoklauf oder Schriftsteller“ (Z. 511). In dieser kontrastierenden Gegenüberstellung zeigt sich die Orientierung an Extremen. Amoklauf bedeutet auch, dass er andere mit in sein Schicksal hineinzieht bzw. er

seinem Leben einen Sinn verleihen und bekannt und anerkannt werden möchte. Das kann er als Amokläufer, aber auch als Schriftsteller. Dadurch zeigt sich die Handlungsorientierung, dem Leben aktiv einen Sinn zu verleihen und familiäre und gesellschaftliche Anerkennung zu erhalten. Dieser Wunsch und sein Streben nach Anerkennung und Zugehörigkeit finden sich in seiner biographischen Darstellung bereits in der Kindheit (bspw. in Form der beschriebenen „Anerkennungskriege“ (Z. 61)). Es wird ein Kampf um die eigene Identität deutlich, d. h., jemand sein zu können, der eine Bedeutung hat und zu etwas Größerem berufen ist. Er hat sich für die Schriftstellerei entschieden, was nicht leicht war ohne Unterstützung und fehlende Bildung: „kein Background, kein bürgerliches Knowhow mitbekommen“ (Z. 513). Lesen und Schreiben hat er sich selbst im Jugendknast beigebracht. Beispielsweise hat er „Krieg und Frieden von Tolstoi“ (Z. 515) gelesen. Hier werden wieder die schicksalhafte Lebensfügung und die hilflose Opferrolle deutlich, da er keine Chance auf ein besseres Leben hatte, weil er in eine ungebildete, nicht bürgerliche Familie hineingeboren wurde. Gleichzeitig zeigt er sich durch den Gegenhorizont als aktiver Akteur seines Lebens, indem er sich das Lesen und Schreiben selbst beigebracht hat und versucht, seine Situation zu verbessern und dem gebildeten Bürgertum anzugehören. Dass er *Krieg und Frieden* gelesen hat, verweist wieder auf die extreme Darstellungsweise und das Streben nach Anerkennung (viele Seiten, starker, mächtiger Titel). Es wird hier eine Bewältigungspraxis in einem Spannungsverhältnis deutlich: Paul hält beim Erzählen seiner Lebensgeschichte einerseits seine Situation vor sich selbst aufrecht, indem er sich als Opfer sieht und präsentiert. Andererseits ist er trotz seiner misslichen Lage auf der Suche nach gesellschaftlicher und familiärer Zugehörigkeit und Anerkennung. Er bewegt sich demnach zwischen Opferrolle (nicht gesehen und nicht gehört werden) und Kämpferrolle um die eigene Identität, Zugehörigkeit und Anerkennung.

Interessant ist auch, wie Sven in seiner autobiographischen Erzählung sich zu einer Art Superhelden berufen fühlt und damit nach Anerkennung strebt und seine objektiven Krisen in der Biographie sowie seine aktuelle Situation legitimiert. Die Erfahrung, ein Buch zu veröffentlichen und darüber gesellschaftliche Anerkennung zu erfahren, stellt auch bei Sven einen zentralen Bezugspunkt dar.

Wanderschaft und Autor sein; Menschen „bewegt“ (Z. 276) und gerettet – nicht jedem ist zu helfen

I: Haben Sie denn, Sie haben jetzt erzählt Sie haben eine Ausbildung gemacht?

Sven: Richtig.

I: Können Sie da, zu der Zeit noch was erzählen, wie das war, wo Sie da gelebt haben?

Sven: Das war ne gute Zeit. eh ich bin auf Wanderschaft gegangen und eh (1) war drei Jahre und einen Tag eh auf der Walz, wo ich sehr viel erlebt habe. es eh das Buch ist leider abhandengekommen weil es mir jemand eh mal geklaut hat eh haben=sie mir die Tasche und alles geklaut und eh traurig. (2) ich konnte zwar bis zu nem gewissen Maß alles aufschreiben. deswegen eh ich hätte=mir früher gewünscht so die Dinger gedreht zu haben um eh dann anschließend wieder meine Memoiren aufzunehmen. um vielleicht eh man sieht den ein oder anderen ehm (2) wo seine Lebensbiographie

eh halt niederschreibt und ich hab das als junger Bursche oder auch heute noch den Drang eh (1) dadrüber zu berichten. Menschen die eh, (2) die es schwer haben, ich hat es sehr schwer, aber ich habe immer (1) immer das Loyale und das //eh// Ehrliche dem Menschen und mir selber entgegengebracht. und egal wie schwer es gewesen ist eh ich hab viele Menschen, (1) Massen und Gruppen eh so bewegt ((tiefes Einatmen)) eh, dass sie von der Straße runtergekommen sind. vor allen Dingen Frauen, weil eh es sind so viele eh drogenabhängige Frauen hier in Name einer Großstadt in Deutschland und eh isch hab=es geschafft eh zwei Frauen wirklich da weiterzuhelfen, einer leider nicht, die trinkt und ehm (2) für der kann man auch im Endergebnis mehr helfen ne, weder mit mit mit eh mit so=ner Sucht- eh Sache weil es gibt bis zum gewissen Maß und dann ist das halt schade eigentlich //mhm//. (3) schade. es sind so viele junge Menschen du kannst ja net überall sein.

(Transkript Sven – Z. 259–283)

Ich stelle Sven eine immanente Sachverhaltsnachfrage zu seiner Ausbildung. Er bestätigt diese mit „[r]ichtig“ (Z. 261). Daraufhin frage ich ihn, ob er zu der Zeit der Ausbildung noch mehr erzählen könnte. Sven antwortet und beginnt wie in vielen seiner anderen Erzählungen zunächst mit einer Bewertung: „Das war eine gute Zeit“ (Z. 264), wobei er nicht über seine Ausbildungszeit erzählt, sondern über die Zeit danach, in der er auf der Walz/Wanderschaft¹⁰⁰ gewesen ist. Er schließt mit seinen Heldengeschichten auf der Straße an. Diese Erzählstruktur wird auch an anderen Stellen deutlich: Er antwortet immer nur kurz mit Bewertungen auf eine Frage, indem er meist sagt, dass es eine gute Zeit war; er fährt dann mit einer Erzählung fort, die ihn als selbstbestimmten, starken Retter und Lebenskünstler/-strategen auf der Straße, in Zeiten der Obdachlosigkeit zeigt. In Form distanzierter Formulierungen, beispielsweise *man*, wird seine eigene Situation verschleiert und verallgemeinert. Er setzt selbst seine Themen und seine Geschichten, die ich als Interviewerin hören soll. Zur Zeit der Walz hat er ein Buch über sein Leben, seine Geschichten geschrieben. Das Führen eines Wanderbuches ist ein wichtiger Brauch auf der Walz. Dieses Buch wurde ihm auf der Wanderschaft geklaut, was ihn „traurig“ (Z. 267) gemacht hat. Er hätte gerne „Dinger gedreht“ (Z. 269), um das innerhalb seiner „Memoiren“ (Z. 269) aufzuschreiben und festzuhalten. Was er mit *Dingern drehen* meint, führt er nicht weiter aus. Er hatte früher und auch heute hat er noch das Verlangen, seine „Lebensbiographie“ (Z. 271) aufzuschreiben, wie andere es auch tun, die ein schweres Leben wie er hatten. Die Verschriftlichung der eigenen Biographie stellt auch in anderen Fällen ein Wunsch (vgl. u. a. Paul, Ferdi, Theo) dar. In Svens Wunsch äußert sich sein Streben nach gesellschaftlicher Anerkennung, er fühlt sich dazu berufen, sein Leben niederzuschreiben, und erwartet eine große Leserschaft, die ihm die angestrebte Anerkennung zuteilwerden lässt. Seine Perspektive kann damit begründet werden, dass er behauptet, bereits Massen „so bewegt“ zu haben (vgl. Z. 197). Sein Leben bewertet er als „sehr schwer“

100 Es war früher (zwischen dem 18.–20. Jahrhundert) normal, dass Gesellen nach ihrer Lehrzeit für drei Jahre auf die Walz/auf Wanderschaft gingen, um Erfahrungen zu sammeln. Heutzutage ist dies eher selten.

(Z. 273), aber er ist immer loyal und ehrlich mit sich und anderen Menschen umgegangen, das spiegelt die benannte Souveränität und Ehrlichkeit (vgl. Z. 64; 66; 82) wider, die er sich selbst als Handlungsgrundlage zuschreibt. Dies steht im Widerspruch zu seinen sonstigen Darstellungen und Bewertungen seines Lebens, wobei er vornehmlich erzählt, dass es gute Zeiten waren, manchmal auch schlechte Zeiten. Aber der Ausdruck *sehr schwer* ist nochmal eine Steigerung zur sonstigen Darstellung und verweist auf Svens schwierige Erlebnisse und Erfahrungen. Außerdem sagt er, dass er nicht nur anderen Menschen, sondern auch sich selbst gegenüber loyal und ehrlich war: „selber entgegengebracht“ (Z. 274), d. h., authentisch, sich selbst treu zu sein und sich nicht zu verbiegen, was aber einen Gegenhorizont zu seiner Erzähl- und Handlungspraxis darstellt, da er Straftaten begangen hat, Menschen anlügt, um finanzielle Unterstützung zu bekommen, und seine Lebenssituation als Heldengeschichte neu konstruiert, sich sein Leben selbst schönredet. Gleichzeitig steht er zu seinen Geschichten, seinen Straftaten: Er musste ins Gefängnis und ist sich selbst und den schutzbedürftigen Menschen gegenüber ehrlich und loyal. Er steht zu seinen Taten, die einer guten Sache dienten, und bekennt sich zu seinen Werten und Normen. Es zeigt sich zusammenfassend, dass er sich berufen fühlt, seine Lebensbiographie (Superheldengeschichten, *Dinger drehen*) zu veröffentlichen, und damit Menschen bewegen möchte, um Anerkennung zu erfahren.

Sven erzählt, dass es ihm trotz seines schweren Lebens gelungen ist, „Menschen, (1) Massen und Gruppen“ (Z. 275) zu bewegen, sodass einige der Obdachlosigkeit entkommen konnten. Vor allem hat er Frauen geholfen. Zwei drogenabhängigen Frauen konnte er „weiterhelfen“ (Z. 279), einer weiteren Frau leider nicht, sie trinkt immer noch, Sven bedauert, dass „man“ (Z. 279) nichts dagegen tun kann. Hier zeigt sich, dass seine Heldentaten, seine Aktionen, bei denen er etwas Positives bewirken kann, mit *ich* aktiv benannt werden. Sobald etwas nicht gelingt, be gibt er sich über die Metaebene auf Distanz, indem er beispielsweise erklärt, dass *man* der Frau nicht helfen kann. Es liegt also nicht an ihm, an seiner Handlungsunfähigkeit oder seinem individuellen Scheitern, sondern es ist allgemein bekannt, dass etwas nicht gelingen kann. Mit *ich* ist verbunden: positiv, aktiv, handlungsfähig, der Retter; der Gegenhorizont *man* ist mit folgenden Zuschreibungen konnotiert: negativ, passiv, handlungsunfähig, das Nichtgelingen einer Situation (vgl. u. a. Z. 259–274). Darüber hinaus opfert er sich für andere Menschen und setzt sich für diese ein, wie er sich selbst dabei fühlt, ist nicht relevant. Er findet es „schade“ (Z. 281). Er beschließt das Thema wie ein Held, der nicht die ganze Welt retten kann: „es sind so viele junge Menschen du kannst ja net überall sein“ (Z. 282).

Sven lebt die Praxis, sich dazu berufen zu fühlen, andere Menschen und im Besonderen Frauen zu retten, weil sie schutzbedürftig sind; er hilft ihnen, ihre Sucht oder die Obdachlosigkeit zu überwinden, d. h., er ist handlungsfähig für andere. Seine eigene schwierige Situation kann er aber nicht überwinden, dies hat für ihn wohl auch keine Priorität, vielmehr geht es ihm darum, andere zu bewegen, anderen zu helfen und darüber Anerkennung zu erhalten. Er verdeutlicht seine Stärke und Überlegenheit diesen schutzbedürftigen Frauen, aber auch anderen *Menschen*,

Massen und Gruppen gegenüber. Er konstruiert sich damit sein vermeintlich selbstbestimmtes Leben auf der Straße: Er setzt sich für das Wohl anderer ein, fühlt sich zum Superhelden berufen, der in der Gesellschaft agiert. Der Abschluss dieser Sequenz validiert dies, da er quasi deutlich macht, dass auch er als Superheld der Straße nicht überall sein kann, um die schutzbedürftigen Menschen, hier junge Leute und Frauen, zu retten. Dieses Erleben von Sven kommt auch in folgender Absequenz des Interviews zum Ausdruck.

Wunsch für sich und andere – glücklicher und zufriedener Mensch

I: Ehm, was würden Sie sich denn

Sven: ‹Wünschen

I: ‹Wünschen, wenn Sie jetzt so überlegen für die Zukunft, was wäre wenn Sie jetzt sagen, ich hab jetzt einen Wunsch frei. was wäre das was Sie sich wünschen würden für sich?

Sven: (atmet aus) (22) ein festes und gesichertes Dach über =m Kopf zu haben (2) aber nicht auf Betreuungsweise, (1) weil das liegt mir überhaupt nicht. das tät ich mir wünschen, um (1) das hat natürlich einen Hintergedanke, nicht mir zu helfen (1) sondern Menschen eh (2) den ein oder anderen (3) miteinzubeziehen (1) und die Möglichkeit zu geben eh (2) tja nicht nur ein guter Freund zu sein, sonder auch eh wenn irgendwann mal eh im Leben was schief laufen würde dabei zu sein und eingreifen zu können //mhm// (3).

I: Gibt es noch irgendetwas was sie sonst noch (1) sagen möchten

Sven: ‹Gibt es nicht. isch bin, isch bin eh

I: ‹Irgendwas was ihnen noch einfällt

Sven: ‹Ich bin eh trotz ehm (1) meiner jetzigen Umstände eh (3) ein glücklicher Mensch. (1) ein zufriedener Mensch. (3)

I: Ich glaub das war ein gutes Schlusswort oder?

Sven: Dankeschön.

I: @(.)@ ich danke Ihnen.

(Transkript Sven – Z. 537–558)

Zum Abschluss des Interviews frage ich Sven, was er sich für seine Zukunft wünschen würde, wenn er einen Wunsch frei hätte. Er unterbricht mich in meiner Fragestellung und beendet meinen Satz mit „[w]ünschen“ (Z. 538). Sven macht daraufhin zunächst 22 Sekunden eine Pause, bevor er seinen Wunsch formuliert. Er wünscht sich einen festen Wohnsitz, ohne Betreuung, weil er mit dieser nicht gut zurechtkommt. Das wünscht er sich mit dem „Hintergedanke[n]“ (Z. 544), dass er dann anderen Menschen helfen kann, wenn sie Unterstützung benötigen. Sven formuliert damit eine Konklusion seiner Berufung zum Superhelden und der Orientierung daran, aktiv keine Opferrolle einzunehmen. Hier dokumentieren sich demnach folgende miteinander verbundene Handlungsorientierungen in Bezug auf seine Bewältigungspraxis: die Superheldenorientierung, d. h., er möchte Wohnraum haben, um anderen Menschen helfen, also direkt handeln zu können; die Orientierung daran, aktiv keine Opferrolle einzunehmen, d. h., er braucht kei-

ne Betreuung, sondern möchte für andere da sein, die *Opfer* der Straße sind, er selbst ist handlungsfähig und orientiert sich an einem bescheidenen Leben, indem er nur die Grundbedürfnisse gestillt haben möchte. In seiner Berufung zum Superhelden wird sein Modus Operandi der Bewältigung der besonderen biographischen Lebensereignisse deutlich. Ich frage ihn abschließend, ob er noch etwas erzählen möchte. Sven verneint, schließt aber an, dass er trotz seiner Obdachlosigkeit „ein glücklicher Mensch [...], ein zufriedener Mensch“ (Z. 554) ist. Ich und Sven bedanken uns beieinander, und das Gespräch wird beendet.

Ferdis anschließendes Erleben und seine Erfahrungen stellen wie bei Sven den Bezugspunkt zur Schriftstellerei her, jedoch präsentiert Ferdi seine Praxis vor allem im Aufbruch, dem Loslassen gesellschaftlicher Strukturen, um sich frei in der Begegnung mit Gott entwickeln zu können. Die folgende Erzählsequenz ist eine längere, da in ihr Ferdis Praxis deutlich wird: sich dazu berufen fühlen, mit Gott in Begegnung zu treten.

Freidenkender Schriftsteller, als Wanderer und Aufbrechender in der Begegnung mit Gott

Ja, also noch mal zur Wiederholung, eh: (1) ich war also dann am=eh 5. (1) Juli 2016 aufgebrochen (1) mit ganz wenig Geld, //mhm// das will ich betonen, weil (1) es eben meine (1) Sache war, wie: (1) eh (1) kommt man (1) also wie wird man wirklich (1) sag ich mal vom lebendigen Gott (1) eh (1) oder wie kann man mit dem lebendigen Gott in Berührung kommen, //mhm// da ich halt mal auch ja schon die Erfahrung mit der Bibel (1) gemacht hatte, (1) vieles davon verstanden hatte, manches nicht verstanden hatte, aber jetzt eben durch diese Reife (1) eben (1) erkannt habe, (1) ich kann nur, indem ich jetzt wirklich mich anvertraue, eh (1) etwas (1) erfahren vom lebendigen Gott und das ist jetzt im Prinzip die Zeit, (1) wo ich erkenne, (2) ab diesem 5. Juli (1) dass ich mich anvertrauen muss (1) um tatsächlich (1) weiterzukommen, wei- weiterwachsen zu können. (1) weil ich (1) kannte (1) eh (1) so (1) in meinen Gedanken, und die waren also alle nicht so, dass ich=eh da hätte weiterwachsen können, wenn ich mich weiter (1) eh festgehalten hätte jetzt auch eh (1) im Beruflichen, (1) deswegen hab ich mit diesem Aufbruch da die (1) endgültige Entscheidung getroffen, (1) eh (1) beruflich (1) eh (1) n Schlussstrich zu ziehen, eh (1) a=aber vielleicht (1) eh (1) nicht (1) meiner Berufung zu folgen. und meine Berufung ist dann eben das gewesen, dass ich also nach dem (1) mit dem Aufbruch (1) eh nachdem ich mich von meiner Frau verabschiedet hatte und gesagt hatte, sie sollte alles (1) umsetzen, was da ist an //mhm// Gütern, um weiterzuleben, bis ich dann wieder da bin, (1) was sie falsch verstanden hatte, aber eh es war immer meine Absicht, wieder zurückzukommen. //mhm// eh (1) und (1) ja, auf jeden Fall (1) eh war das (1) diese=eh (1) ich bin also Richtung Name einer Großstadt in Deutschland, hab meine Mutter besucht, die hat mich auch wieder erkannt und ich bin danach=eh auch in der, dadurch, dass ich in der Natur war, (1) war für mich schon erstmal dieser (1) diese=eh diese Freiheit ganz plötzlich, also ich wusste zuerst nicht, was tust du da jetzt? //mhm// so den Rücken kehren, jemanden verlassen, die eigene Frau verlassen in dem Augenblick, (1) eh (1) aber ich wusste, es hat mich irgendwas gedrängt, das jetzt zu machen (1) so. (1) und

zumal ich auch, wenn ich jetzt von meinen Träumen erzähle, weil ich halte sehr viel auf Träume, deshalb, kommt immer wieder auch im Leben, weil ich (1) mit dem ersten Tag auch begonnen hab, meine (1) mein Leben, mein jetziges Leben auch jedes Mal handschriftlich //mhm// festzuhalten, (1) weil ich weiß, wenn ich das schreibe, hab ich das geschrieben. //mhm// (1) und das ist was Persönliches von mir. (1) weil ich das festgehalten habe, hab ich das Ganze (1) immer wieder, betrachte ich das immer wieder. (1) so. und mit dem Schreiben (1) hab ich bis heute (1) eh nicht aufgehört, (1) //mhm// sondern das Schreiben sogar (1) eh nicht mehr so=eh (1) wie ichs anfangs vielleicht geplann habe, entwickelt, sondern (1) eh zu ner Reife gebracht. (1) und=eh: (1) das erzähl ich jetzt, ((atmet)) die=das Erste war ne=ne (1) eigentlich so ne Reiseabhandlung, //mhm// stichwortartig hab ich angefangen, irgendwas festzuhalten, wo ich war, wie ich wie: hingekommen bin, (1) eh pfft @(.).@ also ich habs einmal noch, als es noch vorhanden war, (1) mal kurz gesehen, (1) eh (2) hab gedacht „naja, gut, die ersten Tage kannst vergessen“, eh //@(.).@// was haste da eigentlich geschrieben, ne, also ich war vielleicht noch nicht zum Aufbruch so extrem bereit, hab mich aber trotzdem nicht umge(1)dreht, das war gut, dass ich mich nicht umgedreht hatte, dass ich gesagt hab (1) „ich mach es auch bewusst zu Fuß, eh (1) ich fahr nicht mit der Bahn, hätt ich mir auch gar nicht leisten können, weil ich ja //mhm// ohne (1) Geld, ohne Konto da stand. (1) eh (1) ich hab gesagt „ich (1) muss sehen, wie ich so: was durchs Leben komme“. so. das hab ich im Prinzip gemacht. Dann hab ich angefangen, (1) eh (1) zu sehen, was ist essbar? dann fand ich eh in der Natur jede Menge an essbaren Sachen, //mhm// von Beeren angefangen, (1) klar muss man jetzt sagen, (1) Beeren, Fuchsbandwurm und so weiter, ne, das sind ja alles Bedenken, aber (1) man kann auch da:=eh: (1) also (2) Bedenken abstreifen, //mhm// ne? und dann ich hab ich mich auch an=eh Äpfeln, (1) die ich so=eh zwischenzeitlich so Plantagen und=eh frei=eh Wild=eh (1) Wiesen und so (1) Streuobstwiesen und so was, hab ich mich dann immer (1) bedient, wenn sich da was (1) bo:t (1) und es war dann so, dass ich (1) eh weil ich auch (1) in=eh Name einer Großstadt in Deutschland (1) in der ganzen Zeit immer auch schon mal als Pfandsammler unterwegs war, um immer noch (1) zusätzlich zu dem Arbeitslosengeld (1) auch was zu verdienen, hatt ich da auch meine Erfahrungen mit dem Pfand und eh hab auch da: (1) eh nicht eh (1) jetzt also gezögert, auch mal dat eine oder andere mitzunehmen und dann nachher umzusetzen und=eh das Wichtigste hab ich eigentlich immer gekriecht in dieser Zeit, also ich ha:b auf jeden Fall dreieinhalb Monate (1) eh die ich auch Name einer Großstadt in Deutschland gesehen hab, die ich (1) Name einer Großstadt in Deutschland gesehen habe (1) und wo ich auch tolle Begegnungen mit Menschen hatte, (1) eh wo ich wusste, (1) wenn ich das nicht gemacht hätte, diesen Aufbruch, wär diese Begegnung nicht zustande gekommen und=eh (1) und auch die Menschen hätten diese (1) bewusste=eh Erfahrung nicht gemacht.

(Transkript Ferdi – Z. 1435–1503)

Ferdi ist auf der Suche nach sich selbst und nach Gott und ernährt sich dabei von dem, was ihm in der Natur begegnet. Er präsentiert sich als freidenkender Schriftsteller, als Wanderer und Aufbrechender, der alles andere hinter sich lässt und auf seinem Weg nur bei sich, der Natur und der Erfahrung im Moment ist. Als wäre er ein Weltenentdecker, der zu Höherem berufen ist und diese persönlichen Erfahrungen niederschreiben muss. Dabei strebt er nach Transzendenz und praktiziert

dies durch seinen Weg in die Natur und in der Begegnung mit anderen Menschen: „wirklich [...] mit dem lebendigen Gott in Berührung [zu; N.S.] kommen“ (Z. 1437f.). Dies stellt einen Gegenhorizont zur Orientierung an gesellschaftlichen Normen – wie man seine Ehe vollzieht, seiner beruflichen Pflicht ausübt und Verantwortung übernimmt dar – was zuvor in seiner biographischen Darstellung ein Thema gewesen ist. Die gesamte Präsentation seines Weges hin zur Freiheit kann als eine Art reflexiver Moment aufgefasst werden, indem er entscheidet, sein bürgerliches Leben, seine Frau, seine Wohnung, seinen Beruf und alles, was er materiell besessen hat, loszulassen und in Freiheit auf der Suche nach der Begegnung mit Gott zu leben. Ferdi bricht somit aus seiner Normalbiographie aus und wendet sich vom gesellschaftlichen System, der anerkannten Normalität, in gewisser Weise ab. Er schreibt sich selbst zu, das Wissen und die Weisheit innezuhaben, sich und seinem Vertrauen zu Gott hinzugeben, als habe er eine Fähigkeit, eine Entwicklung vollzogen, die ihn dazu berufen hat, mit Gott in Kontakt zu kommen: „aber jetzt eben durch diese Reife (1) eben (1) erkannt habe, (1) ich kann nur, indem ich jetzt wirklich mich anvertraue, eh (1) etwas (1) erfahren vom lebendigen Gott“ (Z. 1441ff.). Ferdi sah für sich in diesem reflexiven Moment keine andere Möglichkeit, als diesen Weg zu gehen, da er in seinem gesellschaftskonformen Leben keine Entwicklungsmöglichkeiten für sich erkannte, „um tatsächlich (1) weiterzukommen, wei- weiterwachsen zu können“ (Z. 1445), musste er den „Aufbruch“ (Z. 1449) wagen und seiner „Berufung folgen“ (Z. 1451). Unter Einbezug seiner gesamten biographischen Präsentation nimmt er ein Sowohl-als-auch vor, indem er zum einen seine Verantwortung weiter aufrechterhält und sich an der gesellschaftlichen Norm orientiert, dass man sich um seinen Ehepartner kümmern muss, und zum anderen sein Freiheits- und Transzendenzbestreben durch das Leben auf der Straße und durch seinen Weg in die Natur praktiziert. Ferdi hält sich im Dialog seiner Welten auf. Jedoch wirkt es, als ob er den lebendigen Gott und das Erleben von Transzendenz braucht, um sein Leben zu gestalten.

Dieses Erleben, in der Begegnung mit Gott zu sein, kommt auch in folgender Sequenz von Sarah zum Ausdruck, die sich als Zugehörige der Obdachlosen im Gespräch mit Gott in gewisser Weise als Vertreterin der Obdachlosen präsentiert. Über dieses Gespräch mit Gott und somit die Anerkennung durch Gott, welche sie durch seine Prüfung markiert, bewältigt sie ihre aktuelle Situation, aber auch ihre bereits erfahrenen biographischen Krisen wie Krankheit und Wohnungsverlust.

Zugehörigkeit zum Obdachlosenumfeld bei gleichzeitiger Berufung zum Gespräch mit Gott

ich bin vielleicht auf der Straße, ich hab keine Wohnung, ich bin ohne feste Wohnsitz angemeldet, aber ich nehme das auch alles an Erfahrung an. ~und du frag Gott (1), welche Problem haben wir mit dir (5), was ist mein Problem mit dir?, bist du bist du sauer auf mich? bestrafst du mich? oder bestrafst du den? ((tiefes Einatmen)) Gott sagt ich liebe dich ich sag warum kommen wir uns solche Lage? warum sind wir denn solche Lage? warum sind wir solche Schwierigkeiten? was hat er oder sie gemacht? umso zu leiden? umso zu sein? liebst du sie nicht? ist deine, ist sie nicht würdig für deine Lieb für deine

Segne°. (3) Ich nimm das ((tiefes Einatmen)) (3) ja also wir müssen für Wohnen, wirklich ich möcht auch wirklich einen Schlüssel haben, das ist meine Wohnung. aber jetzt ich le-, ich leb, ich weiß ich werde diese Situation werde ich ewig sein, aber ich nehm das, um das auch zu sehen. (1) manchmal man weiß nicht welche Weg, welche Lage so, (2) aber ich nimm auch diese Zeit und das auch zu sehen (7). deswegen ((tiefes Einatmen)) (2) ich bin in diese Lage, ich will aufs Land, ich bin in diese Land °und man weiß manchmal nicht° (2), °man fragt sich viel, man fragt Gott viel, (1) du sagst ich bete, (1) ich glaube, deine Liebe ist ewig, du sagst du liebt mich, du sorg für mich, ich sag Gott ich vertrau dir, (2) was möchtest du mir lehren? in diese Zeit, lern mich, Gott sag wir seine Kinder; (2) was hat mein Kind getan?° und da habe ich bemerkt es gibt so was, das man nennt, es nennt den geistlich, (3) ich hab gesagt warum sind wir in so eine System? warum sind die Leute hier so (unv.), (2) man kämpft mit geistlich dass ich auf der Straße lande (3). °und ich bin nicht die Einzige° (3) vielleicht man hätte das nicht, weil ich hab sowas noch nicht gehört, vielleicht man hätte bei sowas nicht offen, ich kannte das nicht, weil ich hab gesagt ich bin Deutschland, ich hab nicht getan in Deutschland, dass ich so in einer Lage kommen darf, °was ist mein Fehler Gott? (1) Ich bin Christin glaube an Gott //mhm//, und Gott hat auch seine Regel, so Gott sagt, wenn du in ein Land bist, dann musst du auch die Regeln von diese Land. ich hab gesagt: „welche Regeln von Deutschland hab ich gebrochen?“ (3) und da hab ich bemerkt was soll denn das (geistliche Kampf), (3) es gibt Leute die (geistlich gekämpft sind), das sie auf der Straße landen. (2) Ich mein Gott kämpf für mich, aber Gott sagt mir diese Leute. (4) weißt=de es ist manchmal schwierig, dass was die Leute manchmal, ma- man ka-niemand kann dir das sagen, das ist meine Situation. du fühlt das nicht, weil du (sag oh Gott) und er kommt nicht (wirklich in dir rein).

(Transkript Sarah – Z. 105–136)

Sarah erzählt, dass sie obdachlos ist, sie diese Lebenssituation aber als „Erfahrung“ (Z. 106) annimmt und im Gespräch mit Gott ist. Bei Gott ist sie auf der Suche nach den Antworten für ihre schwierige Lebenssituation. Bestraft Gott Menschen, u. a. sie, verweigert er ihnen und ihr seine Liebe, um damit zu sagen, dass sie in ihrem Leben nicht richtig gehandelt haben? Aber eigentlich sagt er: „ich liebe dich“ (Z. 109). Sie führt in diesem Abschnitt den lauten Diskurs mit Gott über die Lebenssituation Obdachloser und darüber, warum ihnen und ihr dies widerfährt. Sie schließt diesen Diskurs mit der im Textabschnitt eingangs benannten Aussage: Sie nimmt die Situation an, was wiederum darauf verweist, dass sie ihr Leben und auch ihre Lebenssituation als Prüfung Gottes sieht und lebt. In diesem Erzählabschnitt werden folgende Aspekte besonders deutlich: Zum einen sieht sie sich als Teil der Gruppe Obdachloser, jedoch unterscheidet sie sich von anderen Wohnungslosen, indem sie ihr Gottvertrauen besitzt. Sie betrachtet es als ihr Schicksal, die Prüfung Gottes anzunehmen; ihre Prüfung ist das Leben auf der Straße, weshalb sie sich aktiv in ihrem Handeln sieht, in dem sie im Diskurs, aber auch im Vertrauen zu Gott lebt. Zum anderen versteht Sarah es als ihre Aufgabe und ihre Berufung im Leben, sich dieser Prüfung zu stellen – und das auch in Vertretung für andere Wohnungslose, für die Gott nicht sichtbar ist. Sie nimmt die Prüfungen des Lebens an und erfüllt ihre Aufgaben. Außerdem zeigt sich hier die optimistische Seite von Sarah: Trotz der schwierigen Situation zieht sie für sich etwas Positives aus ihrer Lebensla-

ge, indem sie diese als Lebenserfahrung und als Prüfung Gottes für sich erlebt und definiert. Ihre Bewältigungspraxis wird daher durch ihr Gottvertrauen, ihre Annahme der Berufung und über ihre Gespräche mit Gott geleitet. Ihr Schicksal liegt in Gottes Hand (Gott als Vater), dabei ist sie in einem aktiven, auch teils kritischen Diskurs mit ihm, wobei er am Ende immer gut zu ihr ist; falls er es nicht ist, stellt es eine Prüfung seinerseits dar. Gott ist allmächtig und führt ihr Schicksal, indem er ihr bestimmte Aufgaben und Prüfungen überträgt, weshalb sie ihr Schicksal annehmen, aber auch gestalten kann, indem sie die Prüfung bewältigt.

Sarah führt weiter aus, dass sie sich eine eigene Wohnung wünscht, aber zuerst nimmt sie die Lebenssituation als Obdachlose an, auch wenn sie nicht weiß, warum dieser „Weg“ (Z. 116) für sie ausgewählt wurde. Dennoch versucht sie, dem auf den Grund zu gehen und die Situation zu verstehen. Anschließend führt sie ihren Diskurs mit Gott weiter und fragt ihn, was er sie mit dieser Lebenssituation lehren möchte; auch wenn sie weiß, dass er sie liebt, versteht sie nicht, was sie und was die anderen in ihrem Leben falsch gemacht haben, um mit Obdachlosigkeit bestraft zu werden. Es kann angenommen werden, dass sie mit „geistlich“ (Z. 124) ihre psychische Erkrankung meint und diese als Ursache für ihre Wohnungslosigkeit begreift, auch für die Wohnungslosigkeit anderer sieht sie psychische Krankheiten als ursächlich an: „man kämpft mit geistlich, dass ich auf die Straße lande (3). und ich bin nicht die Einzige“ (Z. 124f.). Darüber hinaus sucht sie nach ihren „Fehlern“ (Z. 128) und führt dann weiter zu ihrem Migrationsthema aus, dass sie als Frau mit Migrationshintergrund, die „Regeln von Deutschland“ (Z. 131) zu befolgen hat. Sie fragt sich, welche Regeln sie nicht eingehalten hat, sodass sie über diese Gedanken ihren „geistlichen Kampf“ (Z. 132) begonnen und ihre Wohnung verloren hat. Sarah kämpft aber nicht allein, sie kämpft gemeinsam mit Gott.

In dieser Sequenz wird deutlich, dass sie sich mit den anderen (auch psychisch kranken) Obdachlosen identifiziert. Außerdem wird erkennbar, dass sie ihren Werdegang nicht allein dem Schicksal zuschreibt, sondern es quasi eine Verkettung von Dingen war, die zu ihrer Obdachlosigkeit geführt haben. Vor allem begreift sie ihre psychische Erkrankung als Kampf, den sie in gewisser Weise verloren hat, da diese dazu führte, dass sie keine Miete mehr gezahlt und die Wohnung verloren hat. Außerdem mutmaßt sie, dass ihre psychische Erkrankung darauf zurückgehen könnte, dass sie als Frau mit Migrationshintergrund Regeln in Deutschland unbewusst verletzt haben könnte. Sie hat das Gefühl, dass sie etwas falsch gemacht haben muss, dass es ihr jetzt so ergangen ist. Dazu befragt sie Gott. Der Diskurs mit Gott und das Hinterfragen ihrer Lebenssituation verweisen darauf, dass sie auf der Suche nach dem Sinn, ihrer Aufgabe ist: Warum muss sie das erleiden? Im Gespräch mit Gott sucht sie nach Antworten, die ggf. auch zu einer Veränderung ihrer Lebenssituation führen. Es ist ihre Berufung, diese Erfahrungen zu machen und dabei über die Prüfung Gottes mit ihm im Gespräch zu sein.

5.2 Typ II – Orientierung an Abgrenzung und Abspaltung¹⁰¹

Ein zweiter gemeinsamer Orientierungsrahmen lässt sich in Form der Orientierung an Abgrenzung und Abspaltung darlegen. Dieser bezieht sich auf die Bewältigungspraxis der interviewten obdachlosen Menschen in verschiedenen Kontexten (Gesellschaft, Familie, Obdachlosenmilieu etc.) der autobiographischen Erzählung, die zum Teil bereits im ersten Typus aufgezeigt wurden. Der Orientierungsrahmen der Bewältigungspraxis wird daher in den biographischen Erfahrungen, dem Erleben und dem Streben nach Abgrenzung und Abspaltung sichtbar. Auch in diesem Orientierungsrahmen zeigt sich trotz der divergenten Kontexte und Ebenen ein konjunktiver Modus Operandi der Bewältigungspraxis obdachloser Frauen und Männer im Streben nach Abgrenzung und Abspaltung. Im weiteren Verlauf wird der zweite Typus innerhalb von drei Verhandlungsdimensionen rekonstruiert, wodurch das gemeinsame Erleben der interviewten obdachlosen Menschen differenziert verstehbar wird. Die Verhandlungsdimensionen lauten: 1. Abgrenzung auf interpersonaler Ebene, 2. Abgrenzung auf gesellschaftlicher und milieuspezifischer Ebene, 3. Abspaltung und externalisierte (Schuld-)Zuschreibung.

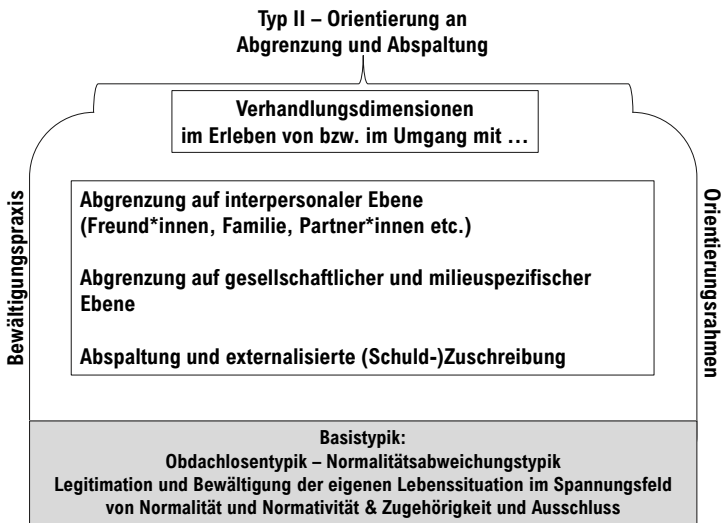


Abbildung 12: Typ II – Orientierung an Abgrenzung und Abspaltung – eigene Darstellung

101 Der Begriff der Abspaltung wurde in vivo (Glaser und Strauss 1967), d. h. aus den Erzählungen und dem Erlebten der Interviewpartner*innen, entnommen und bezieht sich nicht auf den verwendeten Abspaltungsbegriff Böhnischs (2019).

5.2.1 Abgrenzung auf interpersonaler Ebene (Familie, Partner*in, Freund*innen etc.)

In dieser Verhandlungsdimension wird die Abgrenzung als Bewältigungspraxis auf der interpersonalen Ebene, d. h. vor allem im Bereich der Familie, anhand der komparativen Darstellung dreier Interviewsequenzen aufgezeigt.

Die ersten beiden ausführlicheren Interviewszene sind dem Interview mit Fritz entnommen. In diesen Sequenzen zeigt sich folgende Bewältigungspraxis auf: Auf Grundlage des Fokus auf den Konflikt und die Abgrenzung zu einem Familienangehörigen hat er alles andere, was um ihn herum geschieht, nicht mehr im Blick und kann damit, über diesen Konflikt, alles was im Leben passiert, legitimieren und für sich bewältigen.

Aufrechterhalten der eigenen (beruflichen) Identität in Abgrenzung zum erfolgreichen Bruder im Kontext des Familiensystems

ich bin mehr so'n Technikertyp, hab früher halt in=eh (1) eh: (2) hier in Name einer Großstadt in Deutschland (1) eh: (1) eh mit Autos gearbeitet //mhm// so halt und=eh //mhm// (1) eh hab auch n Kraftfahrzeugmechaniker gemacht, //mhm// (2) und=eh später halt auch mal selbstständig gewesen, //mhm// hab Messebau gemacht, (1) Einbau genormter Baufertigteile, //mhm// (1) eh (1) und=eh (1) mein jüngerer Bruder wollte später auch (1) selbstständig werden und mit mir ne Montagefirma aufbauen //mhm// (1) ((schluckt)) der wurde aber so: von meinem älteren Bruder tyrannisiert, dass er sich das Leben genommen hat. //hm// (2) und=ja, das war so'n bisschen (1) so'n Knickpunkt //mhm// in der Familie. //mhm// weil mein älterer Bruder hat dann halt alle so'n bisschen tyrannisiert und gegeneinander aufgehetzt und (1) ((atmet)) eh: (1) hat auch den Kindern meiner Schwester Geld geboten, wenn die halt mitmachen würden so mich zu halt tyrannisieren, ((atmet)) um halt eh an die Namensrechte zu kommen. //mhm// (1) eh, weil er wollte von uns, dass wir ihm halt die Namensrechte überschreiben. //mhm// das wollten wir aber nicht, weil=eh ich wollte auch selbstständig werden irgendwann, //mhm// (1) und mein jüngerer Bruder auch //mhm// später.

(Transkript Fritz – Z. 25–41)

Fritz argumentiert auf Basis seiner beruflichen Laufbahn, warum er seinem Bruder die Namensrechte¹⁰² für seine Firma nicht überschreiben wollte. Er beschreibt sich als „Technikertyp“ (Z. 26) und erzählt, dass er „mit Autos gearbeitet [hat und; N.S.] n Kraftzeugmechaniker gemacht“ (Z. 27f.) hat. Zudem hat er sich später eine Selbstständigkeit aufgebaut und in verschiedenen Bereichen, „Messebau, (1) Einbau genormter Baufertigteile“ (Z. 29f.), gearbeitet. Fritz erzählt von seinen beruflichen Fähigkeiten und seinem Engagement: Er hat seine Ausbildung absolviert und danach in verschiedenen Bereichen gearbeitet. Er präsentiert seine berufliche

102 Fritz geht in dem gesamten Interview immer wieder auf die Problematik und den Konflikt um die Namensrechte ein. Sein älterer Bruder möchte von ihm und seinem Bruder die Namensrechte (der Familie).

Identität, dies aber in Orientierung an der Position und dem Handeln des älteren Bruders im Familiensystem. Er kann nicht das, was sein Bruder kann, aber er hat andere Stärken und Fähigkeiten, mit denen er seine Position in der Familie, in Konkurrenz und Abgrenzung zu seinem Bruder, zu verteidigen sucht. Fritz möchte selbst etwas darstellen und strebt daher eine eigene Identität, eine eigene Position in der Familie an, ohne sich etwas von seinem älteren Bruder sagen zu lassen. Es wirkt, als würde er mit der Abgabe der Namensrechte seine eigenen Möglichkeiten der beruflichen Entwicklung aufgeben müssen und im beruflichen Kontext nicht mehr für seinen Familiennamen stehen können. Vielmehr würde er mit der Abgabe der Namensrechte im Schatten des Bruders stehen. Die Ausformulierung seines Berufs – Kraftfahrzeugmechaniker –, der i. d. R. in der abgekürzten Variante, Kfz-Mechaniker, genannt wird, verdeutlicht, dass er sich über seinen Beruf präsentiert und von seinem Bruder, dem Computerfachmann (IT), abgrenzen will. Fritz führt im Vergleich zu seinem Bruder an, dass er „mehr so'n Technikertyp“ (Z. 25f.) ist, was irritiert, da auch ein Computerfachmann ein technisch versierter Beruf ist. Fritz ist demnach eher derjenige, der maschinelle Arbeit übernimmt und in einer Werkstatt tätig ist, sein Bruder dagegen arbeitet im Büro. Hier wird der berufliche Erfolg mit möglichem Verdienst verglichen. Außerdem war Fritz nicht der Typ für den Beruf, den sein Bruder ausübt, weshalb er auch nicht beeinflussen konnte, ob er einen ähnlichen beruflichen Erfolg haben wird wie sein Bruder. Hier zeigt sich eine Abgrenzung vom Bruder und eine gewisse neutrale Handlungssohnmacht, dass Fritz aufgrund seines Typs, seiner Fähigkeiten nicht so erfolgreich sein konnte wie sein Bruder.

Des Weiteren beschreibt Fritz durch seinen beruflichen Werdegang, dass er nicht immer als Kfz-Mechaniker tätig war, sondern andere zur vorherigen Ausbildung unabhängige Tätigkeiten teils selbstständig ausgeführt hat. Warum er seinen erlernten Beruf nicht weiter ausgeübt hat, erklärt er nicht, auch äußert er sich nicht negativ dazu. Vielmehr verdeutlicht er, dass er wie sein Bruder „selbstständig gewesen“ (Z. 29) ist. Auch wenn es sich hier wieder um einen ganz anderen Arbeitsbereich handelt, setzt Fritz seine Selbstständigkeit und die seines älteren Bruders gleich. Er nimmt ein Aufrechterhalten der eigenen (beruflichen) Identität in Abgrenzung des erfolgreichen Bruders im Kontext des Familiensystems vor.

Fritz erzählt außerdem, dass er und sein jüngerer Bruder sich gemeinsam selbstständig machen wollten, um eine „Montagefirma auf[zu]bauen“ (Z. 31). Es scheint unter den Brüdern im Kontext der Familie ein gemeinsames Streben nach Autonomie und selbstständigem beruflichen Handeln gegeben zu haben, indem alle auf ihre Art und Weise eine Selbstständigkeit anstrebten. Zudem werden hier nochmal die Verbindung und Koalition zwischen Fritz und seinem jüngeren Bruder deutlich, um sich gegen den älteren Bruder aufzulehnen, zu verteidigen und abzugrenzen. Fritz und sein jüngerer Bruder verbanden die gleichen Fähigkeiten, um gemeinsam eine Firma zu gründen. Dies war jedoch nicht mehr möglich, da sein jüngerer Bruder Suizid begangen hat, weil er es nicht mehr aushalten konnte, von seinem älteren Bruder „tyrannisiert“ (Z. 32) zu werden. Fritz schreibt seinem älteren Bruder die Verantwortung und damit auch die Schuld für den Suizid des

jüngeren Bruders zu. Fritz führt weiter aus, dass der Suizid des jüngeren Bruders „so'n bisschen (1) so'n Knickpunkt [...] in der Familie“ (Z. 33f.) gewesen ist. Dieser Art der Darstellung irritiert, da es so wirkt, als wäre es nicht ganz so schlimm gewesen, dass der jüngere Bruder Suizid begangen hat; als sei die Familie kurz bestürzt gewesen und wäre am nächsten Tag wieder zum Alltag übergegangen. Fritz geht auf den Suizid des jüngeren Bruders nicht näher ein. Stattdessen dehnt er die Tyrannei des älteren Bruders in Bezug auf die Familie weiter aus. Er schließt demnach an seinen letzten Satz zum *Knickpunkt* der Familie direkt an und greift das Thema Familie weiter auf.

Er begründet den *Knickpunkt* der Familie nicht nur durch den Tod des Bruders, sondern auch damit, dass sein älterer Bruder alle Familienmitglieder „tyrannisiert und gegeneinander aufgehetzt“ (Z. 35) hat. Fritz beschreibt das Verhalten und die Handlungen des älteren Bruders wiederholt als tyrannisierend, jedoch geht er nicht differenzierter darauf ein, was er damit sagen möchte und was man sich genau unter dieser Tyrannei vorzustellen hat. Sein Bruder wollte weiterhin die „Namensrechte“ (Z. 37) erhalten und hat dafür auch seine Nichten und Neffen aufgefordert und ihnen „Geld geboten“ (Z. 36), Fritz zu „tyrannisieren“ (Z. 37), damit er diese Rechte an ihn abtritt. Sein älterer Bruder wird als Stratege, als der Mächtige der Familie dargestellt, der alles versucht, um die Familienmitglieder auf seine Seite zu ziehen und sie gegen Fritz aufzuhetzen. Insgesamt ist auffällig, wie Fritz auf meine Eingangsfrage antwortet: Er gibt kurz einige soziodemographischen Daten zu sich und seiner Familie an, um dann ausschließlich auf seinen älteren Bruder, die Abgrenzung zu ihm und den Konflikt mit ihm einzugehen. Im Kontext dessen wird sein jüngerer Bruder eingeführt, mit dem er sich verbunden gefühlt hat; sie kämpften gemeinsam gegen die Tyrannei des älteren Bruders. Er stellt den Konflikt mit seinem Bruder und die Abgrenzung zu diesem ins Zentrum seiner biographischen Rekapitulation.

Beruflicher Werdegang in Abgrenzung zum Bruder

und mein jüngerer Bruder auch //mhm// später, der hat in Name einer Stadt in Deutschland bei so ner Montagefirma gearbeitet, die haben ((atmet)) eh (1) Brandschutzverglasung und Türen //mhm// (1) und so Sachen auf- eingebaut, //mhm// und der hat auch ne kurze Zeit eh=mit mir eh Messebau gemacht, wir sind in Deutschland rumgefahren und haben Messestände aufgebaut für //mhm// ((atmet)) (1) für ne Firma hier in Name eines Stadtteils in Name einer Großstadt in Deutschland (1) nur die hatten keine Monteure mehr gehabt und=eh: (1) wir haben uns dann halt eh (2) eh ja eh (1) mit der Firma halt zusammengetan und=eh wollten für die (1) halt die ((atmet)) eh: eh Aufträge, die die schon hatten, eh: (1) übernehmen und aufbauen //mhm// halt. (1) das haben wir auch gemacht, und=eh (1) aber nur=eh ja, ich war (3) knapp zweieinhalb Jahre dabei, also und hab dann (1) eh (2) ((schluckt)) erstmal Schluss gemacht mit Messebau, (1) und mit nem Kumpel dann später halt=eh eh (1) eh genormte eh: eh: (11) eh also ich hatte n=ehm bei der Handwerkskammer ehm (1) ein (1) mich selbstständig gemacht, mich gemeldet und=eh (1) hab ein (1) eh: (2) ja so'n (1) eh (4) eh: (8) hatte halt so'n eh Handwerker=eh=schein //mhm// so gesehn

einbaugenormter Baufertigteile, //mhm// alles, was genormt war und //mhm// (1) und eh haben wir halt verbaut //mhm// (1) und das hab ich später dann mit nem m Kollegen gemacht, mit dem hatte ich vorher eh ((atmet)) bei ner Firma gearbeitet eh ehm (1) in der eh Name eines Nicht-EU-Landes, Name einer Großstadt in Deutschland -Ladenpassage //mhm// jetzt genannt, früher halt Name eines Nicht-EU-Landes-Ladenpassage, weil da nur halt ((atmet)) eh: (1) eh (1) ja, Juweliergeschäfte und halt //mhm// es gab und so. //mhm// (1) und später bei einer=eh hm (2) Bildergalerie gearbeitet, //hm// Neunbald, habe halt eh für die: eh: für manchen Künstler hier in Name einer Großstadt in Deutschland eh Bilder eingerahmt und //mhm// (1) eh ja alles fertiggemacht, so //mhm// Passepartout und (1) //mhm// und so Sachen halt. (1) nur=eh da hatten wir auch ne gute Zeit, (1) zweieinhalb Jahren ungefähr //mhm// gearbeitet u:nd dann uns ste=eh selbstständig gemacht halt. //mhm// ehm: das hab ich mit ehm: (1) n Freund, den ich über eine Freundin kennengelernt, ne=Sch ne Schulfreundin (1) kennengelernt habe, hatte, und=eh sie war mit ihm: lange Zeit zusammen (1) und=eh (1) eh sch ja später hat es auch da nicht mehr geklappt und haben sich //mhm// getrennt, (1) nur halt=eh: ehm jetzt der ehemalige Freund dann halt eh (1) eh noch mit uns do so Kontakt gehabt und eh mit uns auch eh uns selbstständig gemacht. //mhm// (3) ((schluckt)) (2) eh: (1) ja so beruflich hab ich eigentlich eh einiges gemacht so, //mhm// nicht nur das Kraftfahrzeugmechaniker, sondern halt ((atmet)) auch, ich war bei der Firma Name eines Bekleidungsunternehmens zum Beispiel hier in Name einer Großstadt in Deutschland auf der Fahnenstraße //mhm// mal, ((atmet)) eh auch (1) etwas über zwei Jahre, //mhm// (1) eh: und dann später wieder in Name einer Stadt in Deutschland eh als Kraftfahrzeugmechaniker (1) bei einer Firma. (1) eh: auf der Oberstraße eh: (1) ehm (1) ((atmet)) ja, das war nur ne Tankstelle eh da=da kannst ich den Vater halt von dem zu=eh=eh nem Freund eh auch und so, also der Sohn vom ((atmet)) von dem Inhaber der Tankstelle. (1) ehm: da die haben mir dann halt angeboten, bei denen (1) mitzuarbeiten, so als=eh ((atmet)) eh: ja eh (2) wir haben Schweißarbeiten gemacht und=eh (1) eh an den Autos halt eh: ja so Sachen alles a=eh verbaut, was=eh (1) ja, was man bau=verbauen kann, so Auspuff, neuen Auspuff oder Bremsen und so neu gemacht //mhm// und so was. (1) und=eh eh ja meistens Schweißarbeiten gemacht. (1) ((schluckt)) (2) nur da hab ich auch nur eh (1) auch eh ja, etwas über zwei Jahre gearbeitet. (1) und dann (3) eh ja (4).

(Transkript Fritz – Z. 40–89)

Fritz erzählt von seinem jüngeren Bruder: Dieser hat bei einer „Montagefirma gearbeitet, die [...] Brandschutzverglasung und Türen [...] aufge- eingebaut“ (Z. 40f.) hat. Er hat auch mit ihm vorübergehend gemeinsam beim Messebau gearbeitet. Zusammen sind sie in Deutschland unterwegs gewesen und haben „Messestände aufgebaut“ (Z. 45). Sie waren für ein Unternehmen tätig, das einen Bedarf an Monteuren hatte, und haben dessen Aufträge umgesetzt. Er erzählt es so, als sei es eine Partnerschaft gewesen, da sie sich mit der „Firma zusammengetan“ (Z. 48) haben. Er beschreibt hier differenziert diese Art der Partnerschaft mit der Firma, die den Monteurbedarf hatten, d. h., auch Fritz und sein Bruder hatten eine Strategie, um an ihr Ziel zu kommen und ihre Fähigkeiten wurden gebraucht, damit die Firma bestehen bleibt. Die detaillierte Schilderung verweist darauf, dass auch er mit seinem jüngeren Bruder etwas erreichen konnte und nicht nur sein älterer Bruder mit

seinem Unternehmen. Bei ihm geschieht es jedoch eher durch Zufall aus der Situation heraus, dass er für diese Firma arbeitete und diese dann einen hohen Bedarf an Monteuren hatte. Er hat dort für 2,5 Jahre gearbeitet und „erstmal Schluss gemacht mit Messebau“ (Z. 51). Dies liest sich nicht wie eine Partnerschaft, sondern als habe er einen Job, und die Firma, für die er dann tätig wurde, hat Monteure als Arbeitnehmer gesucht. Zu einem späteren Zeitpunkt hat er sich mit einem Freund „bei der Handwerkskammer [...] selbstständig gemacht, [...] gemeldet“ (Z. 53). Sie haben „einbaugenormte Baufertigteile [...] verbaut“ (Z. 56f.). Das hatte er gemeinsam mit einem ehemaligen Kollegen praktiziert, mit dem er zuvor bei einem anderen Unternehmen gearbeitet hatte. Fritz erzählt, wie dieses Unternehmen heute heißt und wie es früher mal hieß, und erklärt, wie der Name zustande kam. Diese differenzierte Darstellung, in welchen verschiedenen Bereichen und Selbstständigkeitsbereichen er tätig gewesen ist, geht noch bis Zeile 90 weiter.

Diese ausführliche Darstellung seines vielfältigen beruflichen Werdegangs, ohne zu erwähnen, irgendwann gescheitert zu sein, beschreibt er allein bezogen auf sich und seine Familie, partiell werden Freunde erwähnt. Die gesellschaftlichen Bedingungen werden im Kontext seines beruflichen Werdegangs nicht forciert. Er beschreibt kommunikativ in vielen Einzelheiten seinen beruflichen Werdegang, im Mittelpunkt seiner Erzählung stehen jedoch seine Positionierung und Abgrenzung gegenüber dem ältesten Bruder, die über die berufliche Biographie präsentiert werden. Fritz konstruiert seine Identität im Kontrast zum Bruder bzw. der Bruder stellt der einen Maßstab dar, an dem er sich orientiert und an dem er sich gleichzeitig in Form des Konfliktes, auch in Koalition mit anderen, reibt.

Es wird deutlich, dass Fritz beruflich erfolgreich sein will, sich autonom handelnd darstellen möchte, um mit dem Konflikt mit seinem Bruder zurechtzukommen, d. h., was ihn antreibt, ist nicht das Interesse an den beruflichen Tätigkeiten, sondern das Sich-beweisen-Wollen im Konflikt mit seinem älteren Bruder im Kontext der Familie. Er konstruiert seine Identität, indem er sich in Beziehung zu seinem älteren, erfolgreichen Bruder setzt, der ihm den Rahmen vorgibt und dabei einen Gegenpart zu ihm darstellt. Fritz nimmt eine Ichkonstruktion in Abhängigkeit und Abgrenzung zum Bruder vor. Im Gegensatz dazu spannt beispielsweise Michael seinen Horizont im Erleben der Gesellschaft auf und konstruiert seine Identität auf sich bezogen, um sich treu zu bleiben und der Gesellschaft authentisch gegenüberzutreten. Die Identitätskonstruktion durch das In-Beziehung-Setzen mit dem Bruder wird auch dadurch deutlich, dass er seine beruflichen Aktivitäten nicht damit begründet, dass er selbstständig sein möchte, da er eine besondere Leidenschaft für etwas hat oder sich mit einer Sache besonders identifiziert. Er strebt auch nicht nach gesellschaftlicher Anerkennung oder Zugehörigkeit, sondern sein Fokus liegt allein auf der Familie und seiner Position im Kontext des Familiensystems im Anerkennungskampf mit seinem Bruder. Dass er sein Erleben auf das gesamte Familiensystem ausrichtet, wird dadurch erkennbar, dass bis hierhin alle Akteure seiner Familie (außer sein Vater) miteinbezogen sind und eine Rolle in seinem Konflikt mit seinem Bruder einnehmen. Dabei stellt er aber stets sich in Abgrenzung zu seinem älteren Bruder in den Fokus der Erzählung. Das wird beispielsweise daran

deutlich, als Fritz vom Selbstmord seines Bruders erzählt: Er benennt den Suizid kurz, erwähnt, dass die Familie dadurch betroffen war, und richtet dann direkt den Fokus wieder auf sich, wie er unter der Tyrannei des Bruders leidet. Sein Modus Operandi zeigt sich in der Identitätskonstruktion durch das In-Beziehung-Setzen mit dem Bruder im Erleben des Familiensystems.

Insgesamt stellt er die krisenbesetzten Themen in seinem Leben in den Hintergrund. Dies wird zum Beispiel daran deutlich, wie er seine Jobwechsel beschreibt, die teilweise sicherlich auch mit krisenbehafteten Beendigungen oder Zwischenphasen einhergingen. Diese Themen werden nicht angesprochen oder näher erläutert. Gleiches gilt für den Suizid des Bruders, der kurz benannt wird, aber eher nebensächlich und ohne Emotionen beschrieben wird. Dies ist irritierend, da er eigentlich deutlich macht, dass er eine sehr enge Beziehung zu seinem jüngeren Bruder hatte. Im Fokus steht der Konflikt mit und die Abgrenzung zum älteren Bruder, weshalb andere Themen nebensächlich und neutral, sowie teilweise eher positiv-euphemistisch dargestellt werden. Die positive Darstellung und das Nichterzählen krisenhafter Erlebnisse oder beruflicher Misserfolge stehen im Zusammenhang mit dem Anerkennungskampf zwischen ihm und seinem älteren erfolgreichen Bruder.

Fritz stellt den Konflikt mit seinem älteren und dessen Tyrannei ins Zentrum seiner Erzählung. Wie man sich diese Tyrannei vorzustellen hat, erläutert er nicht. Dies weckt Fantasien (wie sieht diese Tyrannei aus?), transportiert etwas Zwanghaftes, Extremes, Fortdauerndes, Wahnsinniges und Gefährliches (Suizid des Bruders, führt zu Todesfällen), was von seinem großen Bruder ausgeht und gegen Fritz gerichtet ist. Außerdem haben nur er und sein jüngerer Bruder erkannt, dass sein großer Bruder ihn und vorher sie gemeinsam tyrannisiert(e). Selbst der Suizid seines jüngeren Bruders hat nicht dazu geführt, dass seine Familie sich von ihm abgewendet hat. Im Gegenteil: Er schafft es, sie noch gegen ihn zu richten und damit auf seine Seite zu ziehen. Fritz stellt seinen großen Bruder demnach so dar, als ob er das Oberhaupt der Familie ist, der wie eine Art Marionettenspieler alle in die Richtung bewegen kann, wie er es sich wünscht. Nur Fritz und sein jüngerer Bruder haben sich gegen ihn gestellt, Fritz leistet heute noch Widerstand.

Es wird deutlich, dass er einen Groll gegen seinen älteren Bruder hegt, weil er scheinbar eine besondere Rolle und Position als ältester Sohn eingenommen hat. Da der Konflikt in der Realität eventuell gar nicht so extrem ist, kann er diesen nicht näher ausführen. Sein Bruder ist ggf. an dem erfolglosen Leben gescheitert und hat sich aufgrund dessen umgebracht. Um das zu erklären, führt Fritz die Tyrannei als Grund an. Da sein jüngerer Bruder in der gleichen beruflichen Situation war wie er, müsste er sich ansonsten sein Scheitern eingestehen und in Erwägung ziehen, ihm gleich zu tun.

Fritz hat demnach – nicht wie sein jüngerer Bruder – Suizid begonnen, da er sein Leben durch die Identitätszuschreibung als selbst Handlungsmächtiger in Abgrenzung zum Bruder bewältigt. Das wird darin deutlich, dass er den Kampf gegen seinen Bruder für sich nicht aufgegeben hat und ihn in gewisser Weise lebendig, aktiv und selbstwirksam führt. Dies geschieht, indem er sich selbst zuschreibt, dem Bruder gleichwertig zu sein. Er strebt danach, sich gegenüber dem Bruder

zu behaupten, und möchte nicht in die Situation wie sein jüngerer Bruder geraten. In seiner aktuellen Lebenssituation, der Obdach- und Arbeitslosigkeit, hat er den Kampf gegen seinen Bruder eigentlich verloren und legitimiert diese Situation gleichzeitig durch die Orientierung am Konflikt; er konstruiert sich selbst als handlungsmächtig und bewältigt dadurch seinen Alltag.

Petra thematisiert in ihrer autobiographischen Präsentation ihre Bewältigungspraxis der Abgrenzung in Bezug zu ihrer Herkunftsfamilie und legitimiert damit ihren Werdegang.

Diebin im Jugendalter und falsche Familie aufgrund abweichender Intelligenz

ehm ich=ich war ein Shoplifter, (2) war sogar sehr gut, und ich bin dann im Alter von zehneinhalb Jahren bin ich erwischt worden, also ich bin einmal erwischt worden und vorher hatte ich ((schnippst)) hunderte Male ((atmet)) immer nur so Süßigkeiten geklaut, ich war ungeheuer ((atmet)) also ungeheuer (1) eh gierig nach Süßigkeiten. (1) ja, und ((atmet)) Taschengeld gabs nicht viel also ja und ich bin einmal erwischt worden und=ehm mit n paar Süßigkeiten in meiner Tasche und und ich hatte da Geschäftsverbot bekommen und meine Mutter war dann stinkesauer und die hat mir für Jahre quasi n Drama gegeben, ehm (1) ich hab natürlich versucht aufzuhören und=ehm so im Alter von dreizehn Jahren (1) ehm (1) hab ich ein Intelligenztest geshoplifftet, (1) und das war so was wie ein Schlüsselereignis in meinem Leben, das war ein ganz billiges Pocket Book, also so'n s=so halt so'n Taschenbüchlein, den gabs bei Name einer Kaufhauskette, und ich weiß noch heute noch, wie ich die Auswahl hatte, ob ((atmet)) eh ob ich das Chemiebuch, so eh palme sollte oder oder oder den Intelligenztest, das war n ganz billiges Ding, also war nich so wie n Mensa-Test, (1) ((atmet)) und=ehm also ich hab den Intelligenztest und nicht das Chemiebuch genommen und eh d=dann den Intelligenztest zum Spaß gemacht, ((atmet)) und dann war ich total erstaunt, da er ja sehr gut rausgekommen, sehr hoch rausgekommen, ((atmet)) und da hab ich gedacht „oh mein Gott, ich bin wirklich in falschem esch=eh Familie“, die Eltern sind Metzgermeister, die ((holt tief Luft)) eh die waren eigentlich dumm mit dem großen Haus, wie sie das Leben so gestalten haben, denn wir Kinder mussten ja quasi mit dem Instandh=h=h=eh=eh=eh=halten helfen, ohne die Kinder gings gar nicht.

(Transkript Petra – Z. 169–191)

Bereits in einer früheren Textstelle hebt sie hervor, dass sie in der falschen Familie aufgewachsen sein muss, in dieser Sequenz erzählt sie von einem „Schlüsselereignis“ (Z. 178f.) in ihrem Leben, welches ihre Vermutung bestätigte. Sie erzählt, dass sie „im Alter von dreizehn Jahren [...] ein Intelligenztest geshoplifftet“ (Z. 178) hat und durchführte. Sie erzählt differenziert, wie sie den Test damals gestohlen hat und dass sie sich entscheiden musste, ob sie ein „Chemiebuch [...] oder den Intelligenztest“ (Z. 182) entwenden will. Sie beschreibt diesen Test als ein „ganz billiges Ding, [...] wie n Mensa-Test“ (Z. 183f.). Diesen Test hat sie „zum Spaß gemacht [...] und dann war [...] [sie; N.S.] total erstaunt, da er ja sehr gut rausgekommen [...], sehr hoch rausgekommen“ (Z. 186f.). Dieser Test war für sie das benannte Schlüsselereignis. Sie erzählt, dass sie damals dachte: „oh mein Gott, ich bin wirk-

lich in falschem esch=eh Familie‘, die Eltern sind Metzgermeister, die ((holt tief Luft)) eh die waren eigentlich dumm mit dem großen Haus“ (Z. 188f.).

Hier stellt sie sich als überintelligente Person dar. Ihre Präsentation der Biographie erfolgt, indem sie über ihre Entdeckung der eigenen Überintelligenz berichtet: Ihr hoher IQ ermächtigt sie selbst zur Handlungsbefähigung, die so weit reicht, dass sie als Ärztin in England, d. h. in einem anderen Land, hat arbeiten können. Durch ihre Intelligenz hat sie sich aus dieser für sie falschen Familie herausarbeiten können und unterscheidet sich damit von ihrer Familie. Diese Praxis, sich immer von der eigenen Familie zu distanzieren und sich nicht zugehörig bzw. – noch drastischer ausgedrückt – falsch zu fühlen, stellt eine Handlungsorientierung dar. An dieser Textstelle verdeutlicht sie ihre fehlende Passung mit der eigenen Familie durch ihre viel stärker ausgeprägte Intelligenz. Zuvor erzählte sie im Interview, dass sie nicht ins Dorf passte und unter den Geschwistern als vertauschtes Kind betrachtet wurde, sie fühlte sich der Familie nicht zugehörig. Der Intelligenztest hat für sie ihre Annahmen bestätigt. Zuvor hat sie sich in Verbindung mit ihrem Bruder dargestellt. In diesem Erzählabschnitt und im Erzählabschnitt Z. 140–165 richtet sie jedoch den Fokus allein auf sich: Sie ist „nicht in die richtige Familie geboren worden“ (Z. 149). Sie sieht darin ihr Schicksal, welchem sie als Kind ausgeliefert war, und stellt ihre Andersartigkeit aufgrund ihrer Bildung und ihrer überdurchschnittlichen Intelligenz dar. Es zeigt sich eine Bewältigung durch die Herstellung von Fremdheit und Abgrenzung zu Herkunft und Familie. Dies wird auch an ihrer Ich-Fokussierung und der fehlenden Darstellung von Emotionen oder Beziehungen (zu Eltern, Geschwistern oder Freunden) deutlich.

5.2.2 Abgrenzung auf gesellschaftlicher und milieuspezifischer Ebene

Die Abgrenzung auf gesellschaftlicher und milieuspezifischer Ebene stellt die zweite Verhandlungsdimension dar. In diesem Kontext drückt sich die Orientierung an Abgrenzung in spezifischer Art und Weise aus. Die ersten drei Sequenzen beziehen sich auf das Erleben von der Abgrenzung der anerkannten Normalgesellschaft. Daran anschließend werden Interviewszene angeführt, die sich mit der Abgrenzung innerhalb des Obdachlosen-, Wohnungslosen- und Suchtmilieus auseinandersetzen.

In den folgenden zwei Szenen mit Helen wird ihre Bewältigungspraxis der Abgrenzung auf gesellschaftlicher Ebene deutlich, indem sie präsentiert, wie sie aufgrund von gesellschaftlicher Ausgrenzung eine Abgrenzung als Bewältigungspraxis entwickelte und praktiziert(e). Zudem tritt sie als Expertin für die Herstellung ihres Abgrenzungsverhaltens auf, womit sie diese Form der Bewältigung legitimiert.

Gesellschaftliche Abgrenzung als Inferenz

I: Gut, vielen Dank, dass (2) wir (1) heute miteinander sprechen können und=ehm ich interessiert mich für Ihre Lebensgeschichte und würd Sie daher bitten, einmal mir Ihre Lebensgeschichte zu erzählen von Beginn Ihrer Kindheit an bis heute, so was (1) Sie sagen, welche Erinnerungen Sie dazu haben. (2)

Helen: Ja gut, stichpunktaltich kann ich das machen so, also als Kind aufgewachsen im Dorf, ne, //mhm// dörfliche Gemeinde und so, ja, zur Schule, ((atmet)) dann gings los, Schule geschwänzt, (1) ins Heim gekommen, (2) ehm vom Heim aus ganz schnell erfahren, wie's ist, wenn man süchtig wird, (1) Alkohol getrunken, auf der Straße gelandet, beziehungsweise freiwilllich auf die Straße gegangen, zum Teil schon in jungen Jahren, //mhm// weil eben nicht verstanden und grade Teenie-Alter, boykottieren Sie jetzt, verweigern Sie alles, wir sind ja schon so groß, ne, (1) wie Teenies halt so sind, ne, und dann eben keine richtigen Fäden gekriegt, also nicht richtig andocken können irgendwo.

(Transkript Helen – Z. 1–13)

Ich bedanke mich bei Helen, dass sie sich die Zeit genommen hat, mit mir ins Gespräch zu gehen. Anschließend stelle ich meine Eingangsfrage wie bei den anderen Interviews auch und bitte Helen, mir ihre Lebensgeschichte, beginnend mit ihrer Kindheit bis zum heutigen Tag, zu erzählen. Danach folgt eine Ergänzung (die nicht immer bei der Eingangsfrage erwähnt wurde), indem ich nach ihrer Erinnerung frage. Diese Ergänzung erfolgte, weil die Interviewte mir mit ihrer Mimik bereits signalisierte, dass es schwierig scheint, diese Frage in Fülle zu beantworten. Die Aufforderung, dass sie nur das erzählen soll, woran sie sich erinnert, sollte ihr die Unsicherheit nehmen, dass selbstverständlich nicht immer alles erzählt werden kann oder man sich an manche Dinge (im Moment der Erzählung) nicht erinnert.

Helen stellt ihrer Erzählung metakommunikativ voran, dass sie mit der Erzählaufforderung mitgehen kann („Ja gut“ (Z. 5)) und nun ihr Leben „stichpunktaltich“ (Z. 5) erzählen wird. Darauf folgt aber nur eingangs eine stichpunktartige Beschreibung, die in eine längere Erzählung mündet. Sie beginnt, wie in der Frage enthalten, mit ihrer Kindheit, indem sie die Örtlichkeit ihres Aufwachsens benennt, welches sie als dörflich beschreibt. Im Anschluss erwähnt sie die Schulzeit. Sie differenziert aber nicht, ob sie auf die Grundschule oder die weiterführende Schule gekommen ist. Mit der Äußerung „dann gings los“ (Z. 6f.) markiert sie einen Wendepunkt in ihrem Leben. Im Kontext ihrer Lebensgeschichte zeigt sich, dass ihr Leben von da an von einem normal-biographischen Leben abwich und sie sich selbst als gesellschaftlich ausgegrenzt betrachtet. Das bedeutet, das Aufwachsen in einem Dorf und das anfängliche Zur-Schule-Gehen waren für sie noch normal-biographische Aspekte. Zudem erzählt sie nichts von ihrer Familie, ihren Eltern. Bis hierhin wirkt es, als sei sie allein im Dorf und in der Schule. Sie erzählt auch nichts Weiteres zu ihrer Kindheit und bleibt daher, wie sie vorangestellt hat, bei Stichpunkten.

Der Wendepunkt begann, als sie der Schule fernblieb und sie daraufhin „ins Heim gekommen“ (Z. 7) ist. Es gibt dazu keine differenzierte Erzählung, sie erzählt eher in einer komprimierten sachlichen Form ihren individuellen sozialen Abstieg, der in der Jugend begann. Sie erzählt es so, als sei der Verlauf ein logischer Werdegang, der keine weitere Erklärung benötigt. Außerdem liest es sich so, als wären die Schritte Schule schwänzen und Heim direkt hintereinander erfolgt. Helen erwähnt kein dazwischenliegendes Ereignis und gibt nicht an, dass das Ins-Heim-Kommen die Konsequenz eines längeren Prozesses gewesen sein könnte. Diese

stichpunktartige Beschreibung führt sie weiter. Im Heim hat sie begonnen, Alkohol zu trinken, und beschreibt, dass dort ihre Suchtgeschichte begann. Sie ging vom Heim „freiwillig“ (Z. 9) in die Obdachlosigkeit; sie führt dazu keine weitere Begründung an. Insgesamt nimmt sie keinerlei Schuldzuweisungen gegenüber ihrer Familie, den Erzieher*innen/Sozialarbeiter*innen im Heim oder dem Alkohol vor, sondern erzählt den Ablauf sachlich, logisch und ohne Emotionen, als habe es so kommen müssen, als würde sie sich von Kindheit und Jugend an in einer nicht beeinflussbaren Abwärtsspirale befinden. Dass sie freiwillig auf die Straße gegangen ist, liest sich, als habe sie sich in jungen Jahren bereits gegen das gesellschaftliche System aufgelehnt; sie wollte oder konnte sich auf diese vorgegebenen Strukturen wie Schulpflicht nicht einlassen oder Regeln im Heim befolgen.

Weiter argumentiert sie, dass sie sich als Teenager nichts hat sagen lassen und gegen alles war: „boykottieren sie jetzt, verweigern sie alles“ (Z. 11), weil man in dieser Lebensphase denkt, man wäre schon erwachsen genug: „wir sind ja schon groß, ne“ (Z. 11). Dies bestätigt bzw. begründet den freiwilligen Weg auf die Straße und das Auflehnen gegenüber Regeln und Pflichten. Sie bringt das Thema Teenager-Sein an dieser Stelle wieder neutral auf eine Metaebene und vergleicht sich mit anderen Teenagern: „wie Teenies halt so sind“ (Z. 11f.). In gewisser Weise hat sie somit aus ihrer Perspektive ein normales Verhalten an den Tag gelegt, welches anderen Teenagern gleicht. Es liest sich, als habe sie sich zu der Zeit in einem Kollektiv von Teenagern (Heim, Straße) befunden, die gemeinsam diese Zeit des Boykottierens erlebt und gestaltet haben.

Der Abschnitt endet mit der Konklusion, dass sie „keine richtigen Fäden gekriegt [hat; N.S.], also nicht richtig andocken [konnte; N.S.] [...] irgendwo“ (Z. 12f.). Hier zeigt sich, dass sie sich bereits in der Kindheit als ausgegrenzt empfand, da sie nirgendwo einen Platz für sich fand oder sich zugehörig fühlte. Sie fand keinen Ort, keine Menschen, an denen sie sich wie an *Fäden* festhalten konnte. Dass sie *keine richtigen Fäden* zu fassen bekam, liest sich, als wären nie von außen Fäden (Menschen, Gelegenheiten, Chancen) auf sie zugekommen, d. h., sie hatte nie die Chance, irgendwelche zu greifen, um so an der Gesellschaft teilzuhaben. Dies untermauert ihre Aussage, *nicht richtig andocken zu können*: Sie hat in Kindheit und Jugend versucht anzukommen und teilzuhaben, aber letztlich passte sie nirgendwo hinein, d. h. im übertragenen Sinne, ihr Schlüssel passt nicht zu der Tür der Gesellschaft. Es werden somit zwei Dimensionen deutlich: Zum einen wurde sie von der Gesellschaft durch ihr abweichendes Verhalten ausgegrenzt, und zum anderen hat sie sich aufgrund dieser Erfahrung selbst abgegrenzt. Darüber hinaus ist ihre Erzählweise zu berücksichtigen, wobei sie von sich in der dritten Person spricht und dies mit einer durchgängigen Neutralität, Passivität und Emotionslosigkeit vornimmt. Auch die eingenommene Metaebene ist passend zu dieser Art der Erzählung, was insgesamt auf eine Abgeklärtheit und eine Distanziertheit zur eigenen Biographie, hier Kindheit und Jugend, verweist. Es liest sich so, als wäre sie eine außenstehende Person/externe Beobachterin, die auf ihr Leben blickt und somit nur Fakten zur Lebenslage und zum Werdegang benennen und nicht näher ins Detail gehen kann. Gleichzeitig hat die externe Beobachterin den neutralen,

distanzierten und analytischen Blick, der die Dinge von der Metaebene betrachten kann, ohne emotional eingebunden zu sein. Im Vergleich zu anderen Interviews bewertet sie ihre Biographie eingangs gar nicht, sie sagt nicht, ob sie eine schöne Kindheit hatte oder nicht. Außerdem ist im Vergleich zu anderen Interviews interessant, dass sie nicht versucht, ihr Verhalten und Handeln auf irgendeine Art und Weise zu legitimieren, vielmehr ist ihre gesellschaftliche Abgrenzung eine neutrale logische Inferenz bzw. ein logisches Aufeinanderfolgen von Ereignissen.

Gesellschaftlich ausgegrenzt werden und sich aktiv selbst abgrenzen

I: Und Sie haben ja d=im Heim Ihr- Ihren Realschulabschluss aber gemacht?

Helen: └Den hab ich da gemacht.

I: └Sind da zur Schule gegangen?

Helen: └Den hab ich da noch hingekricht, das war auch alles, was ich noch auf die Kette gekricht hab //mhm// da. ((schnieft)) dabei scha- (1) hab ich da auch keine Chance gehabt, weil es (1) war der Realschulabschluss. //mhm// der wurde auch (1) pfft anerkannt, ne, //mhm// Name einer Schule an der Münchener Straße kommt gu:t. ((schnippst)) wenn Se sich da so'n Zeugnis nehmen und (2)

I: Das war vom Heim?

Helen: Heimschule. (1) war (1) //mhm// (1) ne, hätt ich mir gerne umschreiben lassen @von ner andern Schule@ oder so, aber (1) ^war ja nich machbar°, ne? //mhm// also das war auch ne bestempelte Schule im Prinzip, die war zwar anerkannt, die hatt (1) ne, ich musste da genauso lernen wie bei den andern (1) eh (1) in den andern Schulen auch, ne? //mhm// aber ((atmet)) (1) war halt ne Heimschule, ne? (1) ((schnieft)) (1) //mhm// (1) somit ist das dann (1) der Realschulabschluss zweiter Wahl. (1) //mhm// sach ich jetz mal, wenn da jemand, ne, von ner Hochschule kommt oder von ner Schule mit nem (1) ne, ((atmet)) spiel nich mit den Schmuddelkindern. (1) sing nich ihre Lieder un so, ne? ((atmet)) wir durften ja auch, wie gesacht, wir waren auch gestempelt als solches in dieser Straße, in diesem, (1) wenn wir da normale Kinder (1) kennt, normale, sehn Se, dat is so, man grenzt sich ab, schon in jungen Jahren, ne, is so. ((schnieft)) (1) ((schluckt)) Kinder kennengelernt hat und man kam dann da zuhause hin, man hat gesacht, wo man wohnt, war't vorbei. (2) //°@(.)@°// „mit der spielste nich mehr“. (1) is so. (1) ja: dat is dann auch so, man man hat, man kanns als junger Mensch noch nich verstehn, warum, wieso, weshalb, eh ne, //mhm// da spielen (1) die Eltern halt ne große Rolle, ne? ((atmet)) und (1) so bleibt man auch der Asi, man bleibt auch zwangsläufig im Hartz-IV-System, ich war auch sehr früh als Sozialhilfeempfänger da unterwegs, weil ich nich wusste wohin, woher, wat soll ich denn?

(Transkript Helen – Z. 539–567)

Helen erzählt, dass sie an der „Heimschule“ (Z. 549) ihren Realschulabschluss absolviert hat. Das war das Einzige, was sie „noch auf die Kette gekricht“ (Z. 544) hat. Mit diesem Schulabschluss war sie aber bereits mit dem sozialen Abstieg abgestempelt, da jeder wusste, woher der Abschluss kam, wenn man die Adresse recherchierte. Daher beschreibt sie es als „Realschulabschluss zweiter Wahl“ (Z. 554f.). Ihnen war es auch nicht erlaubt mit anderen Kindern außerhalb des Heims, den

„normale[n] Kindern“ (Z. 559), zu spielen. Als sie das sagt, spricht sie mich als Interviewerin direkt an und betont damit nochmal ihre Äußerung: „normale, sehen Se, dat is so, man grenzt sich ab, schon in jungen Jahren“ (Z. 559f.). Es zeigt sich eine Praxis, die sie bereits in jungen Jahren erlernt hat: Indem sie gar nicht erst in Kontakt mit den anderen *normalen* Kindern kommt, muss sie sich mit ihrem *Nicht-normal-Sein* nicht mehr auseinandersetzen. Hier treten ihre fatalistische Hinnahme und Akzeptanz zutage: Sie verbleibt in ihrem Milieu, als sei es eine natürliche Separation von Gesellschaftsschichten und -zugehörigkeiten. Als Kind und Jugendliche verstand sie nicht, warum die Dinge so waren, aber heute hat sie erkannt, dass ihr Weg durch den gesellschaftlichen Status der Eltern bereits vorgezeichnet war: „so bleibt man auch der Asi, man bleibt auch zwangsläufig im Hartz-IV-System“ (Z. 564f.). Sie hat alles versucht, aber letztlich keinen Job bekommen. Hier zeigt sich u. a. auch, dass das System und die Gesellschaft sich von Beginn an vor ihr verschließen und bei ihr in jungen Jahren bereits der Identitätskampf, der sich zwischen milieuspezifischer Zugehörigkeit und Gesellschaftsfähigkeit bewegt, begonnen hat. Sie bewegt sich zwischen der Akzeptanz der eigenen Lebenssituation und der Anklage und Abgrenzung gegenüber der anerkannten Normalgesellschaft.

Des Weiteren kommt Matthias' Erleben von gesellschaftlicher Abgrenzung in folgendem Erzählabschnitt zum Ausdruck.

Der „Träumertyp“ (Z. 894) in Abgrenzung von der Gesellschaft

Matthias: Also ich lieg gerne am Strand oder am Flussufer, wie gesagt, //mhm// so was, also find ich, ich bin eher n Träumertyp, ja (1) statt einer, der (1) irgendwas hinterherjagt, //mhm// sei es was immer, ob es Geld oder ((holt tief Luft)) sag ich jetzt mal Ruh:m, von den andern anerkannt zu werden, nee (1) //mhm// wirklich nich, ne? (1) gabs natürlich auch mal so Phasen, aber da denke ich „ja, dat bringt dich nix, so wat aufzu- eh sich so aufzuopfern“ (1) //mhm// sei es um was wegen (1) nee. //mhm// (1) ~wirklich nich°.

(Transkript Matthias – Z. 893–899)

In diesem Erzählabschnitt nimmt er eine Selbstkonstruktion vor, die ihm Ruhe und Friedsamkeit in Abgrenzung zur Gesellschaft zuschreibt. Er ist „gerne am Strand oder am Flussufer“ (Z. 893) und beschreibt sich selbst als „Träumertyp [...], statt einer, der irgendwas hinterherjagt“ (Z. 894f.). Er braucht keine materiellen Dinge, aber auch keinen „Ruh:m“ (Z. 896) oder keine Anerkennung. Diese Zeiten, als er das brauchte, hat er hinter sich gelassen. Seine Konklusion lautet: „dat bringt dich nix, so wat aufzu- eh sich so aufzuopfern“ (Z. 897). Er wüsste nicht, wofür er das tun sollte.

Hier grenzt er sich von der Gesellschaft ab, die nur lebt, um zu arbeiten, und „irgendwas hinterherjagt“ (Z. 894). Er braucht diese Dinge nicht mehr für sich. Er hat für sich herausgefunden, wohin er gehört und was er machen möchte. Seine Hin- und Annahme der Lebenssituation wird hier entfaltet und durch sein Bild des positiven Träumertyps, der auf das Meer oder den Fluss schaut, positiv legitimiert. Er wandelt das Bild eines Obdachlosen in einer Großstadt hin zu einem Mann, der

ein Träumertyp ist und mit der hektischen Arbeits-, Erfolgs- und Anerkennungsgesellschaft nichts mehr zu tun haben möchte. Er ist dem Bild nach kein Obdachloser, der mit einer Suchterkrankung, Arbeitslosigkeit, Ängsten und Halluzinationen kämpft (Kontextwissen aus dem Interview), sondern vielmehr ein Aussteiger, dem es gut geht. Es dokumentiert sich der eigene positive Zuspruch sich selbst gegenüber. Die Art und Weise der Selbstdarstellung hat etwas Beruhigendes, worin die Harmonieorientierung im Erleben von Zugehörigkeit und Abgrenzung in Bezug auf milieu- und gesellschaftsspezifische Verhältnisse und Anforderungen deutlich wird.

In den folgenden Interviewszenen wird die Abgrenzung innerhalb des Obdachlosen-, Wohnungslosen- und/oder Suchtmilieus verhandelt. Es stellt eine Form der Bewältigung dar, sich in der existenziellen Situation der Obdachlosigkeit von anderen, sich in den Szenen aufhaltenden Personen oder Gruppierungen abzugrenzen. Dadurch wird die eigene Situation/Lebenslage legitimiert und aufgewertet.

Als erstes wird ein Ausschnitt aus dem Interview mit Sven angeführt, indem er sein Erleben als Obdachloser präsentiert und dabei strategisch vorgeht, geübt und ordentlich ist. Dadurch grenzt er sich von anderen Obdachlosen bzw. von dem Bild, welches häufig mit Obdachlosen verbunden wird, dass sie nicht ordentlich sein würden, ab.

Keine Scham als Obdachloser, sondern strategisch geübt und ordentlich – Abgrenzung vom Milieu

so bin ich dann mit achtzehn eh (1) tja erstmalig eh (1) mit der Obdachlosigkeit eh konfrontiert worden, sodass ich eh im heutigem eh gar kein Problem oder keine Scheu habe (2) jemanden darum zu bitten eh oder zu betteln eh bevor ich irgendwie nen Diebstahl oder sonst was eh habe, ob er mir finanziell eh materiell in Form von eh Lebensmittel, Gutscheinen und alles eh halt eh aushändigen möchte, damit ich überleben kann. klamottenmäßig eh, dass ich mir was kaufen kann. ich hab die Leute nie angelegen wenn ich eh geschnorrt oder gebettelt habe und eh so hat ich dann eh so ne kleine Gruppe Menschen, die mir (1) vertraut haben. sie ham mich niemals alkoholisiert oder besoffen eh darum fallen gesehen oder dass ich mich irgendwie eh eh (2) meine (2) eh jaa ((tiefes Einatmen)) (2) meine Art eh halt auf der Straße zu leben. ich hab immer einen sauberen Platz gehabt den ich eh ständig besucht habe, den ich auch eh von meiner Seite her eh sauber gehalten habe. hab eh (1) Dusche gehabt ich hab Möglichkeiten hier in Name einer Großstadt in Deutschland gefunden eh @(.)@ eh durch die Trackers und alles eh zu duschen. meistens kostenlos, weil eh weil man weiß eh wo die (Pferde) hinrennen. sie sind auch hingegangen und haben auch mal eh finanziell net nur mit eh fünfzig oder eh sechzig Cent sondern eh richtig harte Währung, fünfzig Euro hundert Euro. und so konnt ich mir dann halt auch eh anständig Klamotten und solche Sachen kaufen. bin in Lädens rein, bin ich Apotheken rein und es war ne, eine eine gute Zeit sag ich mir. konnte jeden, hab mich jeden Tag geduscht und eh auch sonntags durch de (2) (1) durch die Eintragung eh ohne festen Wohnsitz das eh @(.)@ hab ich manchmal auch so wie soll ich sagen sehr sehr ausgenutzt, sodass ich bei eh Diakonien oder beziehungsweise Pfarrer hingegangen bin und eh @(.)@ und sagte, ja bin gerade aus dem

Knast gekommen und eh hätten se net ne finanzielle Möglichkeit. sie sehen selber was ich für, hab ich absichtlich eh @(2)@ absichtlich so kaputt=ne Jeans oder sonst was oder ehm bisschen schmutzdelig angezogen und immer fein rasiert oder auch mal nicht. und dann sagt ich ((hrr)) da komm ich zwei Tage aus bin ja auch Raucher und eh Sie müssen mich verstehen, hätten sie net nen bisschen mehr. und so hab ich die Leut quasi in meinem ganzen Rahmen in meinem Programm an mich gezogen, um halt ne größere finanzielle Wirkung rauszuholen (2) @(5)@.

(Transkript Sven – Z. 168–198)

Weil Sven in jungen Jahren bereits früh in die Situation der Obdachlosigkeit geraten ist, hat er gelernt, mit der Situation umzugehen, und daher heute „kein Problem oder keine Scheu“ (Z. 170) mehr. Er hat sich der Situation angepasst und findet es aus heutiger Sicht nicht mehr so schlimm. Beim Bitten und Betteln um Dinge hat er die Menschen auch nie angelogen, genauso wenig, wie sie ihn betrunken gesehen haben oder er einen dreckigen Platz hatte, an dem er saß. Dass er die Menschen nicht nur um Hilfe gebeten hat, sondern auch betteln musste, zeigt Svens existenzielle Not. Gleichzeitig möchte er sich abgrenzen von Stigmatisierungen gegenüber Obdachlosen, etwa dass er lügen würde beim Betteln, Diebstahl begehen könnte oder stark alkoholisiert, „besoffen“ (Z. 177) oder dreckig ist und den öffentlichen Raum verschmutzt. Er verdeutlicht außerdem, dass es ihm nur um das Überleben auf der Straße geht und er für Nahrung, Kleidung oder Gutscheine gebettelt hat. Die Betonung dieser Grundbedürfnisse schließt in seiner Beschreibung an dieser Stelle Alkohol, Zigaretten und Drogen aus, deren Konsum Obdachlosen häufig unterstellt wird. Weil er sich so bürgerlich verhält, die Grundbedürfnisse gestillt haben möchte und nicht wie der typische Obdachlose ist, haben ihm „ne kleine Gruppe Menschen [...] vertraut“ (Z. 175f.) und deshalb finanziell, materiell, Lebensmitteln etc. unterstützt. Sven hebt hervor, dass er eine gewisse bürgerliche, gesellschaftsfähige Art hat, auf der Straße zu leben, indem er „immer einen sauberen Platz gehabt“ (Z. 179) hat, den er regelmäßig aufgesucht und „sauber gehalten“ (Z. 180) hat. Hier zeigt sich wiederholt seine Orientierung an gesellschaftlichen Normen und Normalitäten bzw. seine Abgrenzung innerhalb des Obdachlosenmilieus.

Sven erzählt weiter, dass er auch von Truckern finanzielle Unterstützung bekommen hat und dort duschen konnte. Manchmal haben sie ihm sogar ca. 50 Euro gegeben, sodass er sich Kleidung etc. oder aber auch Medikamente in der Apotheke kaufen konnte. Hier wird wieder eine akzeptierte Abhängigkeit deutlich, wobei er aber seine Strategien stolz präsentiert. Auch dass er das Geld für Medikamente oder „anständige Klamotten oder solche Sachen“ (Z. 185f.) einsetzte, verweist auf seine bürgerliche Orientierung und seine Abgrenzung zum Obdachlosenmilieu, außerdem hätte niemand etwas einzuwenden, wenn er sich gute Kleidung kauft oder sein Geld für Medikamente ausgibt, die für seine Gesundheit wichtig sind. Als nächstes zieht er ein Zwischenfazit und nimmt eine Selbstreflexion vor bzw. konstruiert seine Perspektive auf die Zeiten als Obdachloser: „eine gute Zeit sag ich mir“ (Z. 187). Dabei nimmt er eine positive Rekonstruktion der Vergangenheit vor

(er lebt selbstbestimmt und quasi bürgerlich in Abgrenzung zu anderen typischen Obdachlosen (sauber, nicht straffällig, vertrauensvoll etc.)), obwohl er sich in einer existenziellen Notlage befunden hat. Es handelt sich hierbei um eine Normalitätsorientierung in Abgrenzung zum Obdachlosenmilieu. Er macht das Beste aus seiner Lebenssituation und befindet sich in einer akzeptierten Abhängigkeit.

In der Hintergrundkonstruktion im Modus der Erzählung führt Sven seine Strategie aus, wie er Pfarrer angelogen bzw. ihnen etwas vorgegaukelt hat, indem er seine Situation drastischer und schlimmer darstellte, als sie eigentlich gewesen ist, da es ihm nach seiner Selbsteinschätzung gut ging und er eine gute Zeit verbrachte. Sven dachte sich die Geschichte aus, dass er erst kürzlich aus der Haft entlassen worden sei, und brachte sich dafür äußerlich in einen verwahrlosten Zustand, um bei Pfarrern um Geld zu bitten. Er bewertet zum Schluss der Erzählung sein Vorgehen als erfolgreich: Er hat die Menschen in seinen/sein „Rahmen [...] Programm [...] gezogen“ (Z. 197), um so viel Geld zu bekommen, wie es möglich war. Hier hebt er sein strategisches Handeln hervor und zeigt, dass er durch seine Art Menschen überzeugen kann und in diesem Fall schlauer als der Pfarrer gewesen ist. Diese Vorgehensweise widerspricht dem vorher Erzählten, dass er vertrauensvoll ist, nicht lügt, nicht straffällig wird. Hier betont er auch, dass er Raucher sei und daher mehr Geld brauche. Diese Erzählung ist ausgesprochen gegensätzlich, da er quasi die Stigmatisierungen von obdachlosen Straffälligen nutzt, um an Geld zu gelangen, obwohl er zuvor eine Orientierung am normalen gesellschaftlichen Leben präsentiert. Er steht in gewisser Weise über den Dingen und kann als Experte seiner Lebenslage und des Hilfesystems alles tun: Er kann sich an der gesellschaftlichen Normalität in Abgrenzung zu anderen Obdachlosen orientieren, aber auch strategisch sein Wissen über das System nutzen und darüber Geld generieren, indem er sich als hilfebedürftig verkauft. Er ist demnach klüger als die anderen Obdachlosen und das Hilfesystem.

Interessant ist auch, wie Matthias sein Erleben von Magie und Halluzinationen in seiner autobiographischen Erzählung betrachtet und dabei eine Abgrenzung innerhalb des Milieus vornimmt, indem er sich von psychisch kranken Obdachlosen abgrenzt.

Magie, Erfahrungen mit möglichen Psychosen und Abgrenzung von psychisch kranken Obdachlosen

*I: Hattest du (1) selber irgendwelche Hobbys oder Interessen oder hast du heute noch? noch Hobbys, Interessen, wo du sagst, das mach ich total gerne, also früher und heute?
Matthias: Ja, heute denk ich mehr so=ehm (1) gabs ne Zeit lang so, da wurd's richtig gruselig, so auch so=eh da hatte ich schon (1) paar Mal, ich weiß nicht, ob das Halluzinationen waren oder so, (1) da fing dat an so mit (1) ja=eh Karten, Tische rücken und so was, eh=eh mit solchen Leuten, wo ich denk so, hm, (1) hab ich gesagt so „wat n Quatsch“, ne? eh sag ich jetzt hier Schwarze Magie und so was, ne, sag ich „hey glaub ich eigentlich nicht dran“, aber da glaub ich schon n bisschen dran, dass (1) hab ich gedacht so „dat kann ja nicht sein, dass so was auf einmal ist“. ((Straßenlärm)) (2) ist*

mir hier in Name einer Großstadt in Deutschland passiert, eh ich geh in einen Laden rein und n paar Schwarzafrikaner kamen mir entgegen und die Augen waren komplett (1) also=eh kann ich nicht beschreiben, das war eh komplett krass gewesen, ich dachte so „hui, was ist das denn?“ Ich denk so „hab ich zu viel getrunken“ oder so? normal passiert mir so was nicht, ne, ich denke so, hm, Woodoo oder so? nee (1) hm, hab ich mir schon (1) ja, interessier ich mich auch für, nur (1) denk ich mir, vielleicht waren das, oder ich träum in letzter Zeit träum ich wirklich (1) allem möglichen (1) ja, nicht Käse, sag ich jetzt mal, aber das ist richtig eh ((atmet laut)) teilweise krass. da denk ich mir so, hm, da krieg ich schon manchmal Angst, //mhm// (1) ne? (1) also nicht, dass ich jetzt gleich sterben tu oder so, //mhm// aber (1) ich denk da so puh: (1) da dacht ich mir so, wat war dat denn für ne Begegnung, ne? //mhm// (2) da denk ich mir schon (1) ja, das: komisch, ich kanns nicht beschreiben, das ist eh (2) oder (1) pustet mir einer in Nacken, obwohl da gar keiner steht. //mhm// (1) denk ich so „isset soweit so langsam“, nee, ehrlich, //mhm// hab ich mir schon gedacht so so ne, und dann sag ich so wwh, wo ich denk so, was? ((Auto wird gestartet)) °so diese (1) wo du sagst „nee, das kann doch nicht sein.“⁴⁰

I: Das hab ich jetzt, sorry, das, weil das Auto grad anging.

Matthias: Als wenn wenn einer //ja// (1) pustet und chuch (((pustet aus)) (1) so was, wo du dich denkst so, was? also //mhm// wirklich, als wenn pfft auf dem wie gesagt, es steht gar keiner da. (1) Hm da hab ich schon langsam gedacht so, sind dat schon so Sachen so, wo du schon total verkümmert bist oben im Kopf? (1) ja, dat is einfach so. (1) eh solche Sachen. (4) wie so Hexen, ja, sagt man so, ne? //@(.)@// witches, witches //mhm// jaja, (1) auf Englisch so witches. //ja// (1) Hexen. (2) krass, eigentlich nur krass, (1) denk ich mir. (1) //mhm// (3) ist in letzter Zeit auch Gott sei Dank nicht wieder aufgetreten, aber vor paar Monaten. hab ich gedacht so=ehm (2) „schon wieder bereit hier für (1) in de Psychiatrie zu landen“? eigentlich nicht. wirklich nicht. gibt andere Leute, die hier draußen aufe Straße rumbrüllen und so, ja, die sollten da eher rein. //mhm// ne, anstatt (1) Leute, die ja eigentlich so (1) ganz normal ihren Weg gehen.

(Transkript Matthias – Z. 822–861)

Auf meine Frage nach vergangenen oder aktuellen Hobbys und Interessen antwortet er nicht, sondern es wirkt, als sei er ganz in seinem Erzählen vertieft und hätte mir gar nicht zugehört. Matthias baut eine Geschichte auf, die von seinen Erfahrungen mit und seinem Interesse an Magie handelt; er berichtet, dass er Erfahrungen mit psychotischen Zuständen, „Halluzinationen“ (Z. 827) machte und unerklärliche „richtig gruselige“ (Z. 825f.) Situationen erlebte und „teilweise krass[e]“ Träume hat, was bei ihm „manchmal Angst“ (Z. 841) hervorruft. Er erzählt davon, dass er mit anderen Personen „Karten [gelegt und; N.S.], Tische [ge]rück[t]“ hat, und bezeichnet dies als „Schwarze Magie“ (Z. 829), die er selbst zunächst als „Quatsch“ (Z. 829) bewertet, dann aber im Diskurs mit sich selbst zu dem Ergebnis kommt: „dat kann ja nicht sein, dass sowas auf einmal ist“ (Z. 831). Zur Erklärung seiner Magie befürwortenden Aussage führt er eine beispielhafte Situation an: Er hat Männer gesehen, deren Augen anders waren; diese Situation war für ihn „komplett krass“ (Z. 835), er hat sich gefragt, was das war, und ist sich nicht sicher gewesen, ob er zu stark alkoholisiert gewesen ist. Eigentlich kommt das

bei ihm nicht vor, dass ihn seine Sinne täuschen, weshalb er daran gedacht hat, ob es sich dabei um „Voodoo oder so“ (Z. 837) handelt. Abschließend äußert er sein Interesse an solchen magischen Situationen und erzählt von seinen belastenden Träumen, die ihn ängstigen, aber keine Todesangst bei ihm auslösen.

Darauf folgt eine zweite Beispielerzählung, bei der ihm jemand „in [den; N.S.] Nacken [pustet; N.S.], obwohl da gar keiner steht“ (Z. 844f.). Als das passiert ist, hat er sich zum einen gefragt, ob er nun psychisch krank ist: „isset soweit so langsam“ (Z. 846). Zum anderen erzählt er, dass er nicht versteht, was da vor sich geht und es sich nicht erklären kann. Er schildert die Situation nochmal, da ich aufgrund von Straßenlärm nachfrage, und fügt ergänzend hinzu, dass es ihm so vorkomme, als wären es „Hexen“ (Z. 854). Er bewertet die Situation als „krass, eigentlich nur krass“ (Z. 856). Er ist erleichtert, dass er solche Situationen das letzte Mal „vor [ein; N.S.] paar Monaten“ (Z. 857) hatte; in der Situation hat er sich „gedacht so=ehm „schon wieder bereit hier für (1) in de Psychiatrie zu landen?““ (Z. 858). Diese Frage verneint er sich selbst gegenüber und führt daher seinen Diskurs mit sich selbst weiter. Er schließt die Erzählung zum Thema ab, indem er die Konklusion vornimmt, dass andere, wirklich psychisch kranke Obdachlose im Gegensatz zu ihm psychiatrische Behandlung brauchen und er wie andere Menschen „normal [sein; N.S.] [...] Weg geh[t]“ (Z. 861). Diese Konklusion stellt eine klare Abgrenzung innerhalb des Milieus dar: Er ist obdachlos, aber nicht Teil der obdachlosen psychisch kranken Menschen.

Der Aufbau seiner Erzählung, bestückt mit seinen Erfahrungen, die ihm Angst machen, erfolgt in einer Art der Selbstreflexion, mit dem Ergebnis, dass er in einen solchen Zustand nicht dauerhaft geraten will. Matthias erzählt demnach, dass er halluzinative Zustände erfahren hat, aber noch nicht ganz verrückt sei und erleichtert ist, dass diese Zustände nicht mehr aufgetreten sind. Dabei grenzt er sich erneut von anderen Obdachlosen ab, die im Gegensatz zu ihm in die Psychiatrie gehören: „die hier draußen auf der Straße rumbrüllen und so, ja, die sollten da eher rein [...] ne, anstatt Leute, die ja eigentlich so (1) ganz normal ihren Weg gehen“ (Z. 860f.). Es zeigt sich der Konflikt zwischen Zugehörigkeit und Abgrenzung: Er hat Angst vor einer Verstetigung oder einer Verschlimmerung seiner halluzinativen Erfahrungen, die ihn wie die anderen psychisch kranken Obdachlosen werden lässt. Gleichzeitig möchte er in dem Milieu bleiben, da er ja nur seinen individuellen Weg geht, ohne durch abweichendes Verhalten (hier Krankheit, vorher im Interview: Gewalt, oder straffälliges Verhalten) aufzufallen. Er ist seiner Situation ergeben, hofft dabei aber, seinen Ist-Zustand und die Realität zu erhalten. Dabei orientiert er sich an den anderen Leuten der Gesellschaft, die wie er ihr Leben normal gestalten, und grenzt sich von den psychisch kranken Obdachlosen ab.

Auch Sven präsentiert eine Praxis der Abgrenzung, indem er sich von anderen, alkoholkonsumierenden Obdachlosen abgrenzt:

eh danach ehm bin ich halt eh in gewisse Kreise eh (1) reingerutscht mit Drogen und eh (tiefes Einatmen)) Alkoholmissbrauchs eh, die ich nicht verwirklicht habe bis (1) halt eh ab und zu mal ein (2) Fläschchen Wein oder ein, oder ein Bier. war auch mit eh (3)

mit eh um- unumgänglichen Menschen wo ich mich dann irgendwann mal distanziert habe.

(Transkript Sven – Z. 30–34)

Sven erzählt, dass er „in gewisse Kreise eh (1) reingerutscht“ (Z. 30) ist, die sich durch „Drogen und eh Alkoholmissbrauch(s)“ (Z. 30) kennzeichnen. Das Wort *reingerutscht* verdeutlicht, dass er ohne eigenes Zutun in diese Gesellschaft hineingeraten ist, er konnte nichts dafür bzw. konnte es nicht aktiv abwenden. Zudem grenzt er sich von den Menschen in den *gewissen Kreisen* ab, indem er verdeutlicht, dass er selbst keinen *Drogen- und Alkoholmissbrauch* betrieben hat. Er sagt wörtlich: „die ich nicht verwirklicht habe“ (Z. 31f.), wobei es wie ein Versuch scheint, sich adäquat auszudrücken; ggf. muss an dieser Stelle berücksichtigt werden, dass er versucht, sich mir als Interviewerin gegenüber gewählt auszudrücken. Des Weiteren bagatellisiert er seinen Konsum innerhalb der Gruppe und sagt, dass er im Gegensatz zu den Leuten in *gewissen Kreisen* nur „halt eh ab und zu mal ein (2) Fläschchen Wein oder ein, oder ein Bier“ (Z. 32) getrunken hat und sich „irgendwann“ (Z. 34) von diesen „unumgänglichen Menschen [...] distanziert[e]“ (Z. 33f.). Die Formulierung *unumgänglich* verweist auf eine Fremdbestimmung: Er hatte keine andere Wahl, als mit den Menschen in diesen Kreisen zu tun zu haben. Jedoch zeigt es auch, dass er sich nach einer gewissen Zeit abgrenzen konnte und sich aktiv von den Menschen abgewendet hat. Außerdem möchte er verdeutlichen, dass er solchen Kreisen eigentlich nicht angehört, nicht so weit abgestiegen ist und weiterhin die Kontrolle über sein Leben behält. Hier zeigt sich eine starke Gesellschafts- und Normalitätsorientierung durch die Abgrenzung von der Gruppe Menschen, die er selbst als *gewisse Kreise* und alkohol- und drogenkonsumierend beschreibt. In dieser Art der Darstellung wird deutlich, dass er nicht als Teil solcher Kreise, die sie nicht gesellschaftskonform verhalten und leben, wahrgenommen werden möchte und sich daher eindeutig abgrenzt.

Auch Katrin grenzt sich in folgender Interviewszene innerhalb des Drogenmilieus von anderen Süchtigen – und hier im Spezifischen von Heroinabhängigen – ab, was eine Form der Bewältigungspraxis darstellt und die eigene Situation legitimiert und aufwertet, indem es stets jemanden gibt, dem es schlechter geht als einem selbst oder der sich weniger an den gesellschaftlichen Strukturen orientiert:

ja und eh bei mir haben viel eh viel im Leben viel Drogen viel Drogen mit Drogen hab ich viel zu tun aber ich bin halt drauf jekommen auf Heroin bin ich erst mit 42 //mhm// (1) also das kam, die Kinder waren ausm Haus (3) wie soll man sagen, Langeweile mehr oder weniger dumme Gedanken, falschen Mann kennengelernt, noch versucht eh den daraus zu holen und und ja aber es hat dann halt wohl nicht so @funktioniert@, wie es funktionieren sollte, ja und dann bin ich nachher selber drauf jekommen und (1) tja und seit dem eh, dann bin ich weiter arbeiten gegangen auch die ersten drei, vier Jahre. hab das dann davon finanziert, also ich hab ich bin nicht vorbestraft oder jeklaut oder anschaffen oder sowat, das hab ich nie gemacht ((Motorengeräusche)) (1) eh ja und dann eh nach nach eh dann am Ende 2015 gings dann nicht mehr anders

((Windgeräusche)) wie mit Programm ne, konnte ich dann auch nicht mehr so finanzieren und alles ja und dann eh hab ich aufgehört zu arbeiten.

(Transkript Katrin – Z. 22–34)

In diesem Abschnitt erzählt Katrin von ihrem Weg in die Drogensucht und ihrem Leben mit den Drogen. Es wird deutlich, dass ihr ihr lebenslanger und übermäßiger Drogenkonsum bewusst ist und sie diesen nicht bagatellisiert: „bei mir haben viel eh viel im Leben viel Droge viel Drogen mit Drogen hab ich viel zu tun“ (Z. 22f.). Sie erzählt, dass sie „erst mit 42“ (Z. 24) begonnen hat, Heroin zu konsumieren. Katrin führt ihre Begründung für den späten Beginn ihrer Heroinsucht aus. Diese Sucht entstand dadurch, dass „die Kinder [...] ausm Haus“ (Z. 24f.) gewesen sind und sie „Langeweile und mehr oder weniger dumme Gedanken, [und den; N.S.] falschen Mann kennengelernt“ (Z. 25f.) hat.

Die sarkastische Art, wie sie beschreibt, heroinsüchtig geworden zu sein, wird in Kapitel 5.4.4 zu Typ V näher erläutert. Im Kontext dieses Typus zeigt sich vor allem im weiteren Erzählstrang auf, dass sie aufgrund ihrer stetigen Arbeit „nicht vorbestraft [ist; N.S.] oder jeklaut [hat; N.S.] oder anschaffen [war; N.S.] [...], das hab ich nie gemacht“ (Z. 30f.). Hier nimmt sie eine Milieudifferenzierung vor und grenzt sich innerhalb des Milieus Heroinabhängiger (in Obdachlosigkeit) ab. Im Gegensatz zu anderen ‚typischen‘ Heroinabhängigen grenzt sie sich zum einen dadurch ab, indem sie erzählt, dass sie erst im späteren Alter heroinabhängig wurde, und zum anderen, indem sie angibt, sich von Beschaffungskriminalität, Straffälligkeit und Prostitution zu distanzieren. Im Gegenteil: Sie war wie jede*r andere Bürger*in in einer nicht kriminellen und gesellschaftskonformen Art und Weise arbeiten. Zugehörig zum Drogenmilieu war sie dennoch durch den falschen Mann und ihren Konsum. Sie bewegt sich demnach in einer Ambivalenz zwischen Milieuzugehörigkeit und Gesellschaftszugehörigkeit bei einer gleichzeitig klaren Abgrenzung innerhalb des Drogenmilieus. Es wird auch deutlich, dass sie sich als heroinsüchtige Frau von anderen heroinsüchtigen Frauen abgrenzt, die, um ihre Sucht zu finanzieren, der Sexarbeit nachgehen.

Abgeschlossen wird diese Verhandlungsdimension mit einer Sequenz aus der autobiographischen Erzählung von Magda, die sich innerhalb des Obdachlosenmilieus von anderen Obdachlosen mit Migrationshintergrund aus einem anderen Herkunftsland abgrenzt und sich als gesellschaftskonforme Obdachlose aus dem europäischen Raum präsentiert:

ich wohnen im Zelt (1) mit neue Freund, //mhm// wir sind zusammen dreihalb Jahre, wir habe ein Zelt, paarmal auch Leute geklaut die Zelt, (1) wieder muss suchen neue Zelt, //mhm// das immer schlimm, ne, aber ((schluckt)) (1) du kommst zu schlafen und keine Platz, ne, und keine Sachen, ne? ((atmet laut)) (1) Essen, egal was, //mhm// was gefunden das klauen, ne? (1) //hm// die (1) die andere, die viel Bolgare bei mir auch letzte Mal geklaut Portemonnaie mit Ausweis, (1) //hm// Gott sei Dank einer gefunden, weißt du=und //mhm// alles (1) kaputt und jetzt ich neue muss machen polnische Botschaft, dreihundertsiebzig Euro. ((schnauft)) (1) das kostet. //hm// nach zehn Jahre dreihundertsiebzig.

I: Wahnsinn.

Magda: \downarrow Ach \downarrow ja, (1) ohne P=Pass hm=ja ich ich=ich kleben diese, aber hab ich hab ich Probleme mit bei teilweise in Post, ((atmet)) meine Scheck holen, G=Geld oder so ne das //mhm// ((atmet)) (1) ist immer, ist immer schwer. //mhm// die Straße, ja, das ist schwer. //mhm// und jetzt zu die Reiterplatz oder Schwabenplatz muss immer aufpassen, (1) Tasche, (2) geht nich ruhig schlafen. //mhm// im Wald is besser, ich hab ich besser im Wald, weißt du, im Zelt und //mhm// ich weiß ist ruhig, ist zwei alte Männer, einer hat da zwei Pferd, einer mit große Hund spazieren, immer aufpassen, (1) Essen manchmal bringen oder warm oder so, Kuchen, //mhm// viel Leute helfen, alle gute Leute, //mhm// ne? dass viele Leute muss ehrlich aufpassen, die Straße muss aufpassen. //mhm// (2) und das ist schlimm; bei mir ist es schlimmer, dass (1) ((schluckt)) die Ramonen oder Bulgare die Kinder lassen so wie die ja klauen, ne? (1) die kleine Kinder noch richtig nich laufen, aber klauen, ne? //mhm// das bisschen (1) blöd, ne?

I: Ja.

(Transkript Magda – Z. 22–45)

Magda schildert ihre gegenwärtige Lebenssituation auf der Straße. Sie erzählt, dass sie gemeinsam mit ihrem „neuen Freund“ (Z. 22), mit dem sie seit 3,5 Jahren zusammenlebt, in einem Zelt wohnt. Sie erzählt, dass es nicht leicht ist, in einem Zelt zu leben, da es ihnen auch mehrfach gestohlen wurde und sie sich wieder ein neues Zelt anschaffen mussten. Sie beschreibt die Situation, wie es ist, wenn plötzlich das Zelt geklaut wurde: „du kommst zu schlafen und keine Platz, ne, und keine Sachen ne? ((atmet laut)) (1) Essen, egal was, [...] was gefunden das klauen, ne“ (Z. 24).

Magda führt ein Beispiel für das Bestohlen-Werden auf der Straße an. Sie erzählt, dass sie zuletzt von „die andere, die viel Bulgare“ (Z. 26), geklaut wurde und diese ihr „Portemonnaie mit Ausweis“ (Z. 27) gestohlen hatten. Sie erzählt weiter, dass der Ausweis „Gott sei Dank [...] gefunden“ (Z. 27f.), aber dabei beschädigt wurde, und sie nun einen neuen Ausweis bei der „polnischen Botschaft, [für; N.S.] dreihundertsiebzig Euro“ (Z. 29) beantragen muss. Sie wiederholt die hohen Kosten für den neuen Pass. Ich stimme daraufhin mit meiner Aussage „Wahnsinn“ (Z. 31) zu, dass ich die Kosten auch als sehr hoch empfinde.

Sie bleibt beim Thema entwendeter Ausweis und den damit entstehenden Schwierigkeiten und kommt zu dem Schluss: Das Leben auf der Straße „ist immer, ist immer schwer. [...] die Straße, ja, das ist schwer“ (Z. 34f.). Sie ergänzt, dass es an öffentlichen Plätzen in der Stadt nicht möglich ist, in Ruhe zu schlafen, weshalb sie es vorzieht, „im Wald, [...] im Zelt“ (Z. 37) zu schlafen. Dort hat sie mehr Ruhe und fühlt sich sicherer, weil dort Menschen bzw. Spaziergänger*innen sind, die auf sie aufpassen und mit warmen Mahlzeiten unterstützen. Nachdem sie die positiven, sie unterstützenden Menschen beschrieben hat, kommt sie wieder auf diejenigen Menschen zu sprechen, vor denen man sich auf der Straße schützen muss. Dass man sich schützen muss, empfindet Magda als „schlimm“ (Z. 41). Am schlimmsten findet sie jedoch, dass die erwachsenen „Ramonen oder Bulgare die Kinder lassen so wie die ja klauen, ne? (1) die kleinen Kinder noch nicht richtig laufen, aber klau-

en ne“ (Z. 42f.). Diese Situation bewertet sie als ein „bisschen blöd ne?“ (Z. 43f.) und richtet diese Frage an mich als Interviewerin, worauf ich ihr zustimme.

In der Darstellung ihrer Schwierigkeiten als obdachlose Frau in einem Zelt wird deutlich, dass sie sich als eine nach Ruhe suchende und friedliche obdachlose Frau aus Polen präsentiert, die sich innerhalb der Obdachlosenszene von Obdachlosen aus anderen europäischen Herkunftsländern abgrenzt. Sie stigmatisiert mit ihrer Darstellung Menschen mit rumänischem und bulgarischem Hintergrund, die nach ihrer Erzählung allgemein die Diebstähle auf der Straße begehen. Zudem unterstellt sie diesen Menschen aus benannten Herkunftsländern, dass sie ihre kleinen Kinder instrumentalisieren, Diebstähle zu begehen. Sie überspitzt ihre Darstellung, indem sie sagt, dass die Kinder noch nicht mal laufen könnten, aber bereits das Klauen gelernt hätten. Hier verdeutlicht sie ihr Gerechtigkeitsempfinden, dass kleine Kinder nicht zum Diebstahl gezwungen oder instrumentalisiert werden sollten. Zwei Dimensionen werden deutlich: erstens die Vorurteile, das Verurteilen und das damit einhergehende Abgrenzen von anderen europäischen Mitbürger*innen in der Obdachlosenszene und zweitens das Verurteilen von Straftaten, die Störung der Ruhe anderer und das Ausnutzen von Kindern für die benannten Taten. Hier zeigt sich die Handlungsorientierung an gesellschaftlichen Normen und Werten bei gleichzeitiger Abgrenzung von anderen marginalisierten Gruppen im gleichen Milieu. Indem sie sich abgrenzt, wertet sie sich auf: Sie ist besser, nicht kriminell, stiehlt nicht als polnische Frau (frühere Diskriminierung gegen Polen). Das Vorurteil gegenüber Polen verwendet sie nun gegen Bulgaren und Rumänen. Durch die Abgrenzung und Stigmatisierung anderer wertet sich Magda auf und präsentiert sich als Obdachlose, die ihr Leben an gesellschaftlichen Normen und Werten ausrichtet.

5.2.3 Abspaltung und externalisierte (Schuld-)Zuschreibung

Diese Verhandlungsdimension zeigt auf, in welcher Art und Weise durch Abspaltung mit zum Teil kombinierter externalisierter (Schuld-)Zuschreibung vor allem krisenbesetzte Lebensereignisse und Verläufe bewältigt werden. Im Folgenden werden sechs Interviewszenen aus drei Fällen beispielhaft angeführt, anhand derer diese kollektive Bewältigungspraxis dargelegt werden kann.

Diese Interviewsequenz mit Helen bewegt sich zwischen der Zuordnung von Abgrenzung (gesellschaftlicher und milieuspezifischer Ebene), Abspaltung und externalisierter Schuldzuschreibung und wird daher am Anfang dieses Kapitels angeführt. Helen verhandelt dabei ihr Erleben und den Prozess gesellschaftlichen Ausschlusses im Zusammenhang mit ihrer Bordell- und Entgiftungserfahrung:

I: Sie haben jetzt eben auch erzählt, dass Sie: zwei, drei Jahre (1) haben Sie dann nach der Ausbildung dann ((atmet)) eh (1) im Bordell gearbeitet.

Helen: Ja, richtig.

I: Wollen Sie zu der Zeit was erzählen, oder wie das das für Sie war?

Helen:

↳ Was gibts da zu erzählen?

I: Das weiß ich nicht, das war (1) ist Ihr Leben, ich wa=eh das müssen Sie mir sagen.

Helen: Viel trinken, desto mehr ich getrunken hab, desto mehr hab ich verdient, hab ich ja gesacht, ne? //mhm// ((atmet)) (1) un (1) ja, irgendwann gehen Se auch mit aufs Zimmer, das ist halt normal, am Anfang sträubt sich da jeder gegen, das ist ja n Entwicklungsprozess.

I: Okay, das heißt, Sie haben erstmal nur

Helen: ^LErstmal nur hinter der Theke, ganz normal, die Scham, die war ja auch da, ich mein, mein Gott, ich bin grad achtzehn gewesen, gehts noch? also (1) ne, im Kopf unheimlich reif, ne? ((atmet)) (1) aber ich hab dann verdient wie'n Zwanzigjähriger, für mich, also ich hab dann //mhm// richtich verdient. ((atmet)) und da wollt ich natürlich auch präsentieren, siehste, es geht auch ohne, ne, so, und (1) dieser Höhenflug, ne? ich kann auch so Geld verdienen und (1) //mhm// ich komm schon über die Runden. ja, nee, man kommt nicht über die Runden, weil man dat irgendwie wieder vergessen will. (1) ((atmet)) und womit vergessen Se dat am besten? (1) indem Se sich irgendwie zumachen. //mhm// (1) und schon (1) war der Kreislauf (1) beschlossen. im Prinzip sind Se nachher nur noch arbeiten gegangen, um sich zuzumachen. //mhm// (1) ne, also da: musst ich dann wieder raus, dat hab ich gemerkt, dat is wie 'n Strudel, ((atmet)) (1) komm ich da nich raus, wars das für mich, ne, //mhm// (1) ich wär da drin untergegangen. ((atmet)) und somit bin ich auch ziemlich stolz auf mich, dass ich mich da alleine aus eigenen zwei, ich hab auf dat Geld verzichtet, dat war erstmal totale Umstellung, ne? ((atmet)) so wenn ich vorher zwei Mille hatte, ja, morgen kommt neu, wat willst du? raus damit, weg, ne, nit sparen. (1) blöd aber (1) so war man halt, ne? (1) ((atmet)) in jungen Jahren denken Se da nich drüber nach. dat is //mhm// einfach so, wenn Se dann (1) einmal zu Geld kommen und da dran riechen, dann wollen Se auch wat erleben, aber (1) wat hab ich erlebt? ich hab ja eben gesacht, ich bin mit fünfzich Jahren noch nie geflogen. (1) ((atmet)) (1) ne, also ich hab da in dem Sinn nich viel @erlebt@ @(2)@. //mhm// (3) aber (1) nach drei Jahren hab ich dann gesagt, knappe drei Jahre wares, (2) und da ging auch nix mehr, auch von der Psyche her nich mehr, ((atmet)) (1) und dann hab ich mich halt mit ner Entgiftung da rausgestrampelt, ne, ich bin dann in die Entgiftung gegangen, (2) kam et erste Mal in Berührung mit Entgiftung, ((atmet)) ja, (1) und somit haben Se auch schnell (1) wat gefunden, wo Se hin können, wenn Se rückfällich sin und dann geht die nächste Gefahrenquelle los, ne? (1) ach, das war ja gar nich so schlimm. (2) ne, man vergisst schnell diese Sachen, die dann wehtun oder so, ich meine, so ne Entgiftung ist kein Zuckerschlecken, ne, bestimmt nich, also Sie (1) es geht Ihnen nicht gut da. ((holt tief Luft)) (1) oben wie unten. (1) aus sämtlichen Spalten läufsts Ihnen raus, ne? ((atmet)) (1) kein gutes Ding. (1) aber nach n paar Tagen (1) gehts Ihnen besser, (1) und (3) wie beim Zahnarzt, (1) //°@(.)°// können Se sich so ungefähr vorstellen, ja? @(2)@ desto mehr das verblasst, ((atmet)) ach, war ja gar nich so schlimm, ne? @(3)@ ja, (1) ((atmet)) (2) tja, ansonsten möcht ich da über die Zeit eigentlich weniger erzählen, weil (1) dann gehts ans Eingemacht, un da:, wir sitzen ja nich in der Therapiestunde, ne?

I: ^LNö, Therapie sind wir nicht.

Helen: ^LAlso das ist dann doch n bisschen zu viel, ((atmet)) (1) jedenfalls war es keine schöne Zeit. //mhm// ne lustige. (1) man kann viel mitnehmen, das war auch bestimmt ne Zeit, die mich seelisch sehr geprägt hat, aber auch härter gemacht hat dadurch. //mhm// (1) ganz klar. also so (2) gefühllos, ne? ((schnippst)) wie man

so schön sacht, also das ist so, Sie können das abspalten. ich könnte das auch heute noch abspalten von jetzt auf gleich. ((atmet)) //mhm// das is phänomenal, aber es geht. (1) das ist auch ne ne Art und Weise, da haben Sie gelernt, das funktioniert, gut, wer will das jetzt, wer will mir jetzt sagen, ich soll das wieder ablegen, weil es ja funktioniert hat, (1) ne?

(Transkript Helen – Z. 670–727)

In dieser Interviewszene frage ich Helen, ob sie zu ihrer Zeit im Bordell noch etwas erzählen kann. Zunächst will sie nicht direkt antworten und sagt: „Was gibt’s da zu erzählen?“. Ich reagiere als Interviewerin darauf, indem ich ihr mitteile, dass ich zu ihrem Leben nichts erzählen kann, sondern dass sie die Wissende über ihr Leben ist. Daraufhin fasst sie zunächst den „Entwicklungsprozess“ (Z. 679) im Bordell zusammen, den sie durchlaufen hat, als sie ca. drei Jahre dort gearbeitet hat, d. h., erhöhter Alkoholkonsum führte zu einem höheren Einkommen, indem man sich durch den Alkoholkonsum überwinden kann, sexuelle Dienstleistungen anzubieten: „das ist halt normal, am Anfang sträubt sich da jeder gegen“ (Z. 678). Im Anschluss erzählt sie differenzierter, wie sich diese Entwicklung gestaltete. Sie ist als 18-Jährige eingestiegen und hat zunächst nur im Barservice gearbeitet. Anfänglich empfand sie noch „Scham“ (Z. 682), die aber durch das gute Einkommen in Kauf genommen wurde. Auf das eigene Geld war sie stolz und fühlte sich dadurch eigenständig und vom System unabhängig: „ich hab dann verdient wie’n Zwanzichjähriger, für mich, also ich hab dann [...] richtig verdient [...] und da wollt ich natürlich auch präsentieren, siehste, es geht auch ohne, ne“ (Z. 684). Hier wird deutlich, dass sie der Gesellschaft, dem System zeigen wollte, dass sie in der Lage war, sich selbst aus eigenen Kräften zu versorgen, und keine Hilfe durch den Staat brauchte. Sie beschreibt eine Praxis, die einem jugendlichen Menschen gleicht, der sie zu der beschriebenen Zeit auch noch war: Jugendliche, die ihren Eltern beweisen wollen, dass sie ohne sie zurechtkommen, und sich daher gegen sie auflehnen. Helen rebelliert nicht gegenüber ihren Eltern, sondern gegenüber dem Gesellschaftssystem, dem sie sich bereits in jungen Jahren exkludiert fühlte und die Schuld für ihre Lebenssituation zuschreibt. Eingangs in diesem Erzählabschnitt erzählt sie in sarkastischer Art und Weise, dass sie noch jung und nicht reif war. Sie braucht die Abgrenzung zur normalen Gesellschaft, um sich zu präsentieren und ihr Verhalten zu erklären, sodass sie auch die Möglichkeit hat, der Gesellschaft die Schuld zuzuschreiben, sie nicht teilhaben zu lassen. Die Kehrseite dessen war, dass sie, um die Erfahrungen, die sie machte, zu „vergessen“ (Z. 688), Alkohol konsumierte und letztlich nur noch für diesen Konsum arbeitete (Abspaltung). Dadurch war „der Kreislauf (1) beschlossen“ (Z. 690) und es entstand eine Art „Strudel“ (Z. 692), in dem sie „untergegangen“ (Z. 693) wäre. Hier wird die Abwärtsspirale beschrieben, der sie handlungsunfähig und chancenlos ergeben war.

Sie hat es letztlich geschafft, aus dem Bordell und dem beschriebenen Strudel herauszukommen, sich gegen das Geld entschieden und einen Entzug gemacht. Das war für sie nicht leicht, da sie dachte, sie könnte mit ihrem Einkommen „wat erleben“ (Z. 700), was sich jedoch nie erfüllte. Ihr Traum ist es bis heute zu flie-

gen. Aus ihrer Perspektive hat sie trotz des Geldes „nicht viel @erlebt@“ (Z. 702). Sie ist „ziemlich stolz auf“ (Z. 694) sich, dass sie den Ausstieg aus dem Bordell geschafft hat. Die Art und Weise, wie sie erzählt, verweist auf ihre Abgeklärtheit, Distanziertheit und auf ihre bereits erfolgte Reflexion ihrer Erfahrungen, die sie dort gemacht hat. Sie verdeutlicht ihr aktives Handeln, indem sie sich aus der Situation „raus[ge]strampelt“ (Z. 705) hat. Diese Aktivität und die Erzählung selbst-wirksamen Handelns stellen einen Gegenhorizont zur passiven, chancenlosen und der Abwärtsspirale ergebenden Akteurin dar. Außerdem erwähnt sie keine sozialen Kontakte. Das erweckt den Eindruck, als sei sie allein und auf der anderen Seite der Gesellschaft, von der sie sich abgrenzt oder gegenüber der sich beweisen muss. Sie muss sich stets aus eigener Kraft aus den schwierigen Situationen des Lebens *rausstrampeln*. Es zeigt sich am Beispiel des Bordells ein wiederkehrendes Bild: Durch die Gesellschaft und das Bordell ist sie in diese Situation hineingeraten (Schuldzuschreibung). Aus der Situation heraus hat sie sich eigenmächtig, ohne Hilfe (außer der benannten Entgiftung) herausgekämpft. Ferner erzählt sie, wie man als süchtiger Mensch nach der Entgiftung gefährdet ist, wieder rückfällig zu werden, da man sich selbst belügt und vergessen hat, wie schwer der Entzug gewesen ist. Sie beschreibt in diesem Abschnitt, wie sich die Entgiftung körperlich auswirkt, in der Retrospektive verharmlost man sie jedoch. Auf Weiteres möchte sie nicht eingehen, da es dann eher eine „Therapiestunde“ (Z. 717) wäre. Hier präsentiert sie sich als Expertin ihres Lebens, die abgeklärt und neutral schildert, wie ein süchtiger Mensch sich nach einer Entgiftung verhält.

Abschließend fasst sie zusammen, welche persönlichen und psychischen Auswirkungen die Arbeit im Bordell auf sie hatte. Es war „keine schöne [...] [, aber; N.S.] ne lustige“ Zeit. Sie hat sie „seelisch sehr geprägt [...], [...] härter gemacht [...] [,] gefühllos“ (Z. 721ff.) werden lassen. Sie hat eine für sich geeignete Strategie, eine Praxis entwickelt, mit der sie ihre Erlebnisse und Erfahrungen „abspalten“ (Z. 724) konnte. Diese praktiziert sie bis heute. Insgesamt wird in diesem Erzählabschnitt ihr Identitätskampf zwischen milieuspezifischer Zugehörigkeit und Gesellschaftsfähigkeit deutlich. Außerdem zeigt sich die Bewältigungspraxis einer reflektierten Akzeptanz des biographischen Exklusionsprozesses durch die sarkastische und fatalistische Hinnahme der Chancenlosigkeit und Handlungsohnmacht. Auch wenn sie es aus dem Bordell hinausgeschafft hat, hat sie eine fortdauernde Abspaltungspraxis entwickelt.

Die folgenden beiden Sequenzen dokumentieren die Praxis der Abspaltung krisenbesetzter Situationen in Johanns autobiographischer Darstellung, d. h. hier in besonders spezifischer Weise in Form des Hinter-sich-Lassens und Vergessens (Abspaltens).

Von Arbeit und Beziehung zu Krankheit und Flucht

u:nd (1) ja, und dann hab ich mich auch wieder gefangen gehabt, (2) auch ganz gut gefangen, hab in Name einer Großstadt in Deutschland gelebt //mhm// mit ner Freundin zusamme, (1) bin arbeiten gegangen (1) alles u:nd bin dann (1) schwer krank ge-

worde, schwere Operation gehabt und meine Freundin hat mich (1) betrogen gehabt und ich bin (1) ich war damals noch so'n Mensch, Vogel-Strauß-Politik. ich weiß nit, kennste das? Vogel-Strauß-Politik, Kopf in de Sand stecke und (2) das Problem bleibt aber; (1) ne, //mhm// (1) u:nd bin ich einfach abgehaue, wie ich da ausm Krankenhaus gekomme bin.

(Transkript Johann – Z. 42–49)

Johann erzählt, dass er sich „wieder gefangen [...] auch ganz gut gefangen“ (Z. 42f.) hat, d. h., er hatte eine Arbeit und eine Wohnung mit seiner Freundin in einer Großstadt. Hier zeigt sich eine Orientierung an einem den Normen und Normalitäten entsprechenden Leben, welches er durch eine Wohnung, Arbeit und eine Frau, mit der er zusammenlebt, kennzeichnet. Dann erzählt Johann von einem erneuten Wendepunkt in seinem Leben, nachdem er sich wieder gefangen hatte. Er führt aus, dass er „schwer krank“ (Z. 45) wurde, eine „schwere Operation“ (Z. 45) hatte und deshalb im Krankenhaus behandelt werden musste. In dieser Zeit ging seine Freundin fremd. Daraufhin ist er nach seiner Entlassung aus dem Krankenhaus „abgehaue“ (Z. 48) und beschreibt sein Verhalten als „Vogel-Strauß-Politik, Kopf in de Sand stecke und (2) das Problem bleibt aber“ (Z. 47f.). Er fragt mich auf metakommunikativer Ebene, ob ich den Ausdruck kenne, wartet jedoch keine Antwort ab, sondern geht direkt über in die Erklärung.

Auch hier verläuft die Erzählung seiner Biographie wie zuvor im Interview in einem Auf (aktives und normales Leben) und Ab (Krisen, Abweichung der Norm). Wobei sich erneut zeigt, dass die Krisen unerwartet schicksalhaft eintreten und ihm keine Möglichkeit bieten, handlungsmächtig Entscheidungen für sich zu treffen. Differenziert betrachtet, bedeutet das, dass er in diesem Erzählabschnitt zunächst die Konstruktion seiner Lebensphase vornimmt, in der er ein ganz normales Leben mit Wohnung, Arbeit und Frau führte, welches dann durch seine Krankheit und den Betrug seiner Freundin erschüttert wurde. Für ihn gab es in dem Moment keine andere Option, als diese Situation für sich abzuspalten und zu verlassen. Er ist der Situation schicksalhaft ergeben, wird dann aber aktiv, um diese von sich räumlich zu trennen. Dabei ist es besonders auffällig, dass er die *Vogel-Strauß-Perspektive* als Erklärung für sein früheres Verhalten anführt. Die Erklärung zu dieser Metapher fasst einen Teil seiner aufgezeigten Handlungspraxis durch die fatalistische Orientierung zusammen. Gleichzeitig steht die Aussage im Widerspruch zu einem anderen Aspekt seiner Handlungspraxis, da er in Krisensituationen nicht passiv verharrt und den Kopf in den Sand steckt, sondern eine aktive Weglaufpraxis aufzeigt. Beide Formen sind Aspekte der Abspaltungspraxis und spannen den Horizont auf, wie Johann Krisensituationen für sich bewältigt. Zum einen ist er seinen Krisen schicksalhaft ergeben und sucht nicht aktiv nach einer Lösung, um diese in der Situation zu lösen, sondern fühlt sich diesen in gewisser Weise schicksalhaft ergeben, und zum anderen wird er aktiv und befördert sich aus der krisenbehafteten Situation heraus. Johann ist seinen Schicksalen ergeben und sieht für sich nur die Handlungsoption, sich räumlich und emotional von der Krise abzu-

spalten, damit bleibt auch das Problem, wie in seiner Metapher versinnbildlicht, räumlich an anderer Stelle stehen.

Ergänzend muss angeführt werden, dass Johann argumentiert, dass diese emotionslose Abspaltungspraxis, d. h. in seinen Worten die *Vogel-Strauß-Perspektive*, in der Vergangenheit liegt und seine frühere Praxis darstellte. Wenn man dies unter dem herausgearbeiteten Widerspruch und den zwei Aspekten der Handlungspraxis betrachtet, muss außerdem in den Blick genommen werden, wie sich der weitere Umgang Johanns mit Krisensituationen gestaltet. Es ist auffällig ist, dass Johann in seiner gesamten autobiographischen Erzählung die Praxis des aktiven Verlassens von Situationen beschreibt.

Auf und Ab zwischen Wohnraum, Städtewechsel, Arbeit(sunfall) und Flucht

und von Name einer Großstadt in Deutschland bin ich dann nach (2) Name einer Großstadt in Deutschland, hab da auch erst=eh in nem Obdachlosewohnheim gewohnt gehabt //mhm// und hab dann aber auch ne Arbeit bekomme im Lager (1) und hab da auch gearbeitet und hab dann auch meine Wohnung bekommen in Name einer Großstadt in Deutschland. //mhm// (2) und dann hab ich n (1) sehr schwere Arbeitsunfall gehabt, was mich fast das Lebe gekostet hätte, da hab ich n Milzriss, da habe se mich fünf Meter von de Leiter geholt //mhm// n Milzriss gehabt und hab das nit gemerkt, (1) Stunde später wär ich tot gewese (1) und Notoperation und alles. (1) und das hab ich von de Psyche her nit verkraftet //mhm// (1) ne, (1) bin wieder abgehaue.

(Transkript Johann – Z. 49–58)

Johann erzählt von einem erneuten Städtewechsel und berichtet, dass er dort in einem Wohnheim für obdachlose Menschen gelebt hat. Von dort aus hat er wieder Arbeit und eine Wohnung gefunden. Auf der Arbeit hatte er jedoch einen „sehr schwere Arbeitsunfall“ (Z. 54), einen „Milzriss“ (Z. 55), und musste notoperiert werden. Johann beschreibt, dass er auf der Arbeit von einer Leiter fünf Meter tief gestürzt ist und fast daran gestorben wäre, weil es zunächst unbemerkt blieb. Diese Erfahrung hat ihn psychisch so belastet, dass er „wieder abgehaue“ (Z. 58) ist. Es wird abermals das Auf (aktiv) und Ab (passiv) seines Lebens rekapituliert. Er hat sich aktiv aus der Krise herausgeholt, durch den beinahe tödlich verlaufenden Arbeitsunfall geriet er jedoch erneut in eine Krise, die dazu führte, dass er diese Zeit wieder von sich abspaltete, ein weiteres Mal die Stadt verließ und das zuvor aufgebaute Leben zurückließ. Hier zeigt sich wieder seine Bewältigungspraxis in krisenhaften und belastenden Situationen: Krisen ist er fatalistisch ergeben, er sieht keine andere Option, als sich aus der Situation herauszuziehen, diese von sich abzuspalten und neu zu beginnen. Es wird kaum Emotionalität in seiner Erzählweise deutlich, vielmehr beschreibt er sein Leben in Stationen, die er durchlaufen hat und in denen er äußeren Rahmenbedingungen oder auch seiner Exfreundin die Schuld zuschreibt, sein Leben negativ erschüttert zu haben. Daran lässt sich auch eine gewisse Abspaltung der Erfahrungen und Erinnerungen aufzeigen.

Auch Andreas präsentiert in seiner autobiographischen Erzählung eine Abspaltungspraxis als Form der Bewältigung, was vor allem auf der Beziehungsebene

zu Frauen, zu seinem Vater (hier nicht als Beispiel angeführt) und zu seinem Opa deutlich wird. Die folgenden zwei Sequenzen stellen den Abschluss dieses Kapitels dar.

Abspaltung durch schmerzhaftes Erinnerung zum Beziehungsende

I: Mhm. Haben Sie denn jetzt, wenn Sie sagen, die eine Beziehung, die war zwei Jahre, //ja// können Sie denn dazu was erzählen, oder wollen Sie was dazu erzählen?

Andreas: Nee, das will ich nicht erzählen //mhm// (1) weil da kommen ja Erinnerungen eh (1) wir waren also zwei Jahre zusammen eh=eh gewesen und dann lernt die auf einmal, die Frau, n=n weichen Typen eh kennen so, und dann war se auf einmal bei Nacht und Nebel war sie weg gewesen (1) ja und (1) ist dann mit ihm dann zusammengekommen, //mhm// ja @(.)@ ja und deswegen will ich halt eh nicht darüber reden, sonst //mhm// geh ich an die Decke und (1) ja (1) //mhm//, weil die hat mich quah quasi mein Herz eh (1) über Nacht eh (1) gerissen, ne (4) ja und es gab aber auch keinen Ansatz oder Sonstiges, dass die vorher halt schon weg wollte oder so hat sie nie gewollt oder gesagt, die hat immer gesagt, dass sie immer bei mir bleiben will und was, ja (1) und was war (1) nichts war //mhm// (2) ja (2) ja, und die andern, die waren halt eh paar Tage oder Monate oder so (2) und ja, dann war war das doch nix gewesen und (2) //mhm// ja, und ich bin auch eh kein Mensch der halt auf der Suche ist jemand Neues oder Sonstiges ne //mhm// ich sage, ich sag immer, „ich lass et kommen und wenn et passiert, dann passiert et“, //mhm// dat=eh dat Herz und dat Gefühl und wenn nicht, auch nicht schlimm, ne //mhm// (2) ich mach nie den Anfang, ich wa=eh ich lass et abwarten, ja ne also Ja. °Ja°.

(Transkript Andreas – Z. 228–246)

Andreas reagiert ablehnend auf meine immanente Sachverhaltsnachfrage: „Nee, das will ich nicht erzählen [...] weil da kommen ja Erinnerungen“ (Z. 231). Dennoch berichtet er direkt im Anschluss über die Beziehung zu einer Frau und das Ende der Beziehung. Den Namen der Frau erwähnt er nicht, sondern nennt sie distanziert und in gewisser Weise auch abwertend immer nur *die*, *die Frau* oder *sie*. Diese Art der Formulierung verweist darauf, dass er, wie er auch sagt, über die Beziehung nicht sprechen möchte, weil die Erinnerungen sonst hochkommen. Weil er ihr keinen Namen gibt, hält er sie auf Distanz und spaltet die Erfahrung mit ihr ab. Weiter erzählt er, dass seine Freundin ihn für einen „weichen Typen“ (Z. 233) verlassen hat. Es zeigt sich, dass es für Andreas eine schmerzhaftes Erinnerung darstellt, die ihn heute noch emotional berührt: „Nacht und Nebel war sie weg gewesen“ (Z. 234); „geh ich an die Decke“ (Z. 236); „Herz eh (1) über Nacht eh (1) gerissen“ (Z. 237). Er drückt sich hier metaphorisch aus und bringt eine gewisse Dramaturgie in die Erzählung mit ein, in der er die Opferrolle einnimmt und quasi dem Schicksal des Verlassenwerdens ergeben ist. Zudem wird deutlich, dass er von dieser Trennung überrascht wurde und eigentlich dachte, dass sie für immer zusammenbleiben würden und er eine gemeinsame Zukunft mit ihr gesehen hatte: „die hat immer gesagt, dass sie immer bei mir bleiben will“ (Z. 239f.). Er hatte ihr vertraut, sein Vertrauen wurde missbraucht. Andreas schreibt ihr die Schuld für die Trennung zu, ob es im Vorfeld irgendwelche Probleme in der Beziehung ge-

(1) zwei eh zwei, drei Tage traurig und //mhm// aber dann eh=eh ist man ja normal den Gang wieder //mhm// gegangen, ne und hat man (1) hat dann wieder vergessen alles, was was vorher war, ne //mhm// weil et eben weiter geht und das hab ich mir eh auch eh bei mir halt //mhm// ja, ((atmet laut)) (3) ich hab eh hab gelernt, mich kann nix mehr traurig machen, //mhm// also ich gehe alles positiv immer an und et Leben muss weitergehn, //mhm// ja, auch wenn einer in der Familie sterben tut (1) //mhm// ja, aber dat Leben geht weiter, //mhm// ja. (2) mit eh=eh mit mit Onkel oder ohne Onkel, //mhm// ja.

(Transkript Andreas – Z. 575–599)

Ich frage Andreas, ob er in seinem Leben Situationen erlebt hat, die er als „Schicksalsschläge“ (Z. 576) einordnen würde. Andreas verhandelt die Frage, indem er zunächst mit einer Relativierung einsteigt: „wat heißt Schicksalsschläge ne“ (Z. 577f.). Darauf folgend erzählt er, wie er für sich gelernt hat, mit dem Sterben und Verlust von Familienmitgliedern/relevanten Personen umzugehen, woraus sich für ihn ein gewisses Lebensmotto herauskristallisiert hat, welches sich auf seine allgemeine Lebens- und Beziehungsgestaltung übertragen und bereits an vorherigen Passagen seiner autobiographischen Erzählung dokumentiert hat: „ich hab eh hab gelernt, mich kann nix mehr traurig machen [...], also ich gehe alles positiv immer an und et Leben muss weitergehn“ (Z 595) – mit einer Person/einem Familienmitglied oder ohne die Person/ein Familienmitglied. Diese Art und Weise, wie er sein Leben gestaltet und Beziehungen eingeht und mit diesen umgeht, zeigt, dass er sich auf andere Menschen nicht vollständig einlassen kann und möchte. Er lässt sich teilweise nicht auf Frauen und neue Bekannte ein und vermeidet engere Beziehungen bzw. spaltet diese von sich ab. Es wird insgesamt eine Bewältigung in Form einer Vermeidungs- und Abspaltungspraxis deutlich, die sich durch eine Vermeidung von Beziehungen zu anderen Menschen äußert und damit Enttäuschungen gar nicht erst möglich macht. Das Thema Beziehung verbindet er mit einem Kommen und Gehen. Er hat gelernt, dass auf Menschen kein Verlass ist: Freund*innen kommen und gehen (hänseln), Lehrer*innen kommen und gehen, Frauen kommen und gehen, Familienangehörige gehen/sterben. Wenn man sich also nicht zu sehr auf Beziehungen einlässt, dann wird man auch nicht so sehr verletzt (Selbstschutz); und das Leben muss weitergehen.

Darüber hinaus zeigt sich in dieser Passage, dass für ihn dieser Umgang mit dem Verlust von Menschen eine gängige Praxis darstellt, d. h., Menschen sterben (Opa) oder gehen weg/verlassen ihn (Lehrer, Frau), man trauert ein paar Tage, beerdigt den Menschen und ist traurig, dann kommt der Alltag wieder „man (1) hat dann wieder vergessen alles, was [...] vorher war“ (Z. 593f.). Es zeigt eine von seiner Familie erlernte Strategie, mit diesen Schicksalsschlägen/Verlusten umzugehen, die sein Leben nachhaltig beeinflusst hat. Es ist für ihn aber nicht nur gängig, nach einem Verlust wieder schnell im Alltag anzukommen, sondern man vergisst das Erlebte mit der Person, die man verloren hat. Dies ist eine Steigerung der Abgrenzungspraxis von Andreas, wie er mit dem Thema Verlust geliebter Menschen umgeht. Da er die Erfahrung gemacht hat, dass der Alltag einen schnell wieder

einholt und die Trauerphase vorbeigeht, hat er diese für sich „abgestellt [...] mittlerweile“ (Z. 588). Beispielsweise hat es ihn „nicht beeindruckt“ (Z. 590), als seine Oma gestorben ist. Als sein Opa, zu dem er eine enge Beziehung hatte, starb, hat er viel „geheult“ (Z. 583); irgendwann wurde es besser und der Alltag stellte sich wieder ein. Mit den nächsten Verlusten, ab seinem 11./12. Lebensjahr, ist er dann neutraler umgegangen bzw. er orientiert sich seitdem an seinem bereits benannten Lebensmotto. Folgende Sequenz untermauert die hier angeführte Abspaltungspraxis.

Auffinden des toten Opas; Abspaltung als Umgang mit dem Tod

I: Aber mit Ihrem Opa haben Sie ganz viel gemacht?

Andreas: Wir haben sehr viel gemacht, ja, sehr viel. (1) ja, und eh dann, eh wo ich ja, eh also da, wo ich noch jung war, da war ich ja elf, wo der da gestorben ist, eh (2) da war ich ja (1) wie ich so fertig war, ist der Erste, der, den ich halt eh (1) sterben gesehen hab, weil immer wir haben uns einen Tag vorher noch ausgemacht gehabt, ich komm ihn morgens früh (1) abholen, dass wir zum Arzt gehn, //mhm// weil dem ging es ja schon einen Tag vorher schon (1) schlecht. ja, alles klar (1) ich komm morgen früh eh an, schelle wie immer und (unv.). keiner macht auf, was ist da los? (1) warte ne halbe Stunde, klingele dann beim Hausmeister (1), weil er hat ja nen Schlüssel, eh Zentral-schlüssel gehabt (1) da hat er die Tür aufgemacht, ich geh rein und ruf so: „Opa, Opa!“ Da lag der dann da (1) tot eh tot im Bett, gestorben, mit Schaum im Mund, alles, //mhm// ja, und da ist er eh=eh erstickt quasi, weil er eh der eh die Lunge (1) alles, und das war für mich das erste Mal, dass ich einen halt tot eh tot gesehen habe, so, //mhm// ja, und ich war fix und fertig gewesen, traurig, ich wusste gar nicht, was ich als Erstes eben machen sollte, so (2) so und eh hab dann halt ((atmet schwer, schluckt)) (3) versucht, meinen Vater eh zu erreichen, ne (2) im Laden, also //mhm// ging keiner dran, so, und dann hab ich, ist mir also auch eingefallen erst von meinem Opa der, den Bruder anzurufen, weil der Bruder wohnte direkt eh direkt gegenüber auf der Straße, ne den erstmal angerufen, (1) der kam direkt rüber so, und dann hat mein Vatter eh (1) kam dann auch, ne und hat dann eh ich soll, ich soll einfach besser gehen jetzt, ne, weil //mhm// (1) weil ich eh=eh noch eh Kind war, sollte dat all nicht so sehen, ne. Ja und dann bin ich gegangen und ich war fix und fertig gewesen, ne, //mhm// war dat erste Mal (2) ich hab et aber auch nicht so so ver- eh so verstanden, warum ist der Opa tot, ne, und //mhm// ja (5) aber (2) und dat ging dann halt (1) nach und nach ging dat halt wieder bei mir wieder bergauf, dat ich wieder (1) schlafen konnte, aber in meiner, in Erinnerung war der Opa noch, //mhm// ne aber (3) aber der Opa ist manchmal dann auch vergess-, ist dann vergessen worden, ne (1) halt ja irgendwie, eh da war die Schule und dat, ne, ist dann halt (1) dann vergisst man wieder einige Sachen, meistens so tragische Sachen oder solches, weil et Leben geht weiter und (1) ja (2) ((atmet schwer)) da kommen immer wieder neue positive Sachen und so, ne, dann hat man dat alles, alles vergessen, wat wehtut (1) ja (2). ((atmet schwer)).

(Transkript Andreas – Z. 683–715)

Seit dem Tod des Opas baut Andreas keine engen Bindungen mehr auf. Diese Sequenz validiert Andreas' Art und Weise, wie er mit dem Tod und Verlust eines geliebten Menschen umgeht. Der Tod seines Opas war seine erste intensive Erfah-

rung, wobei diese auf zwei Ebenen besonders intensiv war: Zum einen war der Großvater für Andreas der einzige Mensch, der ihm als Kind Zugehörigkeit und Geborgenheit zuteilwerden ließ, und zum anderen war es eine extrem herausfordernde Erfahrung, im Alter von elf/zwölf Jahren seinen Opa tot auffinden zu müssen und sich darum zu kümmern, Hilfe zu holen. Allein mit einer Leiche, die Schaum vor dem Mund hat und sein geliebter Opa war, stellte eine Situation dar, die traumatisierende Wirkung haben kann. Die Erfahrung hat dazu geführt, dass es ihm sehr schlecht ging, er lange Zeit getrauert hat, nicht schlafen konnte und eine Hilflosigkeit verspürt hat: Er konnte nicht verstehen, warum sein Opa nicht mehr da ist. Diese Zeit der Trauer wurde irgendwann durch „neue positive Sachen“ (Z. 713) abgelöst, denn „et Leben geht weiter“ (Z. 712). Nach einer gewissen Zeit dachte er nicht mehr an seinen Großvater, bis schließlich das Ereignis in den Hintergrund trat und die Erinnerung verblasste: bis man „alles vergessen“ (Z. 714) hat, was man mit der Person, die einem so wichtig war, erlebt und verbunden hat. Andreas sagt, dass dieses Vergessen „wehtut“ (Z. 714). Aus dieser zentralen Erfahrung heraus hat er seine Strategie entwickelt, nicht mehr trauern und nicht verletzt sein zu müssen, indem er die Trauerphase überspringt (abspaltet) und sich beständig sagt: *et Leben geht weiter*. Seine Bewältigungspraxis wird in diesem Lebensmotto sehr deutlich und kann in dieser Sequenz validiert werden: Vermeidung und Abspalten von Verlusten und negativen Erfahrungen, um so eine schmerzhafteste Erfahrung nicht wieder erleben zu müssen. Andreas hat in seiner autobiographischen Präsentation insgesamt drei Schlüsselsituationen dargelegt, bei denen er Verluste oder Ablehnung erleben musste:

1. Tod des Opas
2. Ablehnung des Vaters/Rauswurf aus dem Elternhaus mit 16 Jahren
3. Ablehnung/Verlassenwerden von der Freundin

Er nimmt keine Differenzierung dieser Verlusterfahrungen vor, differenziert nicht die Gründe des Verlusts. Für ihn existiert eine Verlustkategorie unabhängig vom Kontext (Verlust durch Tod/Verlust durch Verlassenwerden durch Partnerin). Und genau diese Erfahrungen des Verlassenwerdens möchte er nicht mehr machen; auch möchte er nicht mehr über diese Zeiten und Erfahrungen nachdenken (Abspaltung).

5.3 Typ III – Orientierung an Handlungsmächtigkeit und Selbstbestimmung

Der dritte Typus vereint die Orientierung am Erleben von Handlungsmächtigkeit und Selbstbestimmung obdachloser Menschen. In den autobiographischen Präsentationen der interviewten obdachlosen Frauen und Männer wird im maximalen Kontrast zum noch folgenden vierten Typus (Orientierung an Schicksalhaftigkeit) das Erleben von Handlungsmächtigkeit und Selbstbestimmung dokumentiert. Bezugnehmend auf die biographischen Bewältigungspraxen Obdachloser hat dieser Typus eine besondere Relevanz. In Form unterschiedlicher Zugänge werden die Handlungsmächtigkeit und Selbstbestimmung in den rekapitulierten Biographien markiert. Folgende Beispiele verweisen auf die Varianz der vordergründigen Verhandlungsthemen innerhalb des Orientierungsrahmens, die sich im Weiteren anhand der komparativen Darstellungsweise aufzeigen lassen, d.h. Erleben von Handlungsmächtigkeit und Selbstbestimmung durch

- *das Verlassen von krisenbesetzten Situationen, Rollen und Funktionen;*
- *die Selbstkonstruktion und Imagination;*
- *Selbstzuschreibung von Authentizität, Souveränität und Wissen;*
- *gesellschaftlich anerkannte Ressourcen.*

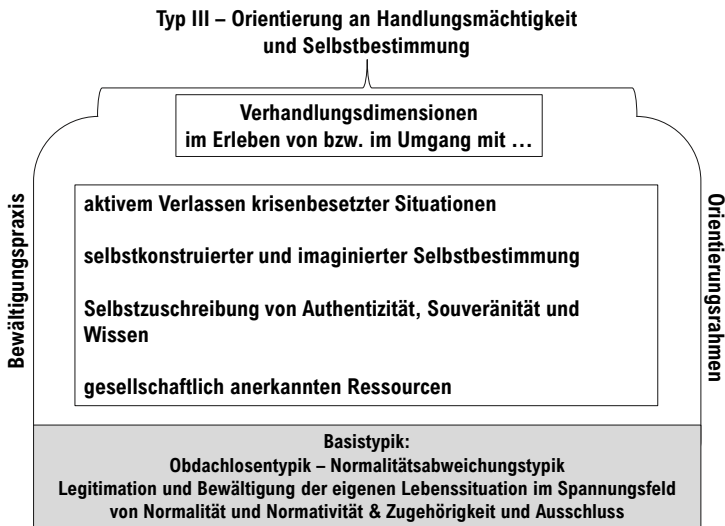


Abbildung 13: Typ III – Orientierung an Handlungsmächtigkeit und Selbstbestimmung – eigene Darstellung

5.3.1 Handlungsmächtigkeit und Selbstbestimmung durch das Verlassen von krisenbesetzten Situationen

Für diese Verhandlungsdimension werden zunächst drei Beispiele angeführt. Darüber hinaus muss auch das daran anschließende Beispiel von Andreas berücksichtigt werden, welcher Handlungsmächtigkeit und Selbstbestimmung erlangt, indem er krisenbesetzte Situationen verlässt, jedoch dies in einer selbstkonstruierten Art und Weise realisiert, weshalb er in dieser Darstellung unter der Verhandlungsdimension Selbstkonstruktion und Imagination trotz des Verlassens krisenhafter und abhängiger Verhältnisse angeführt wird.

Handlungsmacht und Selbstbestimmung durch eigene Entscheidungsfindung

und dann haben wir uns geschieden, da war ich in Polen, ich hab=eh=eh (1) Statistik gearbeitet eh vier Jahre in Name einer Großstadt in Polen, dann hab ich die Arbeit eh=eh gekündigt, (1) hab ich mir Wohnung in Name einer Großstadt in Deutschland gesuch=und (1) ((atmet)) weil mir das zu viel war, ich hab sieben Tage die Woche eh zwölf bis fünfzehn Stunde gearbeitet, sieben Tage die Woche, vier Jahre lang durch. (1) //ja// ja und dann=eh hab ich mit mein Ex-Mann geredet, dass ich nach Deutschland fahre und der wusste nicht, was ich machen eh=eh werde, ich hab gesagt „putzen und und irgendwo in Kneipe“ ge=eh ne? ich wusste aber, was ich machen würde, ne? ich hab mir von Polen aus Wohnung (1) /gefunden in Name einer Großstadt in Deutschland. //mhm// ja und da hab ich drei Monate gewohnt, dann hab ich ein Mann kennengelernt, mit dem war ich achtzehn Monate, ((atmet)) hat nicht geklappt und ich (1) und so fängt meine wohnungslose Geschichte. (1) ja. (1) eh: haben wir uns getrennt, da hab ich bisschen Hotel gewohnt, [...] weil der Ex hat mir gar nix, ne, der hat mich vor die Tür gesetzt, ich ohne Familie hier, ohne Bekannte, ich hab keine Freunde //mhm// hier gehabt, gar nichts. zwei Jahre in Name einer Großstadt in Deutschland, da findest du keinen und wenn du eh Escort hab ich gemacht noch //mhm// ne? ja. da waren wir nur wir zusammen und die Eltern, ne? (1) von dem hab ich gekannt.

(Transkript Monika – Z. 42–63)

Monika erzählt, dass sie in Polen im Bereich „Statistik gearbeitet [hat für; N.S.] eh vier Jahre“ (Z. 43). Nach dieser Zeit kündigte sie ihre Stelle und suchte sich eine Wohnung in Deutschland. Sie begründet ihre Kündigung damit, dass sie in diesen vier Jahren „sieben Tage die Woche eh zwölf bis fünfzehn Stunden gearbeitet“ (Z. 46f.) hat und ihr das „zu viel war“ (Z. 46). Sie führt weiter aus, dass sie mit ihrem Ex-Mann gesprochen hat, dass sie wieder nach Deutschland geht. Monika ließ ihn glauben, dass sie als Reinigungskraft oder im Service arbeiten würde, sie jedoch „wusste [...], was [...] [sie; N.S.] machen würde“ (Z. 51). Was sie damit genau vermitteln möchte, führt sie an dieser Stelle nicht weiter aus. Sie erzählt lediglich, dass sie sich eine Wohnung in Deutschland gesucht und dort für drei Monate gelebt hat. Es wird deutlich, dass sie sich in der Situation auf sich konzentrierte und alles tat, um aus dem Leben und der Dauerbelastung durch die Arbeit in Polen herauszukommen. Sie lässt damit ihren Sohn allein, schildert dies aber nicht als eine schwierige Entscheidung oder erwähnt auch nicht, dass sie ihn mitnehmen wollte

(Ausführungen zum Sohn u. a. vgl. Z. 27ff.). Nachdem sie sich durch die Scheidung aus der zuvor im Interview beschriebenen *Hausfrauenrolle* befreit hatte, ist sie nur noch arbeiten gewesen, was ihr zu viel wurde und sie die Lösung darin sah, nach Deutschland zu gehen, um dort als Sexarbeiterin zu arbeiten (siehe Z. 61). In der Erzählung werden demnach extreme Unterschiede in ihrem biographischen Werdegang deutlich, die jedoch in ihrer Art und Weise gemeinsam haben, dass sie immer wieder darauf abzielen, sich aus einer Situation durch (räumliche) Distanzierung und Abgrenzung zu befreien. In Deutschland hat sie einen neuen Mann kennengelernt, mit dem sie für 1,5 Jahre zusammen war. Sie erzählt, dass mit der Trennung ihre „wohnungslose Geschichte“ (Z. 55) begonnen hat. In der Zeit hat sie dann in einer ordnungsbehördlichen Unterbringung, in einem „Hotel gewohnt“ (Z. 56).

Monika führt aus, dass sie niemanden außer ihren Ex-Freund und seine Familie kannte, weil sie erst seit kurzer Zeit in Deutschland war. Sie verbrachte vor allem Zeit mit ihrem Ex, weil sie zusammen „Escort“ (Z. 61) betrieben. Hier zeigt sich, was sie in Zeile 50 angedeutet hatte: Sie wollte als Sexarbeiterin in Deutschland arbeiten. Damit präsentiert sie sich als Person mit extremen Gegensätzen: In Polen arbeitete sie im Bereich Statistik und lebte in der Nähe ihres Sohnes; sie kündigte ihre Arbeit und entschied, nach Deutschland zu gehen, um als Sexarbeiterin zu arbeiten. Was sie zu diesem Schritt motivierte, wird nicht deutlich. Allerdings kann bezüglich ihrer Ehe, die sie langweilig empfand, und ihrer sexuellen Bedürfnisse, die ihr in jungen Jahren noch nicht bewusst und daher nicht ausgelebt waren, ihre Motivation liegen, sich sexuell auszuleben und als Sexarbeiterin in Deutschland zu arbeiten.

Neben ihrer Orientierung an Beziehungen zu Männern (siehe Typ I), die auch zu Abhängigkeiten führen, zeigt sich ihre Eigeninitiative und ihre bewusste Entscheidungspraxis nach mehr und anderem zu streben, d. h. eigene Entscheidungen zu treffen: 1. für die Ehe, 2. für die Scheidung, 3. zu kündigen 4. für den Weggang nach Deutschland und 4. für die Sexarbeit. Diese Orientierung an einem selbstbestimmten und autonomen Leben stellt einen Gegenhorizont zu der Orientierung an der Beziehung zu Männern als Sicherheitsanker dar. Zudem präsentiert sie diese Entscheidungen auch als ein Ausbrechen bzw. ein Fliehen aus den einengenden Verhältnissen einer bürgerlicheren Familie, die ihr zwar eine Sicherheit geben, sie aber nicht als (beruflich) eigenständige und (sexuell) begehrenswerte Frau wahrgenommen wird. Das Ausbrechen/Fliehen zeigte sich auch zuvor in ihrer biographischen Erzählung, indem sie sich trotz ihres jungen Alters für die Ehe entschied, um der Familiensituation zu entkommen. Für sie gab es nur den Ausweg über die Ehe, was aber auch in Zusammenhang mit den damaligen Verhältnissen stehen kann: Nicht nur in Deutschland, sondern auch in Polen waren Eigenständigkeit und Emanzipation der Frau noch nicht bzw. nur in Ansätzen vorhanden. Das sich wiederholende Ausbrechen/Fliehen stellt aufgrund der sukzessiven eigenen Entscheidungsfindung auch ein Streben nach autonomer und auch weiblicher (Sexualität) Lebensgestaltung dar, d. h. eine Handlungsorientierung an einer autonomen und selbstbestimmten Lebensgestaltung. Das zeigt sich auch in der

folgenden Interviewszene mit Helen, die ihren Umgang mit der eigenen Selbstbestimmung und Handlungsmacht im Kontext von Sucht und Sexarbeit im Bordell schildert:

ja, von daher gings dann weiter, ja, wenn man dann die richtigen oder die falschen Leute kennenlernt, ja, da gings dann ins Bordell, ((atmet)) //mhm// vom Bordell aus (1) hm:na anderthalb, zwei Jahre, das hat gedauert so, bis ich mich dann hab da selbst rauskrepeln können, [...] d=dann kam eben die Hardcore-Sucherfahrung, dann bin ich dann auf Heroin gekommen, (2) hab dann (1) ehm nach anderthalb Jahren Methadon-Programm das auch geschafft.

(Transkript Helen – Z. 13–26)

In dieser Sequenz zeigt sich, dass Helens Weg unter Berücksichtigung des beschriebenen sozialen Abstiegs, der durch das Heim, die Obdachlosigkeit und die Sucht gekennzeichnet wurde, mehr oder weniger vorgegeben war. Ob man die richtigen oder falschen Menschen kennenlernt, kann wohl nicht beeinflusst werden und wirkt daher wie ein fatalistisches Unterfangen. Sie hat dabei keine Handlungsmacht, dies zu beeinflussen. Ob sie die richtigen oder falschen Menschen kennenlernte, äußert sie nicht direkt, schließt aber daran direkt an: „da gings dann ins Bordell“ (Z. 14f.). Dies liest sich erneut hinnehmend und teilnahmslos. Sie geriet schicksalhaft in diese Situation, der Weg in die Prostitution war gewissermaßen die logische Konsequenz. Im Bordell hat sie ca. zwei Jahre gearbeitet, bis sie es eigenständig geschafft hat, aus dem Bordell und dem Metier herauszukommen: „bis ich mich dann hab da selbst rauskrepeln können“ (Z. 16). Es wird erkennbar, dass es für Helen nicht einfach gewesen ist, sich aus dieser Situation zu lösen, und dass nicht die für sie richtigen Menschen ihren Lebensweg kreuzten, da diejenigen, die sie kennenlernte, zu ihrer Arbeit im Bordell führten. Außerdem betont *rauskrepeln*, dass sie an der Stelle handlungsfähig wurde. Auffällig ist, dass sie bisher im Interview eine teilnahmslose und neutrale Erzählung präsentiert hat („man“, „als Kind“, „dann gings“) und in dem Moment, in dem sie das erste Mal selbst von ihrer Handlungsfähigkeit berichtet, von „ich“ spricht. Dies stellt einen Gegenhorizont zum handlungssohnmächtigen Ergeben der Abwärtsspirale dar, welcher in einer Selbstständigkeit, Handlungsfähigkeit und Selbstbehauptung erkennbar wird. Dieser Gegenhorizont kann zudem untermauert werden, wenn man die Formulierung *rauskrepeln* näher betrachtet. Mit ihr kann auch ‚die Ärmel hochkrepeln‘ assoziiert werden, d. h., zur Tat schreiten und aktiv werden. Obwohl es scheinbar etwas Positives ist, dass sie sich aktiv aus dem Bordell herausgebracht hat, führt sie das Thema nicht weiter aus. Zudem zeigt sich im Kontext des Heroinkonsums eine wiederkehrende Praxis: Sie ist passiv hineingeraten, war aber in der Lage, sich aus der Situation aktiv und handlungsmächtig zu befreien, was wiederum den Gegenhorizont der handlungsmächtigen Kämpferin aus dem Abwärtssog heraus darstellt.

Auch Sven beschreibt eine solche Bewältigungspraxis im Verlassen der menschenunwürdigen Heimsituation:

Sven: Haben Sie noch Fragen?

I: Jaaa, eh, Sie haben jetzt so ein bisschen am Anfang von Ihrer Familie erzählt

Sven:

↳Jaa

I:

↳Und,

dass Sie eh ins Heim gegangen sind also als Junge aber, und dass Ihre Eltern sich getrennt aber können Sie vielleicht von der Zeit irgendwie mit Ihren Eltern und zu Ihren Großeltern oder (4)

Sven: Is nischt, weil das waren immer nur so Bruchstücke in den Ferien und eh, das Wesentliche waren halt eh die (1) Heimaufsicht, die Heim- eh umgabe ((tiefes Einatmen)), die ich eh meistens mit sechszehn, siebzehn eh doch schon eh so arg eh gestört habe, dass ich eh Sachen gepackt habe und gesagt habe eh bis zu diesem Punkt, weil eh irgendwo ist die (2) die Rechts- eh -beschaffenheit, weil die Würde des Menschen ist unantastbar und eh hab ich gesagt sie gehen mir so auf den Senkel und bevor das hier eskaliert eh, dann nehm ich lieber meine Sachen und eh (3) gehe weiter sehe zu, dass ich mein Leben eh in Griff bekomme. und eh sage ich ohne den und eh mit dem siebzehnten beziehungsweise mit dem achtzehnten Lebensjahr, konnte sie mir sowieso nicht mehr.

(Transkript Sven – Z. 152–169)

Sven beendet seine Anfangs- und Haupterzählung und fragt mich, ob ich noch Fragen an ihn habe. Daraufhin stelle ich Sven eine immanente Sachverhaltsnachfrage zu seiner Kindheit/Jugend und den familiären Beziehungen zu jener Zeit. Auf meine immanente Nachfrage antwortet Sven mit „is nischt“ (Z. 159) und erzählt, dass er nur kurze Zeiten in den Ferien bei seinen Eltern/Großeltern verbrachte. Wo er genau gelebt hat, erzählt er nicht. Es kann angenommen werden, dass er sich vornehmlich im Heim aufgehalten hat, da er weiter berichtet, dass für ihn das Heim bzw. die „Heimaufsicht“ (Z. 160) „wesentlich“ (Z. 160) war. Meine Frage wird jedoch nicht wirklich beantwortet. Der Begriff *Heimaufsicht* verweist auf die Autorität, welche er mit den Mitarbeiter*innen im Heim verbindet: Sie hatten den Erziehungsauftrag für ihn und nicht seine Eltern/Großeltern, die er lediglich in den Ferien besuchte. Der Erziehungsauftrag liegt daher bei der *Heimaufsicht*, was auch eine gewisse distanzierte Haltung gegenüber den Mitarbeiter*innen im Heim verdeutlicht. Eine persönliche, vertrauensvolle Beziehung wird nicht erkennbar. Diese Heimaufsicht bzw. die Mitarbeiter*innen und die „Heim- eh umgabe“ (Z.160) haben ihn sehr „gestört“ (Z. 161), weshalb er sich im Alter von 16/17 Jahren bereits gegen die Heimaufsicht gestellt und ihr deutlich gemacht hat, dass er mit sich in dieser Form nicht umgehen lässt. Er packt lieber seine Sachen zusammen, verlässt die Situation und möchte nicht, dass die Situation „eskaliert“ (Z. 165). Er präsentiert die Situation, als wäre sie ganz einfach gewesen, indem er den Fachkräften im Heim nebenbei erklärte, wie man mit ihm und anderen umzugehen hat, und erzählt, dass er dann gegangen ist. In dieser Sequenz erzählt er von sich, wie er sich aktiv gegen die Mitarbeiter*innen und die Institution Heim gestellt und sich damit ein Wendepunkt in seinem Leben ergeben hat. Vorher war er als Kind abhängig und fremdbestimmt von seiner Familie oder der Institution Heim gewesen. Dies änderte sich mit dem 17./18. Lebensjahr, wodurch er mehr Handlungsfähigkeit und Selbstbestimmung erhält. Sven argumentiert mit der „Rechts- eh -beschaffen-

heit, weil die Würde des Menschen ist unantastbar“ (Z. 163f.) (er ist wie jede* andere Bürger*in, Mensch). Diese Würde sah er im Heim verletzt, weshalb er diese Situation nicht mehr aushalten konnte und mit dem 18. Lebensjahr für sich entschied zu gehen, um sein Leben aktiv selbst in die Hand zu nehmen und dieses „in Griff [zu; N.S.] bekomme[n]“ (Z. 166). Außerdem wird durch die Aussage „nehm ich lieber meine Sachen und eh [...] gehe weiter“ (Z. 165) deutlich, dass er das Leben im Heim nicht als Zuhause aufgefasst hat, sondern es eine seiner Stationen im Leben war, die er fremdbestimmt durchlaufen musste. Mit dem 18. Lebensjahr konnte ihm keiner mehr etwas vorschreiben. Darüber hinaus vermeidet Sven durch das eigene Gehen, dass er rausgeschmissen wird und Ablehnung erfährt. Es zeigt sich als Handlungspraxis ein aktives handlungsmächtiges Verlassen von konfliktreichen, schwierigen Situationen als Form der Selbstbestimmung.

Die Handlungspraxis von Sven ist somit ab dem Jugendalter (im Prozess des Lebens entwickelte aktive Selbstbestimmung) von einer aktiven und selbstbestimmten Lebensgestaltung geprägt; wobei er aktiv keine Opferrolle einnehmen will (vgl. Z. 199–206). Dies stellt einen Gegenhorizont zum fremdbestimmten und hinnehmenden Leben (Schicksal) als Handlungspraxis dar. Beide Handlungspraxen stellen biographische Bewältigungspraxen dar, die gemeinsam eine Art selbstkonstruierte Selbstbestimmung in existenzieller Notlage ergeben und zur nächsten Verhandlungsdimension überleiten.

5.3.2 *Handlungsmächtigkeit und Selbstbestimmung durch Selbstkonstruktion und Imagination*

Diese Verhandlungsdimension verdeutlicht die Selbstkonstruktion und Imagination von eigener Handlungsmacht und Selbstbestimmung anhand dreier Beispiele. In diesen Beispielen werden Imagination und Selbstkonstruktion unterschiedlich präsentiert, sie lassen sich daher anhand verschiedener autobiographischer Kontexte beleuchten. Die erste Sequenz kann, wie bereits beschrieben, partikular auch der ersten Verhandlungsdimension *Handlungsmächtigkeit und Selbstbestimmung durch das Verlassen von krisenbesetzten Situationen* zugeordnet werden.

Kurzerzählung bis zum 18. Lebensjahr

Hm=ja, (2) von meiner Kindheit, ja ich hatte, bis zu meinem sechzehnten Lebensjahr hab ich noch zuhause bei meinen Eltern (1) gelebt. (1) und eh halt eh mit sechzehn habe ich mich nicht mehr so gut mit meinem Vatter verstanden, weil (1) umso älter ich wurde, um (1) umso weniger hat mein Vater (1) mich eh halt (1) gemocht oder so, keine Ahnung, ja, weil (1) der eh ist selber Gastronom gewesen, ne Kneipe, und hat ne eigene Kneipe fuffzehn Jahre gehabt und der war lieber dann in der Kneipe am Arbeiten als zuhause. so und ich hab mich eben auch gar nit nicht=eh mit ihm gut verstanden, weil ich ihn halt immer nur nachts gesehn eh=eh halt eh nachts eh gesehen habe, wenn der grade von der Arbeit kam und (1) und dann=eh war eh war nicht eh=eh viel, was ich von dem erwartet habe. //mhm// so und mit sechzehn eh=eh (1) hat er gesagt, ja eh ich ich sollte selber arbeiten gehn und sollte sollte mir selber eh (1) wat suchen oder so, weißte, und [...] wollt mich schon quasi schon (1) schon selber eh vor die Tür setzen

quasi sozusagen, aber et ging halt, also eh=eh meine Mutter meinte eben mit 18 oder so ne aber mein Vatter wollte mich schon, ja, und da bin ich dann irgendwann, weil ich mich dann mit meinem Vatter verkracht hatte, natürlich dann (1) selber rausgegangen bin.

(Transkript Andreas – Z. 6–22)

Nachdem Andreas zuvor anführte, dass er eigentlich nichts mehr von seiner Vergangenheit weiß, beginnt er trotzdem direkt nach Beendigung der Fragestellung mit seiner Erzählung. Seine Präambel der Erzählung lautet: „Hm=ja, von meiner Kindheit“ (Z. 6). Diese hat jedoch nichts mit dem zu tun, was darauf folgt, da er anschließend nicht von seiner Kindheit erzählt, sondern sich vornehmlich auf sein Jugendalter ab dem 16. Lebensjahr bezieht. Es wird nicht deutlich, warum er nichts über seine Kindheit erzählt. Für ihn scheint vor allem das Jugendalter präsent zu sein, weshalb er mit dieser Phase in seine Erzählung einsteigt. Außerdem kann der zeitliche Sprung damit erklärt werden, dass ihm zunächst, wie er bereits zu Beginn anführte, zu seiner Kindheit nichts einfällt und er direkt mit einem Wendepunkt in seinem Leben einsteigt, der u. a. zu seinem heutigen Leben als Obdachloser führte.

Andreas wuchs bis zum 16. Lebensjahr „noch“ (Z. 7) bei seinen Eltern auf. Die Formulierung *noch* verweist darauf, dass es vorher zuhause *noch* ging, bei seinen Eltern zu wohnen, sich dies aber etwa mit seinem 16. Lebensjahr geändert hat und er nicht mehr zuhause wohnen konnte (Wendepunkt). Andreas erzählt, dass er sich ab seinem 16. Lebensjahr mit seinem Vater „nicht mehr so gut [...] verstanden“ (Z. 8) hat und dass er auch nicht weiß, warum das so war. Er drückt sich hier vorsichtig aus, um die nicht mehr so gute Beziehung zu seinem Vater zu beschreiben. Er hat lediglich wahrgenommen, dass sein Vater ihn mit seinem Älterwerden „weniger [...] halt (1) gemocht“ (9f.) hat und er dieses Verhalten nicht verstanden hat oder erklären kann: „oder so keine Ahnung“ (Z. 10). Hier wird auf einer emotionalen Ebene deutlich, dass ihn das Verhalten seines Vaters traurig gestimmt hat. Sein Vater war immer nur in seiner Kneipe, die er 15 Jahre geführt hat. Dort war er lieber am Arbeiten, als zuhause bei ihm und seiner Mutter zu sein. Nachts, wenn er nach Hause kam, „erwartet[e]“ (Z. 15) Andreas auch nichts mehr von seinem Vater. Der Vorwurf wird deutlich, dass sein Vater seinem Beruf lieber nachkam, als seine Vaterrolle auszuüben. Mit dem 16. Lebensjahr wollte sein Vater, dass er auszieht und auf eigenen Beinen steht: „selber arbeiten gehen und sollte [...] mir selber eh (1) wat suchen“ (Z. 16f.). Das zeigt, dass sein Vater die Vorstellung hatte, dass sein Erziehungsauftrag endete und Andreas selbst für sich sorgen könnte, indem er arbeitet oder eine Ausbildung macht. Sein Vater sah sich nicht mehr in der Verantwortung, für ihn zu sorgen oder ihm ein Zuhause zur Verfügung zu stellen. Seine Mutter war damit nicht einverstanden und wollte, dass er bis zum 18. Lebensjahr bei ihnen wohnen bleibt. Seine Mutter setzte sich für ihn ein und nahm ihn vor dem Vater in Schutz, obwohl es letztlich keine Wirkung hatte. Es kam zu einem Streit mit seinem Vater. Sie haben sich „verkracht“ (Z. 21). Die Formulierung *verkracht* ist erneut eine vorsichtige Wortwahl und liest sich so, als könnte man sich darunter einen kleinen, harmlosen Streit vorstellen bzw. eine kindliche

Beschreibung der damaligen Auseinandersetzung. Aufgrund der Auseinandersetzung mit seinem Vater und der Ablehnung durch diesen entschied sich Andreas auszuweichen, er ist „selber rausgegangen“ (Z. 22). Hier wird deutlich, dass er es vermeidet, dass ihn andere in eine Situation bringen, die er nicht möchte. In dieser Sequenz zeigt sich zusammengefasst, dass sein Vater ihn rauswerfen wollte und ihn aufforderte, auf eigenen Beinen zu stehen, er aber lieber selbst die Entscheidung trifft und die Situation für sich aktiv verlässt, auch wenn das Ergebnis das Gleiche darstellt. Hier lässt sich eine Praxis erkennen, die sich als aktives Entscheiden zum Verlassen von nicht zu bewältigenden, krisenbehafteten, konfliktreichen Situationen und somit als eine selbstkonstruierte Selbstbestimmung bezeichnen lässt.

Eine selbstkonstruierte bzw. imaginierte Handlungsmacht und Selbstbestimmung zeigen sich auch in folgender Interviewszene mit Ben.

Imaginierte Selbstbestimmung in der Drogenszene im Drogenkonsum, Streben nach Selbstbestimmung und Handlungsmacht

Ben: @(.)@ (2) meine Mutter ist Psychologin, hat selber gekifft und mit 13 14 hab ich der damals so zum ersten Mal als Kollegen halt eben geraucht haben und ich wusste das für Materialien waren hab ichs meiner Mutter geklaut //mhm// und habs dann halt eben selber ausprobiert. so daran so bin ich an Cannabis gekommen und von da an an Neugier, was machen andere Drogen. ja das fing an so mit 15 16 17 hab ich dann so meine Phase gehabt, (1) wo ich neugierig war //mhm// jetzt kenn ichs, jetzt weiß ich was ich für Drogen mag mag //mhm// und konsumier die halt eben gelegentlich ne. ((tiefes Einatmen)) so aber (3) auch nur gelegentlich momentan n bisschen viel, aber (3) bei mir sind es eigentlich keine hard drugs so wie Heroin und Kokain oder sonst irgendwas bei mir sind es einfach nur mh Partydrogen (1) Ecstasy, Amphetamine LSD //mhm// (2) so hauptsächlich Cannabis. (2) so die an die chemischen Drogen so Wochenende jedes 2. 3. (3) je nach Lust, Bock, Laune (3) aber hauptsächlich Cannabis ja. (6) also ganze verkackten weißte mit den hard drugs abhängig werden will ich nicht, so ich will da meinen Spaß mit haben, den hab ich momentan noch (2) und ich hab keinen Bock irgendwelche Drogen hinterherzujagen, weil ich sie irgendwie brauche oder unbedingt will.

(Transkript Ben – Z. 161–177)

Unter Bezugnahme der bereits erfolgten Darstellung und Interpretation der Textstelle in Kapitel 5.2 zu Typ I⁰³ zeigt sich hier eine selbstkonstruierte bzw. imaginierte Handlungsmacht und Selbstbestimmung.

Insgesamt nimmt Ben eine Abgrenzung und Positionierung im Obdachlosenmilieu vor, was sich dieses Mal auf die Drogenszene bezieht. Die Abgrenzung erfolgt, indem er weniger abhängig ist, d. h., dass er im Gegensatz zu den Junkies alles unter Kontrolle hat. Es findet damit eine Beschönigung der eigentlichen Situation statt, die wiederum auf seine euphemisierende Bewältigungspraxis innerhalb

103 Zur Plausibilisierung der Interpretation für diesen Typus werden hier wenige relevante Interpretationszeilen wiederholt angeführt.

der Obdachlosenszene verweist (Partydrogen, die gesellschaftlich eher anerkannt sind, anstatt harter Drogen, obdachlos, kennt jedoch das normale Leben, hat Frau und Kinder und ist gescheitert, hat aber noch Kontakt zu seinen Kindern, Bildungsfamilie, aber Heim). Die Abgrenzung, das Ins-Verhältnis-Setzen und die Hierarchisierung bestimmter Lebenszusammenhänge unterstützen seine euphemisierende Bewältigungspraxis in Ausrichtung auf eine Normalität. Damit eröffnet er eine dritte Schicht, indem er sich als Teil der Obdachlosen- und Drogenszene und als Teil der normalen Gesellschaft begreift, wobei er sich in beiden partiell aufhält und keiner vollständig zugehörig ist. Das bedeutet:

- **Schicht I:** straight (ist im Kontext seiner biographischen Erzählung eine Chiffre für gesellschaftlich normale/normierte Lebensgestaltung) und Teil der Gesellschaft, normales Leben ohne Abweichungen.
- **Schicht II:** ein Dazwischen (Ben): Teil der Obdachlosen- und Drogenszene und Teil der normalen Gesellschaft, wobei sich in beiden partiell aufgehoben wird und man keiner vollständig zugehörig ist.
- **Schicht III:** nicht straight, harte Drogen, keine Erfahrungen in einem normalen Leben, nicht der Gesellschaft zugehörig, sondern Teil der Obdachlosen- und Drogenszene.

Ben verortet sich in der zweiten Schicht, d. h., er praktiziert aus seiner Perspektive partielle gesellschaftliche Zugehörigkeit und Anerkennung innerhalb seiner Obdachlosen- und Drogenszene (Exklusion). Hier zeigt sich sein Streben nach Autonomie und Handlungsfähigkeit und gleichzeitig ist er in der Paradoxie gefangen. Seine Handlungsfähigkeit erlangt er durch die Orientierung nach oben und die Abgrenzung nach unten, indem er davon ausgeht, d. h., eine Imagination konstruiert, dass er jederzeit aus der Situation der Randständigkeit wieder herauskönnte, wenn er das möchte. Dies stellt auch seine Art der Bewältigung in der Obdachlosigkeit dar. Da es sich um eine Imagination handelt und er zunächst keine offensichtlichen Ressourcen hat, die ihn aus der Situation mit Leichtigkeit herausholen, stellt es eine Paradoxie dar, da genau diese Imagination der Handlungsfähigkeit und der Euphemismus ihn in der Situation der selbst konstruierten Schicht gefangen halten. Das bedeutet zusammengefasst, dass sich hier eine euphemisierend-paradoxe Bewältigungspraxis auf Basis imaginativer Handlungsfähigkeit und Selbstbestimmung in der Orientierung an einem gesellschaftlich normalen Leben dokumentiert.

Auch in der folgenden Sequenz, der autobiographischen Präsentation von Uwe, werden Selbstbestimmung und Autonomie thematisiert, wobei diese selbstkonstruiert sind, da sie nur im Kontext eines geschützten und bewährten Rahmens möglich sind und darüber hinaus nicht realisiert werden können.

Autonomiebestrebung im bewährten und sicheren Rahmen

ja und dann musst ich irgendwann dann (1) eh zum (1) zur Bundeswehr, ((schluckt)) da hat sich dann mein Vater für eingesetzt eh dass ich nicht so weit (1) weg kam eigentlich weil das für mich sehr belastend war, weil ich n enges (1) Verhältnis zu meinen Eltern und der //mhm// zu der Wohnung hatte 's war das erste Mal, wo ich irgendwie ((atmet)) weg war von zuhause //mhm// und keiner konnte mehr, im Endeffekt musst ich da auf meinen eh meinen eigenen vier Beinen stehen, ne eh zwei Beinen stehen. ((atmet, schluckt)) aber der hat dann (1) irgendwie da mit dem ehm ((schluckt)) (1) ehm (1) Sachbearbeiter gesprochen und der hat dann (1) eh da bin ich nach Name einer Stadt in Deutschland gekommen und (1) die ersten drei Monate im Sanitätsbataillon, //mhm// was eigentlich auch mein Wunsch war, weil ich ((atmet)) eh Medizin studieren wollte. //mhm// ((schluckt)) und das war (1) das hab ich dann auch (1) gut geregelt und gemeistert. ich bin da nirgendwo angeeckt oder (1) hatte es eigentlich so im Verhältnis zu andern ((atmet)) ehm ((schluckt)) Mitschülern, die in ner andern, die die in der gleichen Situation waren, auch bei der Bundeswehr, hatt ichs eigentlich sehr gut, also kann ich nicht sagen, das war //mhm// so mehr oder weniger n freundschaftliches Verhältnis //mhm// (1) auch so zu den Vorgesetzten, jetzt nicht, dass man sich da per du war oder so, aber ((atmet)) man konnte schon dann sagen, wenn man irgendwat hatte oder so, dann (1) wurd das schon irgendwie geregelt, ne, und danach bin ich ((atmet)) nach der ((schluckt)) Grundausbildung nach Name einer Stadt in Deutschland gekommen als Heimschläfer. //mhm// und dann bin ich dann jeden Tag hin und her gefahren. //mhm// das war eigentlich=eh ganz gut. //mhm// oder war sehr gut, sagen wir so. ja. °kann ich nicht ((atmet)) nich sagen°. ja, und danach ((schluckt)) (1) hab ich dann (1) dann wurde der Wehrdienst von anderthalb Jahren auf ein Jahr verkürzt.

(Transkript Uwe – Z. 49–73)

In Uwes Argumentation wird deutlich, dass er eine Perspektive einnimmt, die erneut auf eine bereits erfolgte Therapie bzw. Bearbeitung und Vorreflexion des Themas verweist, was in der Darstellung des Typs VI noch weiter interpretiert wird.

Uwe erzählt, dass sein Vater mit einem „Sachbearbeiter“ (Z. 57) von der Bundeswehr gesprochen hat und er daraufhin nach den ersten drei Monaten in die Nähe der Elternwohnung zog. Hier wird die hinnehmende und passive Orientierung an externalisierter Unterstützung deutlich, indem er es hinnimmt, dass sein Vater für ihn trotz seines Erwachsenenalters Absprachen mit anderen trifft, die das Ziel haben sollen, ihn zu beschützen, zu behüten und eine Belastung zu vermeiden. Er war zu Beginn für „drei Monate im Sanitätsbataillon“ (Z. 58) in einer anderen Stadt stationiert, weil er plante, später Medizin zu studieren. Dort kam er gut zurecht und verstand sich mit allen, auch mit den „Vorgesetzten“ (Z. 65) und hatte dort seine Ansprechpersonen. Er bewertet und reflektiert die Zeit für sich, indem er sagt, dass er die Zeit dort „gut geregelt und gemeistert“ (Z. 60f.) hat. Zudem hat er „nirgendwo angeeckt“ (Z. 61). Hier zeigt sich, dass er selbstständig für sich und ohne familiäre Unterstützung gut zurechtgekommen ist. An dieser Stelle lässt sich somit der Gegenhorizont rekonstruieren, indem er sich an seiner eigenen Wirkmächtigkeit orientiert und dies ohne intensive externalisierte Unterstützung

realisieren konnte. Darüber hinaus hat er die Gefahr für sich gesehen, dass er sich nicht mit den Personen vor Ort verstehen könnte bzw. dass es Schwierigkeiten geben könnte; daher betont er, dass nichts dergleichen vorgefallen ist. Im Gegenteil er hat es eigenmächtig gemeistert und hatte vor Ort noch Ansprechpersonen, die ggf. das Wegfallen der familiären Unterstützung kompensierten, wodurch er nicht ganz allein und hilflos gewesen ist.

Im Anschluss an die drei Monate zog er für seine „Grundausbildung“ (Z. 68) bei der Bundeswehr in eine andere Stadt, die in der Nähe seiner Elternwohnung lag, weshalb er als sogenannter „Heimschläfer“ (Z. 69) wieder zuhause sein konnte, was für ihn „sehr gut“ gewesen ist. Hier wird erneut die Orientierung an externen Akteur*innen und Hilfen deutlich. Er fühlt sich in dem beschützten Rahmen, den seine Eltern für ihn konstruiert haben und den er mit konstruiert und durch Hinnahme und Anpassung angenommen hat, wohl. Er konnte die Zeit bei der Bundeswehr, die außerhalb seines beschützten Rahmens stattfand, dadurch bewältigen, dass er zum einen vor Ort vertraute Personen in seinen Rahmen integrierte und zum anderen abends nach Hause zu seinen Eltern heimkehren konnte. An diesem Bild des Heimschläfers wird das Spannungsfeld des autonomen Gestaltens im Kontext des beschützten und vertrauten Rahmens deutlich. Anders ausgedrückt: Man kann von einer versöhnlichen Subjektivierung sprechen, indem er sich als Individuum auf den normativen Rahmen, der von seinen Eltern und der Gesellschaft vorgegeben ist, eingelassen hat und sich innerhalb dessen bewegt, ohne sich gegen etwas aufzulehnen oder etwas infrage zu stellen.

Uwe bewegt sich im Spannungsfeld von Autonomiebestrebungen im überbeschützten und vertrauten Rahmen auf Basis seiner versöhnlichen Subjektivierung, der durch seine Anpassung/Hinnahme an externalisierte Akteur*innen und Hilfen (zu Beginn und darüber hinaus seine Eltern, Ansprechpersonen Bundeswehr) geprägt ist. Dabei kommt er an seine Grenzen, die sich zum einen in der Psychose aufzeigen lassen (Kontextwissen autobiographische Erzählung), welche von dem beschützten Rahmen nicht aufgehalten werden konnte, und zum anderen überwindet er vereinzelt die Grenzen des Rahmens durch die Autonomiebestrebungen. Der beschützte Rahmen ist gewollt und sichert ihn ab, wodurch er aufgefangen wird, wenn etwas nicht einwandfrei funktionieren sollte. Seine Form der Bewältigung stellt die passive Anpassung an diesen Rahmen dar; innerhalb dieses Rahmens kann er seine Autonomiebestrebungen und seine Orientierung an der eigenen Wirkmächtigkeit ausfüllen, die kurzfristig auch zu kleinen Grenzübergängen führen (Abitur, Zeit beim Bund).

5.3.3 Handlungsmächtigkeit und Selbstbestimmung durch die Selbstzuschreibung von Authentizität, Souveränität und Wissen

Diese Verhandlungsdimension bezieht sich darauf, die eigene Lebenssituation durch die Selbstzuschreibung von Authentizität, Souveränität und Wissen zu bewältigen. Diese Selbstzuschreibung wird im Verhandeln mit kritischen Situationen bzw. in Bezug auf eine jeweils spezifische Kritik am Gesellschafts- und Hilfesystem

deutlich. Im Folgenden werden komparativ sechs Interviewszene angeführt, welche diese Art der Bewältigung zum Ausdruck bringen.

Svens Erleben bezieht sich darauf, seine Souveränität und Selbstbestimmung zu verdeutlichen, indem er sich über seine humane und gerechte Selbstjustiz als eine Art Superheld präsentiert.

Gewalt gegen Frauen ein No-Go – Selbstjustiz – der Superheld, nie ungerecht, sondern human

und so hab ich mich quasi von der Sache von elterlicher Seite jetzt vaterlicher Seite eh (1) kam danach=her so ein Streit eh dafür hab ich auch gesessen ((tiefes Einatmen)) und eh dann meinten die sie könnten dann eh so Menschen wie mich eh eh belehren und da hab ich gesagt „nochmal so=nen freches Wort und dann schmeiß ich dich aus=m aus=m Fenster raus.“ und so hab ich den aus=m dritten Stock rausgeschmissen, bewusst, ((tiefes Einatmen)) und dann hab ich gesagt „und jetzt fliegst=du erstmal in die Hecke rein.“ sag ich „sterben wirst wohl net aber jetzt fliegst du.“ und dann hab=ich dem so eine geklatscht, weil er (1) ne Frau geschlagen hat und eh, weil meine Fr- Mutter früher in der Sache sehr misshandelt worden ist eh hab ich n Abschaum eh gegen Menschen wo Kinder oder beziehungsweise eh (1) Frauen schlägt. (2) //mhm// meine meine jetzt letztigere Frau ist auch eh (1) durch eh so nen Haiopai eh (1) sehr schwer eh beleidigt und (1) sodass ich ehm (1) statt ich ne Anzeige gemacht habe was nie mein Fall war ((tiefes Einatmen)) (2) kam das dann eh er hat sie geschlagen und ich bin aus=m, kam gerade von der Arbeit, bin aus=m zweiten Stock rausgesprungen hab den so vermöbelt eh (3) ((nießt))

I: └Gesundheit! ┘

Sven: Und ich genieß es noch. nur ich war nie ungerecht. eh (1) sagten auch andere „hast du gut gemacht aber beim nächsten mal machst du ne Anzeige und dann bist du auf=dem besseren Weg. al- auf eh juristische Art und Weise als das du zuschlägst“ und eh das hab ich mir bis jetzt eh irgendwie so in den Kopf reingebleut um eh nicht wieder konfrontiert zu werden mit Knast mit eh was weiß ich eh (1) mit solchen Dingen wo eh halt man all die Jahre schlechte Erfahrung gemacht hat. aber ich habe nur gute Erfahrung gemacht, weil ich immer eh human wie schon gesagt un- und eh ehrlich überkommen bin. hab mir nie was vorgemacht und (1) Loyalität ist mir sehr sehr wichtig //mhm// (1) und Ehrlichkeit.

(Transkript Sven – Z. 213–238)

Im jungen Erwachsenenalter war er tötlich seinem Vater gegenüber, für die Tat saß er in Haft. Über diese Tat erzählt er sehr ausführlich und nimmt eine szenische Darstellung vor. Es kam zu einem Streit: „meinten die sie könnten dann e, so Menschen wie mich [...] belehren“ (Z. 215). Wer die sind, ist nicht ganz eindeutig, es können die Personen auf „elterlicher Seite“ (Z. 214), aber auch von der „vaterlichen Seite“ (Z. 214) sein. Weil er jedoch zuerst von *elterlicher Seite* gesprochen hat und sich im Text korrigiert (*jetzt vaterlicher Seite*), kann angenommen werden, dass er mit *die* seine väterliche Seite anspricht, da er den Konflikt mit seinem Vater austrägt. Zudem ist das Selbstbild von Sven interessant: Indem er sagt „Menschen wie mich“

(Z. 215), stellt er sich in eine besondere Ecke, dass Menschen wie er unbelehrbar sind.

Daraufhin hatte Sven gesagt: „noch so=nen freches Wort und ich schmeiß dich aus=m [...] Fenster“ (Z. 217). Er hat seinen Vater „bewusst“ (Z. 218) aus dem dritten Stock in einen Busch geworfen und ihn dabei auch noch vorgewarnt bzw. ihm erklärt, was er mit ihm machen wird. Das bewusste Aus-dem-Fenster-Werfen verdeutlicht, dass er hinter seiner Tat steht und diese für ihn gerechtfertigt ist. Er wollte ihn nicht töten, ihm aber für seine Taten (Gewalt gegen die Mutter, ggf. auch gegen Kinder) einen Denkkzettel verpassen. Außerdem schlug er ihn und begründet sein gewalttätiges Verhalten damit, dass sein Vater selbst gegenüber einer Frau und gegenüber seiner Mutter gewalttätig („sehr misshandelt“ (Z. 222)) war.

Er erzählt, dass er einen „Abschaum“ (Z. 222) gegen Menschen hat, die Gewalt gegenüber Frauen und Kindern ausüben. Sven legitimiert dadurch seine Tat, da sein Vater gewalttätig gegenüber Schwächeren, hier die eigene Frau bzw. Mutter, gewesen ist. Er betrachtet seinen Vater als *Abschaum*, der Frauen und ggf. auch Kindern gewalttätig gegenüber war. Aus diesem Grund hatte er es aus Svens Perspektive nicht anders verdient, er handelte damit souverän, so wie er sich selbst an anderer Stelle im Interview beschreibt. Er nimmt somit Selbstjustiz vor, steht hinter seiner Tat und legitimiert diese damit, dass sein Vater gewalttätig gegenüber schutzbedürftigen Frauen und Kindern ist. In der Situation selbst erzählt er aber nicht von gewalttätigen Übergriffen ihm gegenüber seitens des Vaters. Hier wird deutlich, dass er sich als stark und überlegen sieht und die körperliche Stärke besitzt, um seinen Vater aus dem Fenster werfen zu können, und ihm die Situation dabei noch erklärt. Es besteht der Eindruck, dass er sich selbst als eine Art Superhelden wahrnimmt, der sich mit seiner körperlichen Stärke gegen Ungerechtigkeiten und für schwächere Menschen einsetzt. Es zeigen sich demnach folgende Handlungsorientierungen: Superheldenorientierung, d. h. eine humanistische Selbstjustiz (Gerechtigkeit walten lassen) durch Stärke und Körpereinsatz, eine Frauenorientierung, positives Frauenbild, Frauen benötigen Schutz, Orientierung an seiner Selbstbestimmung durch Stärke und Überlegenheit.

Auch seine fünfte Frau ist Opfer von Beleidigungen und Gewalt von einem „Haiopai“ (Z. 224) geworden. Sven erzählt, dass er den Mann auf frischer Tat ertappte, als er seiner Frau gegenüber gewalttätig wurde, weshalb er in der Situation aus dem 2. Stock springen musste und diesen „so vermöbelt“ (Z. 228) hat. Er wollte ihn nicht anzeigen, da dies nicht seine Art ist, mit solchen Situationen umzugehen. Sven ist damit immer noch zufrieden und nimmt zum Schluss der Erzählung eine bis heute Bestand habende nachträgliche Bewertung vor: „ich genieße es noch“ (Z. 230). In dieser Sequenz wird wieder deutlich, dass Sven zu seinen Taten steht und auch nicht anders handeln möchte, als durch körperlichen Einsatz und Stärke Selbstjustiz walten zu lassen. Darüber hinaus steht er nicht nur zu seiner Tat, er genießt es noch, d. h., wenn er an die Tat denkt, empfindet er Genuss. Ihn stellt es daher mehr als zufrieden, Männern Gewalt anzutun, die gegenüber Frauen und Kindern gewalttätig sind. Auch in diesem Beispiel stellt er sich dem anderen Mann gegenüber als körperlich überlegen dar; er nimmt die Rolle des Superhelden ein:

Er springt aus dem zweiten Stock und verprügelt den Mann, der keine Gegenwehr leisten kann. Diese szenische Darstellung verdeutlicht die Orientierung am Superhelden-Sein und wird verstärkt durch seine vorherige Aussage: *dann meinten die, sie könnten dann so Menschen wie mich belehren.*

Sven argumentiert und bewertet sein Verhalten und bezieht darüber hinaus auch die Perspektiven anderer Stimmen mit ein, bei denen nicht deutlich wird, um wen es sich handelt (Freund*innen, Partner*innen, Sozialarbeiter*in, Bewährungshelfer*in etc.). Sich selbst sieht er, im Anschluss an die Geschichten zum Thema Gewalt nicht als „ungerecht“ (Z. 230), sondern als „human“ (Z. 236), ehrlich und loyal handelnd. Diese Eigenschaften und Persönlichkeitsmerkmale ergänzen sich gut in der Selbstbeschreibung an anderer Stelle des Interviews (souverän, individuell, harmonisch, bewegt) und münden in der Zuschreibung, dass die Selbstdarstellung eines Superhelden im Material deutlich wird. Die Eigenschaft *human* ist eine besonders wichtige Selbstzuschreibung, weil diese seine Taten legitimiert, die er für die Menschen begeht, die Schutz benötigen, vor allem für diejenigen, denen er loyal gegenüber verpflichtet ist (Frauen, Kinder, Mutter oder Menschen mit Migrationshintergrund, vgl. Z. 81–98). Außerdem ist er ehrlich und geradeaus und zeigt Menschen, was er von ihnen hält, indem er direkt durch seine Taten aktiv wird. Durch diese Eigenschaften hat er nur „gute Erfahrungen“ (Z. 236) im Leben gemacht. Er hat auch Zuspruch für seine Taten von anderen bekommen, wobei diese ihm geraten haben, zukünftig den juristischen Weg zu gehen, anstatt mit Körpereinsatz zu handeln. Der Zuspruch der anderen unterstreicht das eigene Bild des Superhelden. Sven hat den Rat der Menschen angenommen, um nicht wieder in Haft und wieder „schlechte Erfahrung[en]“ (Z. 235) machen zu müssen. Er sagt, er habe es sich bis heute „reingebleut“ (Z. 233) und möchte „nicht wieder konfrontiert [...] werden“ (Z. 234) mit Gefängnis usw. Diese Aussage steht im Kontrast dazu, dass er zum einen auf seine Taten stolz ist, sich selbst als Menschen wahrnimmt, der Gerechtigkeit walten lässt, er zum anderen in einer vorherigen Sequenz sagt, dass es nie seine Art gewesen sei, andere anzuzeigen, und er zu denjenigen Menschen gehöre, die nicht belehrbar sind (d. h. Orientierung an humanistischer Selbstjustiz versus juristischer Handhabung). Der Gegenhorizont verstärkt die Superheldenorientierung. Das Erzählen von guten und schlechten Erfahrungen verweist auf sein bewegtes Leben (gute und schlechte Zeiten).

Ein solch selbstbestimmter und für sich authentischer Umgang mit einem Wendepunkt und besonderen sozialen Schwierigkeiten zeigt sich auch in der folgenden Interviewszene von Michael.

ja und dann bin ich in dem Drogenhandel gewesen //mhm// ne gewisse Zeit, //mhm// (1) bin auch aktenkundig erschienen //mhm// (1) dann (1) durch (1) diese Sache ging dann hinterher die Beziehung kaputt (2) ich saß dann drei Jahre (1) bin inhaftiert worden, //mhm// hab die Schuld eingeräumt, (1) hab zwar zu andern Sachen nichts ausgesagt ((holt tief Luft)) ja aber durch den Knastaufenthalt und so (1) ist dann die Beziehung kaputt gegangen //mhm// (1) ja, dann kam (1) sind wir bei dem Grund der Ar- eh Wohnungslosigkeit, //mhm// dann Job verloren, ist auch schwer in

nem gewissen Alter wieder Arbeit zu finden, //mhm// ((atmet)) ja, und dann hing ich erst aufe Straße. (1) dann sind meine Eltern verstorben, (3) nach und nach //mhm// im Abstand von drei Jahren, ja, und dann war ich auf einmal wieder im Tiefpunkt.

(Transkript Michael – Z. 22–32)

Michael beschreibt in dieser Szene seinen biographischen Wendepunkt und schildert, was damit einherging. Er war letztlich „wieder im Tiefpunkt“ (Z. 32) angelangt. Zunächst erzählt er, dass er eine Zeit lang im „Drogenhandel“ (Z. 23) tätig war und sich dadurch strafbar gemacht hat, weshalb er für „drei Jahre [...] inhaftiert worden“ (Z. 25) ist. Die Anschluss Erzählung, dass er im Drogenhandel tätig gewesen ist, wird an die vorherige Beschreibung im Interview angereicht, als wäre es ein Arbeitsbereich wie jeder andere, in den er vom Beruf des Maurers gewechselt ist, und es seine Entscheidung war, diese Tätigkeit auszuüben. Hier wird keine Relativierung wie in anderen biographischen Erzählungen vorgenommen, um den Weg in den Drogenhandel beispielsweise zu externalisieren, indem man in *falsche Kreise hineingeraten* wäre. Michael nimmt keine Argumentation vor, um seinen aktiven Schritt in den Drogenhandel zu erklären. Auffällig ist, dass er seinen Aufenthalt im Erziehungsheim, den er eingangs in seiner Erzählung erwähnt, durch Argumentationen als erklärungsbedürftig präsentiert, seinen Jobwechsel nun aber nicht weiter einordnet. Er rückt sein Handeln weiterhin in den Fokus, macht niemanden für sein/e Taten/Verhalten verantwortlich und hält insgesamt sein Handeln für nicht legitimationsbedürftig. Zudem erzählt er, dass er sich schuldig bekannte, für „drei Jahre [in Haft war; N.S.]“ (Z. 25), aber nichts weiter zu „ändern Sachen [...] ausgesagt“ (Z. 26) hat. Hier zeigt sich erneut, dass er zu seinem Handeln und der Haftzeit steht, aber niemanden dafür verantwortlich machen oder beschuldigen würde, auch wenn es ihm helfen würde, ggf. seine Haftzeit zu verkürzen. Im Kontext dessen kann zudem angenommen werden, dass es noch weitere *Sachen*, d. h. Straftaten, gab, die auch ihn belastet hätten, wenn er eine Aussage gemacht hätte. In der Art und Weise, wie er seine Tätigkeit im Drogenhandel beschreibt und wie er anführt, dass er für seine Taten ins Gefängnis ging, ohne andere mit zu beschuldigen, präsentiert er sich als authentische Person, die zu ihren Taten steht. Michael bleibt auf der beschreibenden Ebene und erzählt nicht, wie er den Drogenhandel betrieben hat oder warum er aktenkundig wurde. Da er beides zusammen, hintereinander gereiht beschreibt, kann davon ausgegangen werden, dass er wegen des Drogenhandels aktenkundig und straffällig wurde und aufgrund dessen seine Haftzeit verbüßte. Für ihn ist es demnach verständlich und nicht erklärungsbedürftig, warum er in Haft saß.

Er nimmt in der Beschreibung seines Jobwechsels zum Drogenhandel und zu seiner Inhaftierung zwei kurze Einschübe vor, die erklären, warum die vorher beschriebene langjährige Beziehung zu Ende ging. Michael führt an, dass aufgrund seines längeren „Knastaufenthalts“ (Z. 27), „durch (1) diese Sache“ (Z. 24) „und so (1) [...] die Beziehung kaputt gegangen“ (Z. 27) ist. Wie die Beziehung endete und wie es ihm damit erging, wird nicht erzählt. Vielmehr ist es ein informativer Einschub, der Aufschluss darüber gibt, dass seine Zeit im Gefängnis dazu führte,

dass die Beziehung endete. Dabei führt er seine kriminellen Taten nicht als Begründung für das Beziehungsende an, sondern die Haftzeit an sich. Erneut wird deutlich, dass es nicht seine Taten sind, die er bereut (steht authentisch zu seinen Taten), sondern vor allem die Tatsache, dass er sich hat erwischen lassen. Interessant ist auch die Formulierung „und so“ (Z. 27), die darauf verweist, dass es nicht nur diese *Sache*/diese Straftat gewesen ist, sondern dass es noch einen weiteren Kontext gab, der sich auf die Beziehung ausgewirkt haben wird. Dass die Beziehung zu Ende ging, lag daher nicht an ihm oder seiner Exfreundin, sondern die Beziehung ist an der *Sache* (Straftaten, Haft und Rahmung des Ganzen) „kaputt gegangen“ (Z. 27). Er konnte durch seine Inhaftierung keinen Einfluss auf die Beziehung nehmen oder steuern, in welche Richtung sich die Beziehung entwickeln würde.

Es lässt sich rekonstruieren, dass er bewusst auf der beschreibenden Ebene bleibt und über den Drogenhandel oder auch die Haftzeit nicht differenzierter erzählen möchte. Das wird daran deutlich, dass er von der *Sache* und anderen *Sachen* spricht, als wäre es etwas Geheimes oder Kriminelles, sodass es nicht erzählt werden kann. Er spricht von *Sachen*, die scheinbar gesellschaftlich unangemessen und verpönt sind, die daher nicht differenzierter erzählt werden können. Es wird in der Art und Weise der Erzählung deutlich, dass er mir in der Interviewsituation nicht erzählen möchte, um welche *Sachen* es sich dabei handelt. Gleichzeitig erzeugt er eine gewisse Spannung durch das Nicht-Erzählen bzw. Aussparen, was zu seiner authentischen Haltung passt, hinter seinen Handlungen und Taten mit Stolz zu stehen. Die Straftaten als *Sachen* zu bezeichnen, deutet an, dass es sich um größere Straftaten handeln könnte, er umgangssprachlich ‚Dinger gedreht‘ hat. Er steht zu seinen Taten und hat für sich eingeräumt, dass er sich nicht gesetzeskonform verhalten hat. Selbst bewertet er die *Sachen* jedoch nicht als schlimm, er wurde aber erwischt, weshalb er per Gesetz seine Schuld einräumen musste.

Zudem ist er durch den Haftaufenthalt arbeits- und wohnungslos geworden und befand sich nach der Haftzeit zunächst auf der Straße. Insgesamt verdeutlicht er bis hier hin, dass er durch die Haftzeit wohnungs- und arbeitslos wurde und seine Beziehung dadurch zerbrach. Wäre er nicht erwischt und inhaftiert worden, wäre das nicht passiert. Des Weiteren argumentiert er, dass er aufgrund der Haftzeit, in der er nicht arbeiten konnte, nun auch ein Alter erreicht hat, indem es nicht leicht ist, wieder „Arbeit zu finden“ (Z. 30). Es sind demnach die Rahmenbedingungen, die es nicht zulassen, ab einem bestimmten Alter Arbeit finden zu können, es liegt nicht an seinem fehlenden Willen. Er bringt dieses Thema auf eine allgemein bekannte Ebene, die nicht mit ihm und seinem individuellen Lebensweg in Zusammenhang steht.

Ein Muster in seiner Darstellungsweise zeichnet sich ab: Er externalisiert die Verantwortung für seine besonderen sozialen Schwierigkeiten (Straffälligkeit, Haftzeit, Beziehungsende, Wohnungs- und Arbeitslosigkeit, schwierige Jobsuche ab einem bestimmten Alter) und schreibt dies der Gesellschaft zu. Zuvor war er Teil der Gesellschaft gewesen und hat ein normales Leben mit Beruf, Wohnung und Beziehung geführt, d. h., er hat ein gesellschaftskonformes Leben geführt.

Durch seine Darstellungsweise sind demnach die Inhaftierung und damit die gesellschaftlich verankerten Gesetze, Strukturen, Anforderungen, Normen und Werte der Grund für seinen Ausschluss aus der Gesellschaft, der über die Inhaftierung hinausgeht. Beispiele dafür sind:

- Seine Freundin trennt sich von ihm, da eine Haftzeit gesellschaftlich nicht vertretbar und verpönt ist.
- Er findet keine Arbeit, weil er ein bestimmtes Alter erreicht hat, was gesellschaftlich legitimiert ist.
- Er findet seine Taten nicht schlimm, aber die Gesellschaft bewertet seine Handlungen als Straftaten.

Es zeigt sich seine Bewältigungspraxis, die Eigenverantwortung für seine Schwierigkeiten zu externalisieren, auf die Gesellschaft zu übertragen und diese damit zu legitimieren, d. h., ihn trifft keine Schuld, und er gibt die Eigenverantwortung ab, da die Gesellschaft ihn durch ihre Anforderungen zu demjenigen macht, der er ist. Zusammenfassend zeigt sich bis hierhin seine Bewältigung durch die eigene authentische und kongruente Handlungspraxis im Erleben von normativen Maßstäben und gesellschaftlichen Anforderungen. Indem er sich selbst treu bleibt, hat er die Kraft, die Anforderungen zu bewältigen, d. h., selbstbestimmt sich sagen zu können: So wie ich bin, ist es gut so. Er hat nicht den Drang oder den Konflikt, sich gesellschaftlich anpassen zu müssen. Er präsentiert sich, als würde er die Verantwortung auf sich nehmen und sein Leben authentisch gestalten. Er hält seine eigene Identität aufrecht, akzeptiert dabei aber die normativen Maßstäbe und gesellschaftlichen Anforderungen. Beispielsweise steht er zu seiner Tätigkeit im Drogenhandel und sieht darin auch keinen Fehler, den er begangen hat, nimmt aber zugleich die Strafe durch die Haftzeit an. Da er sich treu bleibt, würde er aber darüber hinaus nichts über weitere Straftaten preisgeben. Auch nach der Haftzeit bleibt er sich treu, indem er weiterhin zu seinen Taten steht und diese nicht als Grund für seine Schwierigkeiten nach der Haftzeit anführt.

Authentizität und ein kritischer Umgang mit dem Hilfesystem als Form der Bewältigung zeigen sich verstärkt in folgender Sequenz, der autobiographischen Erzählung Michaels, der seinen Konflikt mit dem Jobcenter darstellt:

Michael: und=dann hatte ich in Name einer Stadt in Deutschland Stress mit den Behörden, //mhm// (2) dass die nach und nach ((holt tief Luft)) Zahlungen eingestellt haben. //mhm// (2) Kautio n bezahlt haben, dann die Miete nicht überwiesen haben und das hat sich gehäuft. //mhm// (2) bis dann irgendwann der Vermieter (1) bei einer anderen Wohnung dann (1) vor mir stand und (1) die Wohnung wurde auch (1) über St- Name einer sozialen Einrichtung, ich sag jetzt mal, die (1) Stadt angemietet, //mhm// ((holt tief Luft)) (1) u:nd die haben auch Kautio n bezahlt, die erste Miete bezahlt und dann willkürlich die Miete eingestellt. //mhm// so und der Vermieter hatte natürlich nach (1) zwei, drei Monaten hat der Schnauze voll gehabt, (1) saß ich wieder //mhm// aufer Straße (1) und dann war ich auch (1) mit der Name einer Behörde, mit den Leuten vor Gericht, weil ich ne Mo-

und überall sitzen gewisse Leute da am Drücker [...] [, und er hat; N.S.] dann auch Hausverbot bekommen aufgrund einer Morddrohung, die“ (Z. 55ff.) er dem zuständigen Jobcenter mitgeteilt hatte. In dieser Sequenz erzählt er, wie er an seine Grenzen im gesellschaftlichen System gelangt ist und dabei im Spannungsfeld zwischen seiner eigenen authentischen Handlungspraxis und dem gesellschaftlichen Regelsystem steht. Michael führt aus, dass es zu dieser Zeit auch einen anderen Vorfall gegeben hat, bei dem es zu einem Gewaltübergriff innerhalb einer Behörde gekommen ist und über den in den Medien berichtet wurde. Dadurch erklärt er das Vorgehen der Behörde in seinem Fall und relativiert gleichzeitig sein Auftreten im Jobcenter, das jedoch aufgrund eines anderen gewaltsamen Vorfalls mit einem Hausverbot sensibel auf seine Drohung reagierte. Das Problem entsteht demnach nur durch die externen gesellschaftlichen Einflüsse: Seine Situation im Jobcenter wurde dramatisiert und die Mitarbeiter*innen reagierten entsprechend, weil es zuvor einen Gewaltübergriff in einem Jobcenter gab. Die Erzählung seiner erfahrenen Situation im Jobcenter stellt ein Enaktierungspotenzial dar und validiert dadurch die Bewältigungspraxis, weil er präsentiert, wie er vorgeht, und damit seine Bewältigung durch die eigene authentische und kongruente Handlungspraxis im Erleben von normativen Maßstäben und gesellschaftlichen Anforderungen aufzeigt. Wenn seine authentische Handlungspraxis dadurch gefährdet ist, dass ihm sein Recht (hier Leistungsanspruch) verwehrt bleibt, lässt er sich von der Gesellschaft nichts vorgeben.

Auch Helen präsentiert eine Szene, in der Handlungsmacht und Selbstbestimmung über den Einsatz von Gewalt praktiziert werden:

Von dreizehn bis achtzehn, das war n Heim //ach so// für schwer erziehbare Mädchen. //mhm// ja, da gings los, was ich in der Schule nich gelernt hab, hab ich da gelernt. (1) ich bin da angekommen, zwanzich Minuten später hatt ich Glas in der Fresse. ((atmet)) (1) ja, wat lernen se da für ne Sprache? (3) ne, zurückhauen, oder? ich mein', das ist der n=normale Impuls eines Menschen, (2) ich wehre mich. //mhm// ((atmet)) (1) ja, (1) hab ich auch getan. (1) dann hagelte es Anzeigen. (1) noch und nöcher, weil ich mich immer mehr gewehrt hab, irgendwann hat mir dat Wehren auch @ gefallen, ne?@//°@(.).@°// (2) mhm ne, da hatte im Kopf irgendwas umgelegt, ne //mhm// „oh Moment mal“, hab ich gedacht „du kommst ja damit durch, (1) aufs Maul hauen geht!“ (1) „ne, wat is? Ruh, aufs Maul, pam!“ ja, (1) war dann auch nich richtig, ne, //mhm// schon hagelte es Anzeigen, Anzeigen führen zu vorbestraft, und dann haben Se nich mehr viel zu lachen. //mhm// (1) dann is dat mit dem normalen Leben nit mehr so leicht, ne?

(Transkript Helen – Z. 477–490)

In diesem Erzählabschnitt werden zum einen ihre Optionslosigkeit und ihre fatalistische Orientierung deutlich: Es musste zwangsläufig so kommen, dass sie sich mit Gewalt gegen die anderen Mädchen wehrt. Dies wird argumentativ noch dadurch unterstützt, dass es aus ihrer Perspektive eine menschliche Reaktion war, auf Gewalt mit Gewalt zu antworten. Sie kann demnach nichts für ihr Verhalten. Sie konnte keine gewaltfreien Optionen in Betracht ziehen. Zum anderen inszeniert

sie sich als starke Frau, die sich nicht unterkriegen oder bevormunden lässt. Diese Art der Verteidigung ähnelt ihrer an anderer Stelle beschriebenen Praxis, sich nicht von Ärzt*innen, Sozialarbeiter*innen oder Institutionen bevormunden zu lassen, sie wehrt deren Einmischung ab. In der angeführten Szene wehrt sie sich aktiv durch Gewalt und lässt es nicht zu, dass man mit ihr gewalttätig umgeht. Außerdem erklärt sie, dass sie an dem menschlichen Impuls Gefallen findet (sich mit Gewalt zu wehren), den sie quasi systematisiert. Es wirkt, als würde sie dadurch die Kontrolle und Handlungsmacht über ihre Chancenlosigkeit behalten, indem sie mit Abwehr und Gewalt agiert. Außerdem ist ihr Verhalten legitim, weil andere Menschen es ebenso handhaben würden, da es sich um eine Impulsreaktion handelt. In der folgenden Interviewszene präsentiert sich Helen als handlungsmächtige Expertin des eigenen Milieus:

I: Ehm (1) haben Sie denn, also das heißt, Sie waren dann sieben Jahre in der Ehe gewesen, haben dann (1) da auch diese häusliche Gewalt dann irgendwann erlebt, haben Sie da sich dann Unterstützung geholt?

Helen: Nein. (1) //mhm// (1) wat nützt mich da die Polizei, jetz jetz muss ich aber mal lachen, ne?

I: Ich frag einfach mal.

Helen: Hehehehe, bis die da sind, haben die mir schon et Genick umgedreht, ((atmet)) oder überhaupt wird man gar nicht für voll genommen. //mhm// (2) im Gegenteil, man wird dann wieder dahin zurückgeschickt, das ist das Allergrößte. //mhm// ne, und vor allen Dingen is es auch so, dass man unterschätzt, dass die Frauen so viel Angst stecken, (2) bis ich den anzeige, muss (1) muss in Rom n Sack Reis platzen irgendwo, dat (1) ne? //mhm// weil dat viel zu viel (1) da drin hängt. //mhm// und kein Frauenhaus der Welt könnte mir da helfen, //mhm// ((atmet)) nicht in Stenzenkreisen, geht gar nich. //mhm// ehm (1) da wird ne eigene Sprache gesprochen und n eigenes (1) da kommen Sie nich rein. //mhm// (1) wer da zinkt, der zinkt. (1) //ja// das ist auch so'n Ehrending, und dat kriegen Sie auch in Therapie nich raus, ne, Sie=Sie=Sie bauen sich auch kein eigenes ((atmet)) suchtfreies Umfeld, weil Sie nicht zinken. (2) ne? //mhm// (3) ich brauch mich hier nur zweimal umzugucken, weiß ich Bescheid, //mhm// aber man zinkt nich. (2) is so. verboten. (1) @(2)@ @(.)@ ja, schön, dat et verboten is, dat weiß ich auch. (1) °@(2)@° (1)

I: °@(.)@°

Helen: Nee.

(Transkript Helen – Z. 757–778)

Helen beschreibt und argumentiert, dass ihr in der Situation der häuslichen Gewalt niemand helfen konnte und grundsätzlich auch das Hilfesystem nicht helfen kann: „kein Frauenhaus der Welt könnte mir da helfen“ (Z. 768). Es liest sich als, gäbe es keine Möglichkeit, in die gewissen Kreise, denen ihr Mann scheinbar angehörte, hineinzukommen, da diese eine eigene Geheimsprache sprechen und ihre Ehre schützen. Diese Erlebnisse bringt sie dann in einen Zusammenhang mit ihrer Sucht und den Therapien, die sie gemacht hat, ihr aber nicht geholfen haben. Sie spricht demnach auch die Sprache der Süchtigen und weiß in ihrer Umgebung, wo konsumiert wird: „sie bauen sich auch kein eigenes ((atmen)) suchtfreies Umfeld, weil

sie zinken. ne? [...] ich brauch mich hier nur zweimal umzugucken, weiß ich Bescheid“ (Z. 772ff.). Hier wird zum Thema häusliche Gewalt und zum Thema Leben mit der Sucht deutlich, dass Helen, aber auch das System (Polizei, Frauenhäuser, Therapeut*innen) nicht in der Lage oder irgendwie handlungsfähig ist, sich/ihr zu helfen, sodass sie keine Angst mehr haben muss oder eben nicht mehr als Süchtige denkt und sich verhält. Sie hat keine Chance ihr, Handeln oder ihr Leben eigenmächtig zu verändern, sie ist ihm handlungsohnmächtig ergeben. Hier wird deutlich, dass sie die Expertin (Wissende) für ihre optionslose Lebenssituation ist und danach strebt, autonom ihr Leben zu gestalten, indem sie sich vor der Einmischung institutioneller Systeme abwendet und diese abwehrt. Sie lehnt diese ab, weil die Gesellschaft und ihre Systeme nicht die Sprache ihres Milieus sprechen und daher in ihren Augen nicht professionell bzw. für sie und ihr Milieu wirksam handeln können. Es findet demnach eine Wahrung der eigenen Autonomie als Abgrenzung vor der nichtwissenden Gesellschaft statt. Dies bedeutet eine Bewältigung durch die Zuschreibung des eigenen Expertenstatus auf Basis autonomer Lebensgestaltung und Handlungspraktiken. Sie ist für sich und hat aufgehört zu kämpfen, sie hat ihre eigene Identität und steht ihre Frau als Expertin ihrer Lebenssituation, was sich dadurch äußert, dass sie sich selbst durch- und herauskämpft.

In der autobiographischen Präsentation von Ferdi zeigt sich, dass er danach strebt, sein Leben von Kindheit und Jugend an kritisch, authentisch und vornehmlich unabhängig von den anerkannten gesellschaftlichen Modellen zu gestalten:

meine Frau, mit der ich auch noch verheiratet bin, //mhm// obwohl ich auf der Straße lebe, //mhm// meine Frau in meiner (1) Wohnung, eh: //mhm// aber wir werden uns nicht trennen //mhm// und=eh ich werde auch da: nachher noch etwas zu berichten, //mhm// zu dem, was meine Aufgabe ist und //mhm// was die Aufgabe meiner Frau betrifft. (1) //mhm// (2) so, auf jeden Fall hatte ich eine eh (1) so wie ich es erfahren hab, ne glückliche Kindheit, (1) eh die zwar nicht immer ganz einfach war, wenn ich das weiter ver=eh (1) verfolge so, eh (1) merkte ich schon immer, es hat sich immer von meiner Seite aus so'n kleiner Widerstand (1) eh (1) ((Windgeräusche)) bemerkbar gemacht zwischen mir und (1) so, wie meine Eltern (1) eh sich das Leben vorgestellt (1) haben. //mhm// also ich war (1) nicht direkt rebellisch, aber zumindest so, ich hab nicht immer alles gleich so f- was mir jemand vorgekauft hat, wie ich zu leben habe, damit ich das weiter übernehme und weitertrage, //mhm// eh (1) dass ich mich damit nicht zufriedengeben wollte. //mhm// so. (1) eh das war auch immer schon früh erkennbar bei mir.

(Transkript Ferdi – Z. 25–39)

Ferdi erzählt, dass er eine Frau hat, mit der „noch verheiratet“ (Z. 26) ist, obwohl er „auf der Straße leb[t]“ (Z. 26). Seine Frau lebt in einer Wohnung, sie leben nicht getrennt, lediglich an unterschiedlichen Orten. Seiner Erzählung nach ist es abwegig und daher erwähnenswert, dass er eine Frau hat, „obwohl“ (Z. 26) er obdachlos ist. Dies wurde bereits im Kontext von Typ I differenziert interpretiert. Außerdem lässt sich an dieser Textstelle erkennen, dass Ferdi scheinbar eine Wahl hat, ob er auf der Straße leben möchte oder nicht, und es seine freiwillige Entscheidung war, auf der

Straße zu sein. Dies wird zum einen daran deutlich, dass er eröffnet, dass er mit seiner Frau zusammen ist und sie in einer Wohnung lebt. Das bedeutet, er könnte zu ihr ziehen, wenn er das denn wollen würde. Zum anderen wird es daran deutlich, dass er sagt, dass er auf der Straße *lebt*. Diese Formulierung lässt den Rückschluss zu, dass es sich hier um eine freiwillige Entscheidung handelt und nicht um einen Umstand, der ihn auf die Straße zwingt. Aufgrund seines freiwilligen Lebens auf der Straße und der Art und Weise der Darstellung der individuellen Ausgestaltung der Ehe kann hier auf eine Orientierung an einer freiwilligen und selbstbestimmten Lebensführung und -gestaltung geschlossen werden.

Im Anschluss greift er das Thema der „glückliche[n] Kindheit“ (Z. 31) auf, die er seiner eigenen zuspricht. Dennoch hebt er in dieser Passage seine Relativierung der glücklichen Kindheit (vgl. Z. 20) hervor, indem er erzählt, dass es „nicht immer ganz einfach war“ (Z. 31) und ihm immer bewusst war, dass sich von seiner „Seite aus so'n kleiner Widerstand [...] bemerkbar gemacht“ (Z. 33f.) hat. Der Widerstand richtete sich gegen die Vorstellungen und Pläne seiner Eltern zu seinem Leben, in dem er nicht alles so gemacht hat, wie sie es von ihm erwartet haben. Dennoch beschreibt er sich als „nicht direkt rebellisch“ (Z. 35). Er wollte sich nur nicht mit den Vorstellungen seiner Eltern „zufriedengeben“ (Z. 38). Eine gewisse Auflehnung hat sich bei Ferdi bereits „früh“ (Z. 39) gezeigt. Ferdi richtet hier den Fokus ganz auf sich und wirft seinen Eltern ihre Vorstellungen nicht vor, die es aus ihrer Perspektive gut gemeint haben. Nur entsprach ihre Vorstellung, dass er etwas von ihnen „übernehme und weitertrage“ (Z. 37), beispielsweise einen bestimmten Beruf oder das Familienerbe, nicht seiner Vorstellung, weshalb er diesen genannten Widerstand wahrgenommen hatte, ohne sich extrem gegen seine Eltern aufzulehnen. Er präsentiert sich als eine nicht rebellische, aber doch einen Widerstand von Kindheit und Jugend an leistende, selbstbestimmte, mutige, kritische und hinterfragende Person, die die Verhältnisse nicht einfach hinnimmt, wie sie einem präsentiert werden, und in ihr Leben integriert, sondern danach strebt, ihr Leben authentisch für sich zu gestalten. Die Authentizität wird daran deutlich, dass er seine Gestaltung des Lebens nicht nach anderen richtet, sondern darauf vertraut, was er verspürt und welches Verhalten sich aus seinen Widerständen ergibt. Zudem verdeutlicht er, dass er mehr vom Leben wollte als das, was ihm seine Eltern vorgelebt haben, da er sich „damit nicht zufriedengeben wollte“ (Z. 38). Hier zeigt sich, dass er sein Leben freiwillig und selbstbestimmt, als Kind elternunabhängig und als Erwachsener systemunabhängig (freiwillig auf der Straße leben) friedsam gestalten will, ohne externalisierte Anschuldigungen oder Vorwürfe auszusprechen. Zusammengefasst wird in dieser Passage die Orientierung an einer selbstbestimmten, freien Lebensführung und -gestaltung deutlich.

5.3.4 Handlungsmächtigkeit und Selbstbestimmung durch gesellschaftlich anerkannte Ressourcen – Arbeit, Bildung, körperliche Gesundheit, Teilhabe und Glaube

Diese abschließende Verhandlungsdimension richtet ihren Fokus auf die Selbstbestimmung und Handlungsmacht durch gesellschaftlich anerkannte Ressourcen, die verhandelt werden und dadurch zentral für die biographische Bewältigungspraxis der Obdachlosen werden. Die folgenden komparativ dargestellten Interviewszenen, verdeutlichen diese Form der Bewältigung.

Als erstes Beispiel wird eine Sequenz mit Katrin angeführt, die ihre Handlungsmacht und Selbstbestimmung durch Arbeit als zentralen Bezugspunkt ihrer autobiographischen Erzählung in den Fokus rückt:

ich war immer arbeiten, Lehre habe ich keine gemacht (2), ja arbeiten war ich eigentlich immer ((Windgeräusche)), von 16 bis (3) jetzt bis vor eh September 2015 ich hab also immer gearbeitet, als Köchin und in Hotels sowat ne und ja mein Vatter, ok mein Vatter war Alkoholiker, meine Mutter die hatte nicht viel mit mit mit sowas zu tun, die war immer arbeiten (2) ja (2), dann hab ich selber Kinder gekriegt auch natürlich, meinen ersten mit 18 (1) und (2) dann hab ich mich aber auch schnell getrennt von dem ersten Mann (3). ja und=dann war ich lange allein, dann hab ich wie gesagt gearbeitet, das Kind hat ich dann bei den Eltern ne Zeit lang ((Stimmen im Hintergrund)) (2) mhm dann hab ich meinen zweiten Mann kennengelernt (2), bin auch wieder weiter arbeiten jehabt hab nur die Kinderjahre, die hab ich natürlich gemacht.

(Transkript Katrin – Z. 12–22)

Katrin erzählt kurz, dass sie „immer arbeiten“ (Z. 12) gewesen ist, jedoch keine Ausbildung absolvierte. Sie betont in dieser Erzählsequenz noch weitere Male, dass sie immer arbeitete, und markiert dies zeitlich. Bereits im Alter von 16 Jahren begann sie zu arbeiten, und bis September 2015 war sie stets berufstätig. Sie beschreibt detaillierter als zuvor im Interview, dass sie „als Köchin und in Hotels sowat ne“ (Z. 14f.) tätig gewesen ist. Ihre detailliertere Beschreibung und die wiederholende Betonung, dass sie immer einer Arbeit nachgegangen ist, verweist darauf, dass es für sie eine besondere Bedeutung hat, arbeiten zu gehen. Außerdem vermitteln die benannten Bereiche, in denen sie gearbeitet hat, eine (körperlich) anstrengende Tätigkeit. Negativer Vergleichshorizont dessen wäre die faule, arbeitsscheue Obdachlose. Daran anschließend beginnt sie, von ihrem Vater zu erzählen, und führt ihn damit in die Erzählung ein. Es wirkt als würde sie beim Erzählen erst darüber nachdenken, was sie in dem Moment ihrem Vater erzählen will bzw. als würde es ihr in dem Moment einfallen, in dem sie „ja mein Vatter“ (Z. 15) sagt. Sie beschreibt ihren Vater an dieser Stelle als „Alkoholiker“ (Z. 15), mehr berichtet sie nicht über ihn und geht auch nicht darauf ein, in welcher Beziehung sie zu ihm stand. Sie beschreibt daran anschließend ihre Mutter als Gegensatz zu ihrem Vater, die in Bezug auf das Trinken von Alkohol „nicht viel mit mit mit sowas zu tun“ (Z. 16) hatte. Ihre Mutter „war immer arbeiten“ (Z. 16). Auch zu ihrer Mutter wird keine Beziehung verdeutlicht, jedoch ein Muster, welches sie durch ihr stetiges Arbeiten weiterge-

führt hat. Es zeigt sich, dass Katrin mit arbeitenden Eltern aufgewachsen ist und das Arbeiten auf ihren Lebensweg übertragen hat. Sie begreift Erwerbsarbeit als einen wichtigen und elementaren Bestandteil des Lebens eines erwachsenen Menschen (einer Frau). Darin zeigt sich eine Orientierung an der gesellschaftlichen Norm und Normalität, als produktives, aktives und handlungsmächtiges Mitglied (als Frau) der Gesellschaft teilzuhaben und sich selbst unabhängig von anderen Systemen finanzieren zu können.

Anschließend leitet sie über in ihr Erwachsenenleben, indem sie selbst Kinder bekommen hat. Es fällt auf, dass sie nicht auf ihren zweiten Mann eingeht und sich als arbeitende und pflichtbewusste Mutter in den Fokus stellt: „nur die Kinderjahre [...] natürlich gemacht“ (Z. 21f.). Sie hat als Frau stets gearbeitet, aber auch die gesellschaftlich vorgegebenen Jahre mit den Kindern verbracht. Wie viele Kinder aus der zweiten Ehe hervorgingen, erzählt sie nicht. Sie geht auch nicht darauf ein, wie sie ihren zweiten Mann kennengelernt hat oder wie ihre Beziehung zu ihm oder zu ihren Kindern gewesen ist. Auch hier wird Arbeit wiederholt in den Fokus der Erzählung gestellt. Es scheint ihr wichtig zu sein, zu erzählen, dass sie immer fleißig war und sich und ihre Familie autonom versorgen konnte. Sie verdeutlicht, dass sie außer der gesellschaftlich vorgegebenen Kinderjahre keine arbeitsfreien bzw. arbeitslosen Zeiten im Leben hatte. Sie präsentiert sich als unabhängiges, produktives Mitglied der Gesellschaft, welches keinerlei staatliche Unterstützung brauchte und auch als Frau keinen Mann benötigt, um sich und ihre Familie zu versorgen. Zusammenfassend dokumentiert sich eine Handlungsorientierung an einer autonomen, selbstständigen Lebensgestaltung als Frau durch Erwerbsarbeit, die unabhängig vom eigenen Mann oder vom Staat leben kann.

Auch die nächste Erzählsequenz von Petra verdeutlicht die biographische Bewältigungspraxis Obdachloser in der Orientierung an individueller Handlungsmacht und aktiver Selbstbestimmung, hier im Kontext von Bildung.

Bruder als Vorbild und Bildung als Befreiung aus der Familie – Handlungsmacht und Selbstbestimmung durch Bildung

*also ich bin in die Fußstapfen ((atmet)) obgleich es viele Probleme w- gab, meines Bru-
ders getreten, und mein Bruder wa:r (1) total der war n totaler Aufsteiger //mhm//
((atmet)) und m=meine Schwester, die mich gebullyied hat, also=also bullying, das
das ist der englische Ausdruck, //mhm// eh also=also in Deutsch nennt man es Mob-
bing, //mhm// die wurde quasi im Alter von dreizehn Jahren aus der Familie her-
aus(1)gestoßen, sie wurde (1) Köchin, //mhm// eh: (1) das darf ich jetzt nicht sagen,
um ihre privaten Daten zu schützen, natürlich darf ich jetzt nicht sagen, wo sie jetzt
arbeitet. //mhm// e:hm aber hat, sie musste eine Lehre als Köchin machen //mhm//
m=also im Alter von dreizehn Jahren, ((atmet)) und sobald sie quasi weg war (1) da
gabs natürlich mehr zu tun, eine Hand weniger zum Aushelfen und so ((atmet)) aber
da sind auch meine Noten (1) hochgegangen. //mhm// ((schnalzt)) (1) ehm (1) also
wie gesagt, mein Bruder ist sechs Jahre älter als ich und ich habe von ihm gelernt, wie
man Hausaufgaben macht, wie man büffelt, ((atmet)) //mhm// und ehm also ich bin
quasi von ((atmet)) von drei konsekutiven blauen Briefen, (1) ich wurde immer ange-*

droht dreimal, eh=also also in drei f- drei folgenden Jahren bin ich angedroht worden sitzen zu bleiben, (1) eh=eh=eh bin aber nie sitzen geblieben (1) ehm (1) also halt für mich war d- war quasi die Bildung der Weg raus, der Weg raus aus diesem, ((atmet)) was, es brauchte mich 30, 40 Jahre, um zu schlussfolgern, dass mein Familien-, also meine Familie, mein Familienhaus, ((atmet)) ehm (1) wo mir jetzt vor, zufällig vor z- vor zwei Jahren ein Erbteil gemacht worden ist, dass es ein Familiengefängnis war. also ich komm aus einem Familiengefängnis. //mhm// (1) und ich, ich bin mit einem Fünften-Kind-Komplex quasi da weggestiegen. (1) ehm (1) e=ja, also ehm die Schule ist danach sehr gut gelaufen, ich wurde sehr gut in Chemie, sehr gut in Biologie, ((atmet)) ehm ich hab zweimal an der Chemie-Olympiade teilgenommen, ich wurde drittbeste Schülerin im Abitur, (1) ehm eh bestes Mädchen quasi, ich wurde eh die beste Chemie=sch=abiturientin in Deutschland, (1) das war //ja// 1985, also ich hab mich @da sehr@ schön angestrengt und plötzlich ((atmet)) (1) da kam da auch der Ausblick dann e=ehm darum, also halt mein Bruder ist Veterinär geworden (1) und ich hatte mich dann für die Humanmedizin sch- entschieden, ich bin Ärztin geworden. //mhm// (2) ehm (1) ((atmet)) also für mich war die Ausbildung der Weg, weg von diesem Zuhause.

(Transkript Petra – Z. 48–79)

Petra fokussiert ihren Bruder und ihre Beziehung bzw. ihre Orientierung an ihm. Sie wiederholt, dass sie trotz der genannten Schwierigkeiten, in die „Fußstapfen [...] [des; N.S.] Bruders getreten“ (Z. 48f.) ist. Sie beschreibt ihren Bruder als „total [...] totaler Aufsteiger“ (Z. 49f.) zu der Zeit. Petra führt aus, warum sie, wie zuvor beschrieben, in seine Fußstapfen getreten ist. Indem sie erzählt, dass sie es ihrem Bruder nachtat, impliziert sie, dass sie selbst auch eine Aufsteigerin wurde. Darüber hinaus hebt sie hervor, dass es kein leichter Aufstieg war und sie dafür kämpfen musste, im Kontext ihres Aufwachsens, ihrer Familie in die Fußstapfen des Bruders zu treten. Die Fußstapfen des Bruders, in die sie tritt, werden bis hierhin anhand des Besuchs eines Gymnasiums deutlich. Im Gegensatz dazu zeigt sie im nächsten Erzählabschnitt den Werdegang ihrer ‚bösen‘ Schwester auf, von der sie gemobbt wurde. Petra führt weiter aus, dass diese Schwester aufgrund einer Ausbildung früh die Familie verlassen hat. Ihre Schwester „wurde quasi im Alter von dreizehn Jahren aus der Familie heraus (1) gestoßen, sie wurde Köchin“ (Z. 52f.). Der Werdegang ihrer Schwester wird als Gegensatz zu ihr und ihrem Bruder aufgezeigt, die als Aufsteiger*innen präsentiert werden und niemandem Gewalt antun.

Danach nimmt sie einen metakommunikativen Einschub vor: Sie kann keine weiteren Details zum Ausbildungs- oder Arbeitsort anführen, weil sie nicht nachzuverfolgen sein soll. Dies verweist darauf, dass sie sich aktiv in der Interviewsituation befindet und differenziert, was sie sagen kann oder nicht. Nach dem metakommunikativen Einschub zum Datenschutz Dritter greift sie den Erzählstrang wieder auf und führt an, dass sich ihre Situation mit dem Weggang der Schwester verbesserte und sich dies in besseren Noten niederschlug. Dennoch war zuhause mehr zu tun, da dort nun ein Kind weniger wohnte, welches arbeiten konnte. Der Weggang der Schwester brachte sowohl positive als auch negative Aspekte mit sich. Wie sich das genau gestaltet hat, wird nicht weiter ausgeführt. Dadurch stellt es in gewisser Wei-

se eine einfache Erklärung für Petra dar, dass mit dem Weggang der Schwester und mit dem Ende des Mobbings durch die Schwester sie sich in der Schule verbesserte. Es wird deutlich, dass sich Petra an ihrem Bruder und seinem positiven, erfolgreichen Leben orientiert – dies in Abgrenzung zur Schwester. Die Geschwister stellen in ihrer Erzählung einen wichtigen Bezugsrahmen dar.

Darüber hinaus wird Petras Orientierung an ihrem Bruder weiter deutlich, indem sie ihn als Vorbild genauer beschreibt: „von ihm gelernt [hat; N.S.], wie man Hausaufgaben macht, wie man büffelt“ (Z. 60). Hier zeigt sich der Leistungs- und Fleißgedanke von Petra: Man muss etwas tun, um erfolgreich sein zu können. Demnach wird eine Handlungsorientierung an Fleiß, Leistung und Erfolg erkennbar. Durch seine Unterstützung musste sie kein Schuljahr wiederholen, und es gelang ihr, keine blauen Briefe mehr zu erhalten, die sie vorher drei Jahre in Folge bekommen hatte. Sie schlussfolgert, dass „quasi die Bildung der Weg raus, der Weg raus aus diesem [...] Familiengefängnis war“ (Z. 64ff.). Sie nimmt hier einen Einschub vor und erklärt, dass viele Jahre notwendig waren, um zu erkennen, dass ihr „Familienhaus, [...] ein Familiengefängnis war“ (Z. 66). Dies wiederholt sie nochmal und betont diese Selbsterkenntnis damit: „also ich komm aus einem Familiengefängnis“ (Z. 68f.). Es wird hier deutlich, dass sie sich am Gut der Bildung orientiert und Bildung für sie der Schlüssel für ein Leben außerhalb der familiären Verhältnisse darstellt, die sie mit einem Gefängnis vergleicht. Außerdem zeigt sich in ihrer Erzählung, dass sie sich zunächst nicht allein auf den Weg gemacht hat, Bildung für sich als Weg aus der Familie zu sehen, sondern dass sie durch die Orientierung an ihrem Bruder, durch die externalisierte Unterstützung diesen Weg für sich erkannt hat. Es äußert sich anfänglich keine intrinsische, sondern eine extrinsische Motivation, auch so leistungsstark zu sein wie ihr Bruder, der für sie die Vorbildfunktion eingenommen hatte. Die Erfahrung von Bildung führt Petra demnach weg von dieser Opferrolle und den Abhängigkeiten im Familiensystem (Abgrenzung) hin zur Möglichkeit, eigenmächtig und autonom für sich zu agieren und zu handeln. Petra spannt demnach einen Horizont auf, der sich zwischen ihrer kindlichen Opferrolle und einer durch Bildung autonomen und erwachsen gewordenen Frau bewegt.

Sie schließt daraufhin an die Erzählung zum Weggang der Schwester an und fasst zusammen, dass „die Schule [...] danach sehr gut gelaufen“ (Z. 70f.) ist. Der Weggang der Schwester stellt für sie einen Wendepunkt im Leben dar, durch welchen sie sehr gute Leistungen in den Naturwissenschaften (Chemie und Biologie) erzielte, „zweimal an der Chemie-Olympiade teilgenommen“ hat und „drittbeste Schülerin im Abitur, [...] bestes Mädchen quasi [...] [und; N.S.] die beste Chemie=sche=abiturientin in Deutschland“ wurde. Ihre Erfolge erklärt sie damit, dass sie sich „@da sehr@ schön angestrengt“ (Z. 75) hat. Daran folgt eine Exemplifizierung für das Nacheifern des Bruders, indem sie erzählt, dass sie nach dem Abitur „plötzlich“ (Z. 75) wusste, dass sie „Humanmedizin“ (Z. 77) studieren wollte, da ihr „Bruder Veterinär geworden“ (Z. 76) ist. Petra erzählt somit kurz, ohne den Weg dorthin auszuführen: „ich bin Ärztin geworden“ (Z. 77). Sie fasst abschließend nochmal zusammen: „also für mich war die Ausbildung der Weg, weg von diesem Zuhause“ (Z. 78f.).

Hier wird deutlich, dass es ihr besonders wichtig und sie darauf bedacht ist, den Wandel vom Opfer und von der schlechten hin zur erfolgreichen Schülerin darzulegen. Zudem zeigt sich erneut die Orientierung an Fleiß, Leistung und Erfolg: Man muss sich eigenständig und handlungsmächtig anstrengen, um etwas erreichen zu können. In der Art und Weise, wie sie ihren Aufstieg darstellt, wird deutlich, dass es für sie eine große Relevanz hat zu präsentieren, dass sie trotz der widrigen Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen ist, aus eigener Kraft, in der Orientierung an ihrem Bruder in der Lage gewesen ist, sich bis nach ganz oben an die Spitze der Leistungsbesten zu arbeiten. Sie erwähnt, dass sie 1985 das beste Chemieabitur in Deutschland ablegte, um ihren Erfolg und ihre Leistung in den Naturwissenschaften besonders zu betonen. Ergänzend wird deutlich, dass ihre Betonung darauf liegt, dass sie als Frau deutschlandweit, die Beste in Chemie gewesen ist. Sie präsentiert damit, dass sie in der Lage ist, sich aus sehr schwierigen Situationen herauszuholen. Außerdem grenzt sie sich mit ihrem Aufstieg durch Bildung von ihrer Familie, ihren Eltern und der benannten Schwester, die einen Ausbildungsberuf gelernt haben, ab. Sie präsentiert ihre Schwester als Ursache für ihre schlechten Noten und ihr Leid, ihren Bruder als Hoffnungsträger und sich selbst in einem Dazwischen, in Abgrenzung zur Schwester und in der Orientierung am Bruder. Dieser Kampf im Dazwischen geschieht unter dem Dach des Familiengefängnisses, welches die Eltern repräsentiert. Diesen hat sie durch ihre Bildungs-, Fleiß- und Leistungsorientierung gewonnen, indem sie ihr Abitur gemacht hat, Medizin studierte und Ärztin wurde.

Dass sie zunächst nur kurz benennt, dass sie Medizin studiert hat und Ärztin geworden ist, fällt im Vergleich zur differenzierten Darstellung ihres Abiturs auf. Dies verweist jedoch darauf, dass es für sie zunächst eine höhere Relevanz hat, ihr Entkommen aus dem Familiengefängnis zu schildern. Als Studentin bzw. Ärztin war sie diesem Gefängnis längst entkommen. Dies wird auch mit Blick auf den Aufbau der Erzählung deutlich: Sie wuchs in dem Familiengefängnis mit den benannten Schwierigkeiten auf, kämpfte sich in Orientierung am Bruder heraus und konnte nach dem Abitur autonom entscheiden; durch das Abitur und ihren Kampf wurde sie selbstständig und beschloss, Humanmedizin zu studieren.

Auch in Sarahs folgender Interviewszene dokumentiert sich ihre Orientierung an einem selbstbestimmten und handlungsmächtigen Leben, welches sie durch Bildung erreichen will, wofür sie ihr Heimatland verlässt und sich allein in einem fremden Land aufhält und danach strebt, einen Universitätsabschluss zu absolvieren:

ich hab e::h (2) ein Jahre son Uni, also meinen Sie ob ich hab Deutschkurs oft besucht und dann bin ich hier gekommen und eh ich bin am:: 23 April ich glaube das ist schon 2003, hier in Deutschland gelandet. und ich bin der Name einer deutschen Großstadt gelandet und ich hab dort mein Deutschkurs gemacht und an der Name einer deutschen Universität wo ich anfangen soll die eh deutschsprachige (unv.). und da hab ich auch ein Studium, also ich hab mich angemeldet also für eh ich denke Mathematik, aber ich hab wirklich nicht @besonders so@ und da hab ich wirklich angefangen zu studieren

in Name einer deutschen Großstadt und ich habe mich entschieden für Wirtschaft und Informatik. und nach ein paar Semester bin ich raufgefliegen, weil ich hab ein Prüfung dreimal nicht bestanden (1), Englisch Prüfung, also Wirtschaftsendglish um mein was, Sie wissen das auch ich glaube auch bei den Katholische Hochschule ist so das drei Versuche nicht bestehen, dass ich das °raus bin°, ist leider bei mir passiert. ((tiefes Einatmen)) dann hab ich jetzt ein Platz an der Name einer deutschen Universität aber nicht mit selbe Studiengang aber ein andere Studiengang mit Informatik u:nd ich bin immer noch drin und das ist schon @lange her@. (1) und ich bemühe mich wirklich also jetzt einen Abschluss zu haben, ich will jetzt noch mit, i- mit Informatikstudengang Bachelor.

(Transkript Sarah – Z. 16–33)

Nach der Schule ist Sarah nach „Deutschland gekommen“ (Z. 16). Ihre Ausdrucksweise ist passiv; sie erklärt zunächst nicht, wann und wie sie nach Deutschland gekommen ist, welchen Weg sie auf sich genommen hat oder welche Motivation oder Beweggründe zur Migration nach Deutschland geführt haben. Außerdem benennt sie nicht, ob sie allein oder mit ihren Eltern, ihrer Familie oder einem Partner nach Deutschland eingereist ist. Es findet insgesamt keine differenzierte Erzählung statt, sondern sie bewegt sich in einer Darstellung und Beschreibung von Fakten. Darauf folgt eine erste Differenzierung. Sie führt an, dass sie vor der Migration nach Deutschland bereits einen Sprachkurs besucht hat, um die deutsche Sprache zu lernen, um daraufhin im Jahr 2003, d. h. mit 23 Jahren, nach Deutschland zu kommen. Sarah ist in Deutschland „gelandet“ (Z. 19), was darauf verweist, dass sie keine Flucht hinter sich gebracht hatte, sondern mit dem Flugzeug nach Deutschland eingereist ist. In einer Stadt in NRW, in der sie gelandet ist, hat sie eine Universität besucht, dort einen weiteren Sprachkurs absolviert und mit dem Studium der „Mathematik“ (Z. 22f.) begonnen, welches jedoch nicht gut verlief: „wirklich nicht @besonders so@“ (Z. 23). Daher hat sie das Studienfach und den Studienort gewechselt und „Wirtschaft und Informatik“ (Z. 25) studiert. Das Studienfach hat sie dann „wirklich“ (Z. 23) studiert. Dieses musste sie aber nach einigen Semestern vorzeitig beenden, da sie aufgrund wiederholten Durchfallens im Teilbereich „Wirtschaftsendglish“ (Z. 27) exmatrikuliert wurde. Daran anschließt ein metakommunikativer Einschub an, indem sie mich als Interviewerin anspricht und sagt, dass ich darüber auch Bescheid weiß, dass auch an der Hochschule, an der ich tätig bin, dreimaliges Nicht-Bestehen sicherlich ebenso zur Exmatrikulation führt. Sarah bedauert, dass ihr das widerfahren ist. Sie studiert seitdem ein anderes Studienfach „mit Informatik“ (Z. 31) an der gleichen Universität und möchte dieses Studium unbedingt abschließen und einen Bachelorabschluss in Informatik erhalten. Daran wird deutlich, dass sie, seitdem sie mit 23 Jahren nach Deutschland gekommen ist, studiert und weiterhin ihr Ziel vor Augen hat, den Studienabschluss zu erreichen, auch wenn sie jetzt seit bereits ca. 15 Jahren in Deutschland lebt und studiert. Sie strebt weiterhin einen Abschluss an und betont: „ich bemühe mich wirklich“ (Z. 32). Hier zeigt sich ihre Handlungspraxis, die sich daran orientiert, begonnene Bestrebungen und Entscheidungen abzuschließen (Schulabschluss, der Weg nach

Deutschland, das Absolvieren der Deutschkurse, Ziel, einen Universitätsabschluss zu erlangen).

In der folgenden Sequenz führt Sarah diese Bewältigungspraxis weiter. Dabei wird die Bewältigungspraxis durch ihre Orientierung an Gott, ihren christlichen Glauben bzw. ihr Gottvertrauen als Hilfe und Stütze in kritischen Lebenslagen deutlich, wodurch sie Handlungsmacht in aussichtslosen Lebenssituationen erlangt. Diese Praxis zeigt sich darin, wie sie auf ihre psychische Erkrankung und die damit einhergehenden Schwierigkeiten eingeht.

Gottvertrauen als Handlungsmacht

eh wie komm ich auf diese Situation, eh ich hab in Name einer Stadt in Deutschland gewohnt, da hab ich angefangen wirklich eh ich weiß nicht wie ich das nennen soll. Stimme zur Reue, (unv.) Kämpfe, Opression, ich hab Tiere gesehen (1). alles Mögliche, er war so extrem ((tiefes Einatmen)) u:nd ich bin in mein Zimmer, weil ich hab eine Zimmer in in Name einer Stadt in Deutschland gemietet, in diese Zeit und ich konnte gar nichts tun, ich konnte nicht arbeiten so alles und ich hab Schulden gehabt und ich bin auch (1) lange Zeit nicht eh nicht zum Arzt gegangen, weil ich die Versicherung nicht bezahlt habe. und deswegen habe ich auch gezögert um zum Arzt zu gehen u- und ich bin Christin, ich bin einfach so gesagt ok ich vertrau Gott, ich bleib in Gebet. aber ich sag nicht, ich rate das nicht alle, ne weil Gott will wirklich dass wir zum Arzt gehen // mh//, das ist wirklich auch dein Weg und das ich sag mal so, das war anfangs so auch meine Bezug in diese Zeit, er war wirklich schlimm, ich hab ziemlich Stimme gehört, ich hör immer noch Stimme aber (1) damals etwas schlimm. ich hab Tiere gesehen, die eh mir reinkommen, i- ich hab ((tiefes Einatmen)) alle also die ganz Kreation, sag ich einfach so, weil das eh war so ist schlimm und ich hab so lange gena- und wie ich aus dem Wohnhaus geworfen, weil ich die Miete nicht bezahlt habe und ich fand auch ((auspusten)) ok.

(Transkript Sarah – Z. 33–50)

Sarah leitet den nächsten Erzählabschnitt metakommunikativ ein: „wie komm ich auf diese Situation?“ (Z. 34). Auf welche Situation sie sich mit „diese“ bezieht, wird von ihr zunächst nicht näher differenziert. Wie sich im späteren Verlauf des Interviews zeigt, setzt sie einen besonderen Fokus auf ihre Obdachlosigkeit, weshalb angenommen werden kann, dass sie mit *diese* ihre Situation als obdachlose Frau oder auch die allgemeine Studiensituation meint. Darauf folgt eine Beschreibung: Während ihres Studiums hat sie in einer Stadt in Deutschland gelebt; dort hat etwas für sie scheinbar Unangenehmes, nicht leicht zu Beschreibendes begonnen und stattgefunden. Diese Einleitung vermittelt, dass sie einen Prozess schildert. Sie erzählt von einem wohl psychotischen Zustand und berichtet, wie er ihr widerfahren ist: „Stimme zur Reue, [...] Kämpfe, Opression, ich habe Tiere gesehen (1). alles Mögliche, er war so extrem“ (Z. 35f.). Dies widerfährt ihr in ihrer Wohnung, d. h. ihrem „Zimmer“ (Z. 37), in dem sie zur Miete gewohnt hat. Sie erzählt, dass sie zu der Zeit nicht in der Lage war, arbeiten zu gehen, keine Krankenversicherung gezahlt hat und sie Schulden hatte. Anhand dieser Erzählung wird ihr Leiden zu der Zeit deutlich und auch ihre Orientierung am christlichen Glauben, da sie von „Reue“ (Z. 35)

spricht. Aufgrund der fehlenden Krankenversicherung ist sie „lange Zeit nicht [...] zum Arzt gegangen“ (Z. 40). Da sie gläubig ist, „ich bin Christin“ (Z. 42), hat sie in der Zeit gebetet und sich selbst gesagt: „ok ich vertrau Gott“ (Z. 42). Sarah reflektiert ihr Verhalten und ihr Leiden zu der Zeit und zieht ihre Handlungsmacht aus ihrem Gottvertrauen. Menschen sollen nach dem Willen Gottes den Arzt aufsuchen, wenn es ihnen nicht gut geht. Das ist ihr Rat an Menschen, denen es so ergeht wie ihr. Nichtsdestotrotz war für sie ihr Glaube an Gott in der Zeit ein zentraler Bezugspunkt. Sie erzählt, wie „schlimm“ (Z. 45) es für sie in der Zeit war, dass sie „Stimmen gehört, [...] Tiere gesehen“ (Z. 45ff.) hat. Stimmen hört sie auch heute noch, aber es ist besser geworden. Aufgrund ihrer gesundheitlichen Situation und weil sie die Miete nicht zahlen konnte, hat sie ihre Wohnung verloren und ist wohnungslos geworden. Während sie diese Erlebnisse erzählt, atmet sie tief ein und pustet aus, was auf ihre Belastung in der Rekapitulation des Erzählten verweist. Es zeigt sich, dass sie weiß, dass es sich hier um eine Phase der Krankheit handelt, sie also aus diesem Grund Stimmen hörte, die in der Realität nicht existieren. Sie reflektiert aus der heutigen Perspektive: Damals hat sie unter der Erkrankung stark gelitten, sodass sie nicht zum Arzt gehen konnte und die Erkrankung der Grund dafür war, dass sie nicht arbeiten konnte, ihre Beiträge nicht zahlen konnte und letztlich ihre Wohnung verloren hat. Auch in diesem Erzählabschnitt zeigt sich, dass Sarah allein ist, sie benennt keine anderen Akteur*innen ihres Lebens. Sie ist allein mit ihrer Situation („ich konnte gar nichts tun“ (Z. 38f.)), ihrem Glauben zu Gott und mit ihrer Erkrankung, die sich durch extreme psychotische Symptome äußert. Es wirkt, als sei sie allein in einer Stadt, in einem Zimmer, anonym ohne Kontakte. Ein Zeitraum wird nicht benannt oder erkennbar. Auffällig ist darüber hinaus, dass Sarah *er* erwähnt, wobei nicht verständlich ist, wen sie damit meint bzw. ob es ggf. nur eine falsche Aussprache ist. Durch ihr Vertrauen zu Gott wurde sie handlungsmächtig.

Wohnungs- und Arbeitslosigkeit und nicht studierfähig

also dann fing dann einfach so meine Geschichte mit dem Arbeitslo- //mhm// Wohnlosigkeit ne, weil ich bin Studentin und als ausländisch Studentin ich bekomme auch keine Leistung von der Stadt, weil ich darf arbeiten und in mein Visum also ich krieg 120 Tage i- im Jahr wo ich arbeiten soll, also ich kann auch i- ich sollte nochmal was eh finanziell Unterstützung bekom- bekommen von mein Land. und ich darf auch arbeiten, weil ich das sag au- au- auch wenn du vielleicht Unterstützung nicht so genug, du darfst normal leben bei arbeiten und ich krieg 120 Tage im Jahr für Arbeit //mhm// und aber aufgrund der Erkrankung alles, ich hab ich konnte nicht arbeiten, ich hab auch kein Geld. deswegen kom- bin ich in diese wohnlos und er war so schlimm (1) ich hab hier und hier so gewohnt, also das ist schon seit 2006, habe ich °keine Wohnung° (3). und ich bin einfach so in dann fängt an wie so meine Wohnlosigkeit in diese Zeit ich konnte auch nicht studieren.

(Transkript Sarah – Z. 50–62)

Sarah erzählt, dass mit dem Verlust der Wohnung ihre Wohnungslosigkeit begann und sie vorher auch schon wegen ihrer „Erkrankung“ (Z. 57) arbeitslos gewesen ist. Ihr Visum erlaubte ihr, in Deutschland zu studieren und jährlich „120 Tage“ (Z. 53) zu arbeiten. Auch wenn für sie nicht ausreichend finanzielle Unterstützung möglich war, hat sie sich gesagt: „du darfst normal leben bei arbeiten“ (Z. 56), was für sie etwas Besonderes gewesen sein muss, vielleicht auch im Vergleich zu den Lebens- und Arbeitsbedingungen in ihrem Herkunftsland Kamerun. Anspruch auf finanzielle Unterstützung bzw. Leistungen hatte sie nicht. Sie leitet die Argumentation so ein, als würde eine Erzählung anschließen, da sie ihre „Geschichte mit dem „Arbeitslo- [...] Wohnungslosigkeit“ (50f.) benennt. Darauf folgt jedoch eine Argumentation über ihre Situation als „ausländische Studentin“ (Z. 52) und ihre Erkrankung. Außerdem liest es sich wie eine Situation, die plötzlich aufgetreten ist, da sie sagt: „dann fing dann einfach so meine Geschichte mit dem „Arbeitslo- [...] Wohnungslosigkeit“ (Z. 50f.) an. Obwohl sie vorher einen Prozess beschreibt, wie die Erkrankung, die Schulden etc. zu ihrer Wohnungslosigkeit führten, war es dennoch eine Situation, die sie überraschte und als „so schlimm“ (Z. 59) empfand. Sie erzählt, dass sie seit 2006 keine Wohnung mehr hat. Sie erzählt dies bedrückt, indem sie „keine Wohnung“⁶⁴ im Verhältnis zu der vorangestellten und nachfolgenden Erzählung sehr leise formuliert. Es wirkt, als würde ihr an der Stelle bewusst, wie lange die Zeit der Wohnungslosigkeit schon anhält. Zu Beginn hat sie „hier und hier so gewohnt“ (Z. 59), was vermuten lässt, dass sie mal hier und dort untergekommen ist. Darüber hinaus konnte sie zu der Zeit ihr Studium nicht weiterverfolgen. Die Wohnungslosigkeit und die Erkrankung im Vorfeld sind in ihrer Erzählung beide plötzlich aufgetreten; sie muss allein damit umgehen.

Sarah rekapitulierte in den letzten drei Sequenzen ihre Migrations- Bildungs-, Krankheits- und Glaubensgeschichte, ihre besonderen sozialen Schwierigkeiten (Schulden, keine Arbeit, nicht am Studium teilnehmen können, keine Freund*innen/Familie/kein soziales Netz) und Wohnungslosigkeit. Sie befindet sich stets in der Argumentation, um ihre derzeitige Situation zu erklären. Sarah konstruiert ihre problematische Lebenssituation der Obdachlosigkeit über ihre Migration, ihre psychische Erkrankung und das fehlende soziale und familiäre Netz der Unterstützung. Neben der Problemkonstruktion und der Legitimation ihrer Lebenssituation, die durch Leid und extreme und schlimme Erlebnisse und Erfahrungen geprägt ist, präsentiert sie sich als starke, eigenständige und selbstbestimmte Frau, die allein nach Deutschland kam, vorher Deutsch lernte und Abitur in Kamerun machte, um in Deutschland zu studieren (ein Studium, welches eher Männern zugeordnet wird), als eine Frau, die trotz der Erfahrung, ein Studium nicht zu schaffen, d. h. trotz des Gefühls, versagt zu haben, weiter studiert und den Willen hat, ihren Abschluss in Informatik zu erhalten. Außerdem betont sie ihre Stärke im Umgang mit ihrer Erkrankung, indem sie verdeutlicht, wie schlimm der Leidensdruck war und ist und sie auch ohne anfängliche ärztliche Versorgung bis heute durchhält. Ergänzend dazu präsentiert sie ihre Stärke darin, dass sie weiterhin daran glaubt und daran festhält, ihren Abschluss als Informatikerin zu absolvieren, obwohl sie seit 2006 keine Wohnung mehr hat, d. h., zum Zeitpunkt des Interviews seit zwölf

Jahren in Deutschland wohnungslos ist. Dabei stellt sie ihren Glauben an Gott ins Zentrum ihrer Bewältigung der Erkrankung und schwierigen Lebenssituation. Es dokumentiert sich daher ein Spannungsfeld im Erleben von Sarah, wobei sie sich als Frau allein zwischen zwei Horizonten bewegt. Auf der einen Seite präsentiert sie sich als die leidende, kranke, kraftlose, hilflose, ihrem Schicksal ergebene junge Frau. Auf der anderen Seite präsentiert sie sich als starke, durchhaltende, kämpferische, gläubige und optimistische junge Frau. Diese Horizonte spannen sich bei Sarah im Erleben der Problemkonstruktion und der Legitimation ihrer Lebenssituation als obdachlose, psychisch kranke Migrantin auf. Die Selbstbestimmung durch die Gotteserfahrung, das Wissen um Gott an ihrer Seite und die Deutung der Obdachlosigkeit als Prüfung, die Sarah eigenmächtig annimmt, wird in einer abschließenden Sequenz konkretisiert.

ich bin vielleicht auf der Straße, ich hab keine Wohnung, ich bin ohne feste Wohnsitz angemeldet, aber ich nehme das auch alles an Erfahrung an. und du frag Gott (1), welche Problem haben wir mit dir (5), was ist mein Problem mit dir?, bist du bist du sauer auf mich? bestrafst du mich? oder bestrafst du den? ((tiefes Einatmen)) Gott sagt ich liebe dich ich sag warum kommen wir uns solche Lage? warum sind wir denn solche Lage? warum sind wir solche Schwierigkeiten? was hat er oder sie gemacht? umso zu leiden? umso zu sein? liebst du sie nicht? ist deine, ist sie nicht würdig für deine Lieb für deine Segne°. (3) Ich nimm das ((tiefes Einatmen)).

(Transkript Sarah – Z. 105–113)

Sarah erzählt, dass sie obdachlos ist, sie diese Lebenssituation aber als „Erfahrung“ (Z. 106) annimmt und im Gespräch mit Gott ist. Im Gespräch mit Gott ist sie auf der Suche nach den Antworten für ihre schwierige Lebenssituation. Sie fragt sich, ob es seine Art ist, Menschen wie sie zu bestrafen, ihnen damit zu sagen, dass sie etwas nicht richtig gemacht haben im Leben, ihnen seine fehlende Liebe zu zeigen etc. Aber eigentlich sagt er: „Gott sagt ich liebe dich“ (Z. 109). Sie führt in diesem Abschnitt einen lauten Diskurs mit Gott über die Lebenssituation Obdachloser und über den Grund, warum ihnen und ihr dies widerfährt. Sie beschließt diesen Diskurs mit der im Textabschnitt eingangs benannten Aussage: Sie nimmt die Situation an, was wiederum zum Prüfungscharakter passt, dass sie ihr Leben und auch ihre Lebenssituation als Prüfung Gottes sieht und lebt. In diesem Erzählabschnitt werden folgende Aspekte besonders deutlich: Sie betrachtet sich als Teil der Gruppe Wohnungsloser, was sie jedoch von den anderen unterscheidet, ist, dass sie Gottvertrauen hat. Sie begreift es als ihr Schicksal, die Prüfung Gottes anzunehmen, ihre Prüfung ist das Leben auf der Straße, weshalb sie sich aktiv in ihrem Handeln sieht, in dem sie im Diskurs mit, aber auch im Vertrauen auf Gott lebt. Sie sieht es als ihre Aufgabe im Leben, sich dieser Prüfung zu stellen – auch in Vertretung für andere Wohnungslose, für die Gott nicht sichtbar ist. Ähnlich gestaltet es sich mit ihrem Studium: Sie hat die Aufgabe angenommen und hält daran fest, ihren Abschluss zu machen. Sie nimmt die Prüfungen des Lebens an und macht ihre Aufgaben. Sarah bewältigt, indem sie trotz der schwierigen Situation, für sich etwas Positives aus der Lebenslage zieht, indem sie es als Lebenserfahrung und als

Prüfung Gottes für sich erlebt und definiert. Ihre Bewältigungspraxis wird daher über ihr Gottvertrauen und über ihre Gespräche mit Gott geleitet. Ihr Schicksal liegt in Gottes Hand (Gott als Vater), dabei steht sie in einem aktiven, auch teils kritischen Diskurs mit ihm, wobei er am Ende immer gut zu ihr ist, falls nicht, stellt es eine Prüfung seinerseits dar. Gott ist allmächtig und führt ihr Schicksal, indem er den Menschen bestimmte Aufgaben und Prüfungen überträgt, weshalb sie ihr Schicksal annehmen, aber auch gestalten kann, indem sie die Prüfung bewältigt.

5.4 Typ IV – Orientierung an Schicksalhaftigkeit

Ein weiterer kollektiver Orientierungsrahmen der interviewten obdachlosen Frauen und Männer ist das Sich-Orientieren an Schicksalhaftigkeit. Diese gestaltet sich in der Handlungspraxis Obdachloser in einer sich dem Schicksal ergebenden, euphemisierenden, neutralisierenden oder ironisierenden und sarkastisch-kommentierenden Art und Weise. Darüber hinaus lassen sich in manchen der erhobenen Interviews Kombination dergleichen Handlungsmodi bestimmen. Diese Bewältigungspraxis sieht demnach vor, die Krisen und Schwierigkeiten in der Biographie eines*einer Obdachlosen, aus seiner*ihrer Perspektive, als schicksalhafte Ereignisse zu bestimmen, denen er*sie handlungsunfähig und handlungsohnmächtig ergeben ist. Das schicksalhafte Auftreten immer weiterer Krisen, Schwierigkeiten und Rückschläge führt zu unterschiedlichen Bewältigungspraxen:

- zu einer sich dem **Schicksal ergebenden Bewältigungspraxis**, wodurch sich eine Resignation in Alltags- und Problemsituationen einstellt, d. h. eine Bewältigung durch die Hinnahme der Situation,
- zu einer **euphemisierenden Bewältigungspraxis**, wodurch er*sie aktiv die Schwierigkeiten im Leben in einem positiveren Licht erscheinen lässt, als sie sich in der Realität darstellen, um diese bewältigen zu können,
- zu einer **neutralisierenden Bewältigungspraxis**, die sich ohne extrem negative oder positive Emotionen zeigt,
- zu einer **ironisierenden und sarkastisch-kommentierenden Bewältigungspraxis**, die sich darin zeigt, dass die existenzielle Notlage innerhalb der Gesellschaft durch eine Art bitteren und spöttischen Humor dargestellt und bewältigt wird.

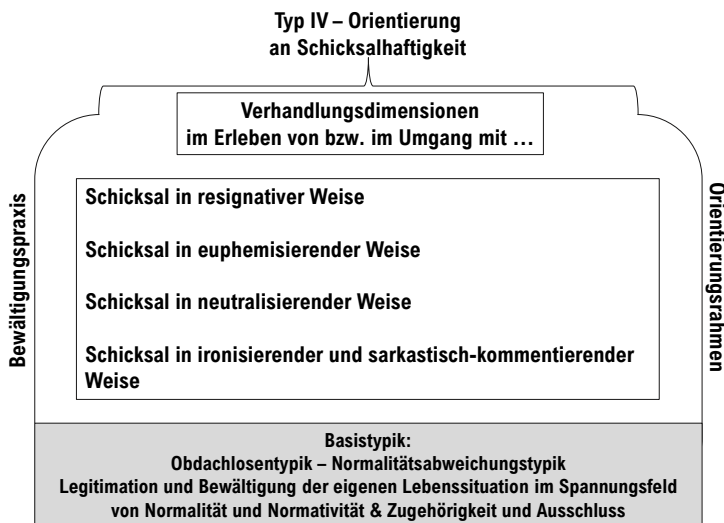


Abbildung 14: Typ IV – Orientierung an Schicksalhaftigkeit – eigene Darstellung

5.4.1 Schicksal in resignativer Weise

In dieser ersten Sequenz zum Umgang mit Schicksal in resignativer Weise schildert Paul die Konstellation in seiner Ursprungsfamilie und die Rolle, die er dort übernimmt:

Ehhm ich hab ähm sechs Junges zwei Mädäl ähm drei- acht Kinder von drei verschiedenen Vätern, ist keine Abwertung. fünf von meinem Erzeuger, einen von Türken und zwei von der zweiten Ehe meiner Mutter, die sind alle tot jetzt außer Mutter und der Stiefvater und so. der Stiefvater hat auch die Hand aufgehalten, geldmäßig ne. ich Idiot (2). naja gut meine Geschwister naja Petra is äh von ihrem Bruder missbraucht worden vom Hans (2) n kleines Arschloch, ich hasse den Typen, den Hans. der Michael hat die meiste Liebe gekricht, weil er gut aussah, der Ullrich sowieso, Mamas Liebling @ (.).@. ich hab immer dann immer jeguckt, jedenfalls was ich damit sagen wollte (1), die sind ja auch im Heim verschickt worden natürlich ne, auch gestört selbstverständlich, ziemlich gestört sogar (3). aber mit so mit so ehm dat was meine Mutter mir angetan hatte, mein Vater mir angetan hatte, mit Aussagen vom Gericht gegen die Elternteile. dat haben die natürlich nicht mit- mitbekommen oder mitge- machen müssen (3). alle Persönlichkeitsspaltungen wüür- würde ich mal so behaupten, ich bin kein Psychologe. wie sacht man dazu nicht Persönlich- Persönlichkeitsspaltung. ziemlich (2) auch geprägt aber die konnten ihre Schulabschlüsse nachmachen was ich nicht konnte (1). die waren auch immer im Elternhaus. die konnten sich entwickeln, was ich nicht konnte// mhm// (3). ja.: was soll ich sagen. ich hab kein gutes Verhältnis zu meinen Geschwistern, sach ich einfach mal so ja. ich war praktisch auch für die so so ne Art Fußabtreter, weil ich da der Vaterersatz war außer vom Gesicht her (1) na gut und ich hab mich auch nicht gegen die durchsetzen können. ich war ja ein schwaches Kind, ich war ja

krank so mit Bauch und so ne und de Schule kam ich nicht weiter, immer Prügel gekriecht, bin immer abgehauen ne und so ne. ach ja, peinlich.

(Transkript Paul – Z. 484–506)

Paul verwendet den Begriff des Erzeugers, welcher eine Art Metapher darstellt, wenn er von seinem Vater erzählt. Er beschreibt die Konstellation der Patchwork-Familie, indem er die Kinder den Vätern zuordnet. Sein Stiefvater wird ohne Namen und negativ dargestellt, da er nur Geld von ihm wollte. Er selbst bezeichnet sich als „Idiot“ (Z. 488). Dies verweist auf seine Handlungsohnmacht im Geschehen, dass er zu nichts Anderem in der Lage war, als seinem Stiefvater damals Geld zu geben. Im Verlauf der Sequenz ordnet Paul seine Geschwister nicht mehr den Vätern zu, sondern nennt sie bei ihren Namen und erzählt für ihn relevante, seine Geschwister betreffende Geschichten und Situationen. Insgesamt schildert er eine destruktive Familiensituation, bei der er am Rande steht. Eine Schwester wurde von einem der Brüder (Hans) missbraucht. Ihm gegenüber verspürt er Hass. Er erzählt aber nichts weiter über diesen Vorfall. Michael und Ullrich als „Mamas Liebling[e]“ (Z. 491) haben viel Liebe bekommen, weil sie hübsche Jungen waren. Dass er aufgrund des Aussehens weniger geliebt wird, stellt einen Zufall dar, d. h., für sein Aussehen kann er nichts und daher kann er auch nichts dafür, dass er weniger geliebt wird als die anderen. Es ist somit sein Schicksal, nicht geliebt zu werden. Hier dokumentiert sich seine Handlungsorientierung: Sein Leben verläuft schicksalhaft, er ist diesem hilflos ausgeliefert und nimmt die Opferrolle in der Familie ein. Dies stellt Pauls Art und Weise (Modus Operandi) dar, seine Situation und seinen Lebensweg im Kontext familiärer und gesellschaftlicher Anforderungen einzuordnen und zu bewältigen.

Paul erzählt, dass alle Kinder in seiner Familie in Heime verteilt wurden und sie daher alle „gestört“ (Z. 493) sind. Er führt weiter aus, dass er jedoch mehr erliden musste als seine Geschwister, und dennoch haben sie alle „Persönlichkeitspaltungen“ (Z. 496). Seine Geschwister konnten wieder bei den Eltern leben, zur Schule gehen, einen Abschluss machen und sich daher auch weiterentwickeln, was bei ihm nicht der Fall war. Er erzählt, dass er nie eine gute Beziehung zu seinen Geschwistern hatte, er war viel schwächer und krank, und sie sahen in ihm seinen Vater, was negativ konnotiert war. Paul führt aus, dass er in der Schule verprügelt wurde und dabei nichts tun konnte, außer wegzulaufen. Hier zeigt sich seine Bewältigungspraxis, indem er sich als zentrales Opfer im Familiengeschehen präsentiert und diese Rolle ichorientiert füllt. Ihm wurde die Rolle des ältesten Bruders schicksalhaft aufgebürdet, von Natur aus ist er schwach gewesen und dem Leben handlungsohnmächtig und hilflos ausgeliefert. Paul begibt sich wieder in den Modus der Reflexion, indem er erzählt, dass ihm alles, was er erlebt hat, seine Situation und seine Schwäche, „peinlich“ (Z. 506) sind. Auch dass er sich im Interview als Opfer darstellen muss, wenn er seine Geschichte erzählt, ist ihm peinlich. Hier zeigt sich in der Interviewsituation der resignative Umgang: Er ist dem Leben schicksalhaft und hilflos ausgeliefert und hat keine Handlungsmöglichkeiten, außer die Opferrolle einzunehmen.

Auch Johann orientiert sich an seinem Schicksal, indem er als Sohn genau dieses Mannes, seinem Vater, geboren wurde, was in folgender Sequenz anhand des ergebenden und resignativen Umgangs deutlich wird:

Ja, da: (1) t- also Kindheit, ja=eh da hab ich eigentlich schlechte Erinnerungen, (1) weil mein (1) ich bin geboren in Name einer Stadt in Deutschland mit näherer Bezeichnung, (1) und mein Vater (1) war Alkoholiker, der hat uns Kinder (1) also meine Mutter erst einmal (1) misshandelt und auch uns Kinder mit (1) Zeugnisse nachgeguckt oder Schularbeiten nachgeguckt, wenn da Tinteklecks drauf war, haben wir mit (1) hat er uns nachts rausgeholt ausm Bett und da ham wir mitm Gürtel Schläge//mhm// bekomme (1) und es ging soweit, dass (1) dass ich uff die (1) dass wir uff die Sonderschule kame, weil wir mitm Lernen nicht mehr nachkame und de ganze Hintergrund das dann war, ne?

(Transkript Johann – Z. 5–13)

In der Art und Weise des eigenen Diskurses wird deutlich, wie Johann seinen Vater als Ursache für seine negativen Kindheitserinnerungen betrachtet und ihn dafür verantwortlich macht, dass er heute der Mensch ist, der er ist, weil es seinen Vater gab und dieser ihn und die gesamte Familie der Gewalt ausgesetzt hat. Dies zeigt sich dadurch, wie er die Erzählung aufbaut und den Einschub seiner Geburt vornimmt, dadurch verortet er sich und erzählt: „weil mein [Vater; N.S.] (1) ich bin“ (Z. 6) der Mensch. Das bedeutet, Johann ist der Mensch, der er heute ist, durch seinen Vater. Weiter begründet er dies mit den gewalttätigen Handlungen des Vaters. Außerdem wird diese Kausalität daran deutlich, dass er auf die Frage nach seiner Lebensgeschichte direkt im ersten Satz mit den schlechten Erinnerungen einsteigt, die durch seinen Vater, ohne den er nicht sein würde, und dessen schlimme Taten begründet werden. Die Prägung von Johanns Kindheit durch den Vater scheint so groß gewesen zu sein, dass er ihn, seine Verbindung zu ihm und seine Taten direkt im ersten Satz des Interviews benennen muss. Hier wird somit deutlich, dass er den Erfahrungen mit seinem Vater und seinem Werdegang schicksalhaft, durch die Geburt als sein Sohn ausgesetzt wurde.

Im Gegensatz zu Pauls schicksalsergebenen Umgang, welcher vor allem auf der Ebene einer Ich-Fokussierung realisiert wird, zeigt sich in Johanns Erzählung eine Wir-Fokussierung in der Beschreibung der häuslichen Gewalt gegenüber ihm, seiner Mutter und seinen Geschwistern. Er exemplifiziert, wie solche Gewaltsituationen entstanden sind und wie sein Vater die Gewalt ausgeübt hat. Hier zeigt sich, dass er sich nicht als einzig Betroffener oder Leidender darstellt, sondern sich durch ein „wir“ (Z. 12) und „uns“ (Z. 8) mit seinen Geschwistern und teilweise mit seiner Mutter verbündet, die gemeinsam die Leidtragenden, die Opfer durch den Vater wurden. Johanns Fokussierung auf ein *Wir* steht im Kontrast zu anderen hier vorgestellten Fällen (u. a. Paul), in denen trotz des allgemeinen Leids der Familie das eigene Leid im Vordergrund steht und die anderen Familienmitglieder keine Rolle spielen.

Die folgende Sequenz reiht sich in den schicksalsergebenden Umgang im Kontext von Familie ein und verdeutlicht die Annahme einer schicksalsbedingten Opferrolle durch die Familie.

Eigenes Leid durch die Familie

halt nur die Geschichte von meinem Bruder, der (2) hat psychisch sehr sehr gelitten, weil mein Vater hat ihn quasi gehasst (1). gabs immer Zoff, Streitereien. mein Bruder hing unheimlich an seine Mutter, aber meine Mutter ((tiefes Einatmen)) hätte auch für die alles getan, aber er wurde halt verstoßen und (1) und kam von einem Psychiater in die andere, hat immer nur gearbeitet, immer in der Schule war so= n beliebter Mensch, aber hatte halt sein Schicksal, da habe ich auch schwer drunter gelitten (1). so meine ältere Schwester fand das alles ein bisschen lustig, weil die lacht so, über alles (2) obwohl ich das dumm fand von ihr und manchmal nicht verstanden hab aber nix dazu gesacht, wieder in mich reinjefressen und so (2) da hab ich sie halt so genommen wie sie ist und sie war immer das Engelschen //mhm// und immer die am lachen und am lustigsten war (1), ja und ich war immer dieser Depri oder ich könnt mich nicht anpassen oder bin stur (1) ja jut denk ich mir dann halt so meins ne.

(Transkript Gabriele – Z. 13–25)

In dieser Interviewszene von Gabriele zeigt sich zum einen eine Empathie ihrem Bruder gegenüber, d. h. ein Mitfühlen mit anderen, die auch in einer schwachen Position sind. Zum anderen wird ihre Situation in der Familie anhand der Geschichte differenziert beschrieben. Gabriele präsentiert sich neben ihrem Bruder als leidende, mitfühlende Person. Auffallend ist, dass sie sagt: „seine Mutter, aber meine Mutter hätte auch für die alles getan“ (Z. 16f.). Dies liest sich so, als habe Gabriele ein anderes Verhältnis zu ihrer Mutter als ihre Geschwister. Für ihre Geschwister hätte sie alles getan, aber nicht für sie. Gabriele präsentiert sich außerhalb des Familiensystems, am Rande stehend und nicht partizipierend. Außerdem zeigt sich in der Erzählung über die Geschichte ihres Bruders eine Ich-Orientierung, da sie nicht weiter auf ihren Bruder eingeht, sondern die Erzählung damit abschließt, dass es „halt sein Schicksal“ (Z. 19) war und sie selbst unter der Situation des Bruders gelitten hat. Wie es ihrem Bruder heute geht oder allgemein erging, erzählt sie nicht. Es ist eine schicksalhaft gerahmte Darstellungsweise: Es war so und man konnte nichts daran ändern. Die Geschichte dient im Kontext ihrer biographischen Darstellung der weiteren, differenzierten Erklärung ihrer Situation im Familiensystem, der Ergebnisheit in der Situation, an der Gabriele nichts eigenständig ändern konnte. Hier zeigt sich ihre Handlungsorientierung an der Schicksalhaftigkeit. Zudem wird deutlich, dass ihr Vater eine dominante Stellung im Familiensystem eingenommen hat, der alle Folge leisteten, da er seinen Sohn aufgrund von Hass ihm gegenüber „halt verstoßen“ (Z. 17) hat.

Ihre große Schwester fand die Situation belastig, was Gabriele nicht gefiel, sie konnte jedoch dazu nie etwas sagen und hat dies in sich „reinjefressen“ (Z. 22). Sie ist im Gegensatz zu ihrer Schwester emphatisch gewesen, da sie wusste, dass man nicht darüber lacht, wenn es dem eigenen Bruder schlecht geht. Jedoch war

sie in einer zurückhaltenden Rolle, sodass sie nicht handlungsfähig war, d. h., dem nichts entgegengesetzt hat. Ihre Schwester war immer das positive „Engelschen“ (Z. 23), sie galt dagegen als „Depri“ (Z. 25) und nicht anpassungsfähig. Gabriele führt weiter aus, dass sie diese negative Zuschreibung für sich angenommen und dem nicht widersprochen hat. Hier besetzt sie wieder die randständige Position in der Familie, die sie durch die Erzählung zur älteren Schwester verdeutlicht. Durch die starke Kontrastierung zu ihrer Schwester nimmt sie die Rolle des Opfers, der nicht anpassungsfähigen und deprimierten Tochter und Schwester an. Es dokumentiert sich, dass Gabriele dieser Rolle und den Verhältnissen handlungsohnmächtig ergeben ist.

Die folgende Textstelle stellt einen Kontrast zu den zuvor angeführten Sequenzen dar, weil Uwe nicht Opfer von Gewalt und Schikanierung ist, sondern durch das Schicksal der Überbehütung sein Leben hinnehmend bewältigt:

bin eigentlich in einem wohlbehüteten Elternhaus aufgewachsen, was wahrscheinlich zu eh behütet war, ((atmet)) (1) wenn ich das im Nachhinein betrachte, //mhm// weil einem so'n bisschen die Selbstständigkeit genommen worden ist.

(Transkript Uwe – Z. 13–15)

Uwe nimmt eine Bilanzierung seiner Kindheit vor, die bereits einer eigenen Vorreflexion unterworfen ist. Es wird die Norm einer guten Kindheit reproduziert, die Kindheit wird als „wohlbehütet“ (Z. 13) beschrieben. Seine Relativierung durch die Verwendung des Partikels „eigentlich“ (Z. 13) wird direkt in seiner ergänzenden Argumentation konkretisiert, indem er anmerkt, dass die Behütung wohl zu stark gewesen ist und er dadurch nicht gelernt hat, selbstständig zu sein. Dies wird dadurch betont, indem er davon spricht, dass seine Eltern ihm diese Selbstständigkeit durch ihre übermäßige Behütung sogar genommen haben. Seine Kindheit und Jugend wird daher zwischen Überbehütung und Selbstständigkeit verhandelt. Es wird deutlich, dass er keine anderen Handlungsoptionen hatte und durch die Problemkonstruktion der überbehüteten Kindheit dazu gelangt, seine biographische Erzählung für sich zu rahmen und zu legitimieren. Im Zentrum seiner Betrachtung steht, dass er seinen Eltern ergeben war und auf diese Weise keine eigene Handlungsfähigkeit entwickelte. Er nimmt einen Perspektivwechsel vor und betrachtet sich und seine heutige Situation von außen, in Hinblick auf die Erziehung seiner Eltern: „wenn ich das im Nachhinein betrachte“ (Z. 14). Hier wird darüber hinaus deutlich, dass er durch das zu behütete Aufwachsen und die fehlende Selbstständigkeit eine Beziehung zu seinen Eltern hatte, die stets ihren Zuspruch notwendig machte, wenn er mit einer Entscheidung oder einer Veränderung konfrontiert wurde und somit auf ihre Hilfe bzw. ihren Zuspruch angewiesen war und sich demnach ihnen als externen Akteur*innen handlungsohnmächtig ergab.

In der folgenden Sequenz zeigt sich der schicksalsergebende Umgang Pauls im Erwachsenenleben im Erleben von Trennung und dem dadurch einhergehenden Verlust seiner Töchter:

Ja, wo meine Tochter Karo, wo die zwei Jahre alt war, 92, musste ich die Wohnung verlassen hat die mich rausgeschmissen. dann hab ich ja erzählt Knast, dann wollt die mich haben und seit dem war auch Funkstille. die hat mich besucht, wo ich in der Name einer stationären Einrichtung für Wohnungslose gelebt hatte. wo ich grad aus Berlin gebrochen angebrochen kam. stand die auf einmal mit meiner Tochter da (1) ohne Ankündigung, ich war unrasiert, ich hab mit=nem Typen Schach gespielt, ich hab wat wat jetrunken (1) bisschen, da hab ich wat geraucht. auf einmal taucht die dann auf, ohne Bescheid zu sagen (1). Da haben wa ein schönes Wochenende verbracht, also ich wir sind=ma spazieren gegangen, ich auch noch n Bild zuhause (2) war mein Tochter glücklich (1) und da war ja auch die schu- die schulische Leistung warn gestiegen, das hab ich so mitbekommen. Ja, da wollt ich meine Tochter noch anrufen, war Petra am Apparat, hat die mich angeschrien: „Du rufst hier niech mehr an, ich will das nicht“ (Stimme verstellt) und so (2). Naja gut, is aber wirklich is aber der Wahrheit entsprechend, was soll ich da machen (1). kämpfen, weinen, bitte bitte machen (1) ja und meine Tochter, die war auch ehm (1) in so ner=Art psychologische Beratung (2). ich weiß nicht viel, also ich hab nicht so viele Informationen. ich hab nur mitbekommen, die schulischen Leitungen waren groß und stark als ich als ich Kontakt zu ihr hatte (1) und da war auf einmal Funkstille (3), ja:: also meine Tochter in Berlin, die Pia ich hab fünf Jahre in Berlin gelebt, in Stadtteil der Stadt, wo sie zwei Jahre alt war, war das genau dasselbe, das gleiche Schicksal (1). hab ich nicht verkraften können.

(Transkript Paul – Z. 597–618)

Seine Töchter hat er beide verlassen müssen, als sie jeweils zwei Jahre alt waren. Bei seiner Tochter Karo war das 1992, weil seine Exfreundin ihn „rausgeschmissen“ (Z. 599) hat. Hier dokumentiert sich, dass er die Opferrolle einnimmt und dabei vom Schicksal geleitet und ihm ergeben ist. Er konnte an der Situation nichts ändern bzw. hatte keine Handlungsmöglichkeiten, da seine Exfreundin vorgab, was er zu tun hatte. Paul erzählt nicht, wie es dazu gekommen ist. Vielmehr wird es schicksalhaft beschrieben, dass er dann gehen „musste“ (Z. 598), ohne dass er Einfluss nehmen konnte. Als Nächstes benennt er, dass er wieder in Haft gekommen ist. Seine Exfreundin wollte ihn nach seiner Haft wieder „haben“ (Z. 600) und hat ihn mit seiner Tochter Karo überraschend in der stationären Einrichtung besucht, in der er gelebt hat, nachdem er „aus Berlin gebrochen angebrochen kam“ (Z. 602). Weiter geht er nicht darauf ein, warum er aus Berlin kam. Im Interview zeigt sich aber, dass seine zweite Freundin, mit der er das zweite Kind hatte, ihn auch rausgeschmissen hatte und es sich dabei um die Zeit des Rauschmisses gehandelt haben kann. Er hat hier wieder aktiv nichts dazu beigetragen und ist dem Geschehen schicksalhaft ergeben. Paul führt weiter aus, dass er nicht wusste, dass Petra ihn mit Karo besuchen würde, und erzählt, dass er sich dadurch nicht vorbereiten konnte und deshalb etwas getrunken, etwas Marihuana geraucht hatte und auch nicht gepflegt war. Dennoch hatten sie „ein schönes Wochenende verbracht“ (Z. 605f.), wovon er auch noch ein Foto als Erinnerung aufbewahrt. Hier wird deutlich, dass er sich durch den überraschenden Besuch unwohl fühlte und er keine Handlungsmöglichkeiten hatte, sich darauf vorzubereiten. Er war der Situation ergeben und konnte nichts an dem Geschehen ändern, d. h., ihm wurde nicht die

Möglichkeit gegeben, sein Leben und hier die Situation aktiv zu gestalten. Weiter erzählt er von den „schulischen Leistungen“ (Z. 614) seiner Tochter Karo, auf die er auch keinen Einfluss hatte, die aber „groß und stark“ (Z. 615) waren, obwohl sie mal „psychologische Beratung“ erhielt. Das hat er wieder „nur mitbekommen“ (Z. 614), was wieder auf sein Unbeteiligtsein im Geschehen verweist. Andererseits zeigt sich durch die Darstellung, dass sie „glücklich“ (Z. 607), wunderschön (in anderer Passage) und aufgrund gestiegener schulischer Leistungen erfolgreich ist, dass sie nicht das Erbe ihres Vaters übernimmt, sondern Perspektiven hat, die er nicht hatte (Kontextwissen aus der autobiographischen Erzählung). Mehr Informationen zu seiner Tochter oder Einfluss auf diese positive Entwicklung hatte er aber nicht, weil „Funkstille“ (Schicksal) herrschte und er keine Handlungsmöglichkeiten hatte, dies zu ändern.

Paul erzählt, dass er versucht hatte, seine Tochter anzurufen, aber seine Exfreundin ans Telefon ging. Sie hat ihn „angeschrien“ (Z. 609) und gesagt, dass er nicht mehr bei ihnen anrufen soll, dass sie das zukünftig nicht mehr möchte. Paul sah für sich keine Handlungsmöglichkeiten („was soll ich machen. Kämpfen, weinen, bitte bitte machen“ (Z. 611f.)) und betont, dass das wirklich so war: „der Wahrheit entsprechend“ (Z. 612). Hier spricht er seine fehlenden Handlungsmöglichkeiten, seine Opferrolle, sein Ohnmachtsgefühl und seine erlernte Hilflosigkeit auf kommunikativer Ebene aus. Er ist dem Geschehen, der Situation, seinem Schicksal ergeben und kann nur hilflos zusehen, wie der Kontakt zu seiner Tochter Karo abbricht. Weiter erzählt er von seiner zweiten Tochter Pia, die er ebenso verlassen musste, als sie zwei Jahre alt gewesen war. Für Paul „war das genau dasselbe, das gleiche Schicksal“ (Z. 617), wie bei seiner ersten Tochter.

Die folgende Sequenz von Matthias verdeutlicht den sich ergebenden Umgang mit schicksalhaften Fügungen im Kontext der Berufsbiographie.

Sukzessiver Verlust beruflicher Aktivitäten – Arbeitslosigkeit und Alkoholabhängigkeit

danach hab ich=eh, wo ich dann wieder arbeitslos geworden bin, (1) hab ich durch ne Nachbarin von mir wieder n Job angeboten gekriegt, weiterhin in Name einer Großstadt in Deutschland, (2) als ja, Verpackungs-(1) Dingsbums, solche Sachen hab ich halt gemacht in einem großen Betrieb, die haben (1) für Lkws, Panzer und so was Gelenkwellen hergestellt, ja, und da hab ich dann im Endeffekt gearbeitet. (1) in dem Bereich, danach hatte ich immer wieder Jobs gehabt, angenommen, (2) über Name einer Zeitarbeitsfirma, bei in Name eines Automobilherstellers in Name einer Großstadt in Deutschland, das war auch ziemlich (1) man hängt schon außer Kippe und ich war (1) nach nem halben Jahr war ich halt wieder draußen gewesen, ich fand das ziemlich schade, //mhm// (1) ja, und danach=ehm ging gar nichts mehr bei mir und (1) danach hab ich eigentlich nicht mehr gearbeitet. (3) mit 35 zuletzt hab ich (1) wirklich mal (1) einfach noch mal den Hammer geschwungen, danach ging gar nichts mehr. //mhm// (1) wie gesagt, war Schichtarbeit gewesen, ich hatte gutes Geld verdient, nur danach kam Alkohol und alles dazu, ((holt tief Luft)) (2) tja, (2) danach ging nichts

mehr, und=ehm (1) seitdem, ich bin jetzt 42, wie gesagt, so seit sieben, acht Jahren hab ich (1) nichts mehr getan. //mhm// (5) Fragen?

(Transkript Matthias – Z. 18–34)

In dieser Sequenz erzählt Matthias im Interview das erste Mal von Abweichungen (Arbeitslosigkeit, Alkoholkonsum, fehlende Energie und Handlungsunfähigkeit) in seinem zuvor als normal beschriebenen Leben. Widersprüchlich erscheint, dass er „wieder arbeitslos geworden“ (Z. 18) ist, da er vorher keine Phase der Arbeitslosigkeit erwähnt. Weiter erzählt er, dass er über eine „Nachbarin [...] wieder n Job angeboten“ (Z. 19) bekommen und auch angenommen hat. Was er genau gemacht hat, wird bei seiner Beschreibung nicht deutlich, nur, dass er in einem „großen Betrieb, die [...] für Lkws, Panzer und so was Gelenkwellen hergestellt“ (Z. 21f.) haben, gearbeitet hat. Er erzählt, dass er nach diesem Job noch weitere andere Jobs „angenommen“ (Z. 24) hatte und diese über eine Zeitarbeitsfirma erhielt. Für ihn war dies eine unsichere und belastende Zeit, bis er auch diesen Job verlor und arbeitslos wurde: „das war auch ziemlich (1) man hängt schon außer Kippe und ich war (1) nach nem halben Jahr war ich halt wieder draußen gewesen, ich fand das ziemlich schade“ (Z. 25ff.). Matthias nutzt zur Bewertung seiner Situation zweimal das Adjektiv *ziemlich* und verdeutlicht damit die extreme Negativität und Schwere seiner Erfahrungen zu der Zeit, welche seine fehlenden Handlungsoptionen und seine fehlende Aktivität, diese Situation handlungsmächtig abwenden zu können, legitimieren. Nach der beruflich aktiven Zeit, in der er durch seine Arbeit finanziell gut ausgekommen ist, hatte er keine Arbeit mehr gefunden bzw. angeboten bekommen. Warum er keine Arbeit mehr, etwa über die Zeitarbeitsfirma, bekam oder es keine anderen Optionen gab, wird nicht beschrieben. Es lässt sich rekonstruieren, dass es keine anderen Optionen für ihn gab und er dies hingenommen hat. Zuletzt hatte er einen Job mit 35 Jahren und hat dabei „einfach noch mal den Hammer geschwungen“ (Z. 29f.), was darauf verweist, dass er körperlich handwerklichen Tätigkeiten nachgegangen ist. Einen *Hammer schwingen* stellt demnach etwas Aktives und Handlungsmächtiges dar, da er mit seinem Körper eigenmächtig aktiv wird. Es wird ein Gegenhorizont aufgemacht, der sich in einem letzten Funken Aktivität und Handlungsmacht äußert, der jedoch in Resignation und fehlende Handlungsfähigkeit und somit in einen schicksalsergebenden Umgang mündete. Seitdem „ging gar nichts mehr“ (Z. 30). Neben der Arbeitslosigkeit „kam Alkohol und alles dazu“ (Z. 31f.).

Matthias stellt seinen beruflichen Werdegang schicksalsergebend dar, als ob eins nach dem anderen kam. Wenn es beruflich weitergehen musste, hat er Jobangebote erhalten und diese unabhängig von der Tätigkeit angenommen. Matthias ist selbst nicht aktiv geworden und hat sich nicht aktiv für bestimmte Jobs beworben. Er hat seine Jobs nicht ausgewählt bzw. angenommen, weil sie ihm inhaltlich oder wegen seiner Ausbildung zusagten, sondern weil er einen Job brauchte, um Geld zu verdienen. Es ist erkennbar, dass für ihn Arbeit der Weg zum Geld und zu finanzieller Sicherheit darstellte, aber nicht bedeutet, dass er sich mit einem Beruf oder einer bestimmten Tätigkeit identifiziert. Im Gegenteil: Er nahm den Job,

der sich gerade anbot, an, um nicht arbeitslos zu sein. Dies wird zum einen daran deutlich, als er erzählt, dass er das Angebot seiner Nachbarin erhalten und angenommen hat, und zum anderen daran, dass er nicht mehr genau weiß, um welchen Job es sich eigentlich gehandelt hat. Auch die Art und Weise über Jobs zu sprechen, die er mal hatte, gibt keine Auskunft über seine Tätigkeiten und verdeutlicht eine Hinnahme von Erwerbsmöglichkeiten, die für ihn keinen identitätsstiftenden Mehrwert hatten. Das bedeutet für seine Handlungspraxis, dass er den externen beruflichen Verhältnissen ergeben war und ist. Er verfügt über keine Handlungsfähigkeit, eigeninitiativ an den Verhältnissen etwas zu ändern. Seine Handlungspraxis stellt die Hinnahme der beruflichen Verhältnisse dar, wodurch bei fehlenden Angeboten die Arbeitslosigkeit und deren Folgen resignativ akzeptiert werden.

Die Konklusion, dass letztlich nichts mehr ging, er scheinbar keine Arbeitsgelegenheiten mehr zugetragen bekommen hat und er seit dieser Zeit arbeitslos war, verweist nochmals auf seine Schicksalsergebenheit: Er hatte keine Kraft mehr und gab sich seinem Schicksal, welches ein Leben ohne Arbeit ist, hin. Dies wird auch an seiner Bewertung „ziemlich schade“ (Z. 27) deutlich, die vermittelt, dass er sich der Situation schicksalhaft hingegeben hat und in gewisser Weise von außen ohne weitere Handlungsoptionen seine Situation beleuchtet. Er spricht sich daher selbst keine Handlungsfähigkeit zu, durch welche er sich aus dieser Situation wieder herausholen bzw. etwas ändern könnte. Zudem zeigt sich seine schicksalhafte Orientierung und Hinnahme, indem er sagt: „nur danach kam Alkohol“ (Z. 31). Dies verdeutlicht seine Handlungsorientierung, hier am Beispiel des Alkohols: Er hatte keine andere Handlungsmöglichkeit, als den Alkoholkonsum anzunehmen, denn der Alkohol trat einfach in sein Leben, als habe er sich nicht dafür selbst entschieden, Alkohol zu trinken, sondern sich einfach der Situation schicksalhaft hingegeben. Seine Handlungssohnmacht wird außerdem darin deutlich, dass er innerhalb seiner Konklusion fünfmal wiederholt, dass er nichts mehr machen konnte, was die Situation hätte verändern können. Der Alkoholkonsum wird auch als Begründung für die fehlende Handlungsfähigkeit angeführt.

Die folgenden zwei Sequenzen verdeutlichen den hinnehmenden Umgang, durch das Schicksal psychisch zu erkranken, dabei teilweise auf kein soziales Netz zurückgreifen zu können oder Akteur*innen im Leben zu haben, die sich gegen einen wenden.

Psychische Erkrankung verhindert das Absolvieren des Medizinstudiums

I: Mhm. (1) ja, verständlich. (1) und das heißt, Sie haben eh wie (1) wie lange haben Sie dann Medizin studiert, dass, bis bis Sie dann eh Sie sind ja dann von //ja// in die Klinik gegangen //ja// und haben das dann abgebrochen, ne?

Uwe: Paar Semester hab ich das //mhm// eh war ich noch eingeschrieben //mhm// und dann=eh (1) eh bin ich aber nicht dahin. ich hab dann zwar noch mal n Versuch gestartet, aber das war dann mehr (2) eh das ging ging jar=nich unter den Medikamenten un (1) ich war auch gar nicht in der Lage, ne ganze Zeit //mhm// lang nich. //mhm// das zog sich ja über Jahre hinweg. //mhm// °tja°.

(Transkript Uwe – Z. 558–565)

Ich stelle Uwe eine immanente Sachverhaltsnachfrage zu seinem Studium: Ich frage ihn, wie er das Studium gestaltet bzw. wie er es aufgrund des Klinikaufenthaltes beendet hat. Er führt aus, dass es ihm aufgrund der Medikamente, die er einnahm, nicht gelang, weiter zu studieren, und er „auch gar nicht in der Lage [war; N.S.], ne ganze Zeit lang [...] das zog sich über Jahre hinweg. [...] tja“ (Z. 564f.). Hier wird deutlich, dass er für sich reflektiert hat: Die Krankheit war daran schuld, dass er das Studium nicht geschafft hat. Dabei wird auch eine gewisse Hinnahme deutlich, welche durch die Interjektion *tja* nochmal betont wird. Er hatte keine Handlungsmacht und war seiner Krankheit schicksalhaft ergeben, auch wenn er versucht hat, gegen die Krankheit anzukommen und das Studium nochmal aufzunehmen.

In der abschließenden Sequenz zu dieser Verhandlungsdimension wird eine längere Erzählpassage aus Gabrieles autobiographischer Erzählung herangezogen, welche eine psychiatrische Zwangseinweisung und Inobhutnahme ihrer Kinder thematisiert. Hierbei zeigt sich ein anderer Umgang mit dem Schicksal, psychisch zu erkranken.

Ich bin doch nicht psychisch krank

ja und dann eh is=ser ausgezogen und ich bin spazieren gegangen und hab mir nochmal ein neues Attest geholt dat ich keen nit bekloppt bin, ich hatte eins von Preiselberg, keine Psychose. hab mir dann nochmal n neues geholt. die sachte auch machen se n Neuanfang. ich denke wie machst de mit dem Durcheinander einen Neuanfang, wie soll ich denn neu anfangen? ich hab drei Kinder, keine Möbel, nix (1) und dann lagen bei mir immer Papiere, die waren alle durchgewühlt wo ich wieder kam. habe ich die Polizei angerufen sach ich „gucken se mal meine ganzen Papiere sind durchgewühlt.“ konnten die aber nichts machen. da habe ich das Jugendamt angerufen sach ich „ich halte das nicht mehr aus“ sach ich „jetzt sind alle meine Papiere durchgewühlt“, die zu mir „wo sind denn die Kinder?“ sach ich „wie wo sind die Kinder, im Kinderzimmer.“ „ja ich hör die nicht.“ sach ich „ja ich telefonier ja auch, da können die auch mal ruhig sein.“ „ja ich bin morgen um acht Uhr da.“ (2) gut ich zu den Kindern am anderen Morgen, sach ich „geht duschen, geht schön frühstücken, zieht euch schick an, morgen kommt das Jugendamt.“ Kinder sitzen am Tisch, haben gefrühstückt, ich hab da=n paar geraucht, ich hab in der Zeit auch viel geraucht (2). er hat gesacht ich rauche auch vier Packungen, da hab ich kein Geld für. und eh klingelt, isch denk die Frau Himmels, stehen zwei Männer da. einer son dicken Bauch und einer mit krause Haare, waren voll am Grinsen. ich sach „ja bitte“ (1) „ja wir sind vom sozialmedizinischen Dienst“ sach ich „ich hab sie nicht bestellt, ich warte auf Frau Himmels“ (1) der mit dem dicken Bauch schubst mich so weg (1) geht in die Wohnung rein, schubst mich immer weiter. ich bin in Waschraum gelaufen, ich bin dahingelaufen, ich bin dahingelaufen, ich bin überall abgehauen. der hat immer weiter geschubst und gelacht (1) und die Kinder (2) ja immer weiter haben die mich bedrängt sach ich „ich geh jetzt mit dem Kinderwagen und den Kindern in Garten“ dann haben se die Türe zugeschlossen oder zumgemacht (2) und dann saß ich da am Tisch dann hat es nochmal jeklingelt, dann kam die Frau Himmels (1). dann gabs heiße Diskussionen, sach ich „so gehts nicht ne“ „ja dann gehen wir zum Dr. Paul“ sach ich „ok wir können gerne zum Dr. Paul gehen“ da sacht sie „ja ich

hab den angerufen das ist nicht mehr ihr Arzt“ (2) sach ich „ja müssen wir trotzdem was machen“ (1) den ham wir dann wollt ich den Kinderwagen haben, sach ich, „ich geh jetzt mit dem Kinderwagen mit dem Schlüssel mit meinen Kindern in den Garten“ (1) „ne Kinderwagen brauchen se jetzt net, Schlüssel geben se jetzt ab“ (1) die Kinder so, Svenja hat ich dann so aufm Schoß später, nimmt se mir die weg, zieht die am Arm so hoch und Svenja baumelt so (3) und dann hatte se dann die Kinder in den Flur jetan, Wohnzimmertür zu. dann klingelts nochmal. dann kam mein Ex (3) und dann war wieder Gerangel und dann wurde die Polizei auch noch angerufen. dann kam die Polizei, dann hat die Frau Himmels jesacht ich wollte sie schlagen (1). die Polizei hält mich fest (1) so hab ich das n bisschen in Erinnerung. Er „lassen se meine Frau los“ rangelte mit dazwischen. dann lag ich aufm Boden, hab die Handschellen angekrickt und dann wurde glaube ich der Feuerwehr oder Krankenwagen oder wat angerufen und dann war ich im psychiatrischen Krankenhaus auf der Geschlossenen (2) und dann ehm habe ich meine Bekannte angerufen sach ich „ich bin hier im psychiatrischen Krankenhaus ne“ „ja nimm keine Tabletten, nimm keine Tabletten.“ sach ich „ich brauche keine Tabletten aber wie gehts weiter?“ sachte die mir „heute Abend kommt ein Richter oder morgen früh“ ((tiefes Einatmen)) gut dann hab ich gedacht, jetzt kann ich mal duschen, „wie jetzt woll=n=se duschen?“ hab ich jesacht „ja ich möcht gern duschen.“ (1) dann hab ich mich geduscht, bin auf meinem Bett gegangen und an der äußersten Wand lag eine. die lag da so, die haben se an Bett geschnallt, Mund aufgerissen, Tabletten rein und dann denk ich oh Gott, nimmst de se besser auch //mhm// (1). dann habe ich Tabletten genommen. am anderen Morgen sachten se zu mir „sagen se Sie sind freiwillig hier, ist alles in Ordnung dann kommen se auf die offene“ ich sach „ich bin freiwillig hier“ ich gehe auf die offene, ich sach „hier ist es ja genauso schlimm wie da oben.“ (1) da sacht der Doktor happich zu mir „Ihre Kinder sind in Obhut“ (4). und dann war ich geschockt (1) und die Kinder durfte ich dann sehen in Begleitung mit dem Jugendamt. wir tobten dann wieder im Krankenhaus rum, die hat se nich im Griff. und mir war das so peinlich und mir war das alles so peinlich.

(Transkript Gabriele – Z. 331–381)

Bei dieser längeren Textpassage handelt es sich um eine detaillierte Erzählung von Gabriele, die zum einen die Inobhutnahme ihrer Kinder und zum anderen ihre traumatische Erfahrung der psychiatrischen Zwangseinweisung thematisiert. Dies findet unter dem Oberthema „dat ich keen nit bekloppt bin“ (Z. 332), d. h., ich bin doch nicht verrückt (psychisch krank), statt. Darüber hinaus wird ihr Erleben in der geschlossenen Abteilung der Psychiatrie deutlich. Sie fügt sich dem lieber, als sich unter Zwang medikamentös behandeln zu lassen. Sie erzählt, wie sie von den Mitarbeiter*innen des Jugendamts in gewisser Weise im Glauben gelassen wurde, dass sie ihr helfen wollten, ihrem Anliegen/ihrer Beschwerde nachzugehen, dass ihre Unterlagen durchwühlt wurden. Stattdessen hat das Jugendamt den „sozialmedizinischen Dienst“ (Z. 349) (Sozialpsychiatrischen Dienst) kontaktiert und sie einweisen lassen. Sie beschreibt dabei detailliert, wie sie sich gefühlt hat und wie gewaltvoll und übergriffig ihr und den Kindern gegenüber gehandelt wurde. Sie präsentiert sich in der Situation chancenlos, der Situation und den Akteur*innen um sie herum ergeben. Sie ist das Opfer der Verhältnisse und Leidtragende im Ge-

schehen, die bei dem Versuch, Hilfe zu erhalten, unter Zwang eine psychiatrische Einweisung und die Inobhutnahme ihrer Kinder erleben musste. Auch der Wunsch nach der Einweisung zu duschen, verweist darauf, dass diese Erfahrung für sie ein traumatisches Erlebnis war, als müsste sie diese Erfahrung für sich abwaschen und sich reinigen. Zudem zeigt sich in der Erzählung eine Ich-Orientierung in ihrer schicksalhaften Opferrolle: Sie erzählt, dass sie mit ihren Kindern der Situation entkommen möchte, aber in ihrer weiteren Schilderung der Ereignisse im Krankenhaus, zunächst nicht ihre Kinder und die Inobhutnahme thematisiert. Sie fragt sich nicht, wo ihre Kinder sind, als sie ins Krankenhaus eingeliefert wird. Ihr Fokus liegt auf ihrer Chancenlosigkeit und fehlenden Handlungsfähigkeit in diesen extremen Situationen, denen sie ergeben ist. In dieser Interviewszene präsentiert sich Gabriele zum einen als Opfer der Verhältnisse und der sie umgebenden Akteur*innen, und zum anderen befindet sie sich in einem dramatisch ablaufenden Leben, welches durch Extreme geprägt ist. Sie beschreibt eine Situation, in der sie das Opfer der Verhältnisse ist und keinerlei Zutun für ihre eigene Situation hat. Die Legitimation für ihre Situation wird vollständig externalisiert, indem stets die anderen (Personen und staatliche Institutionen) für ihre Lebenssituation verantwortlich gemacht werden und sie sich an ihrer Chancenlosigkeit und ihrer Opferrolle orientiert. Sie legitimiert ihre Situation und ihre fehlende Handlungsfähigkeit über das Eingreifen und die Handlungen externer Akteur*innen, die nicht in ihrem Sinne agieren. Es ist ihr biographisch bestimmtes Schicksal, dass alle Menschen gegen sie agieren und sie die Opferrolle einnimmt.

Diese Szene unter dem Titel *ich bin doch nicht bekloppt* zeigt, dass sich Gabriele im Kampf mit sich und ihr nahestehenden Personen befindet, um zu verdeutlichen, dass sie nicht krank ist und sie sich psychisch gesund verhält. Lediglich das System und die Akteur*innen um sie herum spielen verrückt und nehmen nicht ihre eigentlichen Aufgaben wahr. Es zeigt sich, dass Gabriele darum kämpft, als normal zu gelten, sodass das, was ihr passiert ist, jeden hätte treffen können. Die szenische Darstellung dient zum einen der Selbstvergewisserung (*ich bin doch nicht bekloppt*) und zum anderen dem Streben nach Fremdvergewisserung, dass ich als Interviewerin sie nicht für verrückt halte, sondern erkenne, dass das System mit seinen zugehörigen Akteur*innen um sie herum verrücktspielt und sie als Opfer ausgewählt hat. Sie braucht die Auseinandersetzung mit dem Gegenüber, um sich dann selbstvergewissern zu können. Sie präsentiert einen schnellen Durchlauf, d. h. stakkatoartig die negativ besetzte Interaktion (schnelle Dialoge) und Szenerie mit den anderen Menschen. Es wirkt, als würde sie im ‚Stakkato‘ leben. Sie versucht sich als Dirigentin in der Inszenierung, und ich bzw. ihr Gegenüber und sie selbst sind das Publikum, dass die Aufführung beurteilt, was ihr die Vergewisserung bringen soll, dass sie nicht psychisch krank ist, sondern dass es ihr Schicksal ist, das Opfer der Verhältnisse und Akteur*innen zu sein, denen sie in resignativer Weise ergeben ist.

5.4.2 Schicksal in euphemisierender Weise

Eine euphemisierende Handlungs- und Bewältigungspraxis Obdachloser, wodurch er*sie aktiv die Schwierigkeiten im Leben in einem positiveren Licht erscheinen lässt, als sie sich in der Realität darstellen, wird im Folgenden empirisch erläutert. Die erste Sequenz aus dem Interview mit Paul bezieht sich darauf, trotz existenziellen Schicksals eine positive und bejahende Lebensführung zu präsentieren:

ne ich weiß nur ein äh ich will mein Leben im Griff haben, ich bin 58, noch gebe ich mich ja net auf ne. jetzt muss ich die Wohnverhältnisse nochmal klären. ich hab grad den Vermieter ange-, der meinte ich soll ich soll mit Wohnungsamt melden, mit Hotelüberweisung. aber ich will ja gar nicht mit Hotel, das habe ich alles hinter mir (1). ich::: ne na gut @(.)@ was war was war was was wollt ich jetzt sagen (1)? die grundlegende Botschaft, die ich Ihnen gerne vermitteln möchte (1), ist die ehh ist die eine Sache (2) ehh (2) das Beste daraus machen (1). das Beste daraus machen, wie sie auch aussehen mag, versuch das Beste daraus zu machen. hat mit Optimismus nix zu tun (2) ((tiefes Einatmen)) ich glaub das hat mit damals zu tun, weil ich mich doch ein Stückchen für wertvoll halte, oder ich weiß es nicht, ist halt=n bisschen hirnrissig, ich weiß es nicht @(.)@ (4). ja.

(Transkript Paul – Z. 664–675)

Paul erzählt, dass es ihm vor allem wichtig ist, sein Leben „im Griff“ (Z. 665) zu haben und seine Wohnsituation zu klären. Er begibt sich auf die Metaebene und möchte mir als Interviewerin „die grundlegende Botschaft vermitteln“ (Z. 669f.), wobei er sich als Wissender und Grenzgänger zwischen den Milieus kenntlich macht. Seine Lebensphilosophie lautet: „das Beste daraus machen“ (Z. 671) und sich selbst etwas wert zu sein, obwohl er es eigentlich nicht weiß. Er sieht sich nicht als Optimist, sondern spricht sich selbst an oder spricht ggf. wieder für seinen zuvor im Interview benannten Engel: „wie es auch aussehen mag, versuch das Beste daraus zu machen“ (Z. 671f.). Hier werden die Gegenhorizonte handlungsmächtiger Akteur (das Beste daraus machen) und handlungsohnmächtiger Akteur (ich weiß es nicht; Opferrolle/ Hilfslosigkeit) deutlich. Die Passage schließt damit ab, in dem er äußert, dass er es nichts weiß und es ein „bisschen hirnrissig“ (Z. 674) sei. Hier zeigt sich insgesamt das Ohnmachtsgefühl bzw. die Hilfslosigkeit seinem Leben gegenüber, dem er schicksalhaft ausgeliefert ist und das er in euphemisierender Weise bewältigt.

Der euphemisierende Umgang in der Orientierung an der Schicksalhaftigkeit zeigt sich auch in folgender Interviewszene.

Gute Zeiten auf der Straße

so bin ich dann mit achtzehn eh (1) tja erstmalig eh (1) mit der Obdachlosigkeit eh konfrontiert worden, sodass ich eh im heutigem eh gar kein Problem oder keine Scheu habe (2) jemanden darum zu bitten eh oder zu betteln eh bevor ich irgendwie nen Diebstahl oder sonst was eh habe, ob er mir finanziell eh materiell in Form von eh Lebensmittel, Gutscheinen und alles eh halt eh aushändigen möchte, damit ich überleben kann. klamottenmäßig eh, dass ich mir was kaufen kann. ich hab die Leute nie ange-

formuliere, unterbricht mich Sven mit der Aufforderung: „Komm einfach fragen“ (Z. 333). Das Leben in der JVA hat Sven „nicht [als; N.S.] unangenehm empfunden“ (Z. 337), da sich eine gewisse Gewohnheit eingestellt hatte. Für ihn war es wie „nach Hause kommen, den Schlüssel rumdreht und eh (2) die Türe zumacht und dann alles easy, alles top“ (Z 338f.). Er konnte in der JVA i. d. R. arbeiten. Er bewertet insgesamt die Zeiten in der JVA als „gute Zeit“ (Z. 345). Hier dokumentieren sich verschiedene, aber miteinander verbundene Handlungsorientierungen: Normalitätsorientierung (d. h., die Haftzeiten werden als normales Leben dargestellt; das Gefühl, nach Hause zu kommen, man geht seiner Arbeit nach (geregelt und normales Leben)) und Orientierung an einer positiven Rekonstruktion der eigenen Biographie (*alles easy, alles top* oder *es war ne gute Zeit, nicht unangenehm*, die Haftzeit war für ihn positiv, stellte kein Problem dar und war mit Arbeit versehen).

Des Weiteren zeigt sich auch in folgender Interviewszene mit Ben der euphemisierende Umgang mit dem eigenen Schicksal in Krisensituationen:

Ben: dann hat eben die Sophie, (4) ((aufstöhnen)) mit der ist halt eben ja relativ kriminell abgegangen, so und @(.)@ ja da hab ich eigentlich auch nur Schwein gehabt das ich halt eben jetzt hier mich davon distanziert hab und seit dem auch hier in die L5 gegangen bin damals. //mhm// so ich hab ja auch (1) n paar Monate als Hausmeister gearbeitet ich hatte ja auch die Chance aus der Wohnungslosigkeit hier wieder normal Fuß zu fassen aber ich hab 's verkackt. //mhm// (6) so stattdessen ehm, (1) habe ich richtig viel Scheiße gebaut erstmal (2) man (4).

I: Das heißt?

Ben: Das ich mir bei der Agneta ziemlich verscherzt hab ne, @(.)@ (2) weil ich den eh eig- spiel mit eigentlich mit offenen Karten bei den Menschen so und das hat die Agneta halt eben auch (2) ne direkt mitbekommen und so und klar erzähl ich ihr dann was halt eben los ist und abgeht. //mhm// (5) @(.)@ das ist glaub ich mein Fehler gewesen, @(.)@ (5) ja aber trotzdem läuft es gut.

(Transkript Ben – Z. 108–121)

Ben erzählt von der Zeit nach der Trennung von seiner Frau, in der er eine andere Frau (Sophie) kennengelernt hat und „mit der ist halt relativ kriminell abgegangen, so und @(.)@“. In diesem Zitat lacht Ben im Kontext seiner autobiographischen Erzählung erneut an einer Stelle, die eine negative, nicht belustigende Situation beschreibt, wodurch sich rekonstruieren lässt, dass sein Lachen eine beschwichtigende Funktion hat, wodurch der Inhalt des Erzählten nicht so negativ präsentiert wird bzw. erscheint. Dies verdeutlicht seine euphemisierende Bewältigungspraxis. Er hatte letztlich Glück, indem er von Sophie Abstand genommen hat und in die Notunterkunft gegangen ist. Anschließend erzählt er, dass er in dieser Zeit, „die Chance [hatte; N.S.], aus der Wohnungslosigkeit“ (Z. 113) herauszukommen „und Fuß zu fassen“ (Z. 113), er hat jedoch selbst diese Chance vertan, da er „richtig viel Scheiße gebaut“ (Z. 114) hat. Hier verdeutlicht er die zuvor benannten kriminellen Handlungen, drückt es aber in einer Art und Weise aus, als habe er als Kind oder Jugendlicher falsch gehandelt: das Bauen von Scheiße. Daraufhin rege ich ihn durch meine Zwischenfrage „das heißt?“ dazu an, die Formulierung *Scheiße gebaut*

weiter zu differenzieren bzw. mir zu erzählen, was er damit meint. Dies führt er kurz aus, indem er erzählt, dass er es sich mit der Mutter seiner Kinder durch das, was er gemacht hat, „ziemlich verscherzt [...] @(.)@“ (Z. 117) hat. Er hat es sich mit ihr verscherzt, weil er ihr ehrlich gesagt hat, was bei ihm in der Zeit passiert ist. Er lacht und sieht es als seinen „Fehler“ (Z. 120) an, dass er so ehrlich gewesen ist. Dennoch resümiert er euphemisierend: „trotzdem läuft es gut“ (Z. 121).

In dieser Sequenz spannt Ben erneut den Bogen auf, dass er auf der einen Seite der Mann ist, der *Scheiße baut*, und auf der anderen Seite ein ehrlicher und offener Mann ist, der seine Exfreundin nicht belügt und „eigentlich“ (Z. 118) auch keine anderen Menschen. Thematisch abschließend verdeutlicht er, dass er zu ehrlich war und das nicht gut gewesen ist. Er legitimiert sein Scheitern damit, dass er trotzdem immer das Gute im Blick hatte und versucht hat, alles richtig, im Sinne eines normalen Lebens, zu gestalten. Außerdem verwendet er erneut die abschwächende Formulierung *eigentlich*, wodurch die Aussage relativiert wird. Gleiches gilt für die Verwendung der Formulierung *verscherzt*, die der Formulierung *Scheiße gebaut* ähnelt und die Schwere und Dramaturgie der Situation ebenso beschwichtigt. Zudem lacht er in dem Erzählabschnitt wieder an Stellen, an denen er eine gewisse Unsicherheit in seinem Verhalten zeigt; sein Lachen soll das Erzählte weniger schlimm erscheinen lassen. Diese verschiedenen Muster und Darstellungsvarianten verdeutlichen seine euphemistische Bewältigungspraxis. Er erzählt von einer sehr kritischen Situation und davon, dass er sich nicht richtig verhalten hat, was dazu führte, dass er das Verhältnis zur Mutter seiner Kinder aufs Spiel setzte. Es liest sich so, als habe er das gute Verhältnis zu ihr mit seinem Verhalten verloren. Trotz allem bewertet er letztlich alles positiv und stellt es demnach euphemisierend dar.

5.4.3 *Schicksal in neutralisierender Weise*

Das schicksalhafte Auftreten immer weiterer Krisen, Schwierigkeiten und Rückschläge kann auch zu einer neutralisierenden Bewältigungspraxis führen, die sich ohne negative oder positive Emotionen aufzeigen lässt bzw. nicht emotional eingefärbt ist und an folgenden Interviewsequenzen empirisch verdeutlicht werden kann.

Das erste Beispiel dokumentiert den neutralisierenden Umgang Johanns mit schicksalhaften Fügungen im Leben, indem er in seiner autobiographischen Erzählung auf seinen Freundeskreis und die damit einhergehenden Folgen für seine Biographie eingeht:

ja, u:nd (1) ja, und dann kam ich halt auch dann (2) in verkehrte Kreise rein, sag ich mal, //mhm// dann n verkehrtes Freundeskreis, genau, (1) Schule geschwänzt (1) u:nd=eh ja (2) dumm Zeug gemacht, wie man so schön sagt, //mhm// ich hab Fußball gespielt, Handball gespielt, aber dann in die verkehrte Kreise reingekomme (1) und hab das alles sein lasse und dann auch straffällig geworde //mhm// (1) zuerst bin ich dann erst einmal in eine Drücker=eh=kolonne gerate, //mhm// (1) z- von Tür zu Tür, Zeitschriften werbe, ne? (1) u:nd hab (1) ja, und dann bin ich auch, bin ich (1) bin hab

ich auch Straftaten begangen, ne? ((atmet)) eh Hausfriedensbruch, Körperverletzung und Urkundefälschung, //mhm// (1) und lauter so Sache, und da halt bin ich auch bestraft worde dafür //mhm// und (2) hab meine Zeit abgessen (1) und ((schnalzt)) seit derer Zeit bin ich eigentlich sauber. //mhm// (1) also hab nix mehr gemacht seit 30 Jahre, //mhm// 30, 35 Jahre nichts mehr ich hab noch (1) Drogen auch keine Probleme, Alkohol auch nicht.

(Transkript Johann – Z. 29–41)

In dieser Passage zeigt sich eine schicksalhafte und neutrale Perspektive: Johann ist in diese „verkehrte[n] Kreise“ (Z. 30) hineingeraten, er hatte keine anderen Optionen, als sich und alles andere aufzugeben. Er rahmt dadurch zunächst alles Weitere, was geschieht, was unter dem Titel der *falschen Kreise* stattgefunden hat. Daran lässt sich zudem rekonstruieren, dass er seine negativen Erfahrungen anhand des In-Beziehung-Tretens oder In-Beziehung-Seins mit externen Akteur*innen festmacht, d. h., dass er diesen handlungsohnmächtig ergeben ist. Er schildert dies nicht auf emotionale Weise, sondern entsprechend neutral. Anschließend differenziert Johann, was er genau mit *verkehrten Kreisen* und *Freundskreisen* meint. Zu Beginn erzählt Johann, dass er bei einer „Drücker=eh=kolonne“ (Z. 34) gewesen ist, in die er in gewisser Weise schicksalhaft „[hinein]gerate[n]“ (Z. 35) ist. Darüber hinaus berichtet er von verschiedenen „Straftaten[, die er; N.S.] begangen“ (Z. 36) hat, und zählt die diversen Straftaten auf. Abschließend resümiert er, dass er seitdem, d. h. seit über 30 Jahren, „eigentlich sauber“ (Z. 39f.) ist und keine Delikte mehr ausgeübt hat. Die *falschen Kreise* führten zu seinen Delikten, die er nicht beeinflussen konnte. Damit war er diesen hinnehmend und neutral gegenüber ergeben. Erst die Haftzeit und damit eine (räumliche) Abgrenzung zu diesen Kreisen ermöglichten es ihm, sich davon loszulösen und nicht mehr straffällig zu werden.

Auch Katrin ist schicksalhaft in neutralisierender Weise ihrer Situation des Drogeneinstiegs ergeben:

ja und dann eh ja Schule ne ((Windgeräusche)) ich war auf der Gesamtschule, hab n Hauptabschluss gemacht. ja und dann fing das aber auch schon an so viel mit Drogen zu tun eh Haschisch sowat, später dann etwas härtere Drogen (1) ja (1).

(Transkript Katrin – Z. 9–12)

In diesem Erzählabschnitt benennt sie nur kurz, dass sie eine Gesamtschule besucht und dort ihren Hauptschulabschluss absolviert hat. Wie für sie die Schulzeit verlief, ob sie Freund*innen dort hatte etc., wird nicht weiter ausgeführt. Sie geht daran anschließend direkt über zum Thema Drogen und zu ihrem Einstieg in den Drogenkonsum. Danach formuliert sie, dass parallel zum Schulabschluss ihr Einstieg in die Drogen stattgefunden hat. Ihre Art und Weise der Formulierung weist darauf, dass sie in gewisser Weise keine Handlungsmöglichkeiten hatte, den Drogenkonsum nicht zu beginnen bzw. abzulehnen, sondern dass sie schicksalhaft in diese Situation geraten ist: „dann fing das aber auch schon an so viel mit Drogen zu tun eh Haschisch sowat, später dann etwas härtere Drogen“ (Z. 11f.). Sie verdeutlicht durch ihre Formulierung, dass sie den Einstieg in den Drogenkonsum früh verortet und Drogen für sie zu einem frühen Zeitpunkt in ihrer Biographie

bereits eine Rolle spielten. Hier nimmt sie eine Differenzierung zwischen weichen und harten Drogen vor und zählt Haschisch dabei zu den weichen Drogen, obwohl sie offiziell zu den harten, illegalen Drogen gezählt werden. Katrin beschreibt aber nicht, wie sie das erste Mal in Kontakt mit Drogen kam oder durch wen sie das erste Mal konsumiert hat. Es bleibt bei der schicksalhaften und neutralen Feststellung, dass der Drogenkonsum *anfang*.

Folgende Textpassage über die verschiedenen Orte und Personen, bei denen Sven aufgewachsen ist, zeigt den neutralisierenden Umgang mit kritischen Lebensereignissen in der Orientierung an Schicksalhaftigkeit:

bin dann behütet ((tiefes Einatmen)) (3) aufgewachsen ((tiefes Einatmen)) (1) im, zuerst in Name einer Stadt in Deutschland. sind dann durch verschiedene obligatorischen Bereiche, durch Arbeit ((tiefes Einatmen)) (1) der Eltern eh (5) han=isch zwar net mitbekommen aber was, was soll @(.)@ man schon sagen. eh kam nach Name einer Stadt in Deutschland über Name einer Stadt in Deutschland. bin dann anschließend wieder eh zurück in den Name eines Gebirges in Deutschland gekommen mit meinem fünften, sechsten Lebensjahr wo sich dann die Eltern eh scheiden gelassen haben, sodass ich überwiegend bei den Großeltern groß geworden bin ((tiefes Einatmen)). teils eh danach ((tiefes Einatmen)) weil ich (1) ein sehr schwer erziehbares Kind gewesen bin eh muss ich dazu sagen eh (2) in, ja, Heimen (1) wo ich ab und an eh (2) wieder nach Hause wollte. das hat riesen Probleme gegeben eh in Form von eh körperlichen eh Auseinandersetzung mit der eh Erwachsenen.

(Transkript Sven – Z. 9–21)

Sven steigt mit einer Feststellung in das Thema ein: „bin dann [...] behütet aufgewachsen“ (Z. 9) und stellt diese wie eine Art Überschrift seiner Kindheit voran, bevor er erzählt, wie er aufgewachsen ist. Die Formulierung „behütet aufgewachsen“ steht jedoch im Widerspruch zu seinen vorangegangenen Erzählungen bzw. seinem distanzierten Geburtsbericht, ohne Beziehung zur Mutter, und den darauffolgenden Erzählungen, bei denen er von vielen Ortswechseln, der Scheidung der Eltern, dem Aufwachsen bei den Großeltern und in Heimen berichtet und erzählt, dass er ein „sehr schwer erziehbares Kind“ (Z. 18) gewesen ist und „körperliche[n] [...] Auseinandersetzung[en] mit [...] Erwachsenen (Z. 20) hatte. Die Zuschreibung *behütet* wirkt, als sei diese von außen auferlegt, sie ist gesellschaftlich positiv konnotiert bzw. gibt eine gewisse Normalitätsvorstellung der Gesellschaft wieder. Sven erzählt, dass er bis zu seinem sechsten Lebensjahr in verschiedenen Städten in Deutschland gelebt hat, weil seine Eltern durch ihre Tätigkeit die Arbeitsorte wechseln mussten. Sven schildert, dass sie als Familie „dann durch verschiedene obligatorische Bereiche, durch Arbeit [...] der Eltern“ (Z. 10ff.) die Orte gewechselt haben. Das bedeutet, dass er und seine Eltern durch vorgeschriebene, verbindliche, aber auch alltägliche (was man so durch die Arbeit machen muss) Bereiche geleitet wurden und damit fremdbestimmt wurden. Es lässt sich annehmen, dass Sven sich adäquat ausdrücken möchte und daher die Formulierung *obligatorisch* verwendet. Sven erzählt zudem, dass er sich an die Zeit nicht mehr erinnern kann, es aber weiß. Er schließt mit: „was soll @(.)@ man schon sagen“ (Z. 12) ab. An die-

ser Stelle wird durch das Pronomen *man* eine distanzierte, neutrale, unaufgeregte und hinnehmende Haltung Svens gegenüber seiner Kindheit bzw. seinen Eltern und seiner Familie deutlich; auch zeigt sich sein hinnehmender und neutralisierender Umgang damit.

Sven erzählt, dass sich seine Eltern scheiden ließen, als er fünf/sechs Jahre alt war. Er kehrte in seinen Heimatort zurück, wo er vornehmlich bei seinen Großeltern aufgewachsen ist. Die Scheidung der Eltern wird erwähnt, aber es wird dazu nichts weiter ausgeführt, auch nicht auf emotionaler Ebene, inwiefern ihn dies beeinflusst hat. Es wird erneut die distanzierte und neutrale Haltung seinen Eltern und dem Erlebnis gegenüber, dass die Eltern sich haben scheiden lassen, deutlich. Das Aufwachsen bei den Großeltern stellt eine Hintergrundkonstruktion im Modus der Argumentation dar. Er bewertet, dass er ein „sehr schwer erziehbares Kind gewesen“ (Z. 18) ist und deshalb auch in Heimen gelebt hat. Dort hatte er es nicht leicht, weil er immer wieder nach Hause (Eltern oder Großeltern ist hier nicht benannt) wollte und das zu „riesen Problemen“ (Z. 20) führte, die durch „körperliche[n] [...] Auseinandersetzung[en]“ (Z. 20) mit erwachsenen Personen geprägt waren. Hier verdeutlicht Sven, dass er als *sehr schwer erziehbares Kind*, eine gewisse Energie mitbrachte, sozusagen schwer zu bändigen war und daher bereits als Kind in die körperliche Auseinandersetzung mit Erwachsenen gegangen ist, was eine gewisse Stärke voraussetzt. Wer diese Erwachsenen sind, wird hier nicht deutlich (Mitarbeiter*innen im Heim, Großeltern, Eltern etc.).

In der gesamten Sequenz wird die distanzierte, hinnehmende und neutrale Erzählweise durchgehalten, da er die Abfolge seiner Kindheit ohne große Emotionen sowie Stationen benennt. Er ist kein aktiver Teilnehmer an der eigenen Lebensgeschichte, sondern diese wird fremdbestimmt, geleitet, beispielsweise durch den Beruf oder die Scheidung der Eltern, oder daran festgemacht, dass er ein *sehr schwer erziehbares* Kind gewesen ist. Dies bezieht sich auch auf die Darstellung seiner Beziehung zu seinen Familienangehörigen, wo er ebenso als Teilnehmer ohne Handlungsmacht fungiert: „wo sich dann die Eltern [...] scheiden gelassen haben“ (Z. 15f.), „bei den Großeltern groß geworden bin“ (Z. 16f.). Er erzählt nicht von *meinen* Eltern, Großeltern, sondern spricht distanziert von *die* Eltern und Großeltern. Die folgende Erzählsequenz schließt an die vorherige an und beschreibt weiterhin in einer neutralisierenden Art und Weise in der Orientierung an Schicksalhaftigkeit Svens weiteren Werdegang im Leben:

((tiefes Einatmen)) und eh so hab ich dann halt bis kurz vor meiner Lehre ((tiefes Einatmen)) als Schlosser beziehungsweise als eh Schmied, die ich dann eh später eh viel späterer Zeit eh nach dem Knastaufenthalt eh von drei Jahren, 9 Monate eh abgeschlossen habe, sodass ich ehm die Möglichkeit gehabt habe vom Name eines Gebirges in Deutschland eh (2) in den Name eines Gebirges in Deutschland zu kommen beziehungsweise nach Name einer Stadt in Deutschland, wo ich dann halt ehm ((tiefes Einatmen)) meine erste ehm Freundin, Frau eh kennengelernt habe, weil die war @(.).@ zwölf Jahre @(.).@ älter als ich. aber eh ne ganz tolle Zeit. eh es waren gute Zeiten, es waren schlechte Zeiten wie es mal jedem.

(Transkript Sven – Z. 21–30)

Als Nächstes geht Sven auf seine absolvierte Ausbildung „als Schlosser eh beziehungsweise als eh Schmied“ (Z. 22) ein. Die Ausbildung wurde durch einen längeren Gefängnisaufenthalt von drei Jahren und neun Monaten unterbrochen. Nach dem Gefängnisaufenthalt hat er die Ausbildung abgeschlossen und ist in eine andere Stadt gegangen. Sven beschreibt in einer sehr unstrukturierten Weise, sodass es schwierig ist, die Zusammenhänge zu verstehen. Den Gefängnisaufenthalt beschreibt er wieder als fremdbestimmt und zugleich *obligatorisch*, als etwas, das wie selbstverständlich zu seinem Leben dazugehört und er hingenommen hat. Es ist für ihn *Normalität* wie sein vorher beschriebenes Aufwachsen. Aus einer anerkannten gesellschaftlichen Perspektive würden dieser Lebensverlauf und die dazugehörigen Ereignisse eher als herausfordernd und lebensverändernd beschrieben werden.

Von den gesamten Erzählungen und Beschreibungen scheint er emotional nicht berührt zu sein. Die erste emotionsgeprägte Aussage, die im Vordergrund der Erzählung steht, kommt mit der Einführung der ersten Freundin/Frau, die er nur durch einen Ortswechsel kennenlernen konnte: Er hatte „aber eh ne ganz tolle Zeit“ (Z. 28f.) mit der ersten Freundin bzw. Frau. Er erwähnt keine Hochzeit, nennt sie aber seine Frau. Sie war zwölf Jahre älter als er, was er mit einem Lachen erzählt. Er war ca. Anfang 20 und seine Freundin Mitte 30. Hier könnte man annehmen, dass er sich selbst als reif einschätzte, da er mit einer um einige Jahre älteren Frau mithalten konnte, und dies im Interview hervorheben wollte. Auch die Beziehung mit dieser Frau verlief normal wie sein Leben zuvor auch: „waren gute Zeiten, es waren schlechte Zeiten wie es mal jedem“ (Z. 29f.) ergeht. Er bewertet seine Beziehung als normal, d. h., Beziehungen sind von guten und schlechten Zeiten geprägt. Es ist das erste Mal, dass er eine Beziehung als positiv bewertet. Zuvor im Interview berichtet er auf eine distanzierte Weise von der Beziehung zu seinen Eltern und seinen Großeltern. Es dokumentiert sich in Svens Erzählung ein Wechsel von extremen krisenbesetzten Lebensereignissen, dieser beschriebene Wechsel ist jedoch durchgängig von einem neutralen und distanzierten Duktus geprägt und zeigt wenige bis keine Emotionen auf. Dies stellt ein Spannungsfeld des kommunikativen und konjunktiven Wissens dar, indem es einen Wechsel von Extremen beschreibt, die jedoch in Form einer distanzierten, emotionsarmen und neutralen Erzählweise dargestellt werden. Dies verweist auf eine Bewältigungspraxis in Form eines neutralisierenden Umgangs, indem er sich von extremen Lebensereignissen unbeeindruckt zeigt. Vielmehr ist er von diesen fremdbestimmt und ihnen ausgeliefert.

Der neutralisierende Umgang in der Orientierung an Schicksalhaftigkeit zeigt sich auch in folgender Interviewszene von Matthias, der seinen Weg in die Abwärtsspirale und Beziehungen thematisiert:

Matthias: Ja, das war eigentlich meine Ausbildungszeit, und sonst, ja, weiß nicht, Beziehungen und so, ja, hatte ich (1) zwei feste hatte ich gehabt. //mhm// (1) das war eigentlich auch (1) okay gewesen, wir haben zusammen ne Wohnung genommen, sie musste selber arbeiten, //mhm// ((holt tief Luft)) war auch elf Jahre älter als ich, sie hatte=eh (1) ne Name einer Supermarktkette Filiale geleitet, also als Filialeleiterin, //

mhm// (2) ja, ich hab dann schon in Name einer Großstadt in Deutschland gearbeitet, hab mein eigenes Geld verdient, ist in Ordnung, man hat sich nur abends gesehen und (1) //mhm// war so, ist zusammen in Urlaub gefahren, //mhm// war auch okay, ja. (6)

I: Also das

Matthias: ⊥ Wollte ich ⊥

I: ⊥ Du hast jetzt gesagt, das waren zwei Beziehungen. das war jetzt die eine, und die andere (1) war dann

Matthias: Die war war kürzer, die hab ich so mal in der Kneipe kennengelernt //ja// und und=eh ich wusste gar nicht mehr am nächsten Morgen so, ich denk, so, sagt se, hier eh hast du im Handy so, sach ich „ah, Anna“, ja, sag ich „eh okay:“ //@(.)@// (1) sag ich „ist in Ordnung“, sag ich, „ich komm dahin“. ja, sag ich „ach du warst dat gestern.“ „ja“, sag ich, „ist in Ordnung“. ja, (1) ja: das war halt so, ne? //mhm// aber danach, ich hatte auch gar kein Job mehr gehabt, den Autoführerschein, und wie gesagt, n Wagen hatte ich noch gehabt und alles, das ging noch alles. (2) Ja, aber (1) ansonsten, (1) da ging es eigentlich schon richtig bergab.

(Transkript Matthias – Z. 174–194)

Matthias erzählt, dass er „zwei feste“ (Z. 175) Beziehungen gehabt hat. Diese bewertet er damit, dass sie „eigentlich auch (1) okay gewesen“ (Z. 176) sind. Im Anschluss berichtet er zunächst nur noch von einer Beziehung. Mit dieser Freundin hat er zusammengewohnt, sie arbeitete als Filialleiterin eines Supermarkts. Sie ist „elf Jahre älter“ (Z. 177) gewesen als Matthias. Da sie beide berufstätig gewesen sind, haben sie sich nach der Arbeit gesehen und gemeinsam Urlaub verbracht. Für ihn war die Zeit in der Beziehung „in Ordnung“ (Z. 180) und „okay“ (Z. 182). Die Beschreibung der Beziehungszeit orientiert sich eher an Oberflächlichkeiten, Strukturen und Normalitätskonstruktionen. Es stellt eine emotionslose, eher distanzierte Beschreibung dar, hier am Beispiel der Beziehung zu einer Frau. Matthias nennt keinen Namen, erwähnt nicht, wie lange sie zusammengelebt haben, erzählt keine Geschichte dazu, wie sie sich kennengelernt und miteinander gelebt haben oder auseinandergegangen sind. Es ist eher ein beschreibendes Abarbeiten von normalen Strukturen eines Zusammenlebens. Die wiederholte Verwendung (auch an anderen Stellen der autobiographischen Präsentation) der Bewertung *in Ordnung* oder *ist/war okay* stellt eine Erzählweise dar, die an ein Selbstgespräch erinnert. Es wirkt, als würde er sich selbst immer wieder gut zureden, warum die Dinge so verlaufen sind. Es findet demnach eine Legitimation der eigenen Situation durch den eigenen neutralisierenden Zuspruch statt. Diese Erzählweise hat etwas Beruhigendes und Regulierendes.

Nach seiner Beschreibung der ersten Beziehung macht er eine längere Sprechpause, woraufhin ich nachfrage, ob er zur zweiten Beziehung auch noch etwas erzählen könnte. Er steigt ohne weiteres Nachdenken in die Erzählung ein. Er erzählt, dass die zweite Beziehung nicht so lang anhielt wie die erste und sie sich in einer „Kneipe kennengelernt“ (Z. 187) haben. Matthias erzählt von der Situation ihres Kennenlernens, bei der er sehr viel Alkohol konsumiert hatte, sodass er sich am nächsten Tag nicht mehr richtig an ihre Begegnung erinnerte. Er rekapituliert

einen Dialog zwischen sich und seiner zweiten Freundin Anna, mit der er zunächst telefonierte und sich dann persönlich traf. An dem Dialog wird deutlich, dass er an dem Abend in der Kneipe sehr betrunken gewesen sein muss, diese Begegnung jedoch für ihn „in Ordnung“ (Z. 190, 191) gewesen ist und er diese Situation und die Beziehung für sich an- und hingenommen hat: „das war halt so“ (Z. 191). Weiteres berichtet er über die Beziehung nicht. Nach dieser Beziehung „ging es eigentlich bergab“ (Z. 194). Er wurde arbeitslos, hatte aber noch sein Auto und seinen Führerschein, was er positiv bewertet: „das ging alles noch“ (Z. 193). Die Aussage, dass es dann *bergab* ging, verdeutlicht seine fehlende Handlungsfähigkeit zu dem Zeitpunkt und seine Passivität gegenüber der Situation. Diese bildliche Formulierung verweist darauf, dass er das Geschehen wie ein Zuschauer unbeteiligt verfolgte und nicht eingreifen konnte. Zudem nutzt er wieder die Relativierung *eigentlich*, die sich durch seinen anschließenden Satz erklären lässt, indem er bezüglich der schwierigen Situation noch die positiven Aspekte anführt, die er der Arbeitslosigkeit und dem Bild, dass es *bergab* ging, kontrastierend gegenüberstellt. Aus seiner Perspektive sind das Behalten des Führerscheins und der Besitz des Autos noch eine Form der Handlungsfähigkeit und Mobilität. Zudem ist der Besitz eines Autos und eines Führerscheins etwas Normalitäts- bzw. Gesellschaftsorientiertes, was er damit verdeutlicht. Gleichzeitig ist es ein Hinweis darauf, dass seine Alkoholsucht noch nicht dazu geführt hat, dass ihm der Führerschein abgenommen werden konnte. Jemand, der nicht suchtmittelabhängig ist, hätte es nie so hervorgehoben, dass es positiv ist, den Führerschein noch zu besitzen. Hier zeigt sich demnach auch in einer schwierigen Situation der Zuspruch sich selbst gegenüber. Diese Erzählung verdeutlicht einen Umgang in neutralisierender Weise im Kontext von existenziellen Krisensituationen.

Auch Arib beschreibt in seiner autobiographischen Erzählung einen neutralisierenden Umgang in der Orientierung an Schicksalhaftigkeit, der im Kontext seiner Fluchtgeschichte erkennbar wird:

damals war ich auch so'n=genannten Heim, Kinderheim. [...] dann=eh hab ich (1) dort=eh n paar Leute kennengelernt, ((atmet)) das waren paar Freunde von mir, die waren etwas älter, (1) die haben auch auf mich aufgepasst, und=eh [...] mit denen bin ich rüber gekommen, also [...] wir sind illegal (1) von Marokko hierhin eh nach Europa geflüchtet, (1) das war, wann war das? Zweitausend- (1) ich glaub, 2002 [...] wir hatten das Ziel hier nach (1) von Fa- (1) nach Holland zu kommen damals. [...] wir hatten auch Zwischenstopps in (1) in Spanien, in Barcelona, [...] dort waren wir nicht lange, (3) das war ein Jahr, (1) weil eh (2) der Mann, der uns von Grenze bis nach Barcelona (1) gebracht hat, das war ein Busfahrer; (1) ((holt tief Luft)) (1) eh (1) der hat uns diesen, das war auch so ne (1) so wie=so (1) so ne, auch so ne Notschlafstelle wie hier ungefähr (1) aber halt anders. (1) ((atmet)) und=ehm [...] dort konnten wir nicht bleiben, weil die wollen uns direkt wieder zurück (1) zum unserem Land (1) //°okay°// schicken, ja, deswegen mussten wir weiterzieh. [...] dann haben wir halt (1) eh da unten Zigaretten verkauft und so, damit wir an Geld kommen (1) und [...] damit wir die Zugtickets kaufen können, (3) ja und dann=eh [...] haben die mich nach Holland gebracht, [...] also im Zug sind wir (1) durchgefahren (1) damals. ((atmet)) (1) bis Rotterdam, //mh// da

haben die mich trotzdem abgesetzt und=eh [...] haben die mich zur Moschee gebracht, die hatten (1) n Bekanntem dort, also die zwei, (1) einer war dreißig und der andere vierundzwanzig damals, [...] die haben mich an der Moschee abgesetzt, die meinten (1) „di- dich wird schon jemand finden, der dir hilft“, ja.

(Transkript Arib – Z. 14–37)

Unter Berücksichtigung der Interpretation dieser Textstelle in Kapitel 5.1 zu Typ I erfolgt hier eine Ergänzung in Bezug zu Typ IV. In diesem Textabschnitt hat Arib den gemeinsamen Zwischenstopp in Barcelona und die Beweggründe seiner Begleiter für ein Weiterziehen nach Holland erläutert. Die Zeit dort war lediglich ein Mittel zum Zweck, um dann weiterfahren zu können. Bereits zu Beginn führte er an, dass sie bereits das Ziel hatten, nach Holland zu gehen. Auffällig ist, dass er alles in einer gewissen Abhängigkeit zu den älteren Männern und den örtlichen Gegebenheiten beschreibt und damit keine autonomen Gestaltungsmöglichkeiten aufzeigt. Beispielsweise wird seine Hinnahme der Lebenssituation in der Orientierung an den Freunden und den Gegebenheiten sowie an den Formulierungen *hingekommen, musste weiterziehen, abgesetzt und gebracht* deutlich. Gleiches gilt für das Kennenlernen der Freunde im Kinderheim. Er beschreibt die Ereignisse emotionslos, ohne sie zu hinterfragen oder sich als handlungsmächtig zu präsentieren, die Situation gestalten zu können: Es ist alles so gekommen.

Folgende Interviewszene untermauert das vorherige Beispiel:

Ja, das Moschee ist ist ja so, die die helfen halt, ne, gegenseitig, //mhm// ((schlägt auf den Tisch)) (1) und=eh (1) die sind dann zur Familie gegangen, ich bin dort geblieben, (1) da kam so: (1) nach n paar Stunden ein Mann zu mir, der hat mich gefragt, ((atmet)) „wo sind deine Eltern“? normalerweise mit dem Alter geht man ja nicht zur Moschee ganz alleine. (1) ((atmet)) ja, ich hab dem dann die Geschichte erzählt halt, //mhm// dass ich=eh hier alleine bin und die Jungs mich hier a=abgesetzt haben. ((holt tief Luft)) (1) ja, dann=eh hab ich (1) und dann hat der Mann mit=eh mich mit na- mit nach Hause genommen, und der hat mir halt geholfen, (1) ((atmet)) neue Klamotten gegeben und Essen und so, ich durfte da halt da leben, //mhm// (3) ((atmet)) ich glaub en (1) en Jahr war ich bei der, sogar anderthalb, (1) war ich auch mit seiner Frau und ein Sohn //mhm// (1) hatte der, (2) ((atmet)) aber die holländischen Behörden, das war damals n bisschen schwierig (1) eh //mhm// die=eh (1) das war genau das Gleiche wie in Spanien und die=eh meinten, (1) ich könnte nich hier bleiben. (1) ne ja, also das war nach erste halbes Jahr schon (1) ((holt tief Luft)) (1) eh: bewusst, also war schon (1) war uns schon bewusst, dass es nicht geht, dass ich da nicht für immer bleiben kann, ne?

(Transkript Arib – Z. 38–54)

Arib erklärt, warum eine Moschee ein guter Ort war, um ihn dort als jungen Mann abzusetzen: „die helfen halt, ne, gegenseitig“ (Z. 39). Er scheint davon auszugehen, dass es allseits bekannt ist, dass man in einer Moschee bzw. einem Gotteshaus Hilfe erhält und füreinander da ist. Die Erwähnung, dass man sich dort gegenseitig hilft, betont, dass man füreinander, auf Augenhöhe da ist und nicht bewertet wird

für den Weg, den man zurückgelegt hat, um in die Moschee zu kommen. Sie ist keine Notschlafstelle, in der man auch wieder zurückgeschickt werden kann, sondern ein Ort für gläubige Muslime, egal woher sie kommen. Die Moschee ist ein Ort, an dem er sich sicher fühlen kann, wo er verbunden ist mit anderen Muslimen, die ihm in seiner schwierigen Situation helfen können und die füreinander da sind. Weiter führt Arib aus, dass er in der Moschee blieb, und begründet das Weiterziehen seiner zwei Freunde damit, dass sie selbst zu ihrer „Familie gegangen“ (Z. 40) sind. Nach einiger Zeit des Wartens ist „ein Mann“ (Z. 41) auf Arib zugekommen und hat ihn gefragt, was er allein in der Moschee mache und wo seine Eltern seien. Hier erklärt Arib mir als Interviewerin, dass die Fragen des Mannes verständlich waren, da man in seinem jungen Alter „nicht zur Moschee ganz alleine“ (Z. 43) gehen würde. Er führt weiter aus, dass er dem Mann „die Geschichte erzählt [hat; N.S.] halt“ (Z. 43), die ihn zur Moschee gebracht hat. Arib war direkt offen gegenüber diesem Mann und besaß wohl seinen Freunden und der Moschee gegenüber das Vertrauen, dass ihm geholfen wird und er von seiner Flucht und seiner Illegalität erzählen kann. Er schilderte ihm, dass er nun „alleine“ (Z. 44) ist und „die Jungs“ (Z. 44) ihn zur Moschee gebracht haben. Daran anschließend hat dieser Mann Arib „mit [zu sich; N.S.] nach Hause genommen“ (Z. 46) und ihm „halt geholfen“ (Z. 47). Er wurde mit Essen und Kleidung versorgt und „durfte da halt leben“ (Z. 47). Letztlich lebte er bei dem Mann und seiner Familie (Frau und Sohn) für ca. 1,5 Jahre. Dass er ihn zu sich mit nach Hause nahm und ihn als Teil seiner Familie bei ihm hat leben lassen, zeigt, dass er ihn nicht nur einfach unterstützt hat, sondern ihm im höchsten Maße Sicherheit und Vertrauen entgegenbrachte, somit also die gemeinschaftliche Hilfe praktizierte, die einem in der Moschee zuteilwird.

Im Anschluss geht er weg von der positiven und hoffnungsvollen Beschreibung durch das Leben in der Familie über zu den Herausforderungen und die Ablehnung durch die holländischen Behörden: „die=eh meinten [...] [er; N.S] könnte nicht hier bleiben“ (Z. 51f.). Seine Situation, d. h. das Erleben behördlicher und der damit verbundenen gesellschaftlichen Ablehnung, wiederholt sich wie mit den Behörden in Barcelona, weshalb er „da nicht für immer bleiben“ (Z. 54) konnte. Dass er nicht bei der Familie in Holland bleiben durfte, war ihm bereits nach sechs Monaten „bewusst“ (Z. 53). Es werden keine Emotionen deutlich, dass ihn dies verärgert hätte. Im Gegenteil: Er beschreibt die Situation verharmlosend und neutral: „das war damals ein bisschen schwierig“ (Z. 50); als sei es sein Schicksal, seine Normalität, die er in jungen Lebensjahren erfahren hat, mit dieser Form der Ablehnung und Ausgrenzung von Behörden leben zu müssen. Hier zeigt sich eine Handlungsahnmacht, seiner Situation, seinem Schicksal ergeben zu sein. Er hinterfragt das System auch nicht oder klagt es an, sondern ist sich seiner Situation als Geflüchteter in Europa und den fehlenden Zugängen und Grenzen bewusst, wodurch er mit dieser schwierigen Situation neutralisierend und handlungsahnmächtig umgeht. Ihm war es bereits nach kurzer Zeit *bewusst*, was auf eine Art Reflexion seiner Situation verweist; dieser Situation passte er sich zugleich auch an. Obwohl es ihm bewusst gewesen ist, blieb er noch ca. ein ganzes Jahr bei der Familie. Die Bewusstwerdung der erneuten Ablehnung in einem solchen jungen Alter scheint Arbis Bild

von Normalität zu entsprechen. Es wird deutlich, dass es für ihn eine abgeschlossene Geschichte darstellt, die er rückblickend ohne starke Emotionen, in neutraler Art und Weise als schwierig beschreiben kann.

Es lässt sich rekonstruieren, dass er immer wieder mit den gleichen Situationen im Leben konfrontiert wurde, d. h., dass er versucht, ein Bleiberecht zu erhalten, sein Antrag aber abgelehnt wird und ihm als Jugendlicher, nicht Volljähriger droht, wieder nach Marokko zurückkehren zu müssen, wo er keine Familie hat und auf der Straße leben würde. Trotz seiner Ablehnung gibt er nicht auf oder ist verärgert, sondern versucht, weiter irgendwo anzukommen. Bis hierhin zeigt sich die Struktur, dass er immer auch auf andere Personen angewiesen ist, die ihn dabei unterstützen, seinen Weg zu gehen. Eigene Entscheidungen hat er bisher nicht getroffen, sondern sich von anderen lenken und leiten lassen. Er wird begrenzt durch die behördlichen Regularien. Seine Bewältigungspraxis ist es, anderen Personen zu vertrauen, unterstützt zu werden, um eine Bleibeerlaubnis zu erfragen, durch behördliche Regularien abgelehnt zu werden und dann weiterzuziehen. Er akzeptiert in einer neutralisierenden und hinnehmenden Weise, gelenkt zu werden, seine Situation und seine Identität als Geflüchteter und hält die behördliche Ablehnung aus. Als konstruierter Gegenhorizont könnte er sich gegen das System auflehnen, rebellieren und es anklagen. Das macht er jedoch nicht. Er bleibt ruhig und neutral, nutzt die Beziehungen auf seinem Weg und zieht weiter.

5.4.4 *Schicksal in ironisierender und sarkastisch-kommentierender Weise*

Die abschließende Verhandlungsdimension verdeutlicht den ironisierenden und sarkastisch-kommentierenden Umgang mit schicksalhaft auftretenden Krisen, Schwierigkeiten und Rückschlägen, der sich darin zeigt, dass die existenzielle Notlage innerhalb der Gesellschaft durch eine Art bitteren und spöttischen Humor dargestellt und bewältigt wird. Das erste empirische Beispiel ist im Kontext dieser Verhandlungsdimension ein prägnanter Interviewausschnitt aus Helens autobiographischer Erzählung, welcher fokussiert auf die Zugehörigkeit zum Milieu bereits in Kapitel 5.1.2 zu Typ I seine Anwendung fand und hier nochmal aufgegriffen wird.

Es trifft ‚natürlich‘ diejenigen, die bereits gesellschaftlich unten stehen

ja, un wenn Se das irgendwann weg haben, Sie schaffen das nicht mehr wirklich, also dann hab ich dann gekrabbelt, en Job gesucht, immer wieder, ja, dann musst ich auch teilweise, was heißt, musst ich? ich hab dann (1) schwarzgearbeitet, bin dann auch (1) prompt erwischt worden, weil wie die Kleinen das eben so machen, die kleinen Strampeler, ne, ((holt tief Luft)) ja, dann hatt ich die Strafe drauf gekricht, (1) ((schnalzt)) ja, das dann auch sein gelassen.

(Transkript Helen – Z. 30–36)

Helen nimmt das Thema Arbeit in den Blick und benennt, dass sie alles, „immer wieder“ (Z. 32) versucht hat, um zu arbeiten, indem sie „gekrabbelt“ (Z. 32) hat. Das bedeutete u. a., dass sie auch arbeitete, ohne Steuern zu zahlen, und sich damit strafbar machte und „prompt erwischt worden“ (Z. 33f.) ist, da „die Kleinen

das eben so machen“ (Z. 34). Sie nennt Personen wie sich „die kleinen Strampler“ (Z. 34). Hier wird ihre Assimilation an der und Zugehörigkeit zu der Gruppe von Menschen deutlich, die unterhalb der anerkannten Normalgesellschaft stehen, indem sie sich zu den *kleinen Straplern* zählt. Sie macht nicht viel und nichts extrem Illegales, versucht nur irgendwie zu arbeiten und zu überleben, sich über Wasser zu halten. Ihre Art und Weise der Erzählung ist sarkastisch aufgebaut und zeugt von einem sarkastischen Umgang mit ihrem Schicksal in der ausweglosen Lebenssituation, indem sie ‚natürlich‘ als Mitglied der Gruppe der *kleinen Strampler prompt* beim Schwarzarbeiten erwischt wurde. Im Umkehrschluss sagt sie damit, dass es diejenigen, denen es in der Gesellschaft bereits gut geht, nicht passieren würde, bei solchen Bagatelldelikten erwischt zu werden. Das ist das Schicksal der *kleinen Strampler* und bedeutet den weiteren Sog nach unten und an den Rand der Gesellschaft. Am Ende, um in ihrem Sinnbild zu bleiben, hat sie *gestrampelt* und „gekrabbelt“ (Z. 32), konnte aber nichts erreichen. Sie hat ihre Strafanzeige wegen Steuerhinterziehung erhalten und befand sich somit weiterhin in ihrer Lebenssituation, d. h. ihrem Schicksal als *kleiner Strampler* ergeben, und hatte keine Handlungsmöglichkeiten, da sie der Gruppe außerhalb der Gesellschaft zugehörig ist.

Dieser Umgang und die Bewältigung der krisenbesetzten Lebenssituation werden durch eine weitere Interviewsequenz mit Helen deutlich, indem der Verlust des Bezugs zu Männern, Diagnosen und eine unvermeidbare Abwärtsspirale thematisiert werden:

ja, und dann halt=eh über die Beziehungen, die man dann führt, durch mein (2) Leben als Prostituierte in der Zeit, ich hab dann auch den Bezug zu den Männern (1) wirklich verloren, weil man (1) vieles falsch sieht, ne [...] man muss das ja abspalten können, liebt der mich jetzt wirklich, liebt der mich nicht, ist alles so'n [...] das Gefühl, das versagt so, und irgendwann im Alter hat man mir dann gesacht, wie ich entgiftet hab in Name eines Stadtteils, „ja, Sie haben Borderline“. ich sach „wat hab ich?“ (1) so, jetzt hab ich da ne Diagnose bekommen von nem Ding, was ich schon Jahre bearbeitet hab irgendwie so, ne? ((atmet)) (1) „Sie spinnen aber“. [...] „ja, jetzt spinnen Se auch noch, jetz sin Se nich nur noch süchtig, jetzt spinnen Se auch noch“, ne? ((atmet)) so, dann @haben Se@ das an der Backe. ja, wie wollen se sich denn dann irgendwann wehren? ich meine, die Obdachlosigkeit kommt zwangsläufig irgendwann, //mhm// durch den Alkoholismus, man verliert so viel. (1) ((atmet)) man verliert dadurch wirklich ne Menge nur wie die Leute reinrutschen, dat is eben so ((holt tief Luft)) naja, ich finds schade, dass man (2) Ausnahmen bestätigen immer die Regel, ne, //mhm// und dann bin ich halt ganz froh gewesen, dass ich hier diese Chance bekommen hab, aber auch erst, wie ich die Diagnose bekommen hab, krank. (1) //mhm// ich spinne ja jetzt nicht nur noch, jetzt bin ich noch krank, also dat is so dat Tüpfelchen auf et i, wat ich jetz auch noch brauche dringend, ne, //mhm// hab ich auch „hier“ gerufen wahrscheinlich @(2)@.

(Transkript Helen – Z. 45–64)

Auch in diesem Abschnitt äußert sich der sarkastische Fatalismus in Helens Erzählweise: In der Entgiftung wird ihr ‚nebenbei‘ eine Borderline-Persönlichkeitsstörung diagnostiziert: „jetz sin Se nich nur süchtig, jetzt spinnen Se auch noch“ (Z. 54f.),

„so, dann @haben Se@ das an der Backe“ (Z. 55). Diese hat ihren Ursprung in der Kindheit; sie wird daher schon sehr lange in ihrem Leben präsent gewesen sein und wurde von ihr mit „bearbeitet“ (Z. 53). Dies bringt sie auch in den Zusammenhang zu ihren Beziehungen und Gefühlen zu Männern. Helen führt weiter aus, dass sie keine Möglichkeit für sich sah, sich zu „wehren“ (Z. 56); wenn man von Ärzt*innen die Diagnosen erhält, kann man nichts tun. Der Weg in die Obdachlosigkeit als Alkoholiker*in, argumentiert sie, ist damit vorherbestimmt. Die Alkoholikerkrankung führt dazu, dass man viele Verluste erleidet, auch wenn es anderen nicht so ergeht wie ihr. Helen führt das schicksalhafte Hineingeraten in den Alkoholismus an mit „nur wie die Leute reinrutschen, dat is eben so“ (Z. 58f.). Helen ist erleichtert, dass sie dort, wo sie jetzt ist, eine „Chance“ (Z. 61) erhielt, obwohl es nur daran liegt, dass sie eine Krebsdiagnose bekommen hat. Somit fasst sie sarkastisch zusammen: „ich spinne ja jetzt nicht nur noch, jetzt bin ich noch krank“ (Z. 63). Danach merkt sie sarkastisch an und beendet die Passage mit folgender Aussage: „hab ich auch „hier“ gerufen wahrscheinlich @(2)@“ (Z. 64). Ihre gesamte Lebensgeschichte ist ihr Päckchen, das sie zu tragen hat, als habe das Schicksal sich überlegt, dass sie alles Negative erhält, was es zu verteilen gibt: Obdachlosigkeit, Sucht, Totgeburt, psychische Erkrankung und Krebs. Auch in ihrer hier angeführten Konklusion zur Erkrankung und zu ihrem Schicksal im Leben dokumentiert sich der ironisch-sarkastische Umgang als Bewältigungspraxis, der sich nun auf ihre Krebserkrankung bezieht. Helen baut ihre Lebensgeschichte so auf, dass sie von Beginn an keine Chance hatte und durch diese Chancenlosigkeit immer weiter abgerutscht ist: Beispielsweise rutschte sie von einer Sucht in die nächste, sie arbeitete im Bordell und wurde psychisch krank. Die nicht beeinflussbare Abwärtsspirale und die Chancenlosigkeit in der Gesellschaft präsentiert sie mit einem ironisch-sarkastischen Fatalismus, den sie ihrem Milieu zuschreibt.

Die ironisierende und sarkastisch-kommentierende Umgangsform in der Orientierung an der Schicksalhaftigkeit zeigt sich auch in einer längeren Passage mit Andreas – hier im Kontext seines Haftaufenthalts bzw. zur Bewältigung der Fehlertitte im Hafturlaub:

so, und ich hab die drei, vier eh drei drei Jahre vier Monate hab ich eh=eh (1) dann halt ((atmet)) noch mal für die Schule noch mal eh (1) ge=eh wat gelernt, //mhm// weil ich halt gesagt hab, okay, ich mach mal ne Umschulung als Maler und Lackierer, so, und weil die mir dann halt so gesagt haben, eh ich hä=eh hätte da noch ne Chance, wenn ich halt (1) die eh bei bei der Maler und La-, normal hätte ich drei Jahre eh=eh draußen, aber die machen dat ja in 18 Monaten, //mhm// haben die dann so ne Ausbildung so (1) und nach 18 Monaten, wenn man dann halt so die Aus=eh Prüfung bestanden ist oder so (1) und halt die Strafammer und eh=eh dat sehen, „ach, der hat die, der hat grad ne Ausbildung bestanden“ ja, da hat man ne Chance halt auch zwei Drittel dann halt rauszugehen. //mhm// so, ((atmet)) gut, (2) und dann bin ich dann halt eh irgendwann ausm eh, hatte ich Urlaub gehabt und bin dann ((Gegenstand fällt wieder runter)) ach, nee, halt, im Urlaub gewesen. so, und dann hab ich natürlich (1) Freunde kennengelernt, da bin ich dann wieder (1) feiern gegangen so dat Wochenende so und (1) ich wollt einfach da nicht mehr (1) zurück (2) so, und da hab ich meinen

Urlaub so quasi überzogen, bin dann halt (1) länger draußen gewesen, als ich durfte, //mhm// bis dann irgendwann die Polizei dann (2) mich dann aufgegriffen hat und ja, ge- (1) „Sie haben ja Ihren Urlaub überzogen so, (1) Sie müssen erstmal zurück in Geschlossene“. ja, dann bin ich im Geschlossene gekommen. und dann (1) dann haben die dann erstmal (1) da anderthalb Jahre abgemacht, und dann eh=eh haben die gesagt, okay (1) also eh versuchen Sie, versuchen Sie noch mal eh n Schweißerkurs aber ich hatte keine Chance gehabt, im im Offenen erstmal zu gehen, [...] ja, (1) hab ich versucht mitm Schweißen und da hab ich keine keine ruhige Hand gehabt, ne da musste ich natürlich den Schweißkurs abbrechen. ((atmet)) ne, und dann hab ich noch mal, irgendwann noch mal nach (1) anderthalb Jahren (1) n Antrag gestellt wegen offener Vollzug, [...] ja, und da bin ich dann wie=eh bin ich eh (1) eh bei, war ich eh:: (1) im offenen Vollzug, quasi nach zweieinhalb Jahren, so, (2) u- und dann hab ich da noch mal angefangen, noch mal die Malerlehre zu machen [...] ja, und dann bin ich zwischen Weihnachten und Neujahr bin ich dann in Urlaub gewesen (1) und die haben mir aber nicht vorher gesagt, dass ich halt (1) am 1. Januar entlassen werde auf 211 oder sonst irgendwie, haben die da schriftlich liegen. so, und ich hab nichts Besseres zu tun gehabt, ich geh, eh Weihnachten geh ich feiern in die Discothek und hatte zufälligerweise eh=eh natürlich was konsumiert gehabt und hatte noch ein bisschen was in der Tasche gehabt, //mhm// so, und da werd ich dann am Bahnhof dann von der Polizei kontrolliert (1) und da hatten sie natürlich bei mir alles durchsucht und haben natürlich bei mir (1) ein halbes Gramm gefunden und //mhm// musste meinen Urlaub abbrechen und ab in die Geschlossene, ja. und da war ich dann insgesamt eh=eh fast ungefähr kann man sagen von den drei eh drei Jahren vier Monate war ich zwei Jahre und acht Monate im Geschlossenen gewesen (2) ((schluckt)) ja, ((holt tief Luft)) (1) hab dann eh aber (1) man hat keine Chance eh=eh groß zu arbeiten da, nix, //mhm// aber man hat quasi nur man hat mit=m Taschengeld da gelebt und so, //mhm// ja, und ((schnauft)) (3) hab hab halt versucht, eh (1) so halt eh durchzukommen, aber et ging irgendwie mitm Einkaufen und alles (2) Hm=ja und dann bin ich eh bis ich dann wieder raus rausgekommen bin nach drei, okay, dann (1) hab ich halt n schweren Start wieder gehabt, eh also hier Obdachlosigkeit.

(Transkript Andreas – Z. 279–325)

In dieser Erzählsequenz wird die Ambivalenz zwischen Ruhe und Ruhelosigkeit am Drinnen und Draußen verdeutlicht und durch Exemplifizierungen ausgeführt und verhandelt. Die Erzählstruktur verdeutlicht drei Ebenen, auf denen Andreas sich aufgehalten hat: 1. geschlossener Vollzug (drinnen); (Ruhe, Regeln u. Arbeit), 2. offener Vollzug (Ausbildung, Arbeit tagsüber, abends ein Ort zum Heimkehren und Schlafen, wie in einer Notschlafstelle) und 3. das Draußen-Sein (außer Kontrolle, Drogen, Party, Obdachlosigkeit). Die Erzählsequenz verdeutlicht den Wechsel und die Ambivalenz zwischen diesen drei Ebenen und den Umstand, dass es ihm nicht gelingt und nicht gelungen ist, das für ihn wünschenswerte Modell, den offenen Vollzug, langfristig zu realisieren. Gleichzeitig zeigt sich eine Parallele zu seinem Leben der ca. zehn vergangenen Jahre (Kontextwissen aus der biographischen Erzählung), die einem offenen Vollzug mit Freiräumen entsprechen: durch ein Leben in der Notschlafstelle als *zweiter Hausmeister*, tagsüber Tagestreff,

Wochenende Aufgaben in der Kneipe, zwischendurch Party und Drogen. Die Exemplifizierungen in der Erzählsequenz stellen Enaktierungspotenziale seiner Ambivalenz zwischen dem Drinnen und Draußen dar.

Insgesamt zeigt sich, dass er sich innerhalb der Strukturen der JVA angepasst hat; sobald er sich jedoch außerhalb der JVA aufhält, verliert er seine Strukturen und überschreitet Grenzen, bleibt in der Party- und Drogenszene hängen und findet dort nicht allein heraus. Im Anschluss an die Haft hatte er wieder einen „schweren Start“ (Z. 324), da er in die „Obdachlosigkeit“ (Z.325) entlassen wurde. Andreas kann sich gut an Strukturen anpassen, sobald aber die Strukturen, die von außen auferlegt sind, wegfallen, ist er nicht mehr in der Lage, sich selbst Strukturen zu schaffen, d. h. eine Hilflosigkeit ohne organisationale Strukturen und eine hinnehmende Anpassung an Strukturen als Bewältigungspraxis.

Es zeigt sich auch, dass er die Angebote der JVA für Fort- und Weiterbildungen für sich verhandelt und überlegt, welche positiven Effekte diese für ihn hätten, entweder um früher die JVA zu verlassen oder um in den offenen Vollzug zu kommen. Ausbildung und Weiterbildung stellen für ihn somit einen Türöffner, eine Scharnierstelle nach draußen dar: „dann halt nochmal für die Schule nochmal eh [...] wat gelernt“ (Z. 280). Es wird außerdem deutlich, dass er alles ausprobiert, was ihm seitens der JVA herangetragen wird („weil die mir gesagt haben“ (Z. 283); „versuchen Sie nochmal eh n Schweißkurs“ (Z. 300): Ausbildung als Maler- und Lackierer, Schweißkurs, erneut Malerlehre. Alle Ausbildungsversuche sind letztlich am Draußen gescheitert, da er sich Fehlritte (Überziehen des Hafturlaubs, Drogenkonsum, Party) erlaubt hat, was wieder dazu führte, dass er in den geschlossenen Vollzug musste. Dass er alles macht, was die Mitarbeiter*innen in der JVA an ihn herangetragen haben, zeigt seine Hinnahme des Geschehens, d. h. seine Anpassung an die gegebenen Strukturen.

Zweimal hat Andreas sich während seiner Hafturlaube falsch verhalten, was wieder zur geschlossenen Inhaftierung führte. Auch bei diesen Hafturlauben hat er sich seiner Umgebung angepasst und wollte diese nicht mehr verlassen. Hier passte er sich der Party- und Drogenszene an und orientierte sich an der Szene, an seinen Freund*innen und deren Situation. Er passt sich daher nicht nur offiziellen Institutionen an, sondern auch allgemeinen Szenen und Menschen (Freund*innen, Bekannte), d. h., er hat keine eigene Handlungsmacht, sich selbst zu strukturieren. Beide Situationen wurden durch eine Polizeikontrolle gestört, wodurch er sich nicht aktiv, sondern handlungssohnmächtig wieder der Haftsituation ergeben musste. Sobald er in eine neue Situation hineinkommt, in die er sich aktiv hineingebracht haben kann (Party), kann er sich dieser nicht mehr aktiv entziehen, wodurch das aktive Handeln für eine Veränderung immer von außen erfolgt. Das Aufgreifen durch die Polizei erzählt er wie eine schicksalhafte Fügung seines Lebens, die ihn immer wieder trifft. Dies wird deutlich daran, dass er die Worte „zufälligerweise“ (Z. 312) oder „natürlich“ (Z. 312, 315) wählt. Beispielsweise sagt er: „hatte zufälligerweise eh=eh natürlich was konsumiert gehabt [...] und da werd ich dann [...] von der Polizei kontrolliert [...] und da hatten sie natürlich bei mir alles durchsucht und haben natürlich bei mir ein halbes Gramm gefunden“

(Z. 312ff.). Er ordnet seine Erfahrungen so ein, dass er sich als Opfer bzw. denjenigen wahrnimmt, dem dies immer widerfährt; dem Schicksal ist er hilflos ausgeliefert, er hat keinen Einfluss darauf. Das System JVA fängt ihn immer wieder ein. Insgesamt nimmt er in dieser Erzählsequenz eine gewisse Opferrolle ein: Er ist seinem Schicksal ergeben, wodurch er stets geleitet wird und diese Opferrolle mit einer gewissen Emotionslosigkeit akzeptiert (er wird immer wieder von der Polizei kontrolliert und erwischt; er hatte „nichts Besseres zu tun“ (Z. 311), als an Weihnachten und Silvester feiern zu gehen: „ich hatte keine Chance gehabt“ (Z. 308), „man hat keine Chance“ (Z. 320), nach der Haft „schweren Start wieder gehabt eh also hier Obdachlosigkeit“ (Z. 324f.)). Er wird geleitet, angezogen durch Einrichtung, Anstalten, Mitarbeiter*innen, Behörden, Sucht, Freund*innen, Bekannte, basierend auf seinem Schicksal, das es auf ihn *natürlich* abgesehen hat (ironisch) und in schwierige Situationen führt. Hier zeigt sich ein geringes Selbstwertgefühl (ich schaffe es eh nicht, ich werde eh wieder erwischt und gerate in eine schwierige Situation): Er nimmt sich als Person nicht ernst oder als aktiv handelnde Person wahr, sondern als Person, die ihr schicksalhaftes Leben, welches bei ihm immer zu negativen Erfahrungen führt, akzeptiert und mit einer gewissen erlernten Neutralität und einem dadurch entwickelten Sarkasmus beobachtet. Er distanziert sich von seinem Scheitern. Für ihn ist es normal, dass er nicht alles richtigmachen kann und nicht alles unter Kontrolle hat. Es zeigt sich daher eine Distanz, Akzeptanz, Ironie und ein Sarkasmus im Umgang mit und der Bewältigung von kritischen Lebenssituationen, die plötzlich und schicksalhaft eintreten.

Abschließend ist eine Erzählsequenz von Katrin anzuführen, um den ironisierenden und sarkastisch-kommentierenden Umgang in der Orientierung an Schicksalhaftigkeit zu verdeutlichen. Diese Passage wurde bereits in Kapitel 5.2.2 zu Typ II interpretiert, weshalb folgend die Fokussierung auf den ironisierenden und sarkastisch-kommentierenden Umgang in der Orientierung an Schicksalhaftigkeit gesetzt wird.

Der Weg in die Heroinabhängigkeit

ja und eh bei mir haben viel eh viel im Leben viel Drogen viel Drogen mit Drogen hab ich viel zu tun aber ich bin halt drauf gekommen auf Heroin bin ich erst mit 42 //mhm// (1) also das kam, die Kinder waren ausm Haus (3) wie soll man sagen, Langeweile mehr oder weniger dumme Gedanken, falschen Mann kennengelernt, noch versucht eh den daraus zu holen und und ja aber es hat dann halt wohl nicht so @funktioniert@, wie es funktionieren sollte, ja und dann bin ich nachher selber drauf gekommen.

(Transkript Katrin – Z. 22–34)

In diesem Abschnitt erzählt Katrin von ihrem Weg in die Drogensucht und ihrem Leben mit den Drogen. Katrin führt ihre Begründung für den späten Beginn ihrer Heroinsucht aus. Diese Sucht entstand dadurch, dass „die Kinder [...] ausm Haus“ gewesen sind und sie „Langeweile und mehr oder weniger dumme Gedanken, [und den; N.S.] falschen Mann kennengelernt“ (Z. 25f.) hat.

Dieser falsche Mann, den Katrin kennenlernte, ist heroinabhängig gewesen, sie versuchte, ihn von den Drogen wegzubekommen. Dies gelang ihr jedoch nicht, sondern im Gegenteil: Sie wurde selbst abhängig. Von ihrem Versuch, diesem Mann helfen zu wollen, und ihrem Beginn des Heroinkonsums spricht sie in einer selbst belächelnden und ironischen Art und Weise, die verdeutlicht, dass sie sich rückblickend bewusst ist, dass sie bei diesem Versuch nur scheitern konnte und es für sie eine unangenehme und ironische Geschichte ist, dass sie dabei selbst abhängig wurde: „noch versucht eh den daraus zu holen und und und ja aber es hat dann halt wohl nicht @funktioniert@, wie es funktionieren sollte, ja und dann bin ich nachher selbst drauf jekommen“ (Z. 26ff.). Es zeigt sich ihre Orientierung an der eigenen Handlungsunfähigkeit und -ohnmacht, weil sie nicht autonom und unabhängig von einem Mann ihr Leben gestaltet, sondern durch den Verlust der Kinder und das Kennenlernen des Mannes ihm und den Drogen handlungsunfähig ergeben war. Außerdem zeigt sich in der Art und Weise der Erzählung eine gleichgültige und selbstironische Haltung der eigenen Lebenssituation und ihrem Werdegang gegenüber, dass sie heroinabhängig wurde. Sie macht dem Mann auch keine Vorwürfe oder weist ihm die Schuld zu, sondern es wirkt eher wie ein selbstironischer Rückblick, dass durch ihren Wunsch, dem Mann zu helfen, sie selbst dem Schicksal der Heroinabhängigkeit ergeben ist. Des Weiteren wird sie durch das Kennenlernen einer externen Person heroinabhängig, d. h., auch wenn sie ihm keine aktive Schuld zuweist, betitelt sie ihn als den *falschen Mann*, weil dieser sie zum Heroin brachte, was schließlich doch eine gewisse Schuldzuschreibung beinhaltet und das Schicksalhafte an ihrer Lebenssituation und ihrer Sucht hervorhebt. Hätte sie den *falschen Mann* nicht zufällig kennengelernt, wäre sie nicht in diese Sucht und Lebenssituation geraten. Hier zeigt sich ein Bild wie in anderen Interviewszenen auch: Der Eintritt in die Krise oder die Obdachlosigkeit, Straffälligkeit etc. erfolgt durch das schicksalhafte Kennenlernen anderer Personen oder falscher Kreise. Der Zugang bzw. Einstieg zum/ins Drogenmilieu wird personifiziert.

5.5 Typ V – Orientierung an den individuellen Problemlagen in der Ich-Fokussierung

Der fünfte gemeinsame Orientierungsrahmen, der sich bestimmen lässt, wird in der Orientierung an den individuellen Problemlagen in der Ich-Fokussierung deutlich. In diesem Orientierungsrahmen zeigt sich, dass die obdachlosen Frauen und Männer sich abseits von Zugehörigkeiten, Abgrenzungen oder schicksalhaften Fügungen in ihrer alltäglichen Praxis an ihren eigenen individuellen Problemlagen orientieren und sich dabei im Sinne einer Ich-Fokussierung in das Zentrum ihrer Verhandlung stellen. In dieser Bewältigungspraxis wird auch nichts reflektiert oder etwas Vorreflexives rekapituliert, sondern das Ich und die biographische Darstellung der individuellen Problemlagen stellen den zentralen Bezugspunkt dar. Alles andere wird dadurch abgeschirmt und erlangt keine Bedeutungszuschreibung. Da

das Ich im Fokus der Erzählung steht, finden sich hier auch keine Verhandlungsdimensionen.

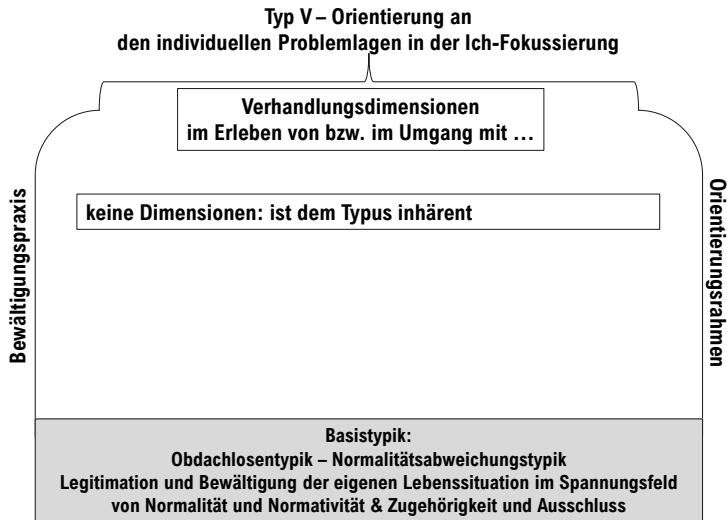


Abbildung 15: Typ V –Orientierung an den individuellen Problemlagen in der Ich-Fokussierung – eigene Darstellung

Eingangs wird Svens Präsentation seiner Geburtsgeschichte angeführt, in der deutlich wird, dass der Fokus allein auf seinem Ich liegt und seine Mutter vollständig ausgeblendet wird.

Eingangsfrage und Geburtsgeschichte

Das Interview beginnt mit meiner in allen Interviews gestellten Eingangsfrage zur Biographie und Svens direkten Antwort in Form einer Beschreibung seiner Geburtsgeschichte:

I: Gut, also ich interessiere mich für Ihre Lebensgeschichte (1) und würde Sie bitten einmal von Beginn Ihrer Kindheit an, wo Sie sich erinnern, ehm bis heute mir Ihre Geschichte zu erzählen.

Sven: Und fing das so an am 11.03.1969 mit der Geburt um, (Störung von außen) kein Problem, um 14:20 Uhr mitteleuropäische Zeit ehm (3) wie viel Kilo hatte ich da gehabt 3569 Gramm und eh: mit einer Körperlänge von 53cm. ((tiefes Einatmen)) so wurde mir mhm halt ehh die Geburt durch die Scheide erspart eh und eh was soll ich sagen, per Kaiserschnitt auf die Welt gekommen. (2) wo danach ehm (3) soweit alles in Ordnung gewesen ist.

(Transkript Sven – Z. 1–9)

Sven nimmt keine Ratifizierung des Erzählimpulses vor, sondern beginnt direkt, ohne Pause, mit einer distanzierten und emotionslosen Beschreibung seiner eigenen Geburt, bei der auffällig ist, dass die eigene Mutter keine Rolle einnimmt. Seine Präambel und somit Ankündigung, was seiner Erzählung folgen wird, lautet: „(u)nd fing das so an am 11.03.1969 mit der Geburt“ (Z. 4). Sven reagiert also nicht direkt auf die gestellte Frage, dass er von seinen Erinnerungen erzählen soll, sondern berichtet von einer Situation, an welche er keinerlei Erinnerungen haben kann. Die Geburt und die dazugehörigen genauen Daten, die er angibt, konnte er somit nur aus Erzählungen anderer oder medizinischen Berichten erfahren haben, oder er konstruiert sich diese selbst, um möglicherweise mit Fakten-Wissen zu überzeugen und zu beeindrucken. Der Einstiegssatz von Sven verdeutlicht eine Distanz sich selbst und seiner Mutter gegenüber: „und fing das so an [...] mit der Geburt“ (Z. 4). Daher spricht er von *der Geburt* und nicht von *meiner Geburt*. Er könnte an dieser Stelle auch von der Geburt einer anderen Person berichten. Der Geburt als Anfang seiner Lebensgeschichte folgen die Aufzählung von Fakten und medizinischen Angaben, die bei einem Neugeborenen gemessen werden: genaue Uhrzeit inklusive Zeitzone, Gewicht, Körperlänge. Hier liegt der Fokus weiterhin nur auf ihm als Neugeborenem. Das Benennen der Fakten zeigt weiterhin eine gewisse Emotionslosigkeit und Distanz. Beim Aufzählen der medizinischen Daten wird auch deutlich, dass es sich um seine Geburt handelt, da er das erste Mal die Ich-Form bei der Beschreibung nutzt. Das detaillierte Benennen von Fakten steht bezüglich der Erzählstruktur im Widerspruch zu seiner späteren Erzählweise, da diese eher diffus und unstrukturiert ist. Im Anschluss folgt eine Hintergrundkonstruktion, bei der Sven bilanzierend vorgeht und eine nachträgliche Bewertung vornimmt: „so wurde mir die [...] die Geburt durch die Scheide erspart eh und eh was soll ich sagen, per Kaiserschnitt auf die Welt gekommen. [...] wo danach [...] soweit alles in Ordnung gewesen ist“ (Z. 6ff.). Auch in dieser Bewertung steht Sven im Fokus des Geschehens und nimmt in gewisser Weise eine passiv-neutralisierende Haltung der Situation gegenüber ein. Es ging ihm nicht gut oder schlecht, aber es war für ihn *in Ordnung gewesen*. Wie seine Mutter die Geburt erlebte, hat keine Relevanz, sie tritt nur als *Scheide* in der Geburtsgeschichte auf. Seine Bewertung deutet darauf hin, dass die Geburt keine leichte gewesen ist, da er zum einen per Kaiserschnitt auf die Welt gekommen ist, was zu der Zeit nur in medizinisch begründeten Situationen erfolgte, und zum anderen nimmt er eine Bilanzierung vor, indem er sagt, dass im Anschluss *soweit alles in Ordnung gewesen ist*, d. h. im Umkehrschluss, dass vorher, bei der Geburt, nicht alles in Ordnung gewesen sein wird. Auf diese Weise markiert er ein Vorher und Nachher. Der Kaiserschnitt war also kein natürlicher und normaler Einstieg in die Welt, sondern etwas Besonderes. Aufgrund seiner medizinischen Angaben wurde ihm *die Geburt durch die Scheide erspart*. Dies wird durch die verbindende Formulierung *so* deutlich, welches auch durch ein *dadurch* oder *aufgrund dessen* ersetzt werden könnte. Es scheint somit für Sven einen Zusammenhang zwischen den medizinischen Angaben und der Geburt gegeben zu haben, auch wenn diese nicht auf eine besondere Größe oder Ähnliches hinweisen (*Annahme, dass er sich selbst als so groß und stark gesehen hat, dass ihm*

die Scheide erspart geblieben ist). Dass ihm die Geburt durch die Scheide erspart blieb, verweist darauf, dass er erleichtert ist, dass er diese intime Situation mit seiner Mutter nicht erleben musste. Es scheint für ihn nicht positiv konnotiert zu sein, durch die Mutter auf natürlichem Wege geboren zu werden. Zudem ist es erneut ein Hinweis für ein distanzierendes Verhältnis zur Mutter und kann darüber hinaus als eine Abwertung der Mutter verstanden werden. Die Abwertung wird dadurch deutlich, dass sie in der Geburtsgeschichte lediglich als *Scheide* eine Rolle spielt, die ihm *erspart* geblieben ist. Dies stellt eine Besonderheit dar, wenn man bedenkt, dass die Geburt eine sehr intime und bindende Situation im Leben von Mutter und Kind ist. Die Distanziertheit zur eigenen Mutter zeigt sich auch darin, dass Sven nicht darauf eingeht, wie es seiner Mutter in der Situation erging, sondern nur sich selbst fokussiert. In dieser Eingangspassage zeigt sich zum einen in der Art und Weise des Geburtberichts ein neutralisierender Umgang mit seinem Auf-die-Welt-Kommen. Zum anderen wird eine distanzierte und emotionslose Orientierung an der Familie bzw. eine Abgrenzung von der eigenen Mutter deutlich. Insgesamt ist im Aufbau der Eingangspassage eine ichbezogene Orientierung erkennbar, wie sie in einer ähnlichen Art und Weise bei Paul deutlich wurde.

Ich-Orientierung in der Leidensgeschichte

Ja, wo meine Tochter Karo, wo die zwei Jahre alt war, 92, musste ich die Wohnung verlassen hat die mich rausgeschmissen [...] ja: also meine Tochter in Berlin, die Pia ich hab fünf Jahre in Berlin gelebt, in Stadtteil der Stadt, wo sie zwei Jahre alt war, war das genau das selbe, das gleiche Schicksal (1). hab ich nicht verkraften können. also da war ich, das war der einzige Punkt, wo ich wo ich mich fast umgebracht hätte. ich hab mir einen Strick genommen, wollte=mich=in=nem Baum aufhängen (1) am Name eines Flusses, das weiß ich noch. hab ich aber auch nicht geschafft, hab ich doch nicht gemacht, weil ich so feige war (1), ja weiß ich auch nicht warum (1). ja, dann 2001 bin ich eh, 2001 bin ich, wo ich in Stadt in Deutschland die Wohnung hatte, bin ich nochmal nach Berlin. die Rosa die Freundin von von Lisa Nachname ich hab sie gebeten: „kannst du dafür sorgen, dass ich meine Tochter sehen?“ ja sacht die auf einmal zu mir: „ich helfe dir“. meine Exarbeitskollegen angerufen aus Berlin ne, der Klaus, der hat mir ne Wohnung besorgt, illegalerweise, hab Miete bezahlt, ich wollt ja arbeiten gehen, Leiharbeiter. ich hab nur die eine Miete in der Tasche gehabt (2). und dann hat sich herausgestellt die Lisa war mit mit Pia in auf Sylt, dat haben se=n Haus, zu DDR-Zeiten schon. und die Rosa hat mich verarscht (2). ja, dat heißt auch ich hab erstmal versucht ne Arbeit zu kriegen, ging aber nicht, hab keine Arbeit gefunden. ich hab aber auch keine Motivation gehabt. ich war irgendwie enttäuscht, kraftlos (3) ja oh oh da hab ich pff da wollt ich auch Dummheiten machen (2). hab ich aber abgehauen, also Gott sei Dank, grade rechtzeitig. da fing der 11. September an 2001 ne der Angriff auf Amerika ne, das war die Zeitspanne, wo ich in der Name einer stationären Einrichtung für Wohnungslose gelebt hatte (2). also ich wollte, wie gesagt ein guter Vater sein für meine beiden Töchter. was heißt beide zwei Töchter. ich hab die eine Tochter das war die Karo, ich wollt ja kein ich wollt ja kein Kind vom anderen Frau haben, wollte ich einfach gar nicht, dat dat wat dat weiß ich, das war so mein Credo ne. aber hat ja

alles nicht geklappt. man kann das Leben ja, man kann das Leben ja nicht bestimmen. vielleicht doch n bisschen ne (4). ja aber die Lisa war einfach so überzeugend ne. ich hab auch meine meine meine Brüche so aufgezeigt, ich hab nichts gelernt, das und das kann ich nicht und so. „ich halte zu dir“ und so weiter und so fort (1). na gut und das tut mir auch unheimlich weh, dass ich von der Biographie meiner beiden Töchter nicht weiter erzählen kann, weil ich keine Informationen hab, keine Geschichten kenne. ich weiß ja nicht ob die Pia in Name einer Großstadt in D. ähh jetzt jetzt studiert, ich weiß es ja nicht. dat tut so weh. nicht teilnehmen, nicht partizipieren zu können. dat tut mir unheimlich weh sowas (1). ich ich meine ich zeug doch keine Kinder um det Spaßes Willen, dat hab ich nie im Sinn.

(Transkript Paul – Z. 597–649)

Paul erzählt, dass er seine beiden Töchter hat verlassen müssen, jeweils als sie zwei Jahre alt waren. Bei seiner Tochter Karo war das 1992, weil seine Exfreundin ihn „rausgeschmissen“ (Z. 599) hat. Er konnte an der Situation nichts ändern bzw. hatte keine Handlungsmöglichkeiten, da seine Exfreundin vorgab, was er zu tun hatte. Paul erzählt nicht, wie es dazu gekommen ist, dass er gehen musste (Streit in der Beziehung o. Ä.). Vielmehr wird es schicksalhaft beschrieben, dass er gehen „muss-te“ (Z. 598), ohne dass er es beeinflussen konnte.

Weiter erzählt er von seiner zweiten Tochter Pia, die er ebenso verlassen musste, als sie zwei Jahre alt gewesen war. Für Paul „war das genau dasselbe, das gleiche Schicksal“ (Z. 617), wie bei seiner ersten Tochter. Hier zeigt sich ein Enaktierungspotenzial, indem er seine handlungsleitende Praxis (*das Leben ist ein Schicksal, dem man hilflos ausgeliefert ist*), welche bislang an anderen Textstellen im Interview auf der impliziten Ebene deutlich und expliziert wurde, explizit beschreibt. Weiter erzählt er von Extremen, die seine Handlungspraxis leiteten, indem er sich das Leben durch Erhängen nehmen wollte. Das hat er aber nicht „geschafft“ (Z. 621), weil er zu „feige“ (Z. 622) gewesen ist. Abschließend erzählt er, dass er auch nicht weiß, warum er es nicht geschafft hat, sich das Leben zu nehmen. Hier dokumentieren sich die Gegenhorizonte handlungsmächtiger Akteur im Geschehen, Kampf um Aufmerksamkeit und Anerkennung durch Suizidversuch (in der Fantasie aktiver, starker, mächtiger und männlicher Akteur) und handlungsohnmächtiger Akteur, der eine Opferrolle einnimmt, d.h. zu feige, nicht handlungsfähig, sich das Leben zu nehmen. Die Erzählung seines geplanten Suizidversuchs ist sehr detailliert und bildhaft beschrieben. Er will mich als Interviewerin mit seiner extremen Geschichte ansprechen und schocken. Er gestaltet seine Erzählung so, als sei sie eine Film- oder Romanszene, wodurch sich seine Orientierung an Fantasiewelten zeigt (wiederkehrend in der autobiographischen Erzählung). Der Strick als Hilfsmittel zum Suizid ist eine übliche Redensart (*ich nehm mir den Strick*) und wird auch in der JVA genutzt, weil die Hilfsmittel sonst fehlen. In diesem Abschnitt zeigt sich seine Ich-Orientierung, da Paul sich vornehmlich mit seiner Lebenssituation und mit seinem Leid auseinandersetzt und nichts über die Situation seiner Töchter oder seiner Exfreundinnen erzählt.

2001 ging er nochmal in die Stadt, in der seine Tochter Pia und seine Exfreundin lebten. Er gab dafür seine Wohnung in seiner Heimatstadt auf. Er erzählt, dass er

eine Freundin seiner Exfreundin ansprach und ihr gegenüber den Wunsch äußerte, Pia wiederzusehen, und sie gefragt hat, ob sie ihm dabei helfen kann. Da sie zustimmte, ging er in die Stadt, suchte sich eine Wohnung „illegalerweise“ (Z. 627) über einen Bekannten und wollte sich einen Job als Leiharbeiter suchen. Er hatte nur die Miete für einen Monat dabei, wodurch er schnell einen Job finden musste. Hier erzählt er, wie er selbst aktiv wurde. Es ist auch besonders, dass er für jemanden aktiv eintritt (für seine Tochter in eine andere Stadt geht, sich eine Wohnung und einen Job sucht), da er vorher nur ich-orientiert ist und für ihn sein Schicksal im Fokus stand. Das Aktiv-Werden für andere stellt einen negativen Gegenhorizont zu der schicksalhaften Orientierung und auch zu der Ich-Orientierung dar. Dennoch sagt er an dieser Stelle zu Rosa: „kannst du dafür sorgen, dass ich meine Tochter sehe?“ (Z. 625). Das verweist wieder auf seine Ich-Orientierung, dass es ihm darum geht, dass er seine Tochter sieht, und nicht, dass seine Tochter ihren Vater braucht und er sich deswegen dafür einsetzt, wieder Kontakt zu ihr zu haben. Allerdings hat die Freundin von Lisa ihn „verarscht“ (Z. 630), denn seine Exfreundin und seine Tochter haben sich nicht in der Stadt aufgehalten. Er hat trotzdem weiter versucht, einen Job und eine langfristige Wohnung zu finden. Er ist aber gescheitert, da er „keine Motivation“ (Z. 632) hatte. Bevor er noch „Dummheiten“ (Z. 633) machen konnte, hat er vorzeitig die Stadt verlassen. Letztlich ist er das Opfer der Geschichte, da er hintergangen wurde, weil ihm falsche Hoffnungen gemacht wurden, er gehofft hatte, seine Tochter wiedersehen zu können. Weiter beschreibt er, dass er „enttäuscht“ (Z. 632) und „kraftlos“ (Z. 633) gewesen ist, wodurch sich seine Opferrolle wieder dokumentiert. Er ist enttäuscht von den Anderen, diese Erfahrung führte bei ihm zu Kraftlosigkeit. Hier geht es wieder nur um ihn. Dass seine Tochter vaterlos aufwächst und seine Exfreundin möglicherweise alleinerziehend ist, wird nicht thematisiert (Ich-Orientierung). Er beendet seine Erzählung damit, dass er „Dummheiten“ (Z. 633) erwähnt, die er begehen wollte, diese aber nicht verwirklicht hat, da er „Gott sei Dank“ (Z. 634) rechtzeitig die Stadt verlassen hat. Daran schließt er eine zeitliche Einordnung an, indem er erzählt, dass er sich zur Zeit, als sich 9/11 ereignete, gegen die Dummheit entschieden hat.

Sein Ziel war es, ein „guter Vater für seine Töchter“ (Z. 637) zu sein. Hier liest man zuerst, dass es ihm um seine Kinder geht, dass sie einen guten Vater haben, jedoch geht es im weiteren Verlauf der Sequenz wieder nur um ihn: *Er* wollte eine gute Vaterrolle erfüllen, für *sein* Leben (Ich-Orientierung). Er wollte eigentlich nur eine Familie, das war sein „Credo“ (Z. 640). Hier nennt er seine erste Tochter: „das war die Karo“ (Z. 638). *War* liest sich als sei sie gestorben bzw. für ihn nicht mehr existent. Ein Kind von einer anderen Frau zu bekommen, war nicht sein ursprünglicher Plan gewesen: „man kann das Leben ja nicht bestimmen. vielleicht doch n bisschen ne“ (Z. 640f.). Jedoch war Lisa für ihn „überzeugend“ (Z. 642) (Schuld liegt bei ihr). Sie wollte zu ihm halten und mit ihm zusammen sein, und das trotz seiner fehlenden Ausbildung, kriminellen Vergangenheit und seinem Scheitern im Leben. Hier werden seine Opferrolle und seine Ich-Orientierung erneut deutlich. Paul war Lisa hilflos ausgeliefert, wodurch es wieder Schicksal war, dass er eine zweite Frau hatte und mit ihr eine zweite Tochter bekam. Er ist sehr traurig, dass

er keine weiteren Informationen über die „Biographie[n]“ (Z. 645) seiner Töchter hat und nicht an ihrem Leben „teilnehmen, [...] partizipieren“ (Z. 648) (bildungssprachliche Orientierung) kann: „das tut mir [...] unheimlich weh [...] das tut so weh [...] das tut mir unheimlich weh sowas“ (644ff.). Hier wird seine Verletzlichkeit wieder deutlich. Er fühlt sich vernachlässigt, indem er keinen Kontakt zu seinen Kindern haben kann (Opferrolle), seine Gefühle und Bedürfnisse werden vernachlässigt. Außerdem wird seine Ich-Orientierung deutlich, da es wieder um ihn geht, der unter dem fehlenden Kontakt und der fehlenden Beziehung leidet und nicht seine Kinder oder seine Exfreundinnen.

Des Weiteren wird die Praxis einer Ich-Orientierung auch im Kontext von Bens autobiographischer Präsentation deutlich, indem er auf meine Frage zu seinen Kindern und zu der Zeit mit den Kindern und des Vaterwerdens lediglich sich allein und kurz das Ende der Beziehung zu der Kindesmutter fokussiert. Zu seinen Kindern führt er in dieser Interviewszene nichts an und orientiert sich an seinem Engagement als Vater.

Ich-Orientierung in der Vaterrolle¹⁰⁴

I: //mhm// (3) Du hattest jetzt erzählt, dass du ehm 2 Kinder mit der Agneta heißt se ne Frauke heißt, ehm magst du zu denen vielleicht was erzählen oder wie die Zeit war als die Kinder gekommen sind oder es muss ja auch eine besondere Zeit gewesen sein ne. Ben: Ja auf jedem Fall ne, weil ich eben selten da wegen dem Kind ((räuspern)) wegen der Arbeit und so ich hab ja in der Zeit in Name einer Großstadt in Deutschland gearbeitet. ((tiefes Einatmen)) ja gut das erste nach em- nachdem die Melli geboren wurde das erste Jahr war ich natürlich auf jeden Fall aktiv zuhause //mhm// aber danach bin ich halt eben auch (1) viel am Arbeiten gewesen dann drei Schichtdienst, //mhm// da ((stammeln)) da bleibt kaum Zeit. //mhm// ja und es ging halt eben auf die Beziehung und so ^und^ (3) ja nach 13 Jahren denkste je nachdem auch em im Arsch. //mhm// (4) ja ich weiß nicht was jetzt seitdem so (1) ich such die Schuld jetzt nicht nur bei mir, ((tiefes Einatmen)) sondern eigentlich bei gar keinem so wir haben uns einfach auseinandergelebt. //mhm// (3) so wir sind jetzt noch immer sehr gute Freunde, ich kann die Kinder sehen wie ich will (1) //mhm// so gestern heute war ich auch kurz da auch, wenn 's nur für 10 Minuten oder ne halbe Stunde war. aber ich war da, also ich seh die eigentlich regelmäßig (2) so un- (6) zwischendurch ist halt eben ina in der Trennung jetzt in den 3 Jahren 3 1/2 Jahren ist viel dazwischen gekommen auch, (2) ((tiefes Einatmen)).

(Transkript – Ben Z. 90–108)

Nachdem Ben meine Aussage mit: „Ja auf jeden Fall“ (Z. 94) bestätigt, folgt im Anschluss eine neutrale und unaufgeregte Situationsbeschreibung, die von seiner Arbeit und der Zeit zuhause geprägt war. Auffällig ist, dass er trotz meiner Fragestellung eine Ich-Orientierung vornimmt, indem er sich in der Situation des Vaterwerdens beschreibt, seine zeitintensive Arbeitsbelastung benennt und the-

104 Da diese Textstelle bereits bei Typ I verwendet wurde, wird hier nur noch die fokussierte Interpretation für Typ V angeführt.

matisiert, ob er zuhause war oder nicht. Zudem nennt er nur seine erstgeborene Tochter beim Namen, das zweite Kind wird gar nicht erst in die Erzählung eingeführt. Hier kann angenommen werden, dass durch die Fragestellung meinerseits, die ggf. eine Normalitätsvorstellung im Umgang mit Kindern transportiert, Ben in eine Rechtfertigung einsteigt, die seine Umsetzung der Vaterrolle in den Fokus rückt. Auf Grundlage dessen beschreibt Ben, wie er seine Vaterrolle ausgefüllt hat, und orientiert sich dabei an gewissen Normalitätsvorstellungen, wie ein Vater Verantwortung für die Familie übernimmt, indem er arbeiten gegangen ist, um die Familie zu versorgen, aber gleichzeitig auch vor allem in der herausfordernden Anfangsphase, wenn man ein Kind bekommt, zuhause war, um seine Frau zu unterstützen und für seine Tochter da zu sein.

Die Verantwortungsübernahme für seine Kinder überträgt er auch auf die aktuelle Lebenssituation: Trotz der Obdachlosigkeit steht er regelmäßig in Kontakt mit seinen Kindern, er exemplifiziert, dass er die letzten Tage noch bei ihnen gewesen ist. Das Ausfüllen der Rolle als Vater und seine Verantwortungsübernahme bringt er damit zum Ausdruck, ohne dabei aber auf die Kinder einzugehen und zu erzählen, wie es ihnen damit geht. Auch das Leben seiner Exfreundin als (vornehmlich) alleinerziehende Mutter wird von ihm nicht thematisiert. Er und daran anschließend er und seine Exfreundin stehen im Fokus als Erziehungsberechtigte, die ihre Aufgabe übernehmen. Dies wird dadurch untermauert, dass er und seine Exfreundin (die Mutter seiner Kinder) „immer sehr gute Freunde“ (Z. 104) waren und heute noch sind, weshalb er damit ein Bild aufrechterhält, dass sie als Eltern die Verantwortung übernehmen und alles in Ordnung ist. Diese Art und Weise der Beschreibung des Umgangs mit den Kindern und in Bezug auf seine Exfreundin als alleinstehende Mutter verdeutlicht seine Ich-Orientierung in der Konstruktion seiner Verantwortung als Vater.

Ichorientiert im Kontext der Präsentation ihrer schweren Geburt der Zwillinge

ja, die Zwillinge sind dann am 08.12. jeboren, war eine sehr schlimme ((tiefes Einatmen)) Geburt, also mit eh (1) Notaufnahme, Blutkonserven war nicht da, der Tubus war nicht da und anschließend Intensivstation. und die Oma, die Schwiegermutter, die war so schlimm wääh, die war ekelhaft schlimm. ich weiß noch dat die mir im auf der Intensivstation schon mal sagt, ich muss ja im Tran gewesen sein haben die mir immer die Haare gekämmt und ich konnt ja net über meine Kinder erzählen, die hab ich ja noch nie gesehen ne. da hab ich immer nur von meinem Hund erzählt ne (1) und dann hat die Oma is dann irgendwann gekommen und hat mir ein Hundefoto aufn Bett gestellt ne und irgendwo wenn ich jetzt da drüber nachdenke, denk ich is ja alles nicht normal ne (2) und irgendwann bin ich dann von der Intensiv raus und dann steht da nach ein paar Tagen ne Krankenschwester mit meinen Babys im Arm, boah das hat so wehgetan (2) also weil da hatte se so und strahlte mich an. ich konnt nur ich konnt mich nicht mehr bewegen ne. und irgendwie hats furchtbar wehgetan und die waren noch so klein. die waren ja untergewichtig 1800 Gramm (1) dann hatten se glaube ich die Sonde so drin ne (1). ja meine Schwester (1) hat se dann, die warn auf der Frühchenstation (1). meine Schwester kam kurz vorbei lachte sich wieder bekloppt kaputt, „wat haben die

denn gewogen?“ sach ich ja. „ehehe meine hat det drei- doppelte jewogen“ und so dumm und danach habe ich die nie wiedergesehen (2).

(Transkript Gabriele – Z. 115–135)

Gabriele erzählt von der schweren Geburt ihrer Zwillinge, woraufhin sie auf der Intensivstation liegen musste und ihre Kinder noch mehrere Wochen auf der Station für Frühchen blieben. Sie beschreibt die Geburt und die Komplikationen in einer extremen und bildhaften Art und Weise, wobei sie aber nicht viel über ihre Kinder erzählt, sondern sich selbst in den Fokus der Leidensgeschichte stellt, weshalb sich im Kontext ihrer autobiographischen Erzählung eine erneute Ich-Orientierung zeigt. Dies wird auch dadurch deutlich, dass sie zuerst eine aus ihrer Perspektive relevante Geschichte mit der Schwiegermutter erzählt. Sie hätte auch nicht von sich und der Schwiegermutter, sondern detaillierter etwas zu den Kindern erzählen können.

Sie erzählt daraufhin von einer sehr unangenehmen Situation mit ihrer Schwiegermutter: „die war ekelhaft schlimm“ (Z. 118). Gabriele führt aus, dass es ihr nach der Geburt schlecht ging, sie nicht ganz anwesend war und in der Zeit „nur von [ihrem; N.S.] Hund erzählt“ hat. Ihre Kinder hatte sie bis dahin immer noch nicht sehen können. Ihre Schwiegermutter hat ihr dann ein Foto des Hundes auf die Intensivstation gebracht. Rückblickend ordnet Gabriele das Verhalten ihrer Schwiegermutter als „nicht normal“ (Z. 124) ein. Hier zeigt sich erneut die Ich-Orientierung, ihre Orientierung an der eigenen Opferrolle und ihrem Leid. Sie erzählt, dass es ihr durch das Verhalten der Schwiegermutter schlecht ging, da sie sich gegen sie gewandt hat, eine schwere Geburt hatte und sie gleichzeitig nicht ihre Kinder sehen durfte. Wie es ihren Kindern ging, erzählt sie nicht.

Die Ich-Orientierung und der Fokus auf ihre Opferrolle und ihr Leid in dem Geschehen dokumentiert sich weiter, indem Gabriele von ihrem Gefühl erzählt, als sie die Intensivstation verlassen durfte und das erste Mal ihre Töchter gesehen hat, die von einer Krankenschwester getragen wurden: „boah das hat mir so wehgetan“ (Z. 126). Gabriele beschreibt, dass sie nicht in der Lage war, sich zu bewegen. Ihre Kinder waren zu der Zeit immer noch sehr klein gewesen: „die waren ja untergewichtig 1800 Gramm (1) dann hatten sie glaube ich die Sonde so drin“ (Z. 129f.). Bei dieser Textstelle differenziert sie zwar ein wenig den Zustand ihrer Kinder, jedoch erklärt sie darüber hinaus nichts weiter, auch nicht, wie sie sich um ihre Kinder gesorgt hat oder was sie für sie als Mutter getan hat. Im Gegenteil: Sie verdeutlicht ihre Wut auf die Krankenschwester, die sich um das Wohl ihrer Kinder kümmert und in der Darstellung nicht gegen sie agiert. Darüber hinaus schließt sie daran wieder eine Geschichte an, in der sie von ihrer Schwester gedemütigt wird, weil diese sich über ihre Kinder als Frühchen lustig machte, als habe sie selbst beim Kinderkriegen versagt. Ihre ältere Schwester kam sie im Krankenhaus besuchen und hat in der Situation unpassend gelacht und darüber gesprochen, dass ihre Kinder nicht so leicht gewesen wären wie Gabriele. Nach diesem Besuch hat Gabriele ihre Schwester „nie wiedergesehen“ (Z. 133). Anhand der Erzählung des unpassenden Verhaltens der Schwester verdeutlicht Gabriele ihre Opferrolle in dem

Geschehen und ihre Ich-Orientierung in der Art und Weise der biographischen Rekapitulation.

Insgesamt zeigt sich in dieser Interviewszene, dass Gabriele sich an ihrer Opferrolle orientiert und niemand aus der Familie (und zum Teil auch das Krankenhaus) es gut mit ihr meint. Sie nimmt eine Ich-Fokussierung vor und ist allein mit ihrer schweren Situation und ihrem Leid. Außerdem spiegelt sich in der Erzählung wider, dass sie sich an sich selbst und ihrem Leid orientiert und selbst die Geburt ihrer Kinder keine Verschiebung dessen hervorgerufen hat. Durch die Bewältigungspraxis der Ich-Fokussierung und der Einnahme der Opferrolle erklärt sie sich ihren biographischen Werdegang und kommt in keine Form der Selbstreflexion.

Auch die folgende Interviewszene zeigt in der autobiographischen Erzählung von Gabriele die Bewältigungspraxis, die eigenen Problemlagen in der Ich-Fokussierung zu rekonstruieren und zu präsentieren.

Einflüsse des Mannes trotz eines getrennten Lebens

ja und irgendwann war dat Jugendamt ja dann wieder drin ne, dann war ja von Preiselberg aus is dat Jugendamt Felsen ja eingeschaltet worden, zur Übergabe (1) und dann is er. hat er mal in=ner Wohnung gewohnt. is dann mal bei seiner Mutter jeschlafen. is dann mal wieder reinjkommen, is dann mal wieder jegangen, is dann wieder reinjkommen, is dann wieder jegangen. am laufenden Band, ob die morgens in die Schule mussten, ob die Mittagessen, rein raus, rein raus, rein raus (1). ich hab die gerade fertich jemacht, dat die allein in die Schule gehen (1) kommt der „na is eure Mutter mal wieder zu blöd zum waschen, deine Hose is noch nass, zieht die Hosen aus“ föhnt der die Hosen (1). dann habe ich wieder eine Stunde jebraucht, sach ich „geht alleine über die Brücke, ihr schafft das.“ (3) die gehen da über die Brücke, er fährt an denen vorbei, „kommt steigt im Auto ein“ (1), so ging dat am laufenden Band (2) ((tiefes Einatmen)) ja und dann ehm (2) is er dann irgendwann mal ausgezogen, Rasenmäher hatten wir nich für die Wohnung, ich war total überfordert, dat Haus war zu groß. dat Jeld hat isch net (unv.) Taschengeld (2) Anwälte haben mich zum Allgemeinen Sozialen Dienst jeschickt anstatt den Unterhalt zu klären (1). gehe ich dann da hin ja, die zu mir „in Deutschland is noch keiner verhungert“ (1) (unv.) ich wollt ja nur eine neue Wohnung haben ne (1), mir steht mir steht ja Unterhalt zu (1).

(Transkript Gabriele – Z. 314–331)

Gabriele führt an, dass „das Jugendamt ja wieder drin“ (Z. 314) gewesen ist, welches „eingeschaltet worden“ (Z. 315) ist, als sie sich in der Psychiatrie befand. Dies lässt darauf schließen, dass sie nach dem im Interview beschriebenen Vorfall im Wohnzimmer (Zwangseinweisung und Inobhutnahme der Kinder) in ein psychiatrisches Krankenhaus gekommen ist, auch wenn sie es an dieser Stelle nicht benennt. In diesem Erzählabschnitt verdeutlicht sie vor allem die Divergenzen zwischen sich und ihrem Mann, nachdem sie wieder aus der Psychiatrie entlassen wurde, welche auf dem Rücken der Kinder ausgetragen und von ihrem Mann verursacht wurden, indem er immer wieder in ihren Alltag mit den Kindern eingreift, Dinge anders handhabt als sie, sie verbessert oder kommt und geht, wie er das möchte. Außerdem zeigt sie auf, dass ihr Mann machen konnte, was er wollte und

sie keine Einflussmöglichkeiten hatte, sich dem entgegenzustellen oder zu widersetzen. In der Darstellung der verschiedenen Beispiele, wie ihr damaliger Mann in die Kindererziehung eingegriffen hat und wie er immer wieder zuhause bei ihnen aufgetaucht ist, verdeutlicht sie seine Machtposition in ihrer Beziehung: Er entscheidet, wann und wie er präsent ist; sie hat keine Handlungsmöglichkeiten, dies zu ändern oder dem entgegenzuwirken. Auch dass sie wegen ihm in die Psychiatrie eingewiesen wurde, verweist auf seine Machtposition, die Macht ihrer Ursprungsfamilie und ihre (eigene) Rollenzuschreibung als resigniertes und abhängiges Opfer der Familie.

Gabriele präsentiert die Situation so, als habe sie mit den Kindern alles unter Kontrolle und dass sie nur durch die Einmischungen ihres Mannes ins Straucheln gerät und vor den Kindern schlecht dasteht: Sie könne nicht waschen und bringe die Kinder nicht zur Schule, während Gabriele ihren Kindern zutraut, allein den Weg zur Schule zu gehen. In ihrem Beispiel wird deutlich, dass durch den morgendlichen Eingriff des Vaters, der ihre Routine mit den Kindern stört, sie es nicht mehr geschafft hat, ihre Kinder selbst zur Schule zu bringen. Der Vater der Kinder ‚lauer-te‘ jedoch vor der Tür und sammelte die Kinder ein, um sie zur Schule zu bringen und Gabriele damit in ein schlechtes Bild bei den Kindern zu rücken und im Gegensatz dazu als fürsorglicher Vater bei den Kindern aufzutreten. Zusammenfassend validiert diese Textstelle Gabrieles Ich-Orientierung, da ihr Fokus darauf liegt, wie ihr Mann ihren gestalteten Alltag mit den Kindern und ihre Erziehungsweise beeinflusst; sie reflektiert dabei nicht, wie es ihren Kindern in dieser Situation ging oder welche Auswirkungen diese Divergenzen auf die Kinder hatten. Zudem zeigen sich darin wiederholt ihre Orientierung an der Opferrolle und an ihrem eigenen Leid im Geschehen des Trennungsprozesses und ihre fehlenden Handlungsmöglichkeiten, gepaart mit ihrer fatalistischen Darstellung der Gesamtsituation.

Auffällig bei der gesamten Erzählung (seit Z. 298) ist, dass sie die Wendepunkte bzw. das Ende und die Übergänge zu anderen Situationen nicht direkt beschreibt oder erzählt, wie sie ausgehen. Die Szene im Wohnzimmer (siehe Typ IV) endet, ohne dass erkenntlich ist, wie sie zu Ende gegangen ist. Sie endet damit, dass sie erzählt, wie es nach dem Psychiatrieaufenthalt weiterging, und nicht, wie sie in die Psychiatrie kam und wie es ihr vor Ort erging oder wann sie entlassen wurde. Diese Erzählweise verdeutlicht, dass es ihr zunächst nicht darum geht, zu berichten, was am Ende passiert ist, sondern zu schildern, wie sie von ihrer Familie und ihrem Mann als Opfer behandelt wurde. Wobei sie weiterhin eine starke Ich-Orientierung einnimmt und nur wenig den Blick auf ihre Kinder richtet, für die sie sich eigentlich auf kommunikativer Ebene einsetzen will.

Gabriele erzählt weiter, dass ihr Mann „irgendwann mal ausgezogen“ (Z. 326) ist, sie jedoch mit dem Haus bzw. der Wohnung, sie nennt beides, „total überfordert“ (Z. 327) gewesen ist. Für sie war das „Haus [...] zu groß“, und sie war ohne finanzielle Mittel. Zudem erwähnt sie, dass sie keinen „Rasenmäher [...] für die Wohnung“ (Z. 326) hatte, was eine irritierende Aussage ist, da sie an der Textstelle verdeutlichen will, dass sie mittellos in einem zu großen Haus lebte. Der fehlende Rasenmäher wirkt im Kontext dessen wie ein Luxusproblem, wird aber als große

Schwierigkeit beschrieben. Darüber hinaus erzählt sie, dass „Anwälte [...] [sie; N.S.] zum Allgemeinen Sozialen Dienst jeschickt [haben; N.S.] anstatt den Unterhalt zu klären“ (Z. 328), was als Vorwurf gegenüber den Anwälten zu verstehen ist, die sie beraten haben und scheinbar auch gegen sie agieren. Trotzdem geht sie auf Raten der Anwälte zum Jugendamt, die Mitarbeiter*innen verstehen ihre schwierige Situation jedoch auch nicht und erwidern: „in Deutschland ist noch keiner verhungert“ (Z. 329). Daran schließt sie an, dass sie lediglich „nur eine neue Wohnung haben“ (Z. 330) und ihren Unterhaltsanspruch geltend machen wollte.

Es zeigt sich eine Validierung der Orientierung an der eigenen Opferrolle, und es wird deutlich, dass sie ein bisschen aktiv wird, um ihr Recht durchzusetzen. Sie scheitert jedoch wieder daran, dass beispielsweise die Anwälte in ihrer Darstellungsweise nicht ihren Job machen und ihren Unterhalt klären, sondern sie lediglich zum Jugendamt weiterleiten, auf dem Amt hat jedoch auch niemand Verständnis für ihre schwierige Lebenssituation. Das Darstellen der gescheiterten Versuche, Hilfen durch Anwälte oder Institutionen der Sozialen Arbeit zu erlangen, legitimiert ihre Lebenssituation und verstärkt ihre Orientierung an der eigenen Opferrolle in der Ich-Fokussierung, da sie demnach keine andere Chance hatte, als weiter in die Abwärtsspirale gezogen zu werden. Hierdurch wird ihre Resignation gegenüber den Verhältnissen bzw. ihre Resignation durch das Einnehmen der Opferrolle deutlich: Alle familiären und institutionellen Akteur*innen agieren gegen sie; sie hat keine Handlungsmacht, daran etwas zu verändern.

5.6 Typ VI – Orientierung an reflexiver und transistiver Bewältigungserfahrung

Der sechste und letzte gemeinsame Orientierungsrahmen der interviewten obdachlosen Frauen und Männer zeigt sich in der Orientierung an reflexiven und transistiven Bewältigungserfahrungen auf Basis der eigenen Biographie und der ihr zugehörigen individuellen Problemlagen, Krisen und schicksalhaften Wendepunkte. Es findet zum Teil ein (selbst-)reflexiver Umgang und eine gezielte Einordnung, Bewertung und Legitimierung der individuellen biographischen Problemlagen und Krisen statt, die eine biographische Reflexivität und transistive Bewältigungserfahrungen durch Selbstreflexion, Therapieerfahrung, sozialarbeiterische Hilfen etc. innerhalb der biographischen Präsentationen aufzeigen. Der gesellschaftliche Ausschluss, die Krisen und die sozialen Schwierigkeiten als obdachlose Person werden dadurch legitimiert, verstanden und erträglich, wodurch die Orientierung an reflexiven und transistiven Bewältigungserfahrung in der alltäglichen Praxis eine kollektive Form der Bewältigung darstellt. Obdachlose treten als Wissende und Expert*innen ihrer selbst auf, können dadurch jedoch nicht zwangsläufig eine Veränderung der schwierigen Lebenssituation herbeiführen, d. h., sie sind handlungsgehemmte Expert*innen ihrer selbst. Die Verhandlungsdimensionen werden differenziert in biographische Reflexivität und Hilfe- und Therapieerfahrung.



Abbildung 16: Typ VI – Orientierung an reflexiver und transiver Bewältigungserfahrung – eigene Darstellung

5.6.1 Biographische Reflexivität

Im Folgenden wird eine Textstelle herangezogen, in der Paul nach einer vorherigen längeren Darstellung seines Lebens anhand von Extremen in eine Selbstreflexion übergeht, um den Sinn seines Lebens zu verstehen.

Der Sinn des Lebens

und hab so mein Leben hinterfragt uns so. und hab mich auch mich selbst interviewt und mir gehorcht, für was lebst du eigentlich oder für was möchtest du weiterleben? weißt de so so so so Fangfragen, die man sich stellen muss ne, um wirklich brutaler Weise selbst ne Antwort zu geben. man weiß es nicht, ich weiß es nicht. hab ich mir als Antwort gegeben. ich weiß nicht für wat ich hier bin. vielleicht bin ich hier um um was Böses Bösarziges zu machen ne oder doch was Gutes ne (2) //mhm//. achja (2). können auch noch n paar Zitate hinschmettern, bringt ja auch nicht. so eitel bin ich auch nicht (1). ne ich weiß nur ein äh ich will mein Leben im Griff haben, ich bin 58, noch gebe ich mich ja net auf ne.

(Transkript Paul – Z. 657–665)

Paul erzählt, wie er in der zuvor beschriebenen Lebenssituation sein Leben „hinterfragt“ (Z. 657) hat und auf der Suche nach dem Sinn seines Lebens war. Er ist aktiv in eine Selbstreflexion gegangen und hat sich selbst befragt: „mich selbst interviewt und mir gehorcht, für was lebst du eigentlich und für was möchtest du weiterleben?“ (Z. 658f.). Paul bewertet diese Art von Fragen selbst als Fangfragen, d. h. als Fragen, auf die es nur sehr schwer eine richtige Antwort gibt. Paul hat sich

in „brutaler Weise“ (Z. 660) selbst die Frage beantwortet: Er weiß nicht, warum er existiert: „ich weiß nicht für wat ich hier bin. vielleicht bin ich hier um um was Böses Bösartiges zu machen ne oder doch was Gutes ne.“ (Z. 661ff.) Paul führt an, dass er noch Zitate anbringen könnte, die das Gesagte untermauern, aber „so eitel“ (Z. 664) ist er nicht, das zu tun. Hier wird die aktive Selbstreflexion des eigenen Verhaltens und Handelns deutlich, und es zeigt sich die Orientierung an Extremen: gut oder böse. Darüber hinaus wird der handlungsmächtige und starke Akteur im Geschehen (Kampf um und Bedürfnisse nach Aufmerksamkeit und Anerkennung) mit dem Versuch, seinem Leben aktiv einen Sinn zu verleihen, deutlich (hier durch Reflexion seines bisherigen Lebens), indem er etwas Gutes oder etwas Böses tut. Außerdem zeigt sich der Gegenhorizont, in dem er als handlungssohnmächtiger Akteur in der Opferrolle auftritt, der hilflos seinem Leben ausgesetzt ist, da er am Ende nicht weiß, wofür er lebt. Zudem deutet sich eine religiöse Orientierung an, da er zwischen Gut und Böse unterscheidet (Himmel und Hölle; Teufel und Engel). Die Antwort an sich ist in gewisser Weise banal und fällt sehr kurz aus im Vergleich zur vorherigen langen Einleitung, in der er den Bogen für das Thema *Sinn des Lebens* aufspannt und seinen eigenen Mythos konstruiert, der eine religiöse Basis hat. Er hätte hier auch tiefergründiger erzählen und argumentieren können, worin er den Sinn seines Lebens sieht bzw. wie sich sein Mythos gestaltet. Letztlich ist er in seiner Bewältigungspraxis von der Reflexion seines eigenen Schicksals geprägt, ob er für etwas Gutes oder etwas Böses lebt.

Auch Sven präsentiert seine Bewältigungspraxis der biographischen Reflexivität, um schwierigen Situationen, hier das Einnehmen der Opferrolle, anders begegnen zu können. Diese biographisch erfahrene Selbstreflexion stellt sich in der Erzählung als Sekundärbewältigung dar, welche die bewältigte Lebenssituation entsprechend einordnet und erklärt.

Sekundärbewältigung durch biographische Selbstreflexion, nie wieder die Opferrolle einzunehmen

I: Und eh Sie haben jetzt gesagt, dass Sie

Sven: ^LKindheitmäßig, es ist eh es war alles so rhetorisch eh (1) aufstehen, Schule, beten (1) und eh Wochen, Monate, Jahre lang dann hast du auch gemerkt eh es war eh nen gutes und enges Vertrauen aber du hast gemerkt eh wie sich dann eh die eigenen Leute eh ja gegen dich eh verschworen haben. und so hab ich irgendwann dann gesagt eh, egal eh wer da noch eh sein mag oder nicht sie leben ihr Leben und eh (2) und ich hab kein schlechtes Gefühl in dem Moment.

(Transkript Sven – Z. 199–206)

Im Interview hatte ich Sven zuvor nach seiner Kindheit gefragt. Daraufhin hatte er nur kurz auf die Frage geantwortet und wechselte schnell zu einem Thema, das Erwachsenenalter betreffend. Ich versuchte das Thema Kindheit nochmal anführen, wobei er mich unterbrach und das Thema selbst fortsetzte. Sven leitet das Thema damit ein, indem er sagt, dass seine Kindheit „rhetorisch“ (Z. 201) war. Der Begriff ist in Hinblick auf das, was folgt nicht passend: „aufstehen, Schule, beten“

(Z. 201) und über „Wochen, Monate, Jahre“ (Z. 201). An dieser Stelle wird Sven eher Routine oder Alltag gemeint haben und hat somit erneut im Kontext seiner gesamten biographischen Erzählung versucht, sich gewählt auszudrücken (Normalitäts- und Bildungsbestreben; Anpassung an Interviewsituation). Unabhängig davon, welchen Begriff er hier verwendet hat, verweist die Erzählung auf ein von außen strukturiertes Leben in der Kindheit, das ihn geleitet bzw. fremdbestimmt hat. Gleichzeitig beschreibt es zunächst eine normale Kindheit, die strukturell gerahmt ist. Die Strukturen könnten von den Großeltern, aber auch von christlichen Heimen vorgegeben sein. Er erzählt weiter von einem „gute[n] und enge[n] Vertrauen“ (Z. 202), welches aufgebaut wurde. Daraus geht jedoch nicht hervor, wem er dieses Vertrauensverhältnis zuordnet: seiner Familie, seinen Freund*innen oder Mitarbeiter*innen aus den Heimen. Des Weiteren ist unklar, in welchem Alter Sven an dieser Stelle der Erzählung ist. Eingeleitet wurde die Passage lediglich mit „[k]indheitsmäßig“ (Z. 200). Er verwendet eine ausdrucksstarke Formulierung, um das Vertrauen zu beschreiben: gut und eng. Dies steht im Gegensatz zu dem, was darauf folgt: Die gleichen Menschen, die „eigenen Leute“ (Z. 203), haben sich gegen ihn „verschworen“ (Z. 204), was wieder eine sehr extreme Beschreibung der Situation darstellt. Die Personen waren nicht einfach nur nicht nett oder wendeten sich ab, sie haben sich sogar gegen ihn gestellt und sich gegen ihn *verschworen* (Verrat der eigenen Freund*innen, Familie, Vertrauenspersonen). Das hat Sven für sich reflektiert und daraus seine Lehre gezogen bzw. sein Konzept für das Miteinander mit anderen Menschen entwickelt: Jeder Mensch lebt sein eigenes Leben; er muss sich dadurch nicht schlecht fühlen. Er erzählt, wie er zu sich gesagt hat: „egal eh wer da noch eh sein mag oder nicht sie leben ihr Leben und eh und ich hab kein schlechtes Gefühl in dem Moment“ (Z. 204ff.). Hier wird deutlich, dass er sich als Opfer sieht und die anderen sich zusammen gegen ihn gestellt haben, er die Opferrolle aber nicht ausüben will und dafür seine Lehre durch Selbstreflexion für sein zukünftiges Leben gezogen hat. Diese Selbstreflexion und Einordnung des Erfahrenen stellen eine Bewältigungspraxis dar, die sich in seiner Kindheit durch die Erfahrung der Ablehnung vertrauter, ihm nahestehenden Personen entwickelt bzw. für die er sich bewusst und aktiv entschieden hat, zukünftig auf diese Art und Weise – Orientierung an seinen Erfahrungen und seine selbstreflexive Sekundärbewältigung – mit Ablehnung umzugehen. Durch diese Einordnung legitimiert Sven sein Verhalten in bestimmten Situationen.

Darüber hinaus ist es interessant, Interviewszenen aus Theos autobiographischer Präsentation mit einzubeziehen, da er stets seine Selbstreflexion und die damit verbundene Legitimation seines Werdegangs vornimmt. In den beiden folgenden Interviewszenen verhandelt er das Thema, ein Adoptivkind zu sein, welches ihn in seiner Darstellung bis ins Erwachsenenalter begleitet.

Selbstreflexion und Legitimation, ein Adoptivkind zu sein, das heute obdachlos ist

also meine Adoptiveltern waren wie meine richtigen Eltern und ich eh (1) ((schnalzt)) (1) habe (1) von dem Zeitpunkt an, wo ich das verstehen konnte auch gewusst, dass ich adoptiert bin, also (1) das war meinen Eltern wichtig, meinen Adoptiveltern wichtig, (1) ich wusste immer, dass ich ein Adoptivkind bin, (2) und hatte als Kind=eh auch kein Interesse, da nachzuforschen, weiterzugehen, eh (1) ich fand das sehr aufrecht von meinen Adoptiveltern und ich ((atmet)) irgendwie auch in Rücksicht auf meine Adoptiveltern hab ich mir dann gesagt „ich such jetzt nicht meine richtigen Eltern“. // mh// (1) eh weil, wieso sollte ich das? Ich hab aber auch was gespürt bei meinen Adoptiveltern, (1) dass sie das nicht wollen, dass ihnen das unangenehm wäre oder so.

(Transkript Theo – Z. 16–25)

Theo erzählt, dass seine „Adoptiveltern [...] wie [...] [seine; N.S.] richtigen Eltern“ (Z. 16) waren, und führt aus, dass diese immer offen mit dem Fakt, dass er adoptiert wurde, umgegangen sind. Das bedeutet, dass Theo ab dem Moment, an dem er bestimmte Zusammenhänge „verstehen konnte[,] auch gewusst [hat; N.S.], dass [...] [er; N.S.] adoptiert“ wurde. Theo schreibt seinen Adoptiveltern die Rolle der richtigen Eltern zu, dennoch waren sie es aus seiner Perspektive eigentlich nicht, da sie nicht seine biologischen Eltern sind. Das bedeutet: Er nimmt eine Differenzierung der richtigen, der nicht richtigen und derjenigen Eltern vor, die sich in die Rolle der richtigen Eltern begeben. Dass er seine Adoptiveltern als seine, wie er formuliert, *richtigen Eltern* sieht, wird daran deutlich, wie er sich beim Erzählen korrigiert, damit ich als Interviewerin verstehen kann, von welchen Eltern er spricht: „das war meinen Eltern wichtig, meinen Adoptiveltern wichtig“ (Z. 19). Daran zeigt sich, dass er normalerweise seine Adoptiveltern stets als Eltern bezeichnen würde.

In diesem Erzählsegment nimmt er die Formulierung, ich „bin“ (Z. 18) adoptiert, vor, wodurch er verdeutlicht, dass die Adoption Teil seiner Identität ist und fortdauernd für ihn Bestand hat. Seine Formulierung hätte auch lauten können, dass er adoptiert worden ist, dann wäre es eine Tatsache, die der Vergangenheit angehört, ihn heute aber nicht mehr tangiert. Dass die Adoption Teil seiner Identität ist, wird auch daran deutlich, wie er präsentiert, dass er stets Wissender seiner Adoption gewesen ist und somit seine Lebensgeschichte von Beginn an kennt. Er spiegelt eine Form der Reflexion und geht die Situation sachlich und neutral an: Er benennt diese Tatsache (Manko), die Teil seiner Identität ist und die er akzeptieren kann, da er an einem sehr schönen idyllischen Ort groß geworden ist und eine schöne Kindheit verbrachte. Durch seine vorherige (in einer anderen Sequenz) schöne Darstellung seiner Kindheit verweist er auf seine Dankbarkeit, und gleichzeitig überlagert er dadurch die negative Erfahrung, sein Manko zu Beginn seines Lebens. Er will damit dem typischen gesellschaftlichen Blick zuvorkommen, der schnell Zuschreibungen vornimmt: Gerät man in seinem Leben in Schwierigkeiten, werden diese direkt in den Zusammenhang mit der Adoption oder einer schlechten Kindheit gebracht. In seiner Erzählweise ist zu erkennen, dass er dem entgegenwirken will, indem er betont und rechtfertigt, dass er eine gute Kindheit hatte und sein Manko ihn heute nicht negativ beeinflusst. Im Gegenteil: Er weiß davon bereits von

früher Kindheit an und ist mit dem offenen Umgang seiner Adoptiveltern, mit dem Gedanken daran und der Reflexion darüber groß geworden. Er nimmt vorweg, dass ich als Interviewerin denken könnte, dass er aufgrund seiner Adoption bzw. eines nicht normalbiographischen Aufwachsens Schwierigkeiten in der Kindheit hatte, die sich auf sein heutiges Leben ausgewirkt haben und der Grund für seine Obdachlosigkeit sein könnten. Daher schildert er seine Kindheit besonders positiv und präsentiert sein Leben vor der Adoption als ein Manko, welches er bereits reflektiert hat, für ihn abgeschlossen ist und eine Zeit markiert, die ihn heute nicht mehr beeinflussen würde. Die Adoption stellt demnach eine Normabweichung dar und ist daher erklärungsbedürftig. Zusammengefasst zeigt sich ein Modus Operandi, des Vorausschickens einer Rechtfertigung im Modus einer (positiven) Bewertung des eigenen Lebens zur Kompensation gesellschaftlicher Zuschreibungen und Annahmen über (schicksalhafte) Lebenssituationen. Er rechtfertigt sich, bevor ich mich als Mitglied der Gesellschaft der Zuschreibungen und Annahmen bediene und ihn damit bewerte. Zudem wird seine Sekundärbewältigung deutlich, indem er seine Biographie durch seine bereits erfolgte Vor- und Selbstreflexion und die damit einhergehende sekundäre Bewältigungserfahrung ergänzt und auf Grundlage dessen seine Selbstpräsentation aufbaut.

Im Anschluss führt er aus, dass er im Kindesalter „kein Interesse [hatte; N.S.] da nachzuforschen, weiterzugehen“, wer seine biologischen Eltern sind. Mit dieser Aussage will er verdeutlichen, dass er für sich nichts verarbeiten muss und seine leiblichen Eltern suchen müsste. Dem widerspricht er daraufhin, indem er weiter ausführt, dass er seinen Adoptiveltern für ihre Aufrichtigkeit dankbar ist und ihren Umgang mit der Adoption hoch anrechnet und deshalb „Rücksicht auf“ (Z. 22) sie genommen und nicht seine „richtigen Eltern“ (Z. 23) gesucht hat. Er stellt sich wiederum die Frage: „wieso sollte ich das?“ (Z.24), d. h., warum hätte er seine biologischen Eltern suchen sollen, wenn es ihm so gut bei seinen Adoptiveltern ging. Als Kind hat er „was gespürt [...], dass sie das nicht wollen, dass ihnen das unangenehm wäre oder so“ (Z. 24f.). In diesem kurzen Abschnitt verhandelt und reflektiert er seinen Konflikt in der Kindheit: Einerseits verspürt er den Wunsch, seine biologischen Eltern kennenzulernen, andererseits möchte er seine Adoptiveltern, bei denen er eine schöne Kindheit verbringt, nicht verletzen. Er hat selbst keine Erklärung für sein Bedürfnis.

Reflexiver und therapeutischer Blick auf traumatische Erlebnisse

Theo nimmt eine Konklusion vor: Sein normales Leben ist mit dem 27. Lebensjahr abgeschlossen; es gab einen schicksalhaften Wendepunkt, der seine Normalbiographie erschütterte und ihm keine Handlungsmöglichkeiten ließ.

ja bis genau zu meinem (1) ((schluckt)) siebenundzwanzigsten Lebensjahr. //°mhm°// ich hatte dann schon studiert, (1) ((schluckt)) (1) und=ehm ich ha:be in Süddeutschland so sch- studiert oder angefangen ((schluckt, atmet)) und=ehm ((schluckt)) habe dann ehm geheiratet mit sechsundzwanzig Jahren //mhm// und bin dann wegen meiner (1) ehm Frau, die damals eh in Name einer Großstadt in Deutschland gelebt hat,

ja, //mhm// bin ich praktisch von meinem Studienort weg (1) nach Name einer Großstadt in Deutschland gekommen, um mit ihr zusammenzuleben (1) ((atmet)) und hab dann meinen Studienplatz gewechselt und=ehm mit meinem vorherigen Studienplatz war ich sehr glücklich, ich hatte auch Vordiplom da gemacht, ehm (1) ((atmet)) also ich war wirklich, hatte gute Noten, ich war da sehr glücklich, aber mit meinem ((atmet)) eh Studienplatz, Studienort im Hauptstudium war ich sehr unglücklich, eh (1) ich fühlte mich da nicht mehr wohl, ehm ((schnalzt, atmet)) (1) ich kam zwar mit manchen Tutoren eh ziemlich gut klar, aber ((Martinhorn, lauter werdend)) (1) ehm der Studienort gefiel mir nicht, aber in dem Fall war mir das Private einfach wichtiger als das Berufliche. also ich hab praktisch eh (2) da=das Berufliche dem Privaten (1) eh unterstellt. (1) ((schluckt)) (1) was ich heute nicht mehr machen würde. @(.).@ //°@(.).@// (1) aber ich hab das damals gemacht, ehm ich hatte auch mit meiner Frau n Kind, //mhm// und=eh (1) war im Prinzip alles wunderbar. ((atmet)) bis zu dem Zeitpunkt, wo ich dann Schwierigkeiten an der Uni bekam, //mhm// (1) und zwar kam es in einer Prüfungssituation zum Eklat mit dem (1) pr- prüfenden Professor, (1) der hatte nen cholерischen Wutanfall bekommen, //°mhm°// (1) aufgrund meiner Arbeit, und ich wusste (1) noch nicht mal warum, also warum der ((atmet)) (1) er hatte zwei Argumente genannt, warum eh (1) was ihm nicht gefällt, aber (1) ich möchte jetzt im Detail auch nicht drauf eingehen, weil das wär ne (1) eigene Geschichte für sich, ja, aber ((atmet)) (1) ehm (1) ich wa:r ((schnalzt)) ehm (1) weil ich ich war sehr engagiert in dem Studium, ich war sehr fleißig, ich (1) ich denk, ich war auch ge- talentiert genug. ((atmet)) (1) ehm ((schnalzt)) war ich emotional eh total am Boden, also=e eh (1) dass ich so abgelehnt werde, ja, und=und ich bin da sozusagen an ne traumatische Erfahrung dran gekommen, die ich aus meiner Kindheit erlebt hab, und zwar diese Rück- dieser Rückwurf von meiner Mutter, ((atmet)) die mich ins Heim gegeben hat, ja? (1) //°mhm°// also es war klar so ne frühtraumatische Erfahrung, ((holt tief Luft)) (1) und das hab ich da wieder erlebt in Form des Professors, der mich da weggeworfen hat.

(Transkript Theo – Z. 34–67)

Theo beschreibt die früheren Situationen stets überaus positiv oder negativ (Einsatz durch die Partikel sehr), ohne sie näher auszuführen oder zu präzisieren. Es wird daher nicht deutlich, was bedeutete, dass er sehr glücklich oder sehr unglücklich gewesen ist. Zunächst macht er es lediglich am Wechsel des Studienortes fest. Im weiteren Verlauf wirft er sich retrospektiv vor, sich für die Frau, das Kind und den Studienortwechsel entschieden zu haben. Er argumentiert, dass er es zu der Zeit getan hat, da er mit seiner Frau und seinem Kind zusammenlebte und „im Prinzip alles wunderbar“ (Z. 52) gewesen ist. Dass alles wunderbar gewesen ist, wurde aber zuvor nicht dargestellt. Dies steht im Gegensatz zu seinem Unglücklich-Sein aufgrund des Studienortwechsels. Dennoch konstruiert und präsentiert er hier das Prinzip, sich nach außen, an den gesellschaftlichen Normen (Frau und Kind, Familie, Akademiker, Leistung erbringen) zu orientieren und diese Prinzipien der Gesellschaft zu erfüllen. Darüber hinaus wird in der Darstellung deutlich, dass Theo in gewisser Weise von dieser Beziehung, der Heirat und dem Kind überrumpelt war.

Dann folgte der angekündigte Wendepunkt, der mit dem Wechsel des Studienortes zusammenhing, weil er dadurch auf einen Professor getroffen ist, mit dem er einen Konflikt hatte. Er hat nicht verstanden, warum der Professor in der Form reagierte. Es wird in dieser Erzählung deutlich, dass er sich ungerecht behandelt und ausgegrenzt fühlt und auch zurückschauend keine Erklärung für das Verhalten des Professors hat. Er stellt anhand einer Schlüsselsituation, die für ihn letztlich den Wendepunkt markiert, seine negativen Erlebnisse an dem anderen Studienstandort beispielhaft dar. Gleichwohl führt er die Situation nicht weiter aus, sondern triggert nur mit der Schilderung dieser für ihn einschneidenden Geschichte. Was genau der Grund für den Wutanfall des Professors war, wird nicht beschrieben, sondern lediglich metakommunikativ beendet. In seiner Präsentation wird jedoch deutlich, dass die Situation des Konflikts mit dem Professor, im Verhalten des Professors und des Studienorts begründet ist und es nicht an fehlendem Engagement seinerseits gelegen hat.

Er reflektiert daran anschließend, dass er im Studium „sehr engagiert [und; N.S.] [...] sehr fleißig, [sowie; N.S.] talentiert genug“ (Z.59ff.) gewesen ist, weshalb ihm dieser Vorfall „emotional“ (Z. 61) sehr zugesetzt hat, da er „so abgelehnt“ (Z. 62) wurde. Theo erklärt, dass er aufgrund des Vorfalls mit dem Professor und der Erfahrung der Ablehnung, „an ne traumatische Erfahrung dran gekommen ist, die [...] [er; N.S.] aus [...] [seiner; N.S.] Kindheit erlebt [...] [hat; N.S.], und zwar [...] dieser Rückwurf von [...] [seiner; N.S.] Mutter, die [...] [ihn; N.S.] ins Heim gegeben hat“ (Z. 62ff.). Hier verdeutlicht er auf kommunikativer Ebene, bereits vorreflektiert (in Orientierung an seine Sekundärbewältigung), dass für ihn das Erlebnis mit dem Professor so gravierend gewesen ist („der [...] [ihn; N.S.] weggeworfen hat“ (Z. 66f.)), dass es in ihm das kindliche Trauma geweckt hat, welches er als „frühtraumatische Erfahrung“ (Z. 65) beschreibt. In seiner reflexiven Darstellung sind eine Sekundärbewältigung und eine Legitimationspraxis erkennbar. Dabei kann angenommen werden, dass Theo diese Situation mit dem Professor und die Erfahrung als adoptiertes Kind für sich eigenständig bereits vorreflexiv bearbeitet und bewältigt hat. Theo gelangt dadurch dazu, seine Krisen im Leben retrospektiv einzuordnen, indem er sie sekundär vorreflexiv bewältigt hat. Zudem legitimiert sein Schicksal des abgelehnten, weggegebenen Kindes seine Krise im Studium, welches er nicht mehr fortsetzen konnte. Ihm ging es somit emotional schlecht, da er erneut die Ablehnung erfahren hat, die in ihm eine stärkere Krise aufgrund des Traumas auslöste. Er verhandelt folglich reflexiv in Orientierung an seine Sekundärbewältigung sein Leben als Adoptivkind, wobei er auf der einen Seite sich bis zum 27. Lebensjahr zuschreibt, dass er der gesellschaftlichen Norm ab dem Zeitpunkt, an dem er bei seiner Adoptivfamilie lebt, absolut entsprach und sein Leben nicht durch die Adoption beeinflusst wurde. Auf der anderen Seite ist laut ihm vor der Adoption ein Trauma durch das Weggegeben-Werden durch die leibliche Mutter entstanden, welches durch die Ablehnung des Professors im 27. Lebensjahr wieder geweckt wurde. Ab dem Zeitpunkt begann eine normalbiographische Abweichung durch die emotionale Krise und den Studienabbruch. Die Ablehnung und das Trauma stellt er kommunikativer dar. In dieser Interviewsze-

ne zeigte sich, dass er Experte seiner eigenen Situation ist. Dies wird durch die Sekundärbewältigung in Form der biographischen Reflexivität sichtbar, eine Art therapeutischer Einordnung, sowie der Handlungsosohnmacht, daran nichts ändern zu können.

Auch in Petras autobiographischen Erzählung wird eine Orientierung an biographischer Bewältigungserfahrung und Legitimation durch die Praxis der Selbstreflexion und -therapie deutlich.

Selbstreflexion und -therapie: Fünftes-Kind-Komplex, Leben im Familiengefängnis und schwarze Psychologie

also ich bin in die Fußstapfen ((atmet)) obgleich es viele Probleme w- gab, meines Bruders getreten, und mein Bruder war (1) total der war n totaler Aufsteiger //mhm// ((atmet)) und m=meine Schwester, die mich gebullyied hat, also=also bullying, das das ist der englische Ausdruck, //mhm// eh also=also in Deutsch nennt man es Mobbing, //mhm// die wurde quasi im Alter von dreizehn Jahren aus der Familie heraus(1)gestoßen, sie wurde (1) Köchin, //mhm// eh: [...] sie musste eine Lehre als Köchin machen//mhm// m=also im Alter von dreizehn Jahren, ((atmet)) und sobald sie quasi weg war (1) da gabs natürlich mehr zu tun, eine Hand weniger zum Aus helfen und so ((atmet)) aber da sind auch meine Noten (1) hochgegangen. //mhm// ((schnalzt)) (1) ehm (1) also wie gesagt, mein Bruder ist sechs Jahre älter als ich und ich habe von ihm gelernt, wie man Hausaufgaben macht, wie man büffelt, ((atmet))// mhm// und ehm also ich bin quasi von ((atmet)) von drei konsekutiven blauen Briefen, (1) ich wurde immer angedroht dreimal, eh=also also in drei f- drei folgenden Jahren bin ich angedroht worden sitzen zu bleiben, (1) eh=eh=eh bin aber nie sitzen geblieben (1) ehm (1) also halt für mich war d- war quasi die Bildung der Weg raus, der Weg raus aus diesem, ((atmet)) was, es brauchte mich 30, 40 Jahre, um zu schlussfolgern, dass mein Familien-, also meine Familie, mein Familienhaus, ((atmet)) ehm (1) wo mir jetzt vor, zufällig vor z- vor zwei Jahren ein Erbteil gemacht worden ist, dass es ein Familiengefängnis war. also ich komm aus einem Familiengefängnis. //mhm// (1) und ich, ich bin mit einem Fünften-Kind-Komplex quasi da weggestiegen.

(Transkript Petra – Z. 48–70)

Diese Passage wurde bereits in Kapitel 5.3.4 zu Typ III berücksichtigt. Im Folgenden werden unter Bezugnahme der bereits erfolgten Interpretationen, die für den Typus relevanten Interpretationszeilen wiederholt und der Fokus auf die Selbstreflexion und -therapie gelegt.

Petra beschreibt den Werdegang ihrer ‚bösen‘ Schwester, von der sie gemobbt wurde. Ihre Schwester verließ aufgrund einer Ausbildung früh die Familie und „wurde quasi im Alter von dreizehn Jahren aus der Familie heraus (1) gestoßen, sie wurde Köchin“ (Z. 52f.). Der Werdegang ihrer Schwester wird als Gegensatz zu ihr und ihrem Bruder aufgezeigt, die als Aufsteiger*innen präsentiert werden und niemandem Gewalt antun. Der Weggang der Schwester brachte sowohl positive als auch negative Aspekte mit sich. Wie sich das genau gestaltet hat, wird nicht weiter ausgeführt. Dadurch stellt es in gewisser Weise eine einfache Erklärung für Petra dar, dass mit dem Weggang der Schwester und mit dem Ende des Mob-

bings durch die Schwester sie sich in der Schule verbesserte. Darüber hinaus wird Petras Orientierung an ihrem Bruder deutlich, indem sie ihn als Vorbild genauer beschreibt: „von ihm gelernt [hat; N.S.], wie man Hausaufgaben macht, wie man büffelt“ (Z. 60). Sie schlussfolgert, dass „quasi die Bildung der Weg raus, der Weg raus aus diesem [...] Familiengefängnis war“ (Z. 64ff.). Sie nimmt hier einen Einschub vor und erklärt, dass viele Jahre notwendig waren, um zu erkennen, dass ihr „Familienhaus, [...] ein Familiengefängnis war“ (Z. 66). Dies wiederholt sie nochmal und betont diese Selbsterkenntnis damit: „also ich komm aus einem Familiengefängnis“ (Z. 68f.).

Es zeigt sich ihre emotionale Distanz zu ihren Eltern, da sie vom *Familiengefängnis* spricht und, wie zuvor schon beschrieben, wie eine Angestellte *gehalten* wurde. Hier zeigt sich, dass sie eine biographische Selbstreflexion über Jahre hinweg vorgenommen hat, um für sich die beschriebenen Erfahrungen erklären zu können und begrifflich als *Familiengefängnis* zu fassen. Hier kann angenommen werden, dass sie ihr Aufwachsen und ihr vorangegangenes Leben im Erwachsenenalter für sich (oder ggf. auch mit externalisierten Hilfen) reflektiert hat. Zudem ist es interessant, dass sie vom *Familienhaus* erzählt, da es diesen Begriff im Deutschen wie auch im Englischen in der Art nicht gibt. Gleichwohl verweist es darauf, dass Petra ihre Eltern in dem Haus objektiviert und das Haus demnach ihre Eltern und das Gefängnis verkörpert. Das Haus steht daher symbolisch für das Gefängnis und für ihre Eltern. Es stellt eine Metapher dar. Damit transportiert sie ein Bild, das man in Kriminalromanen wiederfindet (das einsame große Haus, isoliert von der Gesellschaft, indem Kinder gehalten wurden).

Des Weiteren erzählt sie, dass sie „mit einem Fünften-Kind-Komplex quasi da weggestiegen“ (Z. 69f.) ist, d. h., dass sie aus dem Familiengefängnis ausgestiegen ist. Sie kombiniert zwei Worte: weggegangen und ausgestiegen. Die Verwendung dieser Formulierung (*Fünfte-Kind-Komplex*) verweist auf einen therapeutischen Kontext, den sie ggf. erfahren hat, bzw. deutet darauf hin, dass sie ihre kindlichen Erfahrungen und ihr Leben für sich einordnet, bewertet und in irgendeiner Form sekundär bewältigt hat. Diese Sekundärbewältigung wird nicht nur an dieser Aussage deutlich, sondern bereits zuvor im Interview: Sie erzählt etwas, schildert und erklärt, wie es gewesen ist, bringt das Geschilderte auf einen Begriff und ordnet es in einer psychologisch-therapeutischen Art und Weise argumentativ ein. Es kann angenommen werden, dass sie sich an therapeutischen Bezügen orientiert und sich dadurch ihre Biographie und ihre Identität erklärt. Die Formulierung bzw. Zuschreibung des *Fünften-Kind-Komplexes* wirkt selbst konstruiert, als könnte man jeder Position eines Kindes unter den Geschwistern einen Komplex zuschreiben, wenn Schwierigkeiten auftreten. Sie schreibt dieser Position des fünften Kindes eine besondere Bedeutung zu, die bereits zuvor durch das wiederholte Benennen ihrer Position erkennbar wurde.

Die Orientierung an biographischer Bewältigungserfahrung (Sekundärbewältigung) und Legitimation durch die Praxis biographischer Reflexivität dokumentiert sich auch in der weiteren Interviewszene von Petra.

ich hatte ein sehr gespanntes Verhältnis mit meiner Mutter schon immer gehabt zu meinen Lebzeiten, (1) seitdem ich eigentlich geboren worden bin, //mhm// ((atmet)) ehm (1) und zwar, ich war mit Hyp-, also mit Bilateral Hypdisplasia, //mhm// mit Hüftproblemen geboren worden, ich musste die ersten sechs Monate erstmal (1) ((atmet)) im Krankenhaus bleiben in einem eh Pelvis Cast, mit einem ba- jetzt also zwischen den (1) den den den (1) den Knien, //mhm// ((atmet)) ich=ich denke jetzt natürlich ((klatscht leise)) (1) eh auf Englisch immer, ich übersetze ins Deutsche, ich komme ja aus England. ((atmet)) ehm ((schluckt)) also ich habe mich quasi nach England verflüchtet, um aus dieser Familie herauszukommen, ((atmet)) ich bin quasi n ähnlichen (1) Gang gegangen wie mein Bruder, auch mein Bruder wollte von der Familie weg (1) //mhm// es gab sehr große Probleme und also ((atmet)) ehm (1) d=da ist mir vor Kurzem ein Begriff auf Wikipedia nahegekommen, denn so was hängt natürlich eben eben einem hinterher. ((atmet)) ich bin @quasi@ in ner Selbsttherapie seit Jahrzehnten, //mhm// (1) e:hm ((atmet)) meine Mutter hat einen Erziehungsstil angewe=we=wandt, was man heute schwarze Psychologie @nennen@ würde. (1) also mit viel runtermachen, viel Negativität, ((atmet)) ehm auch belohnen, d=g also Belohnung gabs nicht, es gab wenig Taschengeld, wir mussten umsonst sehr viel arbeiten, //mhm// ((atmet)) den Hof instand halten, das hat sehr viel Zeit weggenommen.

(Transkript Petra – Z. 79–97)

Petra erzählt, dass sie stets „ein sehr gespanntes Verhältnis mit [...] [ihrer; N.S.] Mutter“ (Z. 79f.) hatte. Dies validiert ihre Distanziertheit zu ihren Eltern und erklärt die vorherigen biographischen Darstellungen, welche die Eltern nicht näher in den Blick nahmen und eher anhand des im Interview benannten *Familiengefängnisses* und dem *Halten* von Kindern aufzeigten. Mit ihrer Geburt begann dieses schwierige Verhältnis und hielt stets an. Daran schließt sie quasi als Begründung für das Verhältnis an: Bereits als Neugeborenes hatte Petra Schwierigkeiten durch gesundheitliche Einschränkungen, da sie mit einer „Bilateral Hypdisplasia, [...] mit Hüftproblemen geboren wurde“ (Z. 81f.). Aufgrund dessen verbrachte sie das erste halbe Jahr ihres Lebens im Krankenhaus, was bedeutet, dass sie nicht bei ihrer Mutter und ihrer Familie gewesen ist. Sie beschreibt weiter, dass sie deshalb ein „Pelvis Cast“ (Z. 83)¹⁰⁵ tragen musste, führt das aber nicht weiter aus. Da sie diese Behandlung betont und sie für sechs Monate im Krankenhaus in dieser Fixierung sein musste, gleicht dies wieder einer gewissen Gefangenschaft, der sie demnach von Geburt an fatalistisch ergeben war.

Sie nimmt daraufhin einen metakommunikativen Einschub vor und erklärt, dass sie englische Begriffe verwendet, weil sie in englischer Sprache denkt und in ihrem Kopf eine Übersetzung vornimmt. Dies gründet darauf, dass sie „ja aus England kommt“ (Z. 86). Sie erklärt daran anschließend, dass sie sich „quasi nach England verflüchtet [hat; N.S.], um aus dieser Familie herauszukommen“ (Z. 87). Diesen Weg, weg von der Familie, stellt sie daraufhin erneut in den Zusammenhang mit ihrem Bruder, dem sie damit nachgeeifert hat, weil er „auch [...] von der Familie weg“ (Z. 89) wollte. Ihren Drang und den ihres Bruders, von der Familie

105 Pelvis Cast ist eine Fixierung der Hüfte, um sie zu stabilisieren.

wegzukommen, erklärt sie damit, dass es „sehr große Probleme“ (Z. 89f.) gegeben hat. Hier zeigt sie bildlich auf, wie sie in die Fußstapfen des Bruders tritt und dass sie in gewisser Weise ein Kollektiv und eine Koalition gegenüber den anderen Familienmitgliedern bilden. Außerdem erzählt sie von einer Flucht nach England, die für sie notwendig war, um diese schlimmen Verhältnisse hinter sich zu lassen. Flucht impliziert gleichwohl eine extreme Situation, vor der man sich schützen muss. Dieser Schutz ist nur durch eine große Distanz (Flucht) zu erreichen.

Sie führt weiter aus, dass ihr im Kontext dieser familiären Schwierigkeiten „ein Begriff auf Wikipedia nahegekommen [ist; N.S.], denn so was hängt natürlich eben eben einem hinterher ((atmet))“ (Z. 90f.). Hier zeigt sich die bereits zuvor beschriebene Annahme, dass sie trotz des Weggangs und der Autonomie, die sie als erwachsene und gebildete Frau hat, weiterhin durch die negativen Erfahrungen der Kindheit und Jugend geprägt wird. Dies wird vor allem an der Formulierung *hinterherhängt* deutlich. Sie erklärt anschließend eine bereits angenommene Orientierung an therapeutischen Themen, indem sie sagt: „ich bin @quasi@ in Selbsttherapie seit Jahrzehnten“ (Z. 92). Diese Selbsttherapie war notwendig, da ihre „Mutter [...] einen Erziehungsstil angewe=we=wandt [hat; N.S.], was man heute schwarze Psychologie @nennen@ würde“ (Z. 93f.). Sie differenziert diese schwarze Psychologie durch „runtermachen, viel Negativität, [keine; N.S.] [...] Belohnung, [...] wenig Taschengeld, wir mussten umsonst sehr viel arbeiten, [...] den Hof instand halten, das hat sehr viel Zeit weggenommen“ (Z. 94). Petra transportiert das Bild einer verlorenen Kindheit und fehlender Liebe und Geborgenheit durch die eigene Mutter. Auch die Hervorhebung ist interessant, dass sie unentgeltlich mitarbeiten mussten, was zu der Zeit und bis heute noch im ländlichen Bereich zur gängigen Praxis gehört, dass die Kinder auf den Höfen mithelfen und dafür kein Geld erhalten.

In diesem Erzählabschnitt zeigt sich deutlich, dass sie versucht, ihre Biographie theoretisch und psychologisch zu rahmen. Dies praktiziert sie durch Onlinerecherche, hier am Beispiel von Wikipedia, seitdem sie sich aus diesem Familiengefängnis befreit hat. Außerdem zeigt sich, dass sie nicht nur durch ihre Schwester gemobbt wurde, sondern auch unter dem Erziehungsstil der *schwarzen Psychologie* der Mutter gelitten hat. Sie sieht sich in einem ständigen Kampf mit den Familienangehörigen, die sie durch *Mobbing* oder *schwarze Psychologie* angehen. Sie schreibt ihrer Mutter und ihrer Schwester die Schuld für ihre schwere Kindheit und Jugend zu, die sie letztlich veranlassten zu fliehen und in ein anderes Land zu gehen, trotz der Distanz beschäftigt es sie weiterhin, weshalb sie sich selbst durch Eigenrecherche therapiert und versucht, Erklärungen zu finden. Die therapeutische Selbstanalyse erklärt auch die vorherige Selbstzuschreibung: der *Fünfte-Kind-Komplex*. Insgesamt wirkt es so, dass sie sich eher auf einem oberflächlichen, durch das Internet selbst angeeigneten Niveau therapeutischer und psychologischer Kompetenzen befindet (u. a. Familiengefängnis, schwarze Psychologie usw.). Es wird kein weiterer Tiefgang deutlich, was externe therapeutische Hilfen ausschließt. Dennoch bewältigt sie durch ihre ständige Selbsttherapie sekundär und erklärt sich damit ihre Lebenssituation.

Des Weiteren wird eine Sequenz von Monika angeführt, bei der in der Eingangssequenz der autobiographischen Erzählung eine Art der Selbstreflexion und neutrale Einordnung ihrer Lebenssituation stattfindet.

Neutrale Einordnung und Selbstreflexion der Situationen im Leben

Oh (1) oh (1) oh. das ist schon ja ((holt tief Luft)) Kindheit=eh: (1) ja ich hab=eh nich so gute Kindheit. meine Mutter war Alkoholikerin, das fängt schon an, ich kenn das schon, seit ich (1) eh vier Jahre bin, kann ich mich erinnern, die war nich ((atmet)) ei=eh ganze Jahr hat die getrunken, die hat Phasen gehabt immer (1) eine Woche, dann wieder zwei Monate Pause, dann wieder //mhm// eine Woche durch. ((atmet)) ja, wie Kindheit, ja dann wollte ich eh so schnell wie möglich, aha, meine richtigen Vater kenn ich nich, ich war von Stiefvater großgezogen, (2) aber in Inneren wusst ich immer, dass das nicht mein Vater ist, ich weiß nicht, wieso //mhm// ja, u:nd=eh=eh: (2) ja, ich kenn=eh mein richtigen Vater bis heute nich und dann wollt ich wie snell wie möglich von zuhause weg, (1) ja, die Kindheit war nich so schlimm, meine, unsere Mutter hat mit uns sehr viel unternommen und alles, ne? also hat sich viel Mühe mit drei Kinder gegeben, das muss ich ihr geben //mhm// ((atmet)) hab ich trotzdem mit ihr kein Kontakt seit acht Jahren, //mhm// (1) acht oder neun.

(Transkript Monika – Z. 6–19)

Monikas Ratifizierung des Kommunikationsschemas („Oh (1) oh (1) oh. das ist schon ja ((holt tief Luft))“) transportiert eine gewisse Dramaturgie und Spannung in Bezug auf das, was durch die Erzählung ihrer Lebensgeschichte folgen wird. Zudem vermittelt sie dadurch, dass es eine anspruchsvolle Fragestellung ist, ihre gesamte Biographie zu erzählen. Es folgt ihre Präambel: „Kindheit=eh (1) ja ich hab=eh nich so gute Kindheit“ (Z. 6f.). Sie schickt damit eine Bewertung ihrer Kindheit vorweg, welche darauf verweist, dass sie eine Vorstellung von einer guten und schlechten Kindheit hat, aus der sie für sich abzuleiten weiß, wie sie ihre eigene Kindheit bewerten kann. Die Begründung für die *nicht so gute Kindheit* führt sie direkt im Anschluss an, indem sie erzählt, dass ihre „Mutter [...] Alkoholikerin“ (Z. 7) gewesen ist. Anschließend sagt sie: „das fängt schon an“ (Z. 7). Hier ist nicht eindeutig zu interpretieren, was sie damit vermitteln möchte. Es kann ein sprachlicher Ausdrucksfehler sein, vielleicht hat sie sagen wollen *das fing schon an*, möglicherweise handelt sich auch um eine weitere Bewertung der Situation als Kind, dass durch den Alkoholismus der Mutter ihre schwierige Kindheit bereits begann. Ihre Formulierung ist jedoch letztlich Teil ihrer Argumentation für ihre nicht so gute Kindheit, die weitergeführt wird, indem sie schildert, dass sie aufgrund ihres Erinnerungsvermögens bereits seit ihrem vierten Lebensjahr weiß, dass ihre Mutter Alkoholikerin ist. Des Weiteren stellt sie differenziert die Alkoholerkrankung und demnach das Trinkverhalten der Mutter dar. Im weiteren Erzählerverlauf orientiert sie sich nochmal an der Frage „ja, wie Kindheit[?]“ (Z. 11) und knüpft damit an das vorherige Thema an: „ja dann wollte ich eh so schnell wie möglich, aha“ (Z. 11). Jedoch führt sie dies nicht weiter aus, sondern mit dem Ausdruck *aha* fällt ihr auf, dass sie bislang von ihrer Mutter gesprochen

hat, aber um ihre Kindheitsgeschichte zu vervollständigen, auch noch von ihrem Vater bzw. Stiefvater erzählen muss. Daher bricht sie den Satz ab und beginnt ohne erkennlichen Übergang, von ihrem Vater zu erzählen. Würde man den abgebrochenen Satz beenden, würde sie erzählen, dass sie aufgrund der Schilderung, dass ihre Mutter Alkoholikerin war, sie schnellstmöglich von zuhause weg wollte, was sie an anderer Stelle noch einmal näher ausführt. Monika erzählt weiter, dass sie ihren biologischen Vater, den sie „mein richtigen Vater“ (Z. 14) nennt, nie kennengelernt hat, und betont, dass sie ihn „bis heute nicht“ (Z. 14) kennt. Sie wurde stattdessen von ihrem „Stiefvater großgezogen“ (Z. 12). Sie führt jedoch aus, dass sie es stets im „Inneren wusst[e]“, dass ihr Stiefvater nicht ihr leiblicher Vater war. Warum sie das wusste bzw. fühlte, weiß sie selbst nicht. Zum Schluss dieses Erzählabschnitts beendet sie den zuvor abgebrochenen Satz: „dann wollt ich wie schnell wie möglich von zuhause weg“ (Z. 14f.).

Des Weiteren relativiert sie die Bewertung ihrer Kindheit: Diese ist nicht so gut gewesen bzw. sie erzählt von den positiven Seiten ihrer Kindheit, an die sie sich erinnert. Sie beginnt daher den Erzählabschnitt mit: „ja, die Kindheit war nicht so schlimm“ (Z. 15). Diese Bewertung führt sie direkt weiter aus, indem sie erzählt, dass ihre Mutter mit ihr und ihren zwei Geschwistern „viel unternommen [hat; N.S.] und alles [...] also hat sich viel Mühe [...] gegeben“ (Z. 16f.). Dass ihre Mutter sich bemühte und es daher auch gute Zeiten gab, „das muss [...] [sie; N.S.] ihr geben“ (Z. 17), d. h., dass muss sie ihr zugestehen, bei allem Schlechten, was sie erfahren hat. Obwohl sie sich dessen bewusst ist, die positiven und negativen Seiten ihrer Kindheit reflektiert und die damit verbundene Beziehung zu ihrer Mutter betrachten kann, hat sie mit ihr „kein Kontakt seit acht Jahren, [...] acht oder neun“ (Z. 18). Sie macht ihrer Mutter demnach keine Vorwürfe oder Schuldzuweisungen für ihre Alkoholkrankheit, sondern ordnet es für sich retrospektiv so ein, dass ihre Mutter alles getan hatte, was sie in ihrer Situation tun konnte.

In dieser Eingangserzählung präsentiert sie in einer neutralen und reflektierenden Art ihre Hilflosigkeit als Kind, wie sie ihrem Schicksal, in der Familie aufzuwachsen, ergeben war. Es wird nicht viel Positives erzählt, vielmehr ist es eine Orientierung an den schwierigen Verhältnissen in der Familie. Sie weiß für sich rückblickend die Dinge einzuordnen. Dies zeigt sich etwa darin, dass sie das Trinkverhalten ihrer Mutter reflektiert und hervorhebt, dass ihre Mutter trotz ihrer Alkoholkrankung alles versucht hat, um mit den Kindern etwas zu unternehmen. Auch ist ihr immer bewusst gewesen, dass ihr Stiefvater nicht ihr leiblicher Vater ist. Sie erzählt dies nicht in einer emotionsgeladenen oder schuldzuweisenden Art und Weise, sondern vielmehr neutral einordnend und reflektiert. Sie nimmt eine Beobachterrolle ein und wirkt in ihrer Erzählweise emotional nicht involviert. Es zeigt sich ihre Handlungsorientierung an einer neutralen Einordnung und Reflexion der Zustände im Leben. Diese stellt damit einen Gegenhorizonten zur Orientierung an Schicksalhaftigkeit dar, dem Leben hilflos ausgeliefert zu sein. Zugleich zeigt sich eine Art Sekundärbewältigung: Sie hatte ihr Aufwachsen und ihr Leben in irgendeiner Art und Weise bereits reflektiert und diese Erfahrungen der zweiten Bewältigung durch Reflexion und Einordnung ihrer Biographie in der Erzählung

verdeutlicht, indem sie erklärt, wie sie auf bestimmte Situationen des Lebens heute blickt und ihr Verhalten erklärt.

Auch Matthias nimmt im biographischen Interview eine Praxis der Selbstreflexion wahr, indem er in einer Art Selbstgespräch seine Lebensgeschichte rekapituliert und sich dabei selbst Zuspruch für bestimmte Situationen und Ereignisse gibt.¹⁰⁶

Selbstgespräch und -reflexion über vergangene Beziehungen

Ja, das war eigentlich meine Ausbildungszeit, und sonst, ja, weiß nicht, Beziehungen und so, ja, hatte ich (1) zwei feste hatte ich gehabt. //mhm// (1) das war eigentlich auch (1) okay gewesen, wir haben zusammen ne Wohnung genommen, sie musste selber arbeiten, //mhm// ((holt tief Luft)) war auch elf Jahre älter als ich, sie hatte=eh (1) ne Name einer Supermarktkette Filiale geleitet, also als Filialleiterin, //mhm// (2) ja, ich hab dann schon in Name einer Großstadt in Deutschland gearbeitet, hab mein eigenes Geld verdient, ist in Ordnung, man hat sich nur abends gesehen und (1) //mhm// war so, ist zusammen in Urlaub gefahren, //mhm// war auch okay, ja. (6).

(Transkript Matthias – Z. 174–182)

Die Beschreibung der ersten Beziehung und deren Beziehungszeit orientiert sich wie zuvor in der autobiographischen Darstellung eher an Oberflächlichkeiten, Strukturen und Normalitätskonstruktionen. Es stellt eine emotionslose, eher unbeteiligte Beschreibung dar, hier am Beispiel der Beziehung zu einer Frau. Matthias nennt keinen Namen, erwähnt nicht, wie lange sie zusammengelebt haben, erzählt keine Geschichte dazu, wie sie sich kennengelernt und miteinander gelebt haben oder auseinandergegangen sind. Es ist eher ein beschreibendes Abarbeiten von normalen Strukturen eines Zusammenlebens. Die wiederholte Verwendung (auch an anderen Stellen der autobiographischen Präsentation) der Bewertung *in Ordnung* oder *ist/war okay* stellt eine Erzählungsweise dar, die an ein Selbstgespräch erinnert. Es wirkt, als würde er sich selbst immer wieder gut zureden, warum die Dinge so verlaufen sind. Matthias nimmt demnach eine Legitimation der Geschehnisse und seiner Lebenssituation durch den eigenen (neutralisierenden oder positiven) Zuspruch in Form einer Selbstreflexion bzw. eines Gesprächs mit sich selbst vor. Diese Art und Weise der Selbstreflexion hat etwas Beruhigendes und Regulierendes.

Eine Praxis biographischer Reflexivität zeigt sich darüber hinaus in folgender Interviewszene mit Matthias, in der er schildert, wie er mit psychischen und magischen Erfahrungen umgegangen ist und diese für sich erklärt.

106 Die Textstelle fand bereits ihre Anwendung in Kapitel 5.4.3, wird hier aber nochmal als Beispiel angeführt, da sie in einer besonderen Weise die Form der Selbstreflexion durch den eigenen Zuspruch präsentiert.

Selbstreflexion extremer psychischer und magischer Erfahrungen, die er nicht wieder erleben möchte

I: Hattest du (1) selber irgendwelche Hobbys oder Interessen oder hast du heute noch? noch Hobbys, Interessen, wo du sagst, das mach ich total gerne, also früher und heute? Matthias: Ja, heute denk ich mehr so=ehm (1) gabs ne Zeit lang so, da wurd's richtig gruselig, so auch so=eh da hatte ich schon (1) paar Mal, ich weiß nicht, ob das Halluzinationen waren oder so, (1) da fing dat an so mit (1) ja=eh Karten, Tische rücken und so was, eh=eh mit solchen Leuten, wo ich denk so, hm, (1) hab ich gesagt so „wat n Quatsch“, ne? eh sag ich jetzt hier Schwarze Magie und so was, ne, sag ich „hey glaub ich eigentlich nicht dran“, aber da glaub ich schon n bisschen dran, dass (1) hab ich gedacht so „dat kann ja nicht sein, dass so was auf einmal ist“. ((Straßenlärm)) (2) ist mir hier in Name einer Großstadt in Deutschland passiert, eh ich geh in einen Laden rein und n paar Schwarzafrikaner kamen mir entgegen und die Augen waren komplett (1) also=eh kann ich nicht beschreiben, das war eh komplett krass gewesen, //mhm// ich dachte so „hui, was ist das denn“? Ich denk so „hab ich zu viel getrunken“ oder so? normal passiert mir so was nicht, ne, ich //mhm// denke so, hm, Woodoo oder so? nee (1) hm, hab ich mir schon (1) ja, interessier ich mich auch für, nur (1) denk ich mir, vielleicht waren das, oder ich träum in letzter Zeit träum ich wirklich (1) allem möglichen (1) ja, nicht Käse, sag ich jetzt mal, aber das ist richtig eh ((atmet laut)) teilweise krass. da denk ich mir so, hm, da krieg ich schon manchmal Angst, //mhm// (1) ne? (1) also nicht, dass ich jetzt gleich sterben tu oder so, //mhm// aber (1) ich denk da so puh: (1) da dacht ich mir so, wat war dat denn für ne Begegnung, ne? //mhm// (2) da denk ich mir schon (1) ja, das: komisch, ich kanns nicht beschreiben, das ist eh (2) oder (1) pustet mir einer in Nacken, obwohl da gar keiner steht. //mhm// (1) denk ich so „isset soweit so langsam“, nee, ehrlich, //mhm// hab ich mir schon gedacht so so ne, und dann sag ich so wwh, wo ich denk so, was? //mhm// ((Auto wird gestartet)) °so diese (1) wo du sagst „nee, das kann doch nicht sein.““

I: Das hab ich jetzt, sorry, das, weil das Auto grad anging.

Matthias: Als wenn wenn einer //ja// (1) pustet und //mhm// chuch ((pustet aus)) (1) so was, wo du dich denkst so, was? also //mhm// wirklich, als wenn pffft auf dem //mhm// wie gesagt, es steht gar keiner da. (1) Hm da hab ich schon langsam gedacht so, sind dat schon so Sachen so, wo du schon total verkinscht bist oben im Kopf? (1) ja, dat is einfach so. (1) eh solche Sachen. (4) wie so Hexen, ja, sagt man so, ne? //@ (.)@// witches, witches //mhm// jaja, (1) auf Englisch so witches. //ja// (1) Hexen. (2) krass, eigentlich nur krass, (1) denk ich mir. (1) //mhm// (3) ist in letzter Zeit auch Gott sei Dank nicht wieder aufgetreten, aber vor paar Monaten. //mhm// hab ich gedacht so=ehm (2) „schon wieder bereit hier für (1) in de Psychiatrie zu landen“? //mhm// eigentlich nicht. wirklich nicht. gibt andere Leute, die hier draußen aufe Straße rumbriüllen und so, ja, die sollten da eher rein. //mhm// ne, anstatt (1) Leute, die ja eigentlich so (1) ganz normal ihren Weg gehen.

(Transkript Matthias – Z. 822–861)

Unter Bezugnahme der bereits erfolgten Rekonstruktion der Szene zu Typ II in Kapitel 5.2.2 wird im Folgenden der Schwerpunkt auf die für Typ VI relevanten Aspekte gesetzt. Der Aufbau von Matthias Erzählung, bestückt mit seinen Erfahrungen,

die ihm Angst machen, erfolgt in Form einer Selbstreflexion, die zu dem Schluss kommt, dass er nicht in einen solchen Zustand dauerhaft geraten will. Matthias erzählt, dass er halluzinative Zustände erfahren hat, aber noch nicht ganz verrückt sei und erleichtert ist, dass es nicht mehr aufgetreten ist. Dabei grenzt er sich von anderen Obdachlosen ab, die im Gegensatz zu ihm in die Psychiatrie gehören: „die hier draußen auf der Straße rumbrüllen und so, ja, die sollten da eher rein [...] ne, anstatt Leute, die ja eigentlich so (1) ganz normal ihren Weg gehen“ (Z. 860f.).

Die gesamte Darstellung handelt von seiner Form der Selbstreflexion über seine psychischen Grenzerfahrungen und verdeutlicht, wie er sein Ausgeliefertsein innerhalb dessen rekapituliert, indem er erzählt, wie er in die angsteinflößenden Situationen hineingeraten ist bzw. wie er diese halluzinativen Erfahrungen gemacht hat und diesen ohne jegliche Kontrolle handlungsohnmächtig ergeben war, bis sie wieder aufgehört haben. Seine Art und Weise, damit umzugehen, ist zu hoffen, dass es aufhört und nicht wieder auftritt. Sich zum einen reflexiv der vorangegangenen psychischen Situation bewusst zu sein und zum anderen die Situation abzuwarten und zu hoffen, dass die Phase vorbeigeht, stellt seine Bewältigungspraxis mit diesen beängstigenden Grenzerfahrungen dar. Er zeigt sich keinerlei Aktivität, an der Lebenssituation etwas ändern zu wollen oder dem vorzubeugen, dass solche Situationen nicht mehr auftreten. Er reflektiert und erkennt, kann aber daraus keine Handlungsfähigkeit schöpfen. Außerdem versucht er, sich zum Teil in einer Art Selbstgespräch und -reflexion, die Geschehnisse durch *Schwarze Magie* zu erklären, er ist sich aber auch nicht ganz sicher.

Die abschließenden zwei Interviewszenen dieser Verhandlungsdimension verdeutlichen, inwiefern eine Sekundärbewältigung in Form einer Reflexion der eigenen Biographie und biographischer Krisen zu einer gegenwärtigen Bewältigungspraxis wird, indem diese den biographischen Werdegang legitimiert. Sarah nimmt ihre Reflexion und Bewältigung in Orientierung an ihrem Gottvertrauen vor.

Kampf mit Gottes Unterstützung zurück in die Normalität

und ich bin (unv.) gelandet, ich hab dort vier Monat verbracht. e:h (1) aber diese (unv.) haben nicht oft geholfen, weil eh man merkt auch nicht mehr wirklich alles diese bei mir ziehe überall. also Stück für Stück ich komm zurück in die Normalität, sag ich einfach nur so. (1) und ehm ich hab Anfang gedacht vielleicht ist eine Stre:sszeit und so aber wdrauf ein (unv.) oder so aber ich hab mir einfach mal gedacht, weil ich hab Stimme, Leute die für mich gebetet, also ich war das, das war einfach so, wie ein Kampf Gut gegen Bö's. also ich befinde mich immer noch in diese Kampf ((tiefes Einatmen)) u:nd e:h (1) ich sag einfach so, für meine Glaube ich bin Gott dankbar //mhm//, weil manchmal Gott schützt uns. Gott war für mich da und ich bin gestorben, Gott hat mich wieder zum Leben gebracht, und ich bin dankbar.

(Transkript Sarah – Z. 62–73)

Sarah reflektiert ihre Krankheitsgeschichte und ihren Weg zur Gesundheit. Über diese Reflexion stellt sie fest, dass sie weiterhin nicht gesund ist und immer noch

gegen die Krankheit ankämpfen muss: Sarah ist krankheitseinsichtig und kann dies für sich einordnen, hat aber bisher keine Lösung für sich gefunden, wie sie diese handlungsmächtig nachhaltig bekämpfen kann. Sie erzählt, dass sie vier Monate an einem Ort war und dort etwas erhalten hat, was aber keine unbedingte Hilfe darstellte, und dass sie „nicht mehr wirklich alles“ (Z. 63) wahrgenommen hat und „überall“ (Z. 64) an ihr gezogen wurde. Sie nimmt wahr, dass sie sukzessiv „zurück in die Normalität“ (Z. 65) gelangt. Auch wenn es leider sprachlich nicht verständlich ist, wo sich Sarah vier Monate lang aufhielt und was dort gemacht wurde, lässt sich hier annehmen, dass sie in einer psychiatrischen Klinik war und dort (medikamentös) behandelt wurde. Darüber hinaus zeigt sich, dass Sarah bewusst ist, dass sie nicht in der Normalität gelebt hat, d. h., dass sie eine Krankheitseinsicht und ein Bewusstsein dafür hat, dass beispielsweise die Stimmen, die sie hört, nicht real sind. Weiter erzählt sie, dass sie anfänglich ihre Erkrankung als stressige Phase eingeordnet hat und dabei „Stimme[n], Leute die für mich gebetet [...], wie ein Kampf Gut gegen Böses“ (Z. 67f.) hörte. Diese Art des Kampfes ist jedoch weiter anhaltend, wobei angenommen werden kann, dass sie das weniger gewordene, aber immer noch vorhandene Hören der Stimmen beschreibt. Sie präsentiert sich damit als optimistische kämpferische jungen Frau. Sie muss diese Praxis aufrechterhalten, da einem Kampf immer auch inbegriffen ist, dass er verloren werden kann, d. h., dass sie wieder abseits der Normalität lebt und damit in ihrer Vorstellung gestorben ist (vgl. Z. 71).

Im Anschluss daran folgen eine Argumentation und Beschreibung, in der sie ihre Dankbarkeit für ihren Glauben an Gott beschreibt und erläutert, dass Gott einen schützt und gegenwärtig ist: „Gott war für mich da und ich bin gestorben, Gott hat mich wieder zum Leben gebracht“ (Z. 70f.). In diesem Erzählabschnitt zeigt sich ihre religiöse Orientierung, die auch in ihrem Kampf deutlich wird. Es gibt Menschen, die für sie beten, der Kampf handelt von Gut gegen Böse und weist dabei auf ihre Leidensgeschichte – ihre Leidensgeschichte als Prüfung Gottes. Die Gegenüberstellung von Gut und Böse orientiert sich an biblischen Geschichten und Metaphern, die Extreme gegenüberstellen, beispielsweise Himmel und Hölle. Aus dieser Leidensgeschichte heraus wurde sie von Gott gerettet, beschützt und wiederbelebt. Es liest sich so, als haben Gott und ihr Glaube an Gott sie wieder hin zur Normalität, zurück ins Leben geführt. Es wird hier deutlich, dass Gott nur mit dem Positiven, der Hilfe, als Anker verbunden wird und sie ihn nicht anklagt für das, was ihr im Leben widerfahren ist (Krankheit, Wohnungslosigkeit etc.). Auf der einen Seite sieht Sarah ihre psychische Erkrankung und hat die Einsicht, dass die Stimmen und das Sehen von Tieren nicht der Realität entsprechen. Auf der anderen Seite erlebt sie die Gotteserfahrung, die sie als wahrhaftig erlebt und einordnet.

Die Selbstreflexion und die Suche nach Antworten bei Gott für die eigene prekäre Lebenslage führt sie in folgender Sequenz weiter.

Fragen an Gott zur eigenen Lebenssituation

un=du fragst dich manchmal Gott was habe ich °getan°, um in diese Lage zu kommen? (3) was hab ich diese Land getan, damit ich in diese Lage, oder was hab ich getan? man fragt sich das wirklich und guck einfach so hab ich die Gesetzeslage be- befol-, hab ich, ich bin ich nicht für diese Land, und alle diese Frage eh beschäftigen mich und und ich seh einfach so oh Gott lehrt uns, die Schwierigkeiten des Leben, das ist au- das Leben ist auch eine Schule, es wird immer noch eine Schule bis zum Ende sein.

(Transkript Sarah – Z. 77–83)

Sarah reflektiert laut bzw. richtet laut ihre Gedanken an Gott und fragt ihn, warum sie in so einer Situation der Obdachlosigkeit leben muss. Während der Argumentation verändert sie teilweise ihre Stimme und die Lautstärke des Gesprochenen. Letztlich erklärt sie sich ihre Situation und Gottes damit inbegriffene Taten insofern, dass Gott sie ihr Leben lang „lehrt [...], die Schwierigkeiten des Lebens, [...] das Leben ist auch eine Schule“ (Z. 81f.). Hier zeigt sich, dass sie ihr Leben und ihre schwierige Lebenssituation der Obdachlosigkeit, der Erkrankung etc. anhand der Prüfungen des Lebens, die durch Gott gegeben sind, reflektiert, legitimiert und für sich verstehbar macht. Darüber hinaus wird deutlich, dass sie sich selbst als Fremde in Deutschland versteht und sich fragt, ob sie sich an die Regeln im Land hält: „was habe ich diese Land getan, damit ich in diese Lage [...] man fragt sich das wirklich und guck einfach so hab ich die Gesetzeslage be- befol-, hab ich, ich bin nicht für diese Land“ (Z. 78ff.). Insgesamt zeigt sich in dieser Sequenz ein tiefer christlicher Glaube, der Sarah positiv stärkt, ihre Lebenssituation der Obdachlosigkeit durch eine ständige Reflexion im Gespräch mit Gott und sich selbst zu bewältigen, da sie ihre Schwierigkeiten (Obdachlosigkeit und psychische Erkrankung) für sich als Prüfung Gottes einordnet und damit legitimiert.

5.6.2 Hilfe- und Therapieerfahrung

Diese Verhandlungsdimension unterscheidet sich nur geringfügig von der vorherigen Darstellung, da auch hier eine biographische (Selbst-)Reflexion stattfindet. Dennoch werden in Abgrenzung zur vorherigen Verhandlungsdimension im Folgenden Beispiele angeführt, bei denen durch die Interpretation und biographische Kontextualisierung erklärt und angenommen wird, dass die (Selbst-)Reflexion auf Hilfe- und Therapieerfahrung gründet und somit transitiv hergestellt wurde.

Die ersten drei Interviewszenen gehen auf die autobiographische Erzählung Helens zurück, die krisenbesetzte Lebensphasen rekapituliert und dabei stets eine Expertenrolle einnimmt, indem sie ihre jeweilige Situation in Form einer Reflexions- und Therapeuteschablone einordnet und legitimiert.

Einordnung des Suchtverhaltens durch Reflexions- und Therapeuteschablone

und irgendwann so im Laufe der Jahre ist halt so die Sucht immer im Vordergrund, ne, und bin dann auch ganz schwer alkoholabhängig geworden, nachdem ich das Heroin geschafft hab, //mhm// ist eigentlich nur n Umlagern, //mhm// (1) ((atmet)) (1) ne, es ist aber, man ist halt eben als Alkoholiker gesellschaftsfähig, man ist eh (1) nicht

kriminell, (1) man besorgt sich keinen Stoff irgendwo auf der Straße, der verboten ist, //mhm// ((atmet)) eh jeder klopft einem auf die Schulter solange wie man eben noch mithalten kann, ne, weil (1) Alkoholismus wird in Deutschland auch erst dann gesehen, wenn der Penner auf der Straße liegt, also //mhm// da ist er n Alki und bis dato is ja noch alles in Ordnung, das is, das wird so schön verblümt, ne?

(Transkript Helen – Z. 36–45)

Helen erzählt, dass in ihrem Leben „die Sucht immer im Vordergrund“ (Z. 36f.) stand. Sie war alkoholabhängig, nachdem sie nicht mehr heroinabhängig war. Sie beschreibt es als „Umlagern“ (Z. 39) der Sucht. Sie führt aus, dass das Positive, aber auch das Gefährliche am Alkohol ist, dass man „gesellschaftsfähig“ (Z. 40) ist und sich damit nicht straffällig macht. Sie beschreibt es noch drastischer: Andere Menschen finden einen nur so lange gut und unterstützen einen beim Trinken, wie man noch in der Lage ist, mitzutrinken und „mitzuhalten“ (Z. 42). Sie argumentiert weiter, dass eine Alkoholerkrankung in Deutschland erst dann als dramatisch eingeschätzt wird, „wenn der Penner auf der Straße liegt“ (Z. 43). Bis dahin wird Alkoholkonsum von der Gesellschaft „verblümt“ (Z. 45). Helen nimmt in dieser Sequenz eine Selbstreflexion und Gesellschaftskritik vor und verwendet dabei Formulierungen aus der (sucht-)therapeutischen Praxis (beispielsweise die Sucht steht im Vordergrund), welche auf ihre Therapieerfahrung verweist. Die Sekundärbewältigung durch die Therapie und/oder die Auseinandersetzung mit der Suchterkrankung ermöglichen es ihr, ihre Sucht einzuordnen und für sich verstehbar zu machen. Außerdem ist die Aussage, dass *die Sucht immer im Vordergrund* stand, eine Aussage, die getätigt wird, wenn sozialarbeiterische oder suchththerapeutische Hilfen geprüft und bewilligt werden sollen. Hier stellt sich immer die Frage, ob die Sucht oder die besonderen sozialen Schwierigkeiten im Vordergrund stehen. Sie betont ihre Alkoholabhängigkeit, schließt daran in ihrer Expertenrolle aber eine gesellschaftskritische Argumentation im Umgang mit Alkohol an, die beinhaltet, dass Alkoholkonsum toleriert wird und gesellschaftsfähig ist, bis zu dem Punkt, an dem es zu spät ist und die Person obdachlos auf der Straße lebt. Außerdem legitimiert sie durch die kritische Reflexion des Umgangs der Gesellschaft mit Alkoholkonsum und -sucht ihr Suchtverhalten. Insgesamt zeigt sich in dieser kurzen Sequenz Helens Orientierung an einer Reflexions- und Therapeuten-schablone, anhand derer sie ihre Biographie und ihre biographischen Erfahrungen erklärt, legitimiert und bewältigt.

Einordnung und Reflexion ihrer Erfahrungen in Beziehungen, im Bordell und in der Entgiftung im Kontext einer Borderline-Persönlichkeitsstörung¹⁰⁷

ja, und dann halt = eh über die Beziehungen, die man dann führt, durch mein (2) Leben als Prostituierte in der Zeit, ich hab dann auch den Bezug zu den Männern (1) wirk-

107 Diese Passage wurde bereits im Kontext der Verhandlungsdimension *Schicksal in ironischer und sarkastisch-kommentierender Weise* unter Typ IV interpretiert. Hier erfolgt eine Fokussierung auf Typ VI und die Verhandlungsdimension *Hilfe- und Therapieerfahrung*.

lich verloren, weil man (1) vieles falsch sieht, ne, //mhm// (1) also ((atmet)) man muss das ja absplitten können, liebt der mich jetzt wirklich, liebt der mich nicht, ist alles so'n ((atmet)) (1) das Gefühl, das versagt so, und irgendwann im Alter hat man mir dann gesacht, wie ich entgiftet hab in Name eines Stadtteils „ja, Sie haben Borderline“. ich sach „wat hab isch“? (1) so, jetzt hab ich da ne Diagnose bekommen von nem Ding, was ich schon Jahre bearbeitet hab irgendwie //mhm// so, ne? ((atmet)) (1) „Sie spinnen aber“. (1) //mhm// „ja, jetzt spinnen se auch noch, jetz sin Se nicht nur noch süchtig, jetzt spinnen se auch noch“, ne? ((atmet)) so, dann @haben se@ das an der Backe.

(Transkript Helen – Z. 45–55)

Helen erzählt weiter, dass sie aufgrund der Arbeit im Bordell, aber auch durch ihre Beziehungen „den Bezug zu den Männern [...] verloren“ (Z. 47) hat. Sie konnte für sich nicht mehr einordnen, ob sie jemand liebt oder nicht und musste auch einiges von sich emotional fernhalten. Im Erwachsenenalter hat sie dann während einer Entgiftung die Diagnose einer Borderline-Persönlichkeitsstörung erhalten: „jetz sin se nicht nur süchtig, jetzt spinnen se auch noch“ (Z. 54f.), „so, dann @haben se@ das an der Backe“ (Z. 55). Somit hat sie die psychiatrische Diagnose noch zusätzlich zu ihren anderen Problemen bekommen.

Auch in diesem Erzählabschnitt zeigt sich der sarkastische Fatalismus in ihrer Erzählweise: ‚Nebenbei‘ erfährt sie im Erwachsenenalter, dass sie eine Borderline-Persönlichkeitsstörung hat. Diese hat ihren Ursprung in der Kindheit; sie wird daher schon sehr lange in ihrem Leben präsent gewesen sein und wurde von ihr mit „bearbeitet“ (Z. 53). Die Diagnose bringt sie auch in den Zusammenhang mit ihrem Bezug, ihren Beziehungen und Gefühlen zu Männern. Sie geht in die Reflexion und bringt ihr Verhalten gegenüber Männern in den Zusammenhang mit ihrer Arbeit im Bordell und ehemaligen Beziehungen, die scheinbar nicht positiv verlaufen sind. Sie gibt an, dass ihre Form des Umgangs, die Bewältigung dieser Situationen, durch „[A]bsplitten“ (Z. 48) möglich wurde und ihr heutiges Verhalten erklärt. Es zeigen sich ein hohes Maß an Reflexion und die bereits erfolgte Therapie. Beides fließt in ihre Rekapitulation der Lebensgeschichte mit ein und stellt sie als Expertin ihrer Lebensgeschichte und Erkrankungen dar.

Expertin ihrer selbst durch Reflexions- und Therapeuteschablone

I: ⊥ Und dann (1) nach der Ehe, (1) wie gings dann weiter?

Helen: ((atmet)) Ja:, (1) ich bin halt danach, dann hab ich noch mal jemanden kennengelernt, bin dann in, eben in die nächste Beziehung, war im Hotel, //mhm// auch obdachlos, Hotel, ne, ((atmet)) (1) un=eh ja, das is auch nicht, da haben Sie ja mal grade Ihr Bett für sich und Sie sind ja nicht geschützt vor andern Leuten, wenn Sie dann noch (1) kein Einzelzimmer haben, dat is, wär, is ja der reine Luxus, n Einzelzimmer, ((atmet)) (1) ehm (1) ((schluckt)) haben Se keine Möglichkeit, hier irgendwas liegen zu lassen, is weg. (1) //mhm// einmal umgedreht, ist alles weg. (1) //°@(.)@°// ne, also schaffen Sie sich auch gar nichts mehr an. (1) das ist, das lässt man schon sein, man schafft sich nichts an, weil es in zwei Wochen wieder weg is. (1) ((atmet)) bringt

nix, ne? (1) also Sie kommen nich dazu, es wird Ihnen (1) keine Möglichkeit gegeben, wirklich (1) zu horten und aufzubauen und aufzubauen, is nich, ne, //mhm// wird Ihnen an den Füßen wieder weggezogen. ((atmet)) (2) ich hab paar Mal darum gebeten, ich sach „so und so sieht das aus“, dass man das eben bisschen splittet, ne, so nach dem Motto „die ist noch nicht so ganz kaputt, die könnte man vielleicht noch (1) //mhm// retten“. hm-hm, (2) das is dann so. (1) ((atmet)) das hab ich hier es erste Mal seit Jahren wieder erfahren können, ((atmet)) (1) dass man sich denkt, die ist vielleicht noch nich ganz so (1) so kaputt, die lassen wir erstmal hier und gucken, dat die ne Wohnung kricht, ne? ((atmet)) //mhm// (1) so, also dass man eben da noch Potenzial sieht in dem Menschen, wat noch vorhanden is durchaus, ja? //((atmet))// (2) wenn man ihn dann n bisschen gewähren lassen würde, (1) //((atmet))// (1) weil also meine Selbstständigkeit, das ist, man wird immer autonomer, also s=s=so. //mhm// (1) ne, ich möcht das für mich selbst entscheiden können, //mhm// weil eben in jungen Jahren so viel für mich entschieden worden ist, (2) aber nie das Richtige. //mhm// (1) hm-hm, (2) ((schnalzt)) macht mich heute nicht zu nem einfachen Patienten, dat is dann @(3)@ //°@(.)@°// also erstmal immer nein, wie eben gesacht, //°@(.)@°// und dann bin ich in der Ecke, selbst drüber nachdenken, ob es nicht vielleicht (1) gut wäre. @.(2)@ (1) //°@(.)@°// (1) es ist ja nicht an jedem, an jeder Sache was falsch, ne, und ich kann ja auch nicht bei jedem jungen Menschen hingehn und sagen „du hast keine Ahnung“, geht nich, //mhm// ((atmet)) aber ich neige oft dazu, das ist so „lass mich in Ruh, du hast eh kein Plan“, ne, so dat (1) arrogant, falsch arrogant, also (1) ich erwisch mich da ja selbst bei so, ne? ((atmet)) und (1) bin halt froh, dass ich immer noch n sehr, sehr selbstreflektierter Mensch bin, der da auch zu stehen kann und kann sagen „so, da (1) da liegt eben (1) mein Fehler“, ne, //mhm// „**bring mir was bei**, ich ich will ja, ne?

(Transkript Helen – Z. 779–813)

Auf meine Frage, wie es für sie nach der Ehe weiterging, erzählt sie, dass sie eine neue Beziehung eingegangen ist, führt dies aber nicht weiter aus, sondern erzählt, dass sie im Anschluss obdachlos wurde und in einem Hotel gelebt hat. Dort musste sie sich ein Zimmer mit anderen teilen, hatte nur ihr eigenes Bett. Ansonsten hatte sie keine Privatsphäre und konnte dort auch nichts aufbewahren oder Neues kaufen, weil man immer direkt beklaut wurde. Sie grenzt sich von den anderen in der Unterbringung ab und sagt, dass sie „noch nich so ganz (1) kaputt“ (Z. 793) war. Sie hat auch versucht, denjenigen, die für die Unterbringung zuständig waren, deutlich zu machen, dass man sie von den anderen „eben bisschen splittet“ (Z. 792f.). Hier zeigt sich, dass sie als Expertin alles in der Notunterkunft überblickt, einen besonderen Status in ihrem Milieu hat und sich innerhalb des Milieus abgrenzt. Daran anschließend wechselt Helen in die Gegenwart und berichtet, dass sie in der Krankenwohnung, in der sie aktuell lebt, seit Jahren das erste Mal gespiegelt bekommt, dass sie ein Mensch mit „Potenzial“ (Z. 798) ist, die „noch nicht ganz so [...] kaputt“ (Z. 796) ist. Sie reflektiert weiter, dass es für sie wichtig ist, dass man sie nicht bevormundet, sondern dass sie autonom und eigenständig für sich entscheiden darf. Sie kann sich auch schwer etwas sagen lassen, weil für sie in der Jugend „so viel [...] entschieden worden ist, aber nie das Richtige“ (Z. 802f.).

Sie erklärt, dass sie dadurch grundsätzlich gegen Vorschläge seitens Einrichtungen ist, aber zugeben muss, dass sie dann doch länger über die Dinge nachdenkt und für sich reflektiert, die Anregungen und Vorschläge in Erwägung zu ziehen. Sie beschreibt sich in dem Kontext als „arrogant, falsch arrogant“ (Z. 810), aber gleichzeitig als „sehr selbstreflektiert“ (Z. 811f.). Diese Art und Weise zu agieren, sieht sie als ihr Manko, worüber sie sich aber durch ihre Selbstreflexion bewusst ist und aktiv sein möchte: „**bring mir was bei**, ich ich will ja, ne“ (Z. 813.). Es zeigt sich hier innerhalb ihrer eigenen Expertenorientierung erneut die Reflexions- und Therapeuteschablone, durch die sie ihr Leben betrachtet. Ihre Praxis stellt die Wahrung der eigenen Autonomie dar, um sich vor der Gesellschaft abzugrenzen. Dieses Streben nach Autonomie und das Sich-nichts-sagen-lassen-Wollen legitimiert sie durch ihre Kindheit, in der alles für sie bestimmt wurde und die für sie keine gute Entwicklung darstellte. Gegenhorizont zur Wahrung der Autonomie/des Autonomiebestrebens als Praxis stellt hier auch auf der kommunikativen Ebene die Selbstreflexion dar: Helen beschreibt sich als „falsch arrogant“ (Z. 810); neben ihrer Fassade, alles abzulehnen, und dem Willen, autonom sein zu wollen, denkt sie teilweise doch über die Dinge nach, die man ihr empfiehlt.

Auch in der folgenden Sequenz von Matthias zeigt sich eine Bewältigungserfahrung durch (Selbst-)Reflexion, die auf Hilfe- und Therapieerfahrung zurückzuführen ist, welche im Kontext des Beginns der Alkoholsucht präsentiert wird.

Beginn der Alkoholsucht

ja:, und=eh ich hab mich ziemlich früh, jetzt kommt meine Suchtgeschichte, (1) also mit zwölf Jahren hab ich angefangen schon (1) Alkohol zu trinken, (1) wurd eigentlich so (1) von meinen Eltern (1) geduldet //mhm// alles, ne, sie waren auch selber jetzt nicht jeden Tag betrunken, sondern am Wochenende überwiegend und alles, ne.

(Transkript Matthias – Z. 59–63)

In dieser Interviewszene geht Matthias darauf ein, dass bereits „ziemlich früh“ (Z. 60), im Alter von zwölf Jahren, seine „Suchtgeschichte“ (Z. 60) begonnen hat und seine Eltern nichts dagegen unternommen haben. Im Gegenteil, sie haben es „geduldet“ (Z. 62) und tranken selbst regelmäßig Alkohol, vor allem an Wochenenden. Es wird deutlich, dass er sich seiner Sucht bzw. Alkoholkrankheit bewusst ist und diese selbst als seine Suchtgeschichte definiert, was darauf verweist, dass er zum einen bereits Therapieerfahrung hat und es sich zum anderen bereits um eine lange Zeit handelt, die er süchtig ist, sodass seine Sucht eine eigene Geschichte innerhalb seiner Biographie einnimmt. Matthias verfügt über eine sekundäre Bewältigungserfahrung im Umgang mit seiner Sucht auf Basis der Selbstreflexion, was sich auch in diesem Ausschnitt zeigt, ggf. hat er im Kontext von Therapie und Entzug Erfahrungen sammeln können, die er heute nutzt, um seine Situation zu erklären. Er nimmt einen metakommunikativen Einschub vor und führt mich aktiv durch das Interview: „jetzt kommt meine Suchtgeschichte“ (Z. 60). Der Einschub vermittelt darüber hinaus, dass es offensichtlich erschien, dass die Suchtgeschichte

irgendwann im Verlauf des Interviews dargestellt werden musste und einen wichtigen Teil seiner Biographie einnimmt.

Des Weiteren wird in diesem Erzählabschnitt deutlich, dass im Kontext seiner Familie das Trinken von Alkohol legitim war und eine gängige Praxis darstellte, die trotz seines frühen Alkoholkonsums nicht reglementiert oder sanktioniert wurde. Es liest sich so, als sei es auch für ihn alltäglich und normal gewesen, bereits im Alter von zwölf Jahren Alkohol zu trinken, und nicht die Ausnahme, sodass er eventuell mal heimlich Alkohol probiert hätte. Matthias legitimiert seine Alkoholsucht über die gängige Praxis des Alkoholkonsums im Elternhaus und die Duldung der Eltern, indem er präsentiert, dass die Sucht ein Teil seiner Lebensgeschichte ist.

Des Weiteren werden vier Interviewszenen und entsprechende Interpretationen aus der autobiographischen Präsentation von Uwe angeführt, welche dokumentieren, inwiefern externalisierte Therapie- und Hilfee erfahrung als Sekundärbewältigung Einfluss auf die Praxis und die biographische Rekapitulation haben und dadurch zu einer Legitimation des eigenen Selbst führen.

Reflexive Deutung (Sekundärbewältigung) und Einordnung der ersten Anzeichen einer Psychose zur Schulzeit

und bin dann eingeschult worden in die=eh (2) Grundschule (1) Gemeinschaftsgrundschule Bostonstraße //mhm// (1) in Name eines Stadtteils, wo wir auch (1) wo:hnten. u:nd (1) die hab ich eigentlich sehr gut gemeistert, die Schule, ((atmet)) da bin ich=ehm aufs Gymnasium gekommen, //mhm// u:nd da fing das, also hatt ich erhebliche Anfangsschwierigkeiten, ehm (1) mit dem Lehrstoff oder=oder auch mich so zurechtzufinden. (1) das hat dann auch irgendwie dann nach einiger Zeit geklappt, ich war nie n Musterschüler irgendwie ((atmet)) e:h=m ich hatte da meine Stärken un=da meine Schwächen. (1) und=eh es wurd das wurd dann auch ausgebügelt mit Nachhilfe und so weiter und so fort. ((atmet)) (1) u:nd da merkte ich aber schon irgendwie da so'n bisschen (1) eh so'n bisschen (2) ja, ob das psychotisch war oder so //mhm// kann ich nie irgend- weiß ich nicht zu deuten, aber ((atmet)) irgendwie war da schon irgendwie n komisches Gefühl, das ist dann aber wieder abgebbt. (1) und dann lief das auch mit der (1) mit der Schule wieder beller wieder besser, (4) ((schluckt)) bis ich dann in die Pubertät gekommen bin, da hab ich d- mich dann mit jedem (1) Lehrer dann=eh (1) also gezankt und (1) war bockig und so weiter und so fort. (3) m=ja, und dann hab ich so=eh ((atmet)) irgendwie meinen Weg gefunden und hab dann=ehm ((schluckt)) mein Abitur gemacht, (2) eh durchschnittlich, (2) ehm wobei ich dann mit dem, also ich hab dann Sportabitur gemacht, das heißt also, ich habe im (1) eh wir hatten Rudern, (1) und da hab ich dann=eh (1) mehr oder weniger die Abi-Note n bisschen hochgepusht mit.

(Transkript Uwe – Z. 21–42)

Die Art und Weise der rückblickenden Bewertung seiner Schwierigkeiten, die Uwe mit den Lehrer*innen in der Pubertät hatte, liest sich, als nehme er die Perspektive eines Kindes einoder als habe jemand anderes ihm gesagt, wie er sich in der Zeit verhalten habe. Mit einem Lehrer als Autoritätsperson kann man sich eigentlich nicht zanken, dass macht man eher mit gleichaltrigen Kindern und Jugendlichen.

Uwe nimmt beim Einschub zu seiner psychischen Gesundheit während der Schulzeit eine vorreflexive Deutung vor. Es lässt sich hier annehmen, dass er das Thema bereits in irgendeinem Therapie- oder Hilfesetting besprochen haben wird, da er eine Einordnung vornimmt, die nicht in der Situation selbst erfahrbar gewesen sein kann, sondern irgendwann im Nachgang, wahrscheinlich in einem professionellen Kontext, erfolgte und in der sein Zustand als psychotisch eingestuft wurde. Anhand dieses Beispiels lässt sich aufzeigen, dass sich Uwe innerhalb der Rekapitulation seiner Biographie an Sekundärbewältigungsvorgängen orientiert. Dadurch werden seine biographischen Erfahrungen und Erlebnisse erklärbar und durch (gesellschaftliche, professionelle) Zuschreibungen (Psychose) kategorisierbar, er legitimiert seine Erfahrungen und Erlebnisse in gewisser Weise. Zudem zeigt sich seine Handlungsosohnmacht in der Situation selbst, da er beschreibt, dass er ein unangenehmes Gefühl hatte, welches er nicht verstehen konnte, das aber nach einer Zeit zurückging. Uwe war der Situation, dem Gefühl und damit auch den Schwierigkeiten in der Schule handlungsohnmächtig ergeben; auch wenn er es heute für sich einordnen kann.

Vorreflexion und Therapieerfahrung (Sekundärbewältigung) im Kontext der Erzählung zum Wehrdienst bei der Bundeswehr

m=ja und dann musst ich irgendwann dann (1) eh zum (1) zur Bundeswehr, ((schluckt)) da hat sich dann mein Vater für eingesetzt eh dass ich nicht so weit (1) weg kam eigentlich weil das für mich sehr belastend war, weil ich n enges (1) Verhältnis zu meinen Eltern und der //mhm// zu der Wohnung hatte 's war das erste Mal, wo ich irgendwie ((atmet)) weg war von zuhause //mhm// und keiner konnte mehr, im Endeffekt musst ich da auf meinen eh meinen eigenen vier Beinen stehen, ne eh zwei Beinen stehen. ((atmet, schluckt)) aber der hat dann (1) irgendwie da mit dem ehm ((schluckt)) (1) ehm (1) Sachbearbeiter gesprochen und der hat dann (1) eh da bin ich nach Name einer Stadt in Deutschland gekommen und (1) die ersten drei Monate im Sanitätsbataillon, //mhm// was eigentlich auch mein Wunsch war, weil ich ((atmet)) eh Medizin studieren wollte. //mhm// ((schluckt)) und das war (1) das hab ich dann auch (1) gut ge-geregelt und gemeistert. ich bin da nirgendwo angeeckt oder (1) hatte es eigentlich so im Verhältnis zu andern ((atmet)) ehm ((schluckt)) Mitschülern, die in ner andern, die die in der gleichen Situation waren, auch bei der Bundeswehr, hatt ichs eigentlich sehr gut, also kann ich nicht sagen, das war //mhm// so mehr oder weniger n freundschaftliches Verhältnis (1) auch so zu den Vorgesetzten, jetzt nicht, dass man sich da per du war oder so, aber ((atmet)) man konnte schon dann sagen, wenn man irgendwat hatte oder so, dann (1) wurd das schon irgendwie geregelt, ne, und danach bin ich ((atmet)) nach der ((schluckt)) Grundausbildung nach Name einer Stadt in Deutschland gekommen als Heimschläfer. //mhm// und dann bin ich dann jeden Tag hin und her gefahren. //mhm// das war eigentlich=eh ganz gut. oder war sehr gut, sagen wir so. ja. °kann ich nicht ((atmet)) nich sagen°.

(Transkript Uwe – Z. 49–73)

Diese Sequenz wurde bereits ausschnittsweise in Bezug zur Zugehörigkeit und Anerkennung auf interpersonaler Ebene in Kapitel 5.1.1 zu Typ I und hinsichtlich Uwes Autonomiebestrebungen in Kapitel 5.3.2 zu Typ III interpretiert. Diese Interpretationen werden an dieser Stelle nicht wiederholt angeführt.

In dieser Interviewszene wird durch Uwes Argumentation deutlich, dass er eine Perspektive einnimmt, die erneut auf eine bereits erfolgte Therapie bzw. Bearbeitung und Vorreflexion des Themas verweist. Das bedeutet konkret: Er bewertet die Situation durch eine therapeutische Schablone und erklärt, warum sein Vater sich für ihn eingesetzt hat und dass er ein enges Verhältnis zu seinen Eltern hatte. Dabei nimmt er eine Einordnung, Erklärung und Reflexion seiner Belastung vor. Uwes Darstellung zeugt von einer Orientierung an einer Sekundärbewältigung, welche möglicherweise durch das Erleben von Therapie- oder Hilfesettings vorgenommen wurde. Er rekapituliert seine Biographie und führt innerhalb der biographischen Themen Argumentationen für bestimmte Verhaltensweise oder Vorgänge an, die sekundär im Bewältigen von Erlebnissen und Erfahrungen innerhalb von Therapie- und Hilfesettings des Sozial- und Gesundheitswesens erfolgten. Durch die Orientierung an der Sekundärbewältigung im Kontext der eigenen biographischen Rekapitulation wird die eigene (abweichende) Biographie verstehbar, eingeordnet und im alltäglichen Leben bewältigt. Es ist zudem eine Form der Legitimationspraxis, indem über die Problemkonstruktion (in diesem Fall ein zu enges Verhältnis zur Familie, keine Selbstständigkeit) die rekapitulierten Erlebnisse und die aktuelle Lebenssituation legitimiert werden. Die Orientierung an der Sekundärbewältigung dient als Hilfsmittel zur Vollendung der Legitimationspraxis. Mithilfe der Rekapitulation stellt er sich quasi indirekt selbst Fragen, die von außen herangetragene Normalitätskonstruktionen beinhalten und die er sich in Form einer indirekten Legitimation beantwortet. Folgende Beispiele (aus dem gesamten Interview bis Z. 73) verdeutlichen diese Art und Weise des Diskurses:

- Wie war deine Kindheit? Zu behütet.
- Hast du damals schon psychotische Schübe gehabt? Ja, ob das psychotisch war, kann ich nicht genau sagen.
- Wie hast du die Schule durchlaufen? Nicht als Musterschüler.
- Hast du damals Drogen genommen? Keine Drogen im Jugendalter nach dem Abitur.
- Hast du Alkohol getrunken? Nein, weil es mir nicht geschmeckt hat.

Er legitimiert sich im Strukturieren und Orientieren an der Normalität, die er zum einen durch den überbeschützten Rahmen seiner Eltern vermittelt bekommen hat und zum anderen in einem anderen Kontext (Therapie- und Hilfesettings) erlernt haben wird, wie die Genese seiner Erkrankung und seiner aktuellen Lebenssituation stattgefunden hat. Seine Bewältigung findet im Umgang mit der Reflexion seiner aktuellen Situation, seiner psychischen Erkrankung und Suchterkrankung statt, die auf seine Orientierung an der Sekundärbewältigung in Hilfesettings und an externen Akteur*innen und Hilfen verweist.

Sekundärbewältigung und Erleben der psychischen Erkrankung im Kontext der Oberstufe

Mhm. (8) ((schluckt)) das hab ich eigentlich alles immer wieder verdrängt irgendwie. //mhm// (6) tja (2) ja gut, meinen meinen ersten Sex hatte ich eh während der Schulzeit. //@(.)@// aber sehr spät, mit 18 glaub ich, ja. (1) dann=ehm (3) (0:50:00) ja, ich hatte eh (6) ich kann Ihnen nur so'n bisschen (1) aus der Oberstufe erzählen, //mhm// da war auch ((atmet)) so das Soziale (1) alles e:hm, da war auch diese, auch so ne gewisse Leichtigkeit. //mhm// also ich=eh (1) wenn ich das jetzt so (1) recht (4) erinnere, gabs immer so Schübe. //mhm// (1) wo ich einfach nich irgendwie vom Kopf her das auch nicht deuten konnte, dass ich mich nicht konzentrieren konnte ((atmet)) und so weiter und dann (1) funktionierte auch nicht ((atmet)) dieses Inter(1)kommunikative, also zwischen den Mitschülern und so. //mhm// dann war ich eher so (1) der Einzelgänger oder ich hatte nur (1) eine Ansprechperson, ne, //mhm// oder einen besten Freund oder so. //mhm// aber dann (1) in der Oberstufe, da gabs auch mal ne Zeit, da die war super und da klappte auch alles mit der (1) ((atmet)) also eh dieses (1) zwischen=einander, //mhm// dass da also, dass man mit jedem (1) gu- sich gut verstanden hat, sich //mhm// unterhalten hat ((atmet)) und eh auch Unternehmungen gemacht hat und so weiter und so fort. //mhm// (2) ((schluckt)) un=dann (1) also es sind immer so Phasen gewesen. (6) ja, also während der Schulzeit, das musste so, muss so zwischen (1) der 11 und die 13 war das, irgendwie so was, oder 10 und 13. //mhm// ((schluckt)) hm (1) da gabs ehm (3) auch diese Leichtigkeit, aber es gab auch diese schwere (1) ((atmet)) was ich dann wieder erfahren musste während des Studi- oder wie das Studium angefangen hat. //mhm// da: bin isch (1) gar nicht zurechtgekommen, ja.

(Transkript Uwe – Z. 495–516)

Auf meine Erzählaufforderung, neben seinen schulischen Leistungen noch etwas zu der Schulzeit zu erzählen, reagiert er zunächst mit einem „Mhm“ (Z. 495) und einer Pause von acht Sekunden. Daran schließt Uwe an, dass er diese Zeit „eigentlich alles immer wieder verdrängt [hat; N.S.] irgendwie“ (Z. 495f.). Danach legt er wieder eine längere Pause von sechs Sekunden ein. Daraufhin beginnt er direkt mit einem eher intimen Thema und erzählt, dass er zu Schulzeiten seinen ersten Geschlechtsverkehr hatte, und bewertet dies direkt, bezugnehmend darauf, dass er „sehr spät, mit 18 glaub[t er; N.S.]“ sein erstes Mal Sex hatte. Weiteres dazu führt er nicht aus, sondern strauchelt ein wenig in der Erzählung mit erneuten längeren Pausen und Satzansätzen: „ja. (1) dann=ehm (3) ja, ich hatte eh (6)“ (Z. 497f.). Daran anschließend nimmt er metakommunikativ einen Einschub vor, indem er sagt, dass er mir „nur so'n bisschen aus der Oberstufe erzählen“ (Z. 498f.) kann.

Er führt seinen Gemütszustand zu dieser Zeit aus und schildert, wie er in der Lage war, mit seinen Mitschüler*innen und Freund*innen sozial umzugehen. In diesem Erzählabschnitt wird deutlich, dass Uwe seine Oberstufenzeit in der Schule in das Muster seiner später diagnostizierten psychischen Erkrankung einordnet. Dabei beschreibt er seine Schulzeit beeinflusst durch seine damaligen Phasen oder Schübe, die sich in leichtere und schwerere Verläufe differenzieren lassen und mit

mehr oder weniger Kontakt zu seinen Mitschüler*innen und Freund*innen einhergehen. In seiner Präsentationsweise zeigt sich seine Sekundärbewältigung, die er im Erleben von Therapie- oder Hilfesettings bereits bearbeitet hatte. Er rekapituliert das Thema psychische Erkrankung in der Oberstufenzeit und führt innerhalb dessen Argumentationen für bestimmte Verhaltensweise oder Vorgänge an. Die Art und Weise des Umgangs mit seiner psychischen Erkrankung zeigt sich, indem Uwe dieser ergeben war und diese nicht beeinflussen konnte, aber dafür niemanden die Schuld gibt. Er verdeutlicht in seiner Erzählung, dass er heute eine Krankheitseinsicht hat, die er aber zu der Zeit noch nicht hatte, da er selbst nicht verstand, was diese Phasen zu bedeuten hatten und sich diesen Wechsel nicht erklären konnte. Daran zeigt sich seine reflektierende Ebene, in der er sich auch in Bezug zu seiner Biographie bereits mit seiner Erkrankung auseinandergesetzt hat. Darüber hinaus liegt sein Fokus auf sich selbst und seinem Spüren und Wahrnehmen der Erkrankung. Dieses Spüren und Wahrnehmen seiner Erkrankung lassen sich auch in seinem Handeln bzw. in der Interaktion mit seinen Mitschüler*innen aufzeigen. Jedoch wirft er ihnen nicht vor, nicht mit ihm engen Kontakt gehabt zu haben oder Ähnliches. Auch anderen Akteur*innen macht er im Kontext dessen keinen Vorwurf (Lehrer*innen oder Familie). Er bleibt ganz bei sich und seinem rückblickenden Verspüren der Erkrankung, von der er heute weiß. Uwe orientiert sich an seinem inneren körperlichen Empfinden (Konzentrationslosigkeit, Leichtigkeit, Schwere), welches sich im Rahmen seiner Erkrankung phasenweise verändert und sich auch in der Schulzeit verändert hat. Außerdem differenziert er zwischen Aktivität und Zugehörigkeit sowie Hinnahme und Zurückhaltung/Selbstisolation im Kontakt mit seinen Mitschüler*innen.

Als er sich auf sein Studium bezieht, nimmt er eine weitere Form des Erlebens seiner Erkrankung auf, die eine Steigerung hin zu einer schweren Phase darstellt. Im Studium war es nicht nur eine schwere Phase, sondern er ist „gar nicht zurechtgekommen“ (Z. 516). Es wird außerdem deutlich, dass Uwe die Phasen nicht aktiv beeinflussen konnte, sondern dass diese einfach gekommen sind, wobei er sie im Jugendalter und im jungen Erwachsenenalter noch nicht als Krankheit einordnete bzw. verstand. Er beschreibt seine fehlende Handlungsmacht, diese Phasen zu steuern. Zudem markiert er keine Wendepunkte oder Auslöser, wann und wie sich die Phasen änderten. Er stellt lediglich fest, dass es diese gab.

Sekundärbewältigung und Erleben psychischer Erkrankung im Kontext des Studiums und im Umgang mit Tod

I: Können Sie da noch was zu erzählen? Sie hatten jetzt n St- was fürs Studium haben Sie angefangen?

Uwe: └ Ein Medizinstudium. ┘

I: Ach Medizin haben Sie angefangen? (1) und (1) wie=wie war das für Sie, das Studium? also jetzt (1) wie lange haben Sie dann (1) also können Sie da noch was zu erzählen, so zu der Zeit?

Uwe: ((atmet)) Ja, also ich hab (1) mich am Anfang sehr schwer getan, //mhm// um mich da überhaupt zurechtzufinden, weil man (1) war ja irgendwie nich so: (1) oder

man war ja auf die schulischen Sachen (1) so ein bisschen festgefahren. also man bekam ja immer alles vorgelegt //mhm// so. und da musste man ((trommelt)) sich ja alles so mehr oder weniger (1) zusammensuchen und zusammenstellen und so weiter und so fort, und da stand ich, hatte ich kannte ja keinen. //mhm// ((schluckt)) (1) und dann (2) hab ich einfach ((schlägt auf den Tisch)) (1) ja, dann hab ich (1) doch Kontakt gehabt (1) zu, auf einmal zu n paar Leuten, weil man ja so Kurse machen musste //mhm// un so. ((atmet)) und dann hat man sich das aber mehr oder weniger das (1) haben die mir dat erklä:rt oder ((atmet)) (1) eh ne, //mhm// das ging dann auch einigermaßen. (1) aber am Anfang war sehr schwierig. //mhm// und dann (1) ((schluckt)) ist auch irgendwann (1) die Psychose ausgebrochen, ne? also da hab ich (1) massive Schwierigkeiten gehabt. //mhm// ne, das war also sehr=eh (1) m=m=massiv, (1) auch kognitiv. und was ich halt ((holt tief Luft, schluckt)) wo ich immer (1) drunter (1) das zieht sich aber auch wie so'n roter Faden, nicht, das schweizet schweif ich aber ganz ab.

I: Nicht schlimm.

Uwe: ((atmet)) Wie so'n roter Faden. Also wenn (1) n Tod da ist, dann ist bei mir (1) ((schluckt)) (1) dann=eh (1) fall ich in n ganz tiefes Loch, //mhm// ((schluckt)) (1) und da komm ich also sehr schwer wieder raus, ne? //mhm// (1) einen Augenblick bitte. ((Handy läutet)) ich hab das doch ausgestellt gehabt. (16) eh:m ((Handysignal)) (1) ((schluckt)) (1) eh das zieht sich so durch mein, also (3) wenn jemand (2) das ist=eh (3) klar, dass es dann einem schlecht geht, aber ich //mhm// drifte dann auch in so ne (1) ps- depressive psychotische (1) //mhm// (1) eh (2) Dingens, also wie so ne Phase hab. kann man das so sagen? ich weiß es jetzt nicht das ist ganz (1) ganz schlimm bei mir. (3) das is: glaub ich auch so'n Hauptmerkmal, warum es mir dann so (1) schlecht geht dann. (1) //mhm// (1) °ja°. (2) ja.

I: Und das war dann auch=eh zu der Zeit im Studium, dass da etwas passiert ist, dass Sie jemand, dass Sie n Menschen verloren haben?

Uwe: ^L ((holt tief Luft)) Ja meine Großmutter ist dann gestorben. (2) eh die (1) ist im Krankenhaus eh (2) die hat n Lungenödem gehabt und dann war se innerhalb von (1) un die war dann (1) da war ich auch jeden Tag zwei-, dreimal, //mhm// Name einer Klinik, meine Mutter ist auch (1) da verstorben mit dem Gleichen. (6) ja, das ist alles so'n Déjà-vu dann, ne?

(Transkript Uwe – Z. 517–557)

Im Anschluss an seine Bewertung der Studienzeit habe ich Uwe gefragt, welches Fach er studiert hat, und ihn darum gebeten, mir auch zu dieser Zeit des Studiums etwas zu erzählen. Uwe führt daraufhin aus, dass er Medizin studiert hat, und fährt damit fort, seine Studienzeit zu beschreiben. Zu Beginn war es für ihn „sehr schwer“ (Z. 523), da er Schwierigkeiten hatte, sich in einem solchen System nach der Schule „überhaupt zurechtzufinden“ (Z. 524). Er war mit den Freiheiten und dem selbstständigen Sich-entscheiden-Müssen an der Universität, im Gegensatz zur Schule, in der einem alles gesagt wird, was man zu tun hat, überfordert. Vor allem beschreibt er, dass er in dieser neuen schwierigen Situation allein war, weil er „kannte ja keinen“ (Z. 528). Nachdem er dann in Kursen andere Kommiliton*innen kennenlernte und diese ihm halfen, den Stundenplan zusammenzustellen, „ging

[es; N.S.] dann auch einigermaßen“ (Z. 532). Dennoch wiederholt Uwe nochmals, wie schwer der Start in das Studium für ihn gewesen ist.

Danach wechselt er den Themenschwerpunkt und erzählt, ohne zu erklären, wie es dazu kam, dass „auch irgendwann (1) die Psychose ausgebrochen“ (Z. 534) ist. Durch den Ausbruch der Psychose, erzählt er, hatte er „massive Schwierigkeiten [...], also sehr=eh m=m=massiv, (1) auch kognitiv“ (Z. 562f.). Daran anschließend beginnt er einen Satz, als würde er sagen wollen, „wo ich immer (1) drunter“ gelitten habe, formuliert diesen aber nicht aus. Uwe fasst daraufhin zusammen, dass sich „das [...] aber auch wie so'n roter Faden“ durchzieht, bricht diesen Satz jedoch ab und nimmt einen entschuldigenden metakommunikativen Einschub vor, indem er sagt, dass er inhaltlich abschweifen würde. Ich erwidere ihm direkt, dass es „nicht schlimm“ (Z. 539) ist, wenn er abschweift, weil er auch von mir in gewisser Weise eine Sicherheit und Anleitung im Rahmen der Interviewsituation einfordert. Daraufhin setzt er seine Erzählung fort und wiederholt „wie so'n roter Faden“ (Z. 540). Uwe führt aus, dass er in die schwere Phase gerät, „wenn der Tod da ist“ (Z. 540). Dies stellt einen Auslöser bei ihm dar, er kommt aus dieser Phase nur „sehr schwer wieder raus“ (Z. 542). Uwe erzählt, dass dieser Gemütszustand immer auftritt, wenn jemand verstirbt; er vergleicht sich mit anderen: Es ist normal, „dass es dann einem schlecht geht“ (Z. 545), jedoch ist es bei ihm viel extremer, weil er „drifte[t] dann auch in so ne (1) ps-depressive psychotische [...] Phase“ (Z. 546f.) ab. Diese Phase beschreibt er als „ganz (1) ganz schlimm“ (Z. 548) und benennt das Erleben des Todes abschließend als „so'n Hauptmerkmal“ (Z. 548f.) bei ihm, wieso er dann in eine so schwere Phase gerät. Daraufhin habe ich Uwe gefragt, ob der Verlust eines Menschen zur Zeit des Studiums erlebt wurde. Er führt aus, dass es seine Oma war, die schnell verstorben ist. Seine Mutter ist im gleichen Krankenhaus gestorben, was seine Erinnerungen wieder weckte und für ihn ein „Déjà-vu“ (Z. 557) darstellte.

Uwe drückt sich sehr reflektiert und differenziert aus, um seine psychische Erkrankung und seine Genese zu beschreiben bzw. zu verdeutlichen, warum und wie diese auftritt. Hier zeigt sich, dass er sich selbst intensiv wahrnimmt. Die Phasen seiner Erkrankung stellen den roten Faden dar, die Phasen ereignen sich wellenförmig. Begleiter der schweren Phasen ist häufig der Tod, den er auch so benennt, als wäre er eine Person oder Sache, die plötzlich auftaucht und einen Schicksalsschlag im Leben bedeutet, auf den er extremer bzw. sensibler als andere Menschen reagiert. Auffällig ist, dass er sich grundsätzlich an den Akteur*innen orientiert, die ihn im Leben begleiten, und eine intensive Beziehung zu seinen Eltern und zu seiner Großmutter hat(te). Wenn der Tod dieser geliebten Menschen sein Leben quasi erschüttert, gerät er in diese schweren Phasen; beispielsweise führte der Tod der Großmutter während seines Studiums zu einer psychischen Krise.

Diese Szene stellt einen Dialog zwischen mir und Uwe dar, wobei er sich auch in Bezug auf das Interview reflektiert und hinterfragt, ob es richtig ist (Eingangssequenz), dass er gerade von der Struktur abweicht oder aus Versehen sein Handy angelassen hatte, welches im Interview klingelt. An diesen verschiedenen metakommunikativen Textstellen wird deutlich, dass er sich in der Interviewsituation

verortet und versucht, einem Interview entsprechend zu agieren und nichts falsch zu machen. Er ist im kontinuierlichen Gespräch mit mir und bezieht sich auf meine Fragestellungen. Dabei ist er situiert, personenbezogen in der Selbstreflexion und kann sich selbst sehen und spüren, ohne einen Spiegel vorhalten zu müssen. Es wird wiederholt deutlich, dass Uwe durch die Orientierung an der Sekundärbewältigung im Kontext der eigenen biographischen Rekapitulation die eigene (abweichende) Biographie versteht, einordnet und im alltäglichen Leben bewältigt. Seinen Spiegel hat er demnach bereits durch seine Bewältigungserfahrung in therapeutischen Settings erhalten und bezieht diese jetzt in seine Rekapitulation mit ein, die ihm sein Leben verstehbar macht und auch sein extremes oder abweichendes Verhalten legitimiert. Er gibt hier somit seine Lebensgeschichte mit seiner Erfahrung der Sekundärbewältigung wieder. Er rekapituliert diese und ist dabei ganz bei sich und nicht wieder in der Situation selbst. Die Erzählung selbst erfüllt für ihn keinen Zweck.

Diese Erfahrung der Sekundärbewältigung wird auch in folgender Sequenz mit Arib deutlich, welche sich aber primär auf Hilfesettings bezieht.

Wiederholte Rekapitulation der Biographie und Fluchtgeschichte im Kontext von Hilfe und behördlichen Angelegenheiten

damals war ich auch so'n=genannten Heim, Kinderheim. //mhm// (1) dann=eh hab ich (1) dort=eh n paar Leute kennengelernt, ((atmet)) das waren paar Freunde von mir, die waren etwas älter, (1) die haben auch auf mich aufgepasst, und=eh (1) ((atmet)) mit denen bin ich rüber gekommen, also //mhm// (1) wir sind illegal (1) von Marokko hierhin eh nach Europa geflüchtet, (1) das war, wann war das? Zweitausend- (1) ich glaub, 2002. //mhm// ((atmet)) (1) und=eh (2) wir hatten das Ziel hier nach (1) von Fa- (1) nach Holland zu kommen damals. //mhm// (1) und=eh (2) wir hatten auch Zwischenstopps in (1) in Spanien, in Barcelona, (1) //mhm// (1) ((atmet)) dort waren wir nicht lange, (3) das war ein Jahr, (1) weil eh (2) der Mann, der uns von Grenze bis nach Barcelona (1) gebracht hat, das war ein Busfahrer, (1) ((holt tief Luft)) (1) eh (1) der hat uns diesen, das war auch so ne (1) so wie=so (1) so ne, auch so ne Notschlafstelle wie hier //mhm// ungefähr (1) aber halt anders. (1) ((atmet)) und=ehm (2) ((schnalzt)) dort konnten wir nicht bleiben, weil die wollen uns direkt wieder zurück (1) zum unserem Land (1) //°okay°// schicken, ja, deswegen mussten wir weiterziehn. //mhm// ((atmet)) (1) ja und=eh (1) ja, dann haben wir halt (1) eh da unten Zigaretten verkauft und so, damit wir an Geld kommen (1) und//mhm// ((Rascheln)) (1) damit wir die Zugtickets kaufen können, (3) ja und dann=eh ((Gegenstand auf Tisch)) (1) haben die mich nach Holland gebracht, (1) //mhm// also im Zug sind wir (1) durchgefahren (1) //mhm// damals. ((atmet)) (1) bis Rotterdam, //mhm// da haben die mich trotzdem abgesetzt und=eh (1) ((atmet)) haben die mich zur Moschee gebracht, die hatten (1) n Bekannt dort, also die zwei, (1) einer war dreißig und der andere vierundzwanzig damals, //mhm// ((holt tief Luft)) (1) ((schluckt)) eh die haben mich an der Moschee abgesetzt, die meinten (1) „di- dich wird schon jemand finden, der dir hilft“, ja.

(Transkript Arib – Z. 14 – 37)

Diese Textstelle wurde im Kontext von Typus I und IV bereits ausführlich dargestellt und interpretiert. Hier soll nur noch kurz auf den für diesen Typus relevanten Aspekt der externalisierten Therapie- und Hilfeerfahrung eingegangen werden.

Arib nimmt in dieser Szene beispielhaft für das gesamte Interview eine zeitliche Markierung vor und sucht zu Beginn nach der richtigen Jahreszahl, dem Jahr der Flucht: „ich glaub, 2002“ (Z. 19). Die Art und Weise der zeitlichen Markierung wandelt sich unter Einbezug der vorherigen Textstellen in Arib's Interview, von der Angabe seines Alters hin zu der Angabe von Jahreszahlen, was ihm scheinbar schwerer fällt zu beziffern. Dennoch verweist das stetige Anführen zeitlicher Markierungen darauf, dass er seine Biographie und Fluchtgeschichte ggf. in anderen sozialen und amtlichen Kontexten schon mehrfach beschrieben und wiedergegeben hat. Das heißt: Arib hat aufgrund seiner Erfahrung der wiederholten Ablehnung von Amtswegen und dem wiederkehrenden Anfragen für eine Bleiberechtigung seine Biographie und seine darin integrierte Fluchtgeschichte bereits häufig erzählt und ist entsprechend geübt darin. Dies unterstreicht auch seine eher neutrale und emotionslose Darstellung der Flucht, die er durch das häufige Erzählen immer und immer wieder bewältigt hat und bewältigen muss, wobei er sich in gewisser Weise an seine Sekundärbewältigung orientiert und somit seine verschiedenen Phasen der Fluchtgeschichte zeitlich markiert und durch Hintergrundkonstruktionen in Form von Beschreibungen und Argumentationen einordnet sowie erklärt und bestimmte Handlungen legitimiert. Außerdem gibt er mit den zeitlichen Markierungen seiner Geschichte eine Rahmung, die eher von fehlenden Strukturen und Diffusität geprägt gewesen sein wird, wodurch es ansonsten schwierige Ankerpunkte für die Erzählung gäbe.

6 Exemplarische Falldarstellung zu Paul

Fantasieweltorientierung – schicksalsbasierendes Leben in Mythen, Geschichten, Romanen und Filmen als Bewältigungspraxis für den Kampf um die eigene Identität und gesellschaftliche Zugehörigkeit und Akzeptanz

„ich versuche eh für die Welt erträglich zu sein“ (Z. 544); „du hast keine Existenz, du hast kein eigenes Leben“ (Z. 734f.); „wie es auch aussehen mag, versuch das Beste daraus zu machen“ (Z. 671f.).

Die folgende Falldarstellung dient der exemplarischen Präsentation eines individuellen Falles. Dabei werden zum einen die in der sinngenetischen Typenbildung dargelegten kollektiven Orientierungsrahmen zu den Bewältigungspraxen Obdachloser im individuellen Fall deutlich. Zum anderen zeigt sich in der fallimmanenten Darstellungsweise die dokumentarische Erarbeitung des individuellen Orientierungsrahmens in Kombination mit seiner inhärenten Bewältigungspraxis. Darüber hinaus bietet die exemplarische Falldarstellung die Möglichkeit, sich einer autobiographischen Präsentation in einer differenzierteren Weise zu widmen, wodurch ein erweiterter Zugang zu den Erfahrungsaufschichtungen und der Lebenssituation obdachloser Menschen möglich wird.

Die Falldarstellung gliedert sich in drei wesentliche Abschnitte: 1. Die im Interview erzählte Biographie wird zusammenfassend beschrieben. 2. Die Kontakt herstellung und Interviewsituation werden geschildert. 3. Ausgewählte Textstellen mit Bezugnahme zur vorherigen fallübergreifenden Typenbildung werden interpretiert. Die zusammenfassende Darstellung der Biographie wird so vorgenommen, dass diese aus der Sicht von Paul wiedergegeben wird. Das bedeutet, dass das Erzählte als gegeben und stattgefunden beschrieben und nicht durch bestimmte Formulierungen meinerseits hinterfragt wird, ob es sich bei der autobiographischen Präsentation von Paul um seine wahre Lebensgeschichte handelt.¹⁰⁸ Im Interpretationsteil werden sich für den*die aufmerksame*n Leser*in Wiederholungen aus der komparativen Darstellung wiederfinden. Diese sind aber zur Falldarstellung sowie zur Rekonstruktion und Erschließung des individuellen Orientierungsrahmens notwendig.

108 Diese Anmerkung nehme ich vor, da ich bei Präsentationen in Kolloquien und Workshops darauf hingewiesen wurde, dass ich in der Darstellung des biographischen Werdegangs das Erzählte als gegeben präsentiere und die Interviewten sich jedoch etwas ausgedacht haben könnten. Zum einen stellt diese Annahme aus meiner Sicht eine Stigmatisierung dar und zum anderen gilt, wie bereits in den Ausarbeitungen zur Dokumentarischen Methode angeführt, die *Einklammerung des Geltungscharakters*.

Biographischer Werdegang und Lebenssituation zum Zeitpunkt des Interviews

Paul ist zur Zeit des Interviews 59 Jahre alt, ledig, obdachlos (Wohnung erneut verloren), ohne Schulabschluss und arbeitslos (zwangsverrentet). Er ist das älteste von acht Kindern und hatte in seiner Kindheit und Jugend kein gutes Verhältnis zu seinen Eltern und Geschwistern. Auch zum Zeitpunkt des Interviews ist das Verhältnis zur Familie nicht gut. Es handelt sich um eine Patchwork-Familie, in der Paul aufwächst, da seine Eltern sich trennten und seine Mutter im Anschluss noch Kinder aus zwei weiteren Beziehungen bekam. Paul wuchs in einem benachteiligten Stadtgebiet und mit häuslicher Gewalt gegen seine Mutter auf. Außerdem wurde er selbst Opfer durch die Gewalt seines Vaters. Neben der Gewalt und der Vernachlässigung durch den Vater wurde er auch seitens der Mutter vernachlässigt. Paul wächst bei seiner Familie, in Heimen (das erste Mal mit drei Jahren, dann mit 14 Jahren), in Haft und auf der Straße auf. Er beschreibt sein Heranwachsen: „mit Gewalt, kaum Liebe, Umarmungen gab es überhaupt nicht mehr, wenig Essen“ (Z. 65f.). Darüber hinaus musste Paul unter Zwang mit seiner Mutter Diebstähle begehen; er hat u. a. Brot geklaut, damit die Familie etwas zu Essen hatte. Auch in der Schule machte Paul die Erfahrung, geschlagen zu werden und von seinen Eltern keine Hilfe zu erhalten. Im Alter von zwölf Jahren wurde Paul von seiner Mutter und seinem Stiefvater in die Psychiatrie gebracht, wo er eine Weile verblieb. Mit 14 Jahren ging Paul in eine Jugendeinrichtung für schwererziehbare Kinder, verschwand aus dieser regelmäßig und konnte nicht schreiben und lesen. Zu dem Zeitpunkt sah er sich selbst als „immer noch nicht kompatibel [...] mit der Gesellschaft“ (Z. 149). Schreiben und Lesen hat er sich im Jugendvollzug selbst beigebracht und sieht heute seine Stärken im Schreiben, weniger im Reden.

Paul bezeichnet sich in der Beschreibung seiner Jugend und seines jungen Erwachsenenalters als eine Art „Edgar Allan Poe“ (Z. 657), der zum Teil „wirklich abgründig“ (Z. 657) auf der Straße lebte. Er ging gerne tanzen, zu Fußballspielen seines Heimatvereins, ins Bordell, aber vor allem war er „leidenschaftlicher Kinogänger“ (Z. 209) und interessiert an Literatur, weshalb er irgendwann zu sich selbst sagte: „du wirst ja Schriftsteller“ (Z. 218). Sein Wunsch, einen Roman zu schreiben, hat bis heute Bestand. Die Bücher und Filme waren die Geschichten, von denen er lernte. Die Geschichts- und Kriegsbücher wie beispielsweise *Krieg und Frieden* haben ihn in der Jugendhaft „gerettet“ (Z. 251), dass er sich selbst nichts angetan hat oder sich hat Tattoos stechen lassen. Die Jugendhaft war für ihn „die Hölle“ (Z. 255), weil er sich nicht zur Wehr setzen konnte und deshalb „Quälereien“ (Z. 258) erlebt hat. Paul wollte im Anschluss seinen Hauptschulabschluss nachholen und lebte zu der Zeit wieder bei seiner Mutter, die ihm das aber verboten hatte und ihn zur Arbeit zwingen wollte. Letztlich machte er keinen Schulabschluss und auch keine Ausbildung. Paul kam bei seinem Vater unter, und von da aus ging er dann auf die Straße, wodurch er erneut Einbrüche beging. Die Kinobesuche, zu denen er sich durch den Hintereingang des Kinos hineinschlich, waren für ihn auch eine Schlafmöglichkeit, während er auf der Straße lebte. Paul ist in seinem Leben immer wieder in Krisen geraten, die ihn in die Obdachlosigkeit und Kriminalität

gebracht haben: „für mich ist das peinlich mein eigenes Leben nicht in den Griff bekommen zu haben, mein eigenes Leben nicht aufbauen zu können, tut schon weh“ (Z. 536f.). Insgesamt hat er neun Jahre im Gefängnis verbracht. Er betont dabei aber, dass er „nur jeklaut [hat; N.S.], keine Vergewaltigung, keine Morde, keine Schlägerei sowat habe ich ja nicht gemacht“ (Z. 272). Für das, was er anderen Menschen angetan hat, leidet er selbst, weil er ein „Gerechtigkeitsempfinden“ (Z. 270) hat und ihn die Bibel und die Filme, die er gesehen hat, gelehrt haben, was man für einen „Schaden anrichten kann“ (Z. 275f.).

Im Erwachsenenalter hat er außerhalb der Haft auf der Straße, bei Freundinnen, in (Bewährungs-)Heimen, im Betreuten Wohnen und mal in der ein oder anderen Wohnung gelebt, in denen er sich aber nie wohl gefühlt hat. Trotz alledem, dass er ohne Existenz und Leben dasteht, versucht Paul „für die Welt erträglich zu sein“ (Z. 544), und will „nicht negativ auffallen“ (Z. 574), auch wenn er einige mentale „Gewaltexzesse“ (Z. 575) hat, die bis zum eigenen Suizid reichen. Paul hat in verschiedenen Großstädten Deutschlands gelebt und diverse Beziehungen zu Frauen geführt. Er wollte keine Frau haben, die dumm und abhängig ist oder sich manipulieren lässt, so wie es seiner Mutter damals ergangen ist. Dadurch fühlte er sich in manchen Beziehungen klein neben seinen Freundinnen: „ich war ihr nicht gewachsen“ (Z. 370). Paul hat mit zwei Frauen jeweils eine gemeinsame Tochter und immer versucht, Verantwortung für seine Kinder zu übernehmen, weshalb er mit dem Vaterwerden auch das erste Mal arbeiten gegangen ist. Seinen Frauen gegenüber ist er ab und an handgreiflich geworden. Er hat sie mal an der Schulter festgehalten und eine Ohrfeige hat es gegeben, was ihm auch sehr leidtat, weil er eigentlich kein „Gewaltmensch“ (Z. 407) ist. Paul ist froh, dass er trotz der frühkindlichen Gewalt, die er erlebt hat, nicht selbst zum Gewalttäter gegenüber Frauen geworden ist. Eigentlich wollte er immer nur eine Familie haben, was ihm aber nicht gelungen ist. Seine beiden Töchter musste er jeweils verlassen als sie 2 ½ Jahre alt waren. Paul hat immer wieder versucht Kontakt zu seinen Kindern herzustellen, ist daran aber immer gescheitert. Seine Exfreundinnen haben auch nach eigener Kontaktsuche letztlich den Kontakt immer wieder untersagt. Paul ist bis heute traurig, dass er nicht Teil des Lebens seiner Töchter sein kann. Ihm ist es unangenehm, und er ist traurig darüber, dass er nur sehr wenig aus dem Leben seiner Töchter erzählen kann und nicht weiß, wie es ihnen heute geht oder was sie machen.

Zum Zeitpunkt des Interviews ist seine letzte Beziehung zehn Jahre her. Er möchte niemanden mehr an seiner Seite haben, da er zum einen gerne allein lebt und zum anderen keine Frau mit seinem schwierigen und krisenbesetzten Leben belasten will. Damit muss er allein zurechtkommen. Pauls Wunsch wäre es, nach Paris zu gehen, dort zu leben, „auf den Spuren von [...] Schriftstellern“ (Z.1105f.) zu wandeln und über die Geschichte der Stadt zu lernen. Außerdem wünscht er sich, dass seine „Mitmenschen glücklich sind“ (Z. 1115) und er sein Buch schreiben kann.

Kontaktherstellung und Interviewsituation

Meinen ersten Kontakt mit Paul hatte ich in einem Café für wohnungslose Menschen in einer deutschen Großstadt. Der Tagestreff war kurz davor zu schließen, und die Besucher*innen wurden weniger. Ich saß in einer Sitzzecke und unterhielt mich mit anderen Besucher*innen. Paul, ein großer, kräftig gebauter Mann mittleren Alters, kam rein, begrüßte die Mitarbeiter*innen freundlich und schien froh zu sein, sie wiederzusehen. Er wirkte ein wenig hektisch und nahm mit seiner Person, durch seine Art, laut zu sprechen und dabei temperamentvoll zu gestikulieren, den Raum ein. Es wurde deutlich, dass er nicht das erste Mal das Café aufsuchte, aber eine längere Zeit nicht mehr da gewesen war. Er holte sich etwas zu Essen und einen Kaffee und fragte mich, ob er sich dazusetzen dürfte. Ich stimmte dem freundlich zu und zeigte auf den Platz neben mir, woraufhin er sich setzte. Er ging direkt mit mir ins Gespräch und dachte, ich wäre eine neue Mitarbeiterin oder eine Praktikantin. Ich erzählte, dass ich keines von beidem bin, sondern mich im Café aufhalte, um mit Menschen ins Gespräch zu kommen, die aktuell keine Wohnung haben. Diese würde ich gerne als Interviewpartner*innen für mein Forschungsprojekt im Rahmen meiner Doktorarbeit akquirieren. Er war sehr interessiert, erzählte aber zunächst von sich, u. a., dass er auch schreibt. Paul möchte ein Buch mit dem Titel *Seelenfleisch* schreiben, kommt aber aufgrund seiner immer wiederkehrenden schwierigen Situation nicht zum Schreiben. Grundsätzlich könne er sich besser ausdrücken, wenn er schreibt. In seinem Buch möchte er darauf eingehen, welche Auswirkungen Gewalt und vor allem Gewalt an Frauen auf die Seelen der Frauen und möglichen Kinder im Umfeld haben kann. Daher erklärt sich auch der Titel des Buches, denn Fleisch macht die Seele augenscheinlich existent und verletzbar. Er erzählte, dass er seine Wohnung wieder verloren hat und so gut wie auf der Straße steht. Die kurze, jedoch inhaltlich gefüllte und thematisch schnell wechselnde Unterhaltung hielt noch eine Weile an, bis das Café schließen wollte. Wir vereinbarten einen Interviewtermin für die Woche darauf. Ich gab ihm die Wahl des Ortes für das Interview. Paul entschied sich für das Café für Wohnungslose. Das Café hat unter der Woche täglich bis zwölf Uhr geöffnet. Die Leitung und die Mitarbeiter*innen gaben mir die Möglichkeit, meine Interviews nach der Reinigung der Räumlichkeiten im Café zu führen. Die Nutzung der Räumlichkeiten des Cafés hatte meiner Einschätzung nach positive Effekte auf die Interviews. Paul befand sich in einem ihm bekannten Raum, die Interviewsituation wurde nicht von (lauten) Geräuschen gestört, Kaffee und Gebäck standen zur Verfügung, die sanitären Einrichtungen des Cafés konnten aufgesucht werden und der Innenhof ermöglichte Zigarettenpausen im Laufe des Interviews.

Paul kam pünktlich zum Interview und sagte zu Beginn, dass er sich selbst nicht sicher war, ob er kommen soll, aber er es mir ja zugesagt hatte. Er wirkte gestresst und schwitzte dabei, was aber auch an dem warmen Sommerwetter gelegen haben kann. Da das Café leer war, gab es viele Möglichkeiten für die Wahl eines Sitzplatzes, weshalb ich ihn darum bat, sich einen Platz auszusuchen, an dem er gerne das Interview geben möchte, um sich möglichst wohlfühlen. Wir

setzten uns an einen von ihm ausgewählten Platz, und ich erklärte ihm die Inhalte der Einverständniserklärung und allgemein meinen vertraulichen Umgang mit den Interviewdaten. Darüber hinaus informierte ich Paul über mein Interviewvorgehen (siehe Kap. 4.2.2).

Das Interview dauerte insgesamt 88 Minuten (mit einer Unterbrechung aufgrund einer kurzen Zigarettenpause nach einer Stunde) und verlief ähnlich wie der erste Kontakt mit Paul, welcher sich durch eine inhaltliche Fülle an Themen und eine gewisse Sprunghaftigkeit zwischen den Themen auszeichnete, die er stellenweise auch selbst verbalisierte: „wo war ich denn stehen geblieben? (1) ich verliere immer so leicht den Faden ah jedenfalls eh.“ (Z. 165f.); „ich war überall (4) und eh was wollt ich sagen?“ (Z. 1029). Erst die Volltranskription sowie eine vollständige formulierende Interpretation des Interviews ermöglichten es, die Themenvielfalt und den schnellen Wechsel zwischen den Themen zu erschließen und zu verstehen. Dadurch wurde eine Auswahl einzelner geeigneter Passagen für die reflektierende Interpretation möglich. Die aktive und offene Kommunikation von Paul führte er im Interview von Beginn an fort. Er sicherte sich immer wieder bei mir ab: ob es für mich langweilig ist, was er mir erzählt, ob ich das auch weiß, was er erzählt, ob es mir schlecht geht oder ich mich vor ihm fürchte, wenn er bestimmte Dinge darlegt; er bat mich darum, ihm Fragen zu stellen:

„das war damals noch nicht erlaubt. wissen Sie dat auch?“ (Z. 33f.); „Sie wissen was ich meine ne?“ (Z. 199); „wisst du was ich meine?“ (Z. 256); „wissen Sie was ich meine?“ (Z. 288); „wissen=se was ich meine?“ (Z. 401f.); „ich weiß ich frag Sie mal was, was ist Ihnen was ist Ihnen denn so aufgefallen beim Gespräch was ich mit geführt habe, einseitig?“ (423ff.); „Tut das weh, wenn Sie sowas hören? haben Sie jetzt einen Schrecken vor mir jetzt oder was?“ (Z. 477f.); „Langweile ich Sie jetzt?“ (Z. 469); „sagen=se, fragen=se fragen Sie mich irgendetwas.“ (Z. 592f.); „ich hoffe Sie haben sowas nicht erlebt, ich glaube auch nicht ne.“ (Z. 703); „ich langweile Sie nicht? [...] Ehrlich nicht? [...] Das können Sie mir ruhig sagen“ (Z. 741ff.); „das ist doch schizophran oder?“ (Z. 818); Tschuldigung, ist das ok für Sie, wenn ich so mit Ihnen rede?“ (Z. 832f.); „wenn ich Sie langweile oder das zu viel ist, dann sagen Sie mie=es einfach. das ist auch nicht grade ok, wenn man Geschichten erzählt von sich oder. (3) ich will Ihnen auch nicht weh tun.“ (Z. 879ff.); „sacht Ihnen da was?“ (Z. 998); „ich hoffe Sie kommen damit klar mit diese Information.“ (Z. 1095); „Wissen se was ich meine“ (Z. 1233).

Die Eingangspräsentation wird nach 33 Minuten mit der Bitte, ihn etwas zu fragen, abgeschlossen (Erzählkoda): „ich hab jetzt n kleinen Hänger. fragen Sie mich einfach was, was ich antworten könnte“ (Z. 476f.). Auch wenn Paul mich als Interviewerin schon zuvor nach meiner Meinung und meinem Wissen fragt, erzählt er frei von sich aus und strukturiert eigenständig seine Präsentation der Lebensgeschichte. Von mir wurde bis zur Erzählkoda nicht eingegriffen oder zwischendurch nachgefragt. Er beginnt seine Lebensgeschichte vor seiner Kindheit und baut die autobiographische Stegreiferzählung wie einen spannenden Abenteuerroman auf, wobei er in Bezugssystemen virtueller (Kunst-)Welten lebt und diese innerhalb seiner zum Teil metaphorischen und szenarischen Erzählungen, Beschreibungen und

Argumentationen darlegt. Die Zugzwänge des Erzählens werden innerhalb der autobiographischen Stegreiferzählung deutlich. Außerdem ist erkennbar, dass Paul die individuelle Identitätsentwicklung anhand von Reflexionsprozessen (selbstreflektierend oder bezogen auf Situationen mit anderen) innerhalb seiner Lebensgeschichte rekapituliert. Unter dem Einsatz der kognitiven Figuren verbindet er verschiedene Perspektiven aus diversen Institutionen und Kontexten seiner Biographie, in denen er seine Erfahrungsaufschichtungen rekapituliert und verdeutlicht: Familie (Geburt, Zusammenleben, häusliche Gewalt), Heimleben (als Kind, Jugendlicher und Erwachsener), JVA, Psychiatrie (Resonanz), Straßenumfeld (als Kind und Erwachsener), Beziehungen etc.; er verknüpft diese mit verschiedenen Medien (Filme, Bücher, Geschichten, Bibel), die er für sich genutzt hat, um Handlungs- und Bewältigungspraxen zu erlernen, die einen befähigen (Handlungsfähigkeit), das Leben zu gestalten und zu bewältigen. Seine Lebensgeschichte erzählt Paul anhand mehrerer partikularer Geschichten und Beispiele, die von Erzählungen, Beschreibungen und Argumentationen geprägt sind. Im längeren Nachfrage- teil, der primär durch immanentes erzählgenerierendes Nachfragen geprägt ist, antwortet Paul ausführlich und vor allem in Form von Erzählungen und Beschreibungen. Insgesamt präsentierte Paul eine extrem belastete und durch existenziell bedrohliche Erfahrungen geprägte Lebensgeschichte, die permanent von Gewalt, Krisen, individuellen Kriegen, Trennungen, Suizidversuchen etc. gekennzeichnet war. Abgeschlossen wurde das Interview mit der Wunschfrage, um die Interviewsituation positiv und zukunftsgerichtet zu beschließen.

Interpretation

Das Interview beginnt mit meiner Eingangsfrage zu Pauls Biographie.

I: So also vielen Dank, dass Sie hier sind und mit mir das Interview führen.

Paul: Gerne

I: Ehm. Ich interessiere mich für ihre persönliche Lebensgeschichte

Paul: //mhm//

*I: //und bitte Sie da-
her mir Ihre Lebensgeschichte*

Paul: Ja

I: mit Beginn von ihrer Kindheit bis heute

Paul: //mhm//

I: so was

Sie denken was für Sie wichtig ist, zu berichten.

(Transkript Paul – Eingangsimpuls Z. 1–11)

Ich beginne das Interview mit einem Dank an Paul, dass er sich für das Interview bereiterklärt hat und dafür extra gekommen ist. Dadurch begegnete ich ihm zum einen wertschätzend und zum anderen verweist die Aussage „vielen Dank, dass Sie hier sind“ (Z. 1) darauf, dass es für mich nicht selbstverständlich ist, dass er sich die Zeit nimmt, um mir ein Interview zu geben. Daraufhin steigt Paul in das

Gespräch ein, ohne die Eingangsfrage abzuwarten, und bestätigt meinen Dank. Im Anschluss stelle ich meine Eingangsfrage, die nach seiner Lebensgeschichte, beginnend mit seiner Kindheit, fragt. Ich bitte ihn, mir seine Lebensgeschichte zu „berichten“ (Z. 11).¹⁰⁹ Paul unterbricht die Fragestellung noch weitere drei Male mit bestätigenden Äußerungen („mhm“, „Ja“) und steigt somit direkt in eine aktive Kommunikation ein. Nach Beendigung der Fragestellung beginnt Paul mit seiner autobiographischen Erzählung:

Ja ok (2) ((tiefes Einatmen)) ich sach Ihnen mal was eh. wie würden Sie das auffassen, wenn ein Mann die Straße entlangläuft das war auf Velauring 59 war das gewesen, 1959 und meine Mutter spazierte auch durch Zufall die Straße entlang. mein Vater, mein Erzeuger sprach sie an, so sind se in Kontakt geraten. dann wurde ich gezeugt velauringmäßig. gabs keine Betten und war ja damals auch verpönt. so fing das an. die Triebhaftigkeit haben die beiden zusammengeführt. ich bin auf die Welt geworfen worden @(.)@. eins ein Kind folgt dem anderen.

(Transkript Paul – Zeugungsgeschichte Z. 12–18)

Die expositionale Beschreibung (Einführung der Biographie- und Ereignisträger, Beziehungen, Zugehörigkeiten, Kontext), die typisch für narrative Interviews ist, nimmt Paul in einer besonderen Weise vor, indem er seine Erzählung zeitlich vor seiner eigenen Geburt beginnt und dadurch den Horizont in einer spezifischen Art und Weise aufspannt. Das macht er weniger narrativ, sondern mit Beschreibungen und teils starken Argumentationen, die dann verdichtet werden in Formulierungen wie „die Triebhaftigkeit haben die beiden zusammengeführt“ (Z. 17) oder „gabs keine Betten“ (Z. 16).

Paul beginnt seine Beschreibung der Lebensgeschichte mit einer Ratifizierung „Ja ok“ (Z. 12) und einem tiefen längeren Einatmen im Anschluss. Durch die Präambel von Paul („ich sach Ihnen mal was eh. wie würden Sie das auffassen“ (Z. 12f.)) positioniert er sich als wissende Person, die mehr weiß als ich bzw. als Experte aus einem Milieu, welches mir unbekannt ist; er stellt sich dabei gewissermaßen über mich, wobei er mich gleichzeitig direkt anspricht (letztlich eine rhetorische Frage). Er grenzt sich damit zugleich von der Normalgesellschaft ab. Außerdem sind es zwei konträre Impulse: erst die Eröffnung eines Monologs („ich sach Ihnen mal was“ (Z. 12)) und der direkte konträre Wechsel, der zur Adressierung meiner Person führt: „wie würden Sie das auffassen“ (Z. 12). Paul kommuniziert dabei auf der Metaebene und markiert die Perspektivenunterschiede (Milieu und Normalgesellschaft) zwischen sich und mir und lässt die Vermutung zu, dass er vorwegnimmt, dass ich die Lebensgeschichte anders verstehen könnte, als er sie erzählt. Zudem zeigt sich in der Formulierung „mal was“ (Z. 12), dass Paul, in Distanz zu sich selbst gehend, etwas Allgemeines, Generelles, Abstraktes erzählen

109 Die Bitte um einen Bericht sollte in einem narrativen Interview vermieden werden. Stattdessen sollte der*die Interviewte darum gebeten werden zu *erzählen*. Hier wird darauf verwiesen, dass es sich um das erste geführte Interview gehandelt hat. In den darauffolgenden Interviews wurde die Frage erzählgenerierend angepasst.

möchte. Im nächsten Schritt wird eine rhetorische Frage gestellt: „wie würden Sie das auffassen?“ (Z. 12). Er leitet mit dieser Frage seine Geschichte ein, wodurch er mit einem rhetorischen Kniff einsteigt, als würde er folglich einen Roman erzählen. Damit baut er einen gewissen Spannungsbogen auf. Letztlich schließt der Satz mit der Frage nicht ab. Vielmehr versucht er sich gut auszudrücken und mir kompetent und wissend gegenüberzutreten, wobei eine gewisse Begrenztheit der sprachlichen Kompetenzen sichtbar wird.

Er wartet keine Antwort auf seine Frage ab, sondern setzt abstrakt mit seiner *Zeugungsgeschichte* ein, in der er als Beobachter fungiert. Seine Lebensgeschichte beginnt somit vor seiner Geburt und nicht erst mit der Geburt oder mit seiner Kindheit. Für ihn scheint diese Vorgeschichte zu seinem Leben eine besondere Relevanz zu haben. Er erzählt die Geschichte distanziert und abstrakt, indem er mit der Formulierung „wenn ein Mann die Straße entlang läuft“ (Z. 13) einsteigt. Hier zeigt sich, dass zunächst keine Beziehung zu diesem Mann besteht. Der Spannungsbogen wird weitergeführt, indem er die Person und seine Beziehung zu dieser Person zunächst nicht bekannt gibt und nicht erzählt, warum der Mann dort läuft. Vom Abstrakten wechselt er zum Konkreten, indem er genaue Angaben zu Ort (Straße) und Zeit macht und dadurch Aufschluss darüber gibt, wann er ca. geboren ist (1959/60).

Im nächsten Schritt wandelt sich die vorerst unpersönliche Erzählung zu seiner persönlichen Lebensgeschichte. Dies geschieht, indem er nun auch seine Mutter in die Geschichte einführt. Der biographische Hintergrund wird somit ohne eigenes Erleben eingeleitet, allerdings stellt Paul es so dar, als habe er es ohne jeglichen Zweifel so erlebt. In seiner Erzählung differenziert er: Ein *Mann läuft die Straße entlang*, die Mutter hingegen „spaziert“ (Z. 14) und hält sich nur durch einen „Zufall“ (Z. 14) auf der Straße auf. Der Mann hat wohl ein Ziel vor Augen, die Mutter nicht. Der Mann wird als der „Erzeuger“¹¹⁰ (Z. 15), als sein Vater personalisiert. Die Bezeichnung Erzeuger verweist auf eine ablehnende und distanzierte Haltung seinem Vater gegenüber (*Typ II – Abgrenzung auf interpersonaler Ebene*). Es handelt sich nur um die biologische Verbundenheit und keine emotionale Bindung. Der Erzeuger sprach die Mutter an, dadurch wurde er „velauringmäßig“¹¹¹ (Z. 16) gezeugt. Es zeigt sich, dass der Erzeuger ein Ziel verfolgte und dieses Ziel mit dem Geschlechtsverkehr erreicht wurde. Seine Mutter wird in Schutz genommen, da sie nur durch einen Zufall vor Ort war und von ihm angesprochen wurde. Sie sind „in Kontakt geraten“ (Z. 15), d. h. unbeabsichtigt, wie ein negativ konnotierter Zufall (Schicksal) (*Typ IV – Schicksalhaftigkeit*), und er wurde „gezeugt“ (Z. 16). Darin liest sich keine bestehende liebevolle Beziehung. Vielmehr scheint es eine rein körperlich mechanische Begegnung gewesen zu sein, die mit Tieren vergleichbar ist. Dies wird nochmal durch seine Aussage „die Triebhaftigkeit haben die beiden zusammengeführt“ (Z. 17) betont. Zwischen dem in Kontakt-Geraten und der Zeugung gab es keinen Beziehungsaufbau. Der Akt der Zeugung wird auch nicht

110 Die Bezeichnung des Vaters als Erzeuger ist eine übliche Formulierung, wenn der Vater nicht bekannt ist, nie anwesend gewesen ist/war oder kein inniges Verhältnis besteht/bestand.

111 „Verlauring“ ist ein anonymisierter Straßenname.

weitererzählt. *Velauringmäßig* klingt nach einer viel befahrenen Straße bzw. nach einer Straße, für die etwas typisch (*-mäßig*) ist. Es ist nicht eindeutig verständlich, was Paul mit „gabs keine Betten und war ja damals auch verpönt“ (Z. 16) erzählen möchte. Die fehlenden Betten geben lediglich Aufschluss über die fehlende Beziehung der Eltern. Die Formulierungen *velauringmäßig* und *gabs keine Betten und war ja damals auch verpönt* verweisen zudem darauf, dass es eine gängige Situation damals war, was ich als Interviewerin nicht wissen kann. Paul klärt auf, was zu der Zeit üblich war, in der ich noch nicht gelebt habe. Er markiert hier die Mehrperspektivität, indem er darauf verweist, dass dies in den Kreisen, dem Milieu, in dem er aufgewachsen ist, Normalität war (*Typ I – Zugehörigkeit und Anerkennung auf milieuspezifischer Ebene*).

Er fasst ein Zwischenfazit der Zeugungsgeschichte, wobei er sich wieder von seiner persönlichen Geschichte distanziert, indem er sagt: „so fing das an“ (Z. 17). Letztlich schließt er seine persönliche Zeugungsgeschichte mit „ich bin auf die Welt geworfen worden“ (Z. 17f.) ab, was sich erneut als ein Zufall, sein hartes Schicksal, verbunden mit einer gewissen Hilflosigkeit, dokumentieren lässt (*Typ IV – Schicksalhaftigkeit*). Er hat es sich nicht ausgesucht, sondern wurde in sein Leben „geworfen“ (Z. 18). Es wird keine Liebe oder Freude der Eltern benannt (Tiere werfen ihren Nachwuchs). Seine Zeugung war ein Zufall, nichts Geplantes und ist nur aufgrund der Triebhaftigkeit der Eltern entstanden. Insgesamt ist auffällig, dass seine Zeugungsgeschichte darauf aufmerksam macht, dass er ohne häuslichen Kontext gezeugt worden ist, was quasi eine bestehende Obdachlosigkeit und eine Abgrenzung von der Normalgesellschaft (häusliches Zusammenleben der Familie, liebevolle Eltern, Zeugung aus Liebe etc.) von Beginn der Zeugung an beschreibt (*Typ II – Abgrenzung auf gesellschaftlicher Ebene*). Auf ihn folgten dann noch weitere Kinder, wobei sich hier auch keine liebevollen, familiären Gefühle dokumentieren lassen. Die Äußerung „ein Kind folgt dem anderen“ (Z. 18) setzt die distanzierte Haltung und die Beschreibung einer mechanischen Zeugung fort. Es folgt keine weitere Erzählung zu den Geschwistern, keins der Kinder hat einen besonderen Wert, für ihn nicht und für die Familie nicht. Seine Wortwahl ist erneut ein Versuch, sich gewählt auszudrücken.

In dieser Zeugungsgeschichte zeigt sich bereits die Dramaturgie von Pauls Leben; er präsentiert sich als von Geburt an außerhalb der Normalgesellschaft stehend. Durch sein Schicksal, das Kind seiner Eltern zu sein, war es bestimmt, dass er sein Leben in Abgrenzung zur Normalgesellschaft gestalten wird. Die *Abgrenzung auf gesellschaftlicher Ebene* (*Typ II*) stellt daher sein *Schicksal* (*Typ IV*) dar, dem er hilflos ausgeliefert ist. Außerdem zeigt sich seine distanzierte Haltung der Familie gegenüber, für deren Verhalten er sich in der Darstellung in gewisser Weise schämt. Darüber hinaus präsentiert er sich in Abgrenzung zur Normalgesellschaft als eine Art Wissender aus dem Milieu. In der Eingangssequenz dokumentieren sich daher in Hinblick auf die Typenbildung bereits mehrere Orientierungen zu den Bewältigungspraxen: eine *Orientierung an der Schicksalhaftigkeit* (*Typ IV*), indem er erzählt, wie er seiner Lebenssituation von Geburt an schicksalhaft und hilflos ausgeliefert ist, seine *Abgrenzung von der Normalgesellschaft* (*Typ II*) bei gleichzeitiger *Zugehörigkeit zum*

eigenen Milieu (Wissender des Milieus) (Typ I). Zudem ist erkennbar, dass er seinem Gegenüber verdeutlichen möchte, dass er sich bildungssprachlich ausdrücken kann und sich somit an gesellschaftlichen Erwartungen orientiert (Typ I).

Der folgende Auszug schließt an die Eingangssequenz an und verdeutlicht die Art und Weise des Erzählens von Paul, welche von einem schnellen thematischen Wechsel zwischen den Themen geprägt ist. Darüber hinaus zeigen sich erneut die Handlungsorientierungen der Eingangssequenz. Zudem lassen sich weitere Handlungsorientierungen verdeutlichen. Paul verhandelt verschiedene Themen (u. a. Wohnortwechsel, häusliche Gewalt, Beziehungen der Mutter, Vernachlässigung, Misshandlungen und Heimaufenthalt).

Paul: aber erstmal die ersten Wohnverhältnisse, die ich noch im Kopf habe als kleines Kind, das war in Name des Stadtteils, Herrenstr. Ecke Pferdenstr. ich hab mitbekommen, dass da immer Gewalt vorherrschte. meine Mutter ist immer arg verprügelt worden ((tiefes Einatmen)). dat hab ich so als Kind mitbekommen. dann hat meine Mutter einen Türken kennengelernt. da bin ich aufgrund dessen ins Heim gekommen, Name eines Stadtteils bei den Nonnen. meine Mutter derweil noch ein Kind bekommen von ihm, vom Bahadır ((tiefes Einatmen)). mich hat die vernachlässigt. mein Vater aber auch, also mein Erzeuger auch ne ja. das habe ich so im Kopf was mir hängengeblieben ist ne. dann Wohnungswechsel Name der Straße, Name des Stadtteils, absolute asoziales Siedlung und dementsprechend war auch die Verhältnisse ne. ich hab immer erlebt, dass sie sie verprügelt hatten. mein Vater also meine Mutter verprügelt hatte, immer und auch dementsprechend hat sie auch viel Verwandtschaft gehabt. da wurde immer gesagt, wer A sagt muss auch B sagen. das war das Los der Frauen. früher war auch, dass Los der Frauen äh wenn sie ihren Männern gebeten haben ein eigenes Konto führen zu dürfen. das war damals noch nicht erlaubt. wissen sie dat auch?

I: //mhm//

Paul: Ach das wissen Sie?

I: //mhm//

Paul: Gut zu wissen.

I: └@(.)@┘

Paul: Dass Sie das wissen ((tiefes Einatmen)). ja und Folge dessen habe ich das auch mitbekommen, ich wollt ich wuchs ich wuchs langsam heran und ich weiß noch wie mein Mutter den Michael auf dem Arm hatte als sie ausm Taxi gestiegen war. also der vom Bahadır und meine Mutter sah mich mit eh mit ver- mit blutigen Knien, der Verband lose herunterhängend. „wie siehst du denn aus?“ ((Stimme verstellt als Mutter)) ja meine ich mein Erzeuger hat mich vorher, einen Tag bevor der Michael durch die Wohnung marschierte mich verprügelt mit Tischbeinen. dat habe ich so im Kopf ne //mhm// das werde ich auch nie vergessen. Mein mein mein Erzeuger war ein herrscherrherrsüchtiger Typ ziemlich herrsüchtig, ein asozialer Name eines Stadtteils, kam aus Name eines Stadtteils ((tiefes Einatmen)). ein einfacher Arbeiter, der wohl auch keine Erfolg- Erfolge vorweisen konnte und sei- und der Druck seinen Kindern weitergeben hat und seinen Frauen ne. ich weiß auch noch wie meine Mutter, die ist natürlich in die Breite gegangen, weil sie viele Kinder bekommen hatte, paar Kinder in der Hand da kam mein Vater von der Arbeit, ich sag immer mein Vater, Erzeuger hört sich besser an. „sinn se alle dir, die Kinder? ((Stimme verstellt als Vater)) Mensch hast du einen dicken

Popo“ ne so ne, auf diese Art. aber ich hab's auf Dialekt ne kann man nicht so wiedergeben. Ja und dann Schule. meine Mutter hat mich auch gehasst, weil ich so ähnlich sah wie er ne und darum habe ich auch keine Liebe von ihr bekommen. aber ich will auch keine Tränen darüber vergießen ist Blödsinn ne. ich versuch das auch irgendwie sachlich für mich klar zu machen was da vorgefallen ist. ich kann ihr keine Vorwürfe mehr machen, (1) ihm auch nicht, weil sie alle tot sind. aber der latente Krieg war schon da ne. Anerkennungskrieg nenn ich das un- und äh Vertreibungs- äh. ich hab auch versucht ihn fertig zu machen ne aber ich habe es doch nicht übers Herz gebracht ne. meine Mutter habe ich auch mit Vorwürfe belegt aber ist ja ausgewichen ist ja ganz klar ((tiefes Einatmen)). Naja gut. (2) also wenn man wenn man so heranwächst mit Gewalt, kaum Liebe, Umarmung gab es überhaupt nicht mehr, wenig Essen.

(Transkript Paul – Z. 18–66)

Es findet ein Themenwechsel von der Zeugungsgeschichte zur Kindheit statt. Er beschreibt zunächst allgemein die Situation anhand der „ersten Wohnverhältnisse“ (Z. 18f.) in seiner Kindheit. Sein genaues Alter beschreibt er nicht. Paul beschreibt sich als passiver Teilnehmer in der Situation: „ich habe mitbekommen, dass da immer Gewalt vorherrschte“ (Z. 20f.). Dies betont und verweist auf die Gewalt, die herrisch über allem, den „Wohnverhältnissen“ (Z. 19), stand, die er nicht beeinflussen oder abwenden konnte. Die Formulierungen „dat hab ich so als Kind mitbekommen“ (Z. 22) und Gewalt herrschte „immer“ (Z. 21) beschreiben die Hilflosigkeit und die Belastung als Kind in der Situation häuslicher Gewalt. Die Gewalt richtete sich „immer arg“ (Z. 21) gegen die eigene Mutter. Dass sie „arg verprügelt“ (Z. 21) worden ist, verdeutlicht eine bildhafte Vorstellung des Interviewten und die Machtlosigkeit der Mutter. Wie die Geschichte der häuslichen Gewalt ausgegangen ist, wird nicht beschrieben. An dieser Stelle ist zu vermerken, dass das Zuhause keine positiven Zuschreibungen erhält, sondern nur von Gewalt geprägt ist. Anhand der Beschreibung des Wohnortwechsels sowie der häuslichen Gewalt zeigt sich eine Elaboration und Validierung der Handlungsorientierung an der *Schicksalhaftigkeit*, d. h. *das Leben ist ein Schicksal, dem er hilflos ausgeliefert ist (Typ IV)*. Diese wird konkretisiert, indem er sich als *hilfloser Akteur im Geschehen* darstellt („mitbekommen“ Z. 22).

Dann erfolgt ein erneuter Themensprung: Die Mutter ist eine neue Beziehung mit einem „Türken“ (Z. 23) eingegangen. Die Formulierung *der Türke* stellt wiederholt eine Beschreibung dar, bei der keine Beziehung, sondern Distanz verdeutlicht wird. Diese neue Beziehung der Mutter benennt Paul als Grund für seinen Heimaufenthalt bei Nonnen. „aufgrund dessen“ (Z. 23) oder „derweil“ (Z. 24) stellen erneut gewählte Formulierungen dar. Seine Erzählungen und Beschreibungen sind bislang nur mit wenigen biographischen Informationen bestückt. Hier werden eher einzelne Geschichten geschildert, die nichts über seine Handlungen erzählen, sondern verdeutlichen, wie er den äußeren Umständen hilflos ausgeliefert war. In der Zeit seines Heimaufenthalts hat seine „Mutter derweil noch ein Kind bekommen“ (Z. 24), welches von Bahadir war (der als Türke bezeichnete Mann wird personifiziert). Hier zeigen sich erneut eine distanzierte Haltung und Beziehungslosigkeit zu seinem Bruder. Auch die Vernachlässigung durch die Mutter bzw. das Nicht-

gesehen-Werden kommt hier erneut zum Ausdruck: Seine Mutter bekommt ein weiteres Kind, obwohl sie bereits ein Kind hat, das anschließend allein bei Nonnen untergebracht ist. Diese Textstellen verweisen auf eine *Distanziertheit Pauls gegenüber seiner Familie*, durch die er sich von ihr *abgrenzt*. Er betont seine Vernachlässigung durch seine Mutter und seinen Vater und die damit entstandene Hilflosigkeit. Zudem stellt er sich in den Vordergrund, seine Geschwister treten in seiner Erzählung in den Hintergrund. Paul beschreibt seine Mutter zum ersten Mal als aktiv handelnd, indem sie ihn vernachlässigt hat und die Schuld zugeschrieben bekommt. Die Formulierung „Das habe ich so im Kopf“ (Z. 26) kommt ein zweites Mal im Interview vor; sie zeigt, dass es sich um Pauls Version der Geschichte handelt und andere Beteiligte dies vielleicht anders sehen würden. Zugleich ist diese Geschichte nicht nur in seinem Kopf, sondern auch „hängengeblieben“ (Z. 27), was darauf verweist, dass sie ihm nachläuft und weiterhin Bestand hat. Es lassen sich somit eine Validierung und Elaboration der Handlungsorientierung an der *eigenen Handlungssohnmacht bzw. Hilflosigkeit im Geschehen* feststellen, die im Kontext des Familiengeschehens exemplifiziert wird. Es zeigt sich, dass die Vernachlässigung ein zentrales Thema in Pauls jungem Leben darstellte, was aber auf der kommunikativen Ebene zu verorten ist.

Es wird ein weiteres Thema aufgegriffen. Paul berichtet über einen Wohnungswechsel in eine „absolute asoziale“ (Z. 28) Gegend, wo die „Verhältnisse“ (Z. 29) genauso asozial waren. Weiter ausgeführt wird dieses Thema nicht. Seine Geschwister werden weiterhin nicht benannt. Es liest sich, als sei er allein mit seinen Eltern. Auch in den neuen Wohnverhältnissen wurde seine Mutter „verprügelt“ (Z. 30) und er erzählt, dass er das erlebt hat. Seine Mutter wird nicht als Opfer beschrieben, sondern es geht um ihn. Er hat die Gewalt miterlebt. Es werden in dieser Passage und an vorangegangenen Textstellen zwei Handlungsorientierungen deutlich: Orientierung an einem *nach innen und außen geschwächten und vernachlässigten Kind* (Typ IV) und eine *ichbezogene Orientierung* (Typ V).

Dann wechselt Paul erneut das Thema und spricht davon, dass seine Mutter „viel Verwandte gehabt“ (Z. 30f.) hatte. Hier versucht er die Sätze zu verbinden, indem er das Adjektiv „dementsprechend“ (Z. 30) verwendet. Es stellt erneut den Versuch dar, sich gewählt ausdrücken zu wollen, obwohl es sprachlich und inhaltlich nicht logisch ist. Laut ihm hat die Familie das Denken seiner Mutter geprägt: „wer A sagt muss auch B sagen. das war das Los der Frauen“ (Z. 30f.). Auch seine Mutter war ihrem Schicksal und ihrer Rolle ergeben. Dies wurde an ihn weitergegeben; zudem prägte es ihn, mit familiärer Gewalt aufzuwachsen. Hierin zeigen sich eine erneute Elaboration und Validierung der Handlungsorientierungen an *ein durch Schicksal bestimmtes Leben, dem man hilflos ausgeliefert ist, und an der Rolle als handlungssohnmächtiger bzw. hilfloser Akteur (kombiniert zutreffend bei Typ IV)*. Daran anschließend möchte er zeigen, dass er Wissen über die damalige Zeit hatte, indem er etwas zur damaligen Rolle der Frau erzählt und das mit der Frage abschließt „wissen Sie das auch?“, „Ach das wissen Sie“?; „Gut zu wissen, dass Sie das wissen“ (Z. 34ff.). Hier zeigt sich erneut die Handlungsorientierung an *der Rolle als wissende und aktiv kommunizierende Person zu einer Zeit bzw. eines bestimmten*

Milieus, d. h. seine Orientierung an der Zugehörigkeit zu einem Milieu bzw. den Strukturen der Gesellschaft (Typ I). Dies stellt einen Gegenhorizont zum *hilflos ausgelieferten und handlungsohnmächtigen Akteur* dar, der seinem *Schicksal* ergeben ist (Typ IV). Paul formuliert erneut, dass er diese Situation so „mitbekommen“ (Z. 41) hat, d. h., dass er der handlungsohnmächtige Teilnehmer und das Opfer der Rahmenbedingungen seines Lebens ist.

Er berichtet weiter, dass er „langsam“ (Z. 41) aufgewachsen ist, was sich wie ein langer teilnahmsloser Prozess verstehen lässt, an dem er gar nicht aktiv beteiligt war. Paul erzählt von einer Schlüsselsituation aus seiner Kindheit, in der seine Mutter mit seinem Halbbruder (Sohn von Bahadir) nach Hause gekommen (aus dem Krankenhaus nach der Geburt) ist. In diesem Moment hatte er blutige Knie und einen Verband, der nicht mehr richtig befestigt war. Die Verletzungen sind durch die Gewalteinwirkungen seines Erzeugers entstanden, der ihn einen Tag, bevor seine Mutter mit seinem Bruder nach Hause kam, „verprügelt [hatte; N.S.] mit Tischbeinen“ (Z. 46). Er erzählt damit bildhaft, dass er klein und verletzlich war, ein Kind, das verletzt wurde (bis hin zu offenen Wunden durch Prügel); nicht er konnte auf dem Arm seiner Mutter sein, sondern der neue Sohn von einem anderen Mann lag im Arm der Mutter (Verwahrlosung und Eifersucht). Er erzählt hier von einer Situation (Mutter kommt mit kleinem Bruder nach Hause) und verweist dabei auf eine andere Szene (Prügel durch den Vater), welche Thema wurde, als er seiner Mutter begegnet. Sein Leid wurde durch die Perspektive der Mutter wahrgenommen. Dennoch steigt er in die Geschichte nicht tiefer ein und nimmt damit wieder eine gewisse Distanz ein. Indem er beschreibt, dass sein Bruder durch die Wohnung „marschierte“ (Z. 46), wird deutlich, dass er sich von ihm bedroht fühlte, obwohl davon ausgegangen werden kann, dass sein Bruder noch ein Baby war. Die Verknüpfung beider Szenen könnte folgendermaßen verstanden werden: Der Vater richtete die Gewalt, die er sonst gegen seine Mutter gerichtet hätte, gegen ihn, als diese ein Kind von einem anderen Mann bekam. Diese Situation hat ihn emotional beeinflusst und beeinflusst ihn heute noch: „dat habe ich so im Kopf ne“ (Z. 46f.), „das werde ich auch nie vergessen“ (Z. 47). Diese Passage verweist daher erneut auf die Handlungsorientierung an einer Schicksalhaftigkeit, d. h. einem *nach innen und außen geschwächten und vernachlässigten Kind (Typ IV)* und einer *ichbezogenen Orientierung (Typ V)*.

Anschließend wird der Erzeuger fokussiert und als „herrsüchtiger Typ“ (Z. 48), „asozial“ (Z. 48) und „einfacher Arbeiter“ (Z. 49) beschrieben. Des Weiteren erzählt Paul, dass sein Vater erfolglos blieb, nichts vorweisen konnte und diesen fehlenden Erfolg an die nächste Generation weitergegeben hat. Es zeigt sich, dass er ihn nicht als Vorbild sieht, weil er seiner Ansicht nach nichts vorweisen konnte: „keine Erfolge“ (Z. 50); Kinder werden beispielsweise nicht als Erfolg benannt, es geht nur um den Erfolg im Beruf. Dennoch ist er dem Schicksal ergeben, dass sein Vater diese negativen Eigenschaften an seine Kinder und somit an ihn weitergegeben hat, was er nicht beeinflussen konnte und dem *hilflos und handlungsohnmächtig ergeben* ist. Dies stellt eine erneute Validierung der Handlungsorientierung *das Leben ist ein Schicksal, dem man hilflos ausgeliefert ist, dar (Typ IV)*.

Außerdem schildert er ein Beispiel der psychischen Gewalt des Vaters gegenüber der Mutter, wobei der Vater sie als dick und wegen der vielen Kinder beschimpfte, die sie bekommen hatte. Paul erzählt die Geschichte, um zu vermitteln, dass er sich vom Verhalten des Vaters distanziert und es selbst anders sieht: „meine Mutter, die ist natürlich in die Breite gegangen, weil sie viele Kinder bekommen hatte“ (Z. 51f.). Für ihn ist es „natürlich“ (Z. 52), dass seine Mutter durch die Schwangerschaften eine andere Figur bekommen hat. Sein Vater wird als aktiver, *herrsüchtiger* Typ beschrieben, seine Mutter als hilflose Frau, die alles ertragen muss. In dieser Erzählung wird exemplifiziert, dass er als *hilfloser und handlungs-ohnmächtiger Akteur* solchen Situationen, beispielsweise der Beleidigung der Mutter durch den Vater, ausgesetzt war.

Paul wechselt zu einem neuen Thema („Schule“ (Z. 56)) und kehrt ohne weiteres Eingehen auf dieses wieder abrupt zurück zum Thema fehlende elterliche Zuwendung. Hier wird die Mutter erstmals als aktive Person beschrieben, die ihn „auch gehasst“ (Z. 57) hat, weil er seinem Vater sehr ähnlich gesehen hat. Aus diesem Grund hat er auch „keine Liebe von ihr bekommen“ (Z. 58). Hier dokumentiert sich wieder die Handlungsorientierung an der *Schicksalhaftigkeit*, d. h. an dem *nach innen und außen geschwächten und vernachlässigten Kind* (Typ IV). Im Anschluss beschreibt er distanziert, dass er „keine Tränen darüber vergießen“ (Z. 58) will und „versucht das auch irgendwie sachlich für [...] [sich; N.S.] klar zu machen was da vorgefallen ist“ (Z. 59f.). Er erzählt, dass er einen distanzierten Blick auf die Vergangenheit hat. Seiner Mutter kann er keine Vorwürfe für ihr Handeln machen; er stellt sie als Opfer ihrer eigenen Lebensgeschichte dar. Grundsätzlich kann er seinen Eltern keine Vorwürfe mehr machen, weil sie tot sind. Diese Form der Reflexion mit stellenweiser Bilanzierung des eigenen Lebens nimmt Paul immer wieder vor. Dies verweist auf seine Bewältigungspraxis, eine *Selbstreflexion des eigenen Lebens* vorzunehmen und das Erlebte für sich erklärbar zu machen (Typ VI).

Paul wendet sich von seiner Selbstreflexion ab und richtet den Fokus auf seine Situation im Elternhaus. Er beschreibt seine Beziehung zu seiner Mutter als: „lamente(n) Krieg“ (Z. 61), „Anerkennungskrieg“ (Z. 61) und „Verteidigungs-“ (Z. 62). Paul kämpft und strebt um die Aufmerksamkeit und Anerkennung seiner Mutter und seiner Familie und erschafft dabei das Wort „Anerkennungskrieg“ (Z. 61). Die Wortschöpfung sowie die Betonung, dass es sich um einen Krieg handelte, verdeutlichen, dass er seine Ursprungsfamilie und die Beziehung zu seiner Mutter mit dem Bild eines Kampfes (Krieg) um Anerkennung rahmt. Paul präsentiert sich als *aktiver Akteur im Geschehen, der nach Aufmerksamkeit, Anerkennung und Zugehörigkeit strebt* (Validierung vgl. Z. 507–518) und seinem Leben *aktiv einen Sinn verleihen und Anerkennung* von der Familie erhalten möchte (Typ I – *Zugehörigkeit und Anerkennung auf interpersonaler Ebene*). In der extremen Präsentationsart von Paul spiegelt sich ein bis heute andauerndes *Streben nach Anerkennung und Zugehörigkeit* (Typ I) wider. Dies stellt einen Gegenhorizont zum *handlungsohnmächtigen, dem Geschehen hilflos ausgelieferten Akteur* (Typ IV – *Schicksal in resignativer Weise*) dar.

Des Weiteren erzählt er, dass er seinem Vater etwas antun wollte, es aber „nicht übers Herz gebracht hat“ (Z. 63). Seiner Mutter hat er Vorwürfe gemacht,

jedoch ist sie diesen ausgewichen. Abschließend fasst er zusammen und bilanziert seine Kindheit. Er beschreibt sie erneut in einer distanzierten Art und Weise: „Also wenn man [...] so heranwächst mit Gewalt, kaum Liebe, Umarmung gab es überhaupt nicht mehr, wenig Essen“ (Z. 65f.). Es werden verschiedene Formen der Distanzierung gegenüber seiner (negativen) Erfahrung als wiederkehrendes Muster erkennbar. Als Bewältigungspraxen lassen sich die *Abgrenzung und Distanzierung von negativen Erfahrungen/Erlebnissen (Typ II)* nennen. Zudem dokumentiert sich erneut die Handlungsorientierung an einem *nach innen und außen geschwächten und vernachlässigten Kind (Typ IV – Schicksal in resignativer Weise)*.

Im Folgenden wird eine längere Textstelle herangezogen, in der Paul über seine Familie spricht und in einen Reflexionsprozess über sich, sein Leben, seine Fantasie- und Machtvorstellungen, seine Position in der Gesellschaft und seinen Traum nach der Schriftstellerei einsteigt und diese Themen verhandelt, wodurch sich seine Handlungsorientierungen aufzeigen lassen und nach und nach unter einem individuellen Orientierungsrahmen gefasst werden können.

I: Sie hatten ja jetzt eben erzählt, dass Sie viele Geschwister haben

Paul:

↳Ja.

I:

↳Erzählen Sie doch

mal von denen

Paul:

↳Oh Oh Oh

I:

↳Wie viele sind das

Paul:

↳Ehhhm ich hab ähm sechs Junges zwei Mädels ähm drei- acht Kinder von drei verschiedenen Vätern, ist keine Abwertung. fünf von meinem Erzeuger, einen von Türken und zwei von der zweiten Ehe meiner Mutter, die sind alle tot jetzt außer Mutter und der Stiefvater und so. der Stiefvater hat auch die Hand aufgehoben, geldmäßig ne. ich Idiot (2). naja gut meine Geschwister naja Petra is äh von ihrem Bruder missbraucht worden vom Hans (2) n kleines Arschloch, ich hasse den Typen, den Hans. der Michael hat die meiste Liebe gekriegt, weil er gut aussah, der Ullrich sowieso, Mamas Liebling @(.).@. ich hab immer dann immer jeguckt, jedenfalls was ich damit sagen wollte (1), die sind ja auch im Heim verschickt worden natürlich ne, auch gestört selbstverständlich, ziemlich gestört sogar (3). aber mit so mit so ehm dat was meine Mutter mir angetan hatte, mein Vater mir angetan hatte, mit Aussagen vom Gericht gegen die Elternteile. dat haben die natürlich nicht mit- mitbekommen oder mitge- machen müssen (3). alle Persönlichkeitsspaltungen wüür- würde ich mal so behaupten, ich bin kein Psychologe. wie sacht man dazu nicht Persönlich- Persönlichkeitsspaltung. ziemlich (2) auch geprägt aber die konnten ihre Schulabschlüsse nachmachen was ich nicht konnte (1). die waren auch immer im Elternhaus. die konnten sich entwickeln, was ich nicht konnte //mhm// (3). ja:: was soll ich sagen. ich hab kein gutes Verhältnis zu meinen Geschwistern, sach ich einfach mal so ja. ich war praktisch auch für die so so ne Art Fußabtreter, weil ich da der Vaterersatz war außer vom Gesicht her (1) na gut und ich hab mich auch nicht gegen die durchsetzen können. ich war ja ein schwaches Kind, ich war ja krank so mit Bauch und so ne und die Schule kam ich nicht weiter, immer Prügel gekriegt, bin immer abgehauen ne und so ne. ach ja, peinlich. heute würde ich mir n Maschinenpistole nehmen und reinschießen @(.).@

Quatsch war nur Quatsch. aber wenn man so älter wird n bisschen nach unten schaut was früher passiert war kricht man schon n Schock ne und da- und damit muss man auch leben ne //mhm//. das ist nicht so einfach damit leben zu müssen ne. und da habe ich natürlich zwei Möglichkeiten gehabt. entweder der Amoklauf oder Schriftsteller zu werden ne. und der und der z- und der der letztgenannte ist schon schwer genug ne. du hast kein Background, du hast kein bürgerliches Knowhow mitbekommen ne (2) also habe ich mir alles mühsam selbst erarbeiten müssen ne, erstmal das Lesen, als solche. da habe ich festgestellt Lesen macht so Spaß wirklich, ich hab ich hab extra so Krieg und Frieden von Tolstoi, 1500 Seiten habe ich in zwei Monaten weg gehabt, also ausgelesen gehabt ne. da war ich 17, war ich grad Ort in Deutschland in Stadt in Deutschland Jugendknast, habe ich aber Gott sei Dank nur ein Jahr bekommen, Bewährungswider-ruf, weil ich halt, bei meine Mutter mich direkt rausgeschmissen hatte. war ja Pubertät 15 Jahre alt, ist ja klar. Name einer Fußballmannschaft-Fan, bin ja immer mit dem Name einer Fußballmannschaft-Fan mitgefahren, war auch Scheiße. Hamburg, ich war in Hamburg wo Name einer Fußballmannschaft Meister wurde 78, ok. aber nur Scheiß ey Idioten kennengelernt, Schlägertypen etc. (4). ja und dat Problem war ja auch immer die Wohnungslosigkeit ne //mhm//, das war immer das Problem. hatte konnte keine Existenz aufbauen als ich aus dem Knast rausjekommen bin (3) ja willst ja wieder festen Boden unter den Füßen haben und ich habs auch wirklich versucht ne dat war auch bei de Beziehung so schrecklich (3). ja die hat ne eigene Wohnung gehabt auch bei ihren Eltern, ich nicht. ich hab mal da gewohnt mal da gewohnt, Bewährungs-heim gewohnt eh, hab ich so ne komige Wohnung bekommen. aus so Wände aus Pappe irgendwie ((tiefes Einatmen)) (1), ja und ich hab mich auch geschämt, weil weil ihre Freundin Medizin und so ausm guten Elternhaus, da kam ich mir schon mickrich und klein vor is=so ne (2). naja und denn dann bekommt man natürlich auch die entspre-chende Resonanz ne (1). pff. ja mein eigenes Leben habe ich dann auch nicht führen können, da bin ich natürlich abgerutscht ne. und war auch gewollt und ich hab auch aufgegeben ne, die Beziehung war auch dementsprechend. na jut wie solch ich sagen (1), für mich is dat peinlich (1), mein eigenes Leben nicht in den Griff bekommen zu haben, mein eigenes Leben nicht aufbauen zu können, tut schon weh (3). und trotz, trotz alledem äh habe ich die Welt in meinem Kopf ne, ich bin der Welt gegenüber nicht feindlich gesonnen, geschweige denn gegen Ausländer, geschweige denn gegen die hiesi-ge Gesellschaft (1), finde ich gar nicht eh tue ich auch gar nicht, da is das wäre unfair. also ich denke so eh, dass ich mich selbst als Mensch akzeptieren kann, ich möchte mich auch als Mensch akzeptieren können ne. nur weil ich das und das nicht habe oder das nicht gelernt habe. ich versuche ehm für die Welt erträglich zu sein. ich möchte auch auch gewaltmäßig nicht auffallen, da dafür habe ich immer Sorge getragen, ehrlich (3). ich bin auch nicht weltfremd was das angeht. ich möchte auch nicht weltfremd sein, ich wie gesagt ich weiß wie man Bücher liest wie man sie behandelt, ich jetzt aber auch wie man Menschen behandeln muss ne //mhm//.

(Transkript Paul – Z. 478–548)

Nachdem mich Paul um eine Frage gebeten hat, folgt eine immanente Sachver-haltsnachfrage, indem ich mich nach seinen Geschwistern erkundige. Seine erste Reaktion lautet: „Oh Oh Oh“ (Z. 482). Daraufhin beginnt er mit einer Kombination aus Beschreibungen, Erzählungen und eingeschobenen Bewertungen zu seinen

Geschwistern und der Familienkonstellation. Er erzählt, dass er insgesamt acht Geschwister hat, und beschreibt die Konstellation der Patchwork-Familie, indem er die Kinder den Vätern zuordnet. Außerdem verwendet er erneut den Begriff *Erzeuger*, der weiterhin eine Art Metapher darstellt, wenn er von seinem Vater erzählt. Sein Stiefvater wird von Paul ohne Namen und negativ dargestellt, da er nur Geld von ihm wollte. Er selbst bezeichnet sich als „Idiot“ (Z. 488). Diese Sequenz verweist auf seine Erzählweise, die eine *Handlungssohnmacht im Geschehen (Typ IV – Schicksal in resignativer Weise)* und seiner *Art der Selbstreflexion des Vergangenen (Typ VI)* vermittelt, indem er für sich reflektiert, dass er zu nichts anderem in der Lage war, als seinem Stiefvater damals Geld zu geben.

Im Interview ordnet Paul seine Geschwister nicht mehr den Vätern zu, sondern nennt ihre Namen und erzählt für ihn relevante, seine Geschwister betreffende Geschichten und Situationen. Insgesamt schildert er eine destruktive Familiensituation, in der er am Rand steht. Eine Schwester wurde von einem der Brüder (Hans) missbraucht. Ihm gegenüber verspürt er Hass. Er erzählt aber nichts weiter über diesen Vorfall. Michael und Ullrich als „Mamas Liebling[e]“ (Z. 491) haben viel Liebe erhalten, weil sie hübsche Jungen waren. Dass er aufgrund des Aussehens weniger geliebt wird, stellt eine zufällige Situation dar, d. h., für sein Aussehen kann er nichts und daher kann er auch nichts dafür, dass er weniger geliebt wird als seine Geschwister. Es ist daher sein Schicksal, nicht geliebt zu werden. Hier dokumentiert sich erneut die Handlungsorientierung an seinem *schicksalhaften Leben, dem er hilflos ausgeliefert ist*. Darüber hinaus nimmt er die Opferrolle in der Familie an. Beginnend bei der Geburt, die schicksalhaft war, dokumentiert sich die *Orientierung an der Schicksalhaftigkeit (Typ IV)* stetig im weiteren Lebensverlauf. Dies stellt Pauls Art und Weise (Modus Operandi) dar, seine Situation und seinen Lebensweg im Kontext familiärer und gesellschaftlicher Erwartungen einzuordnen und zu bewältigen.

Paul erzählt, dass alle Kinder in seiner Familie in Heime verteilt wurden und sie daher alle „gestört“ (Z. 493) sind. Er führt weiter aus, dass er jedoch mehr erliden musste als seine Geschwister, dennoch haben sie alle „Persönlichkeitsspaltungen“ (Z. 496). Seine Geschwister konnten wieder bei den Eltern leben, zur Schule gehen, einen Abschluss machen und sich daher auch weiterentwickeln, was bei ihm nicht der Fall war. Er erzählt, dass er nie eine gute Beziehung zu seinen Geschwistern hatte, er war viel schwächer und krank; sie sahen in ihm das Abbild seines Vaters. Paul führt aus, dass er in der Schule verprügelt wurde und dabei nichts tun konnte, außer wegzulaufen. Hier zeigt sich seine Bewältigungspraxis, indem er sich als zentrales Opfer im Familiengeschehen präsentiert und diese Rolle *ichorientiert (Typ V)* und *schicksalhaft (Typ IV Schicksal in resignativer Weise)* füllt. Ihm wurde die Rolle des ältesten Bruders schicksalhaft aufgebürdet, von Natur aus ist er schwach gewesen und dem Leben handlungssohnmächtig und hilflos ausgeliefert. Paul begibt sich wieder in den Modus der Reflexion (*Typ VI – biographische Reflexion*), indem er erzählt, dass ihm alles, was er erlebt hat, seine Situation und seine Schwäche „peinlich“ (Z. 506) sind. Auch dass er sich im Interview als Opfer darstellen muss, wenn er seine Geschichte erzählt, ist ihm peinlich. In der der Inter-

viewsituation zeigt sich der resignative Umgang: Er ist dem Leben *schicksalhaft und hilflos ausgeliefert* und hat *keine Handlungsmöglichkeiten*, außer die Opferrolle einzunehmen (*Typ IV – Schicksal in resignativer Weise*).

Das Adjektiv *peinlich* stellt gemeinsam mit der Aussage „[h]eute würde ich mir n Maschinenpistole nehmen und reinschießen @(.)@ Quatsch war nur Quatsch“ (Z. 506f.) die Konklusion des Erzählabschnitts dar. Wenn Paul sich als Opfer sieht, dann sind die Amokläufe Machtfantasien, die er innerlich ausleben kann. Diese Gedanken verleihen ihm eine machtvolle Rolle im Geschehen, die Stärke und Männlichkeit integrieren. Dies verdeutlicht eine Handlungsorientierung, die auch einen Gegenhorizont darstellt: In seiner *Fantasie stellt er einen aktiven, starken, mächtigen und männlichen Akteur (Amoklauf, Waffen) dar (Gegenhorizont zur aktiven Annahme der Opferrolle)*. Insgesamt bewegt er sich beim Erzählen in Extremen und beschreibt sein Leben auf diese Art und Weise. Beispiele dafür sind: Er stellt das größte Opfer dar, seine Lösung für diesen Missstand ist ein Amoklauf; die Menschen haben keine Persönlichkeiten, sie sind gestört, in ihrer Persönlichkeit gespalten, werden missbraucht, als Fußabtreter benutzt, Kinder werden aus Triebhaftigkeit gezeugt, auf die Welt geworfen etc. Es zeigt sich daher eine *Orientierung an Extremen (Ausdrucksweisen in Superlativen)*. Insgesamt wird auch in diesem Abschnitt erkennbar, dass er beim Erzählen Schwierigkeiten hat, einen roten Faden zu behalten, und zwischen den Themen springt, indem er schnell ein neues Thema aufgreift, sobald er eine Situation angesprochen hat, die ihn an etwas erinnert.

Paul reflektiert weiter sein Erlebtes und erzählt, dass es schockierend und nicht leicht sei, damit zu leben. Er verwendet hier eine interessante Formulierung: Er sagt nicht, dass er zurückschaut, sondern: „wenn man so älter wird n bisschen nach unten schaut was früher passiert ist“ (Z. 508). Es liest sich, als würde er sich *unten* sehen, wenn er sein Leben reflektiert. Aufgrund seiner Vergangenheit hatte er zwei Optionen: „Amoklauf oder Schriftsteller“ (Z. 511). Hier wird wieder die *Orientierung an Extremen* deutlich. Amoklauf bedeutet auch, dass er andere mit in sein Schicksal hineinzieht bzw. er seinem Leben einen Sinn verleihen und bekannt und anerkannt werden möchte. Das kann er als Amokläufer, aber auch als Schriftsteller. Dadurch zeigt sich erneut die Handlungsorientierung, dem *Leben aktiv einen Sinn zu verleihen und familiäre und gesellschaftliche Anerkennung zu erhalten (Typ I)*. Dieser Wunsch und sein Streben nach Anerkennung und Zugehörigkeit finden sich bereits in seiner biographischen Darstellung der Kindheit (bspw. in Form der beschriebenen „Anerkennungskriege“ (Z. 61)). Es wird ein Kampf um die eigene Identität deutlich, d. h., jemand sein zu können, der eine Bedeutung hat und zu *etwas Größerem berufen* ist (*Typ I*). Er hat sich für die Schriftstellerei entschieden, was ohne Unterstützung und fehlende Bildung nicht leicht war: „kein Background, kein bürgerliches Knowhow mitbekommen“ (Z. 513). Lesen und Schreiben hat er sich selbst im Jugendknast beigebracht. Beispielsweise hat er „Krieg und Frieden von Tolstoi“ (Z. 515) gelesen. Hier werden wieder die *schicksalhafte Lebensfügung und die hilflose Opferrolle (Typ IV)* deutlich, da er keine Chance auf ein besseres Leben hatte, weil er in eine ungebildete, nicht bürgerliche Familie hineingeboren wurde. Gleichzeitig zeigt er sich durch den Gegenhorizont als *aktiver und hand-*

lungsmächtiger Akteur seines Lebens (Typ III), indem er sich das Lesen und Schreiben selbst beigebracht hat und versucht, seine Situation zu verbessern und dem gebildeten Bürgertum anzugehören. Dass er *Krieg und Frieden* gelesen hat, verweist wieder auf seine extreme Darstellungsweise (viele Seiten, starker, mächtiger Titel).

Zwischenfazit: Insgesamt wird eine Bewältigungspraxis in einem Spannungsverhältnis deutlich: Paul hält beim Erzählen seiner Lebensgeschichte einerseits seine Situation vor sich selbst aufrecht, indem er sich als *Opfer der Verhältnisse* (Typ IV) sieht und präsentiert. Andererseits ist er trotz seiner misslichen Lage auf der Suche nach *gesellschaftlicher und familiärer Zugehörigkeit und Anerkennung* (Typ I). Er bewegt sich demnach zwischen Opferrolle (nicht gesehen und nicht gehört werden) und *Kämpferrolle um die eigene Identität, Zugehörigkeit und Anerkennung* (Typ I). Daraus ergeben sich vorerst eine *Orientierungslosigkeit und Identitätssuche als Orientierungsrahmen*, die auch in der Art und Weise der autobiographischen Erzählung deutlich werden, da Paul immer wieder zwischen den Themen, Zeiten und Darstellungsweisen hin und her wechselt. Diese *Orientierungslosigkeit und Identitätssuche* stehen im Zusammenhang mit der Bewältigungspraxis, sich an einer *Fantasiewelt zu orientieren und sein schicksalsbasierendes Leben in Geschichten, Romanen und Filmen zu denken* und daraus eine Identität zu konstruieren. Dies wird im weiteren Verlauf der Falldarstellung aufgezeigt.

Nach der Reflexion beginnt Paul mit dem Thema Jugendhaft und berichtet, dass ihn seine Mutter mit 15 Jahren zuhause rausgeworfen hat. Er hat als Fußballfan viele „Idioten“ (Z. 523), d. h. „Schlägertypen“ (Z. 523), kennengelernt und ist auch auf Auswärtsspiele mitgefahren. Daraufhin ist er aufgrund eines Bewährungswiderrufs für ein Jahr in Haft gekommen. Er erzählt nicht genau, warum er in Haft gekommen ist, ob es eine Kohärenz mit den Auswärtsspielen gab, wird nicht deutlich. Was aber deutlich wird ist, dass er mit diesen Idioten und Schlägertypen zusammen war und sie kennengelernt hat, wofür er erneut nichts konnte. Er bewertet es aber als „Scheiß“ (Z. 523), dass er zu den Auswärtsspielen mitgefahren ist und die Leute kennengelernt hat. Es war abermals schicksalhaft, dass er diese Leute kennengelernt hat und dadurch letztlich in Haft gekommen ist (Typ IV).

Paul wechselt erneut das Thema und erzählt über die allgemeinen Schwierigkeiten der Wohnungslosigkeit und die damit verbundene Scham. Nach den Haftzeiten hatte er nie eine „Existenz“ (Z. 525) und immer den Wunsch, „wieder festen Boden unter den Füßen“ (Z. 526) zu haben. Das Gleiche gilt für Beziehungen zu Frauen, die eine eigene Wohnung bei den Eltern hatten, aus gutem Hause kamen. Die Situation in einer Beziehung bewertet er als „schrecklich“ (Z. 527). Überall hat er mal gewohnt: „mal da gewohnt mal da gewohnt“ (Z. 528f.), „Bewährungsheim“ (Z. 529), mal eine eigene Wohnung gehabt, wobei die „Wände aus Pappe“ (Z. 530) waren. Das war ihm unangenehm vor seiner Freundin und deren Freundinnen und hat von ihnen „auch die entsprechende Resonanz“ (Z. 533) erhalten. Er fühlte sich „mickrich und klein“ (Z. 532). Deshalb ist er weiter „abgerutscht“ (Z. 535), was bewusst war, weil er „aufgegeben“ (ebd.) hat. Er schämt sich dafür: „für mich is dat peinlich mein eigenes Leben nicht in den Griff bekommen zu haben“ (Z. 536). Hier findet wieder eine *aktive Orientierung an der eigenen Opferrolle*

und seinem Schicksal (Typ IV) statt. Gleichzeitig ist er nicht wütend oder „feindlich“ (Z. 539) gegenüber irgendwem in der Gesellschaft eingestellt. Im Gegenteil: Er ist offen gegenüber der Gesellschaft und der Welt: „habe die Welt in meinem Kopf, ich bin der Welt gegenüber nicht feindlich gesonnen“ (Z. 539f.). Paul hat eine Akzeptanz gegenüber sich selbst entwickelt, auch wenn er nicht viel hat. Er wünscht sich, akzeptiert zu werden. Ihm ist es wichtig, „für die Welt erträglich zu sein“ (Z. 544) und „gewaltmäÙig nicht aufzufallen“ (Z. 545). Es ist ihm klar, wie er mit Büchern und Menschen umzugehen hat. In dieser Sequenz will er verdeutlichen, dass er kein böser Mensch ist und dass er der Welt und der Gesellschaft, aber auch sich selbst gegenüber nichts Böses möchte. Hier zeigt sich wieder seine Praxis im Spannungsfeld, *indem er sich zwischen seinem Dasein als Fußabtreter, Opfer, Wohnungsloser (nicht gesehen und nicht gehört werden) und dem Kampf um die eigene Identität und gesellschaftliche Zugehörigkeit und Akzeptanz bewegt.*

Die folgende Textpassage schließt inhaltlich an die vorangegangene an, verdeutlicht nochmals das beschriebene Spannungsverhältnis und gibt darüber hinaus weiteren Aufschluss über die *Bewältigungspraxis der Orientierungslosigkeit, d. h. über den Kampf um die eigene Identität und die gesellschaftliche Zugehörigkeit und Akzeptanz.*

ich versuche mich erträglich zu halten @(.)@ ich will nicht negativ auffallen, das ist mein Credo ne, auch keine Gewaltexzesse, die ich manchmal so im Kopf haben, zu Geltung zu verschaffen das will ich doch alles gar nicht, Amok zu laufen zum Beispiel ne. ich hab viele Feinde, die mir weh getan haben (1). aber nicht bewusst, also ich hab denen nicht bewusst weh getan. aber ich hab ihn mal geguckt, gewisse Resonanz, weil ich meine Meinung gesagt hatte, da kamen viele Leute nicht mit klar. akzeptiere ich auch @(.)@ (2). ich hab, aber der Instinkt sagt mir aber: „du schaffst das“, das ist komisch, das hat mich auch vom Selbstmord abgehalten, der Instinkt sagt immer immer zu mir also mein Kopf, also det Engelschen sach ich immer, mein Engelschen: „mach keinen Blödsinn“ ((verstellt die Stimme)) ne sowas in der Art ne, macht auch, „bring dich aber auch nicht um“. komisch ne. „aber du musst auch leiden, du musst noch leiden. leide weiter, das macht dich groß und stark“. ich weiß was damit gemeint ist ne. also ich weiß auf jeden Fall, dass ich ja, dass ich mich am Leben erhalten möchte. das weiß ich das will ich auch tun und ich weiß es gibt n Wunder, dat weiß ich auch, ich glaub an sowas, warum auch nicht. ich hab ja keine anderen Traummöglichkeiten mehr, ist ja nur das Eine, ist ja ist ja klar ne. aber ich weiß irgendwie, dat Instinkt sacht du schaffst das, aber es dauert noch ein bisschen. und darauf lasse ich mich auch ein ne //mhm//. klar, ist ein bisschen naiv natürlich, weiß ich selber (1) ne. ist aber legitim @(.)@.

(Transkript Paul – Z. 573–592)

Paul ist es vor allem wichtig, nicht „negativ auf[zufallen“ (Z. 574), sich „erträglich zu halten“ (Z. 574) und keine „Gewaltexzessen“ (Z. 575) wie beispielsweise einen Amoklauf auszuüben. Daran schließt er an, warum er einen Lebenswillen trotz seiner schweren Lage hat. Er hat diesen, weil eine Stimme, sein „Engelschen“ (Z. 582), ihm sagt, dass er weitermachen muss, keinen „Blödsinn“ (Z. 583) machen soll und noch weiter leiden muss: „das macht dich groß und stark“ (Z. 585). Hier

wird erneut sein Wunsch deutlich, nicht klein und schwach, sondern männlich und stark zu sein. Dadurch hat er auch keinen Selbstmord begangen. Er möchte am Leben bleiben und glaubt an „Wunder“ (Z. 587). Er führt aus, dass ihm letztlich auch nichts Anderes übrigbleibt, als an ein Wunder zu glauben. Hier wird anhand des Wunders, der Darstellung des Leidens und des Engels, der mit ihm spricht, eine Orientierung an Religiosität und Mystik deutlich. Sein „Instinkt“ (Z. 590) sagt ihm, dass er jedoch noch etwas warten muss, bis sein Wunder kommen wird. Er beschreibt sich daher selbst als „naiv“ (Z. 591). Diese Passage verweist auf eine *mystische und religiöse Orientierung und seine Praxis, das Leben als Leidender und Opfer bis zum Wunder/zur Erlösung einzugehen* und bis dahin „das Beste daraus zu machen“ (Z. 671). Zudem wird deutlich, dass Pauls Leben vom Schicksal getragen wird und er leiden muss, um erlöst zu werden (Religiosität), d. h., bis sich das Schicksal, wie durch ein Wunder, für ihn zum Guten und Positiven wendet (*Typ IV*).

Zwischenfazit: Paul bringt verschiedene Perspektiven und Erfahrungen aus diversen Kontexten, in denen er gelebt hat (Heime (Nonnen religiös geprägt), JVA, Psychiatrie (Resonanz), Gewalt, Krisen, Suizidversuche etc.) und den verschiedenen Medien (Bücher, Filme, Radio), die er genutzt hat, um übers Leben zu lernen, zusammen. Daraus entwickelt er seine Praxis, seine Mythologie des Weiterlebens. Der Sinn des Lebens ist es weiterzumachen. Seine individuelle Mythologie setzt sich aus der Bibel, Filmen und Romanen zusammen. Er sagt an anderer Stelle, dass ihm nie jemand Geschichten erzählt hat und er alles aus Filmen, Büchern etc. entnommen hat, d. h., er hat quasi ein geborgtes Leben, was in einer *Fantasiweltorientierung* mündet. Das ist die Art und Weise, seine Performanz, über die er sich ausdrückt und präsentiert. Er lebt im Bezugssystem der virtuellen Welten, in Kunstwelten, im Leben eines Abenteuerromans. Letztlich wünscht er sich ja auch Schriftsteller zu werden. Auf Grundlage dessen lässt sich neben der *Orientierungs- und Identitätslosigkeit, d. h. neben dem Kampf um die eigene Identität und gesellschaftliche Zugehörigkeit und Akzeptanz, der Orientierungsrahmen der Fantasiweltorientierung – schicksalsbasierendes Leben in Mythen, Geschichten, Romanen und Filmen – aufzeigen. Diese beiden Orientierungsrahmen sind kohärent und beziehen sich aufeinander und erklären die biographische Bewältigungspraxis von Paul im Kontext gesellschaftlicher Strukturen und Erwartungen.*

Die folgende etwas längere und abschließende Textpassage bezieht sich auf andere biographische Themen (Kinder, Beziehung zur Exfreundin und Wohnungslosigkeit), zeigt und bestätigt aber die gleiche Performanz, wie die Themen verhandelt werden.

I: Sie hatten von Ihren Kindern jetzt was erzählt eh, dass Sie zwei Kinder haben

Paul: Zwei Töchter, zwei wunderschöne Töchter

I: ↳Ja und ähm erinnern Sie sich da noch an

Paul: ↳Ja, wo meine Tochter Karo, wo die zwei Jahre alt war, 92, musste ich die Wohnung verlassen hat die mich rausgeschmissen. dann hab ich ja erzählt Knast, dann wollt die mich haben und seit dem war auch Funkstille. die hat mich besucht, wo ich

in der Name einer stationären Einrichtung für Wohnungslose gelebt hatte. wo ich grad aus Berlin gebrochen angebrochen kam. stand die auf einmal mit meiner Tochter da (1) ohne Ankündigung, ich war unrasiert, ich hab mit=nem Typen Schach gespielt, ich hab wat wat jetrunken (1) bisschen, da hab ich wat geraucht. auf einmal taucht die dann auf, ohne Bescheid zu sagen (1). Da haben wa ein schönes Wochenende verbracht, also ich wir sind=ma spazieren gegangen, ich auch noch n Bild Zuhause (2) war mein Tochter glücklich (1) und da war ja auch die schu- die schulische Leistung warn gestiegen, das hab ich so mitbekommen. Ja, da wollt ich meine Tochter noch anrufen, war Petra am Apparat, hat die mich angeschrien: „Du rufst hier niech mehr an. ich will das nicht“ (Stimme verstellt) und so (2). Naja gut, is aber wirklich is aber der Wahrheit entsprechend, was soll ich da machen (1). kämpfen, weinen, bitte bitte machen (1) ja und meine Tochter, die war auch ehm (1) in so ner=Art psychologische Beratung (2). ich weiß nicht viel, also ich ich hab nicht so viele Informationen. ich hab nur mitbekommen, die schulischen Leitungen waren groß und stark als ich als ich Kontakt zu ihr hatte (1) und da war auf einmal Funkstille (3), ja:: also meine Tochter in Berlin, die Pia ich hab fünf Jahre in Berlin. gelebt, in Stadtteil der Stadt, wo sie zwei Jahre alt war, war das genau das selbe, das gleiche Schicksal (1). hab ich nicht verkraften können. also da war ich, das war der einzige Punkt, wo ich wo ich mich fast umgebracht hätte. ich hab mir einen Strick genommen, wollte=mich=in=nem Baum aufhängen (1) am Name eines Flusses, dat weiß ich noch. hab ich aber auch nicht geschafft, hab ich doch nicht gemacht, weil ich so feige war (1), ja weiß ich auch nicht warum (1). ja, dann 2001 bin ich eh, 2001 bin ich, wo ich in Stadt in Deutschland die Wohnung hatte, bin ich nochmal nach Berlin. die Rosa die Freundin von von Lisa Nachname ich hab sie gebeten: „kannst du dafür sorgen, dass ich meine Tochter sehen?“ ja sacht die auf einmal zu mir: „ich helfe dir“. meine Exarbeitskollegen angerufen aus Berlin ne, der Klaus, der hat mir ne Wohnung besorgt, illegalerweise, hab Miete bezahlt, ich wollt ja arbeiten gehen, Leiharbeiter. ich hab nur die eine Miete in der Tasche gehabt (2). und dann hat sich herausgestellt die Lisa war mit mit Pia in auf Sylt, dat haben se=n Haus, zu DDR-Zeiten schon. und die Rosa hat mich verarscht (2). ja, dat heißt auch ich hab erstmal versucht ne Arbeit zu kriegen, ging aber nicht, hab keine Arbeit gefunden. ich hab aber auch keine Motivation gehabt. ich war irgendwie enttäuscht, kraftlos (3) ja oh oh da hab ich pff da wollt ich auch Dummheiten machen (2). hab ich aber abgehauen, also Gott sei Dank, grade rechtzeitig. da fing der 11. September an 2001 ne der Angriff auf Amerika ne, das war die Zeitspanne, wo ich in der Name einer stationären Einrichtung für Wohnungslose gelebt hatte (2). **also ich wollte, wie gesagt ein guter Vater sein für meine beiden Töchter. was heißt beide zwei Töchter. ich hab die eine Tochter das war die Karo, ich wollt ja kein ich wollt ja kein Kind vom anderen Frau haben, wollt ich einfach gar nicht, dat dat wat dat weiß ich, das war so mein Credo ne. aber hat ja alles nicht geklappt. man kann das Leben ja, man kann das Leben ja nicht bestimmen. vielleicht doch n bisschen ne (4). ja aber die Lisa war einfach so überzeugend ne.ich hab auch meine meine Brüche so aufgezeigt, ich hab nichts gelernt, das und das kann ich nicht und so. „ich halte zu dir“ und so weiter und so fort (1). na gut und das tut mir auch unheimlich weh, dass ich von der Biographie meiner beiden Töchter nicht weiter erzählen kann, weil ich keine Informationen hab, keine Geschichten kenne. ich weiß ja nicht ob die Pia in Name einer Großstadt in D. ähh jetzt jetzt studiert, ich weiß es ja nicht. dat tut so weh. nicht teilnehmen, nicht partizipieren zu können. dat tut mir**

unheimlich weh sowas (1). ich ich meine ich zeug doch keine Kinder um det Spaßes Willen, dat hab ich nie im Sinn. du bist immer Puff gegangen, wenn ich ehrlich bin. geb ich offe- hab ich kein Problem mit. 15, 16, 17, hier 18, wo ich keine Freundin hatte, wo ich immer auf der Straße gelebt hatte. war mir scheißegal, also da denkt man nicht an Vernunft. ähm wie sacht man dazu, mir fehlen den den gewisse Sachen jetzt ich. du bist auf dich selbst fixiert und du befriedigst auch deine eigenen dummen Bedürfnissen sach ich Fußball, Kino, Sex usw. das kricht man ja heute so nachgeschmissen, wissen se das //mhm// (1). und ich hab wirklich ehm (1) abgründig auch gelebt, wirklich abgründig (2) so Edgar Allan Poe-mäßig @(.).@, wirklich abgründig und hab so mein Leben hinterfragt uns so. und hab mich auch mich selbst interviewt und mir gehorcht, für was lebst du eigentlich oder für was möchtest du weiterleben? weißt de so so so so Fangfragen, die man sich stellen muss ne, um wirklich brutalerweise selbst ne Antwort zu geben. man weiß es nicht, ich weiß es nicht. hab ich mir als Antwort gegeben. ich weiß nicht für wat ich hier bin. vielleicht bin ich hier um un was Böses Bösartiges zu machen ne oder doch was Gutes ne (2) //mhm//. achja (2). können auch noch n paar Zitate hinschmettern, bringt ja auch nicht. so eitel bin ich auch nicht.

(Transkript Paul – Z. 594–664)

Ich stelle eine immanente Sachverhaltsnachfrage, indem ich die zwei Kinder aufgreife, von denen Paul im Vorfeld erzählt hat, und werde von Paul unterbrochen, der dies bestätigt und sagt: „Zwei Töchter, zwei wunderschöne Töchter“ (Z. 595). Ich versuche die Frage abzuschließen, werde aber erneut von Paul unterbrochen, der daraufhin direkt mit seiner Erzählung zu seinen Töchtern beginnt. Er steigt wieder aktiv in die Kommunikation mit mir ein. Außerdem beschreibt er seine Töchter sehr positiv („wunderschön“ (Z. 595)), wobei sich nochmals die *Orientierung an Extremen* zeigt.

Seine Töchter hat er beide verlassen müssen, als sie zwei Jahre alt waren. Bei seiner Tochter Karo war das 1992, weil seine Exfreundin ihn „rausgeschmissen“ (Z. 599) hat. Hier dokumentiert sich, dass er die Opferrolle einnimmt und dabei vom *Schicksal geleitet und ihm ergeben* ist. Er konnte an der Situation nichts ändern bzw. hatte keine Handlungsmöglichkeiten, da seine Exfreundin vorgab, was er zu tun hatte. Hier zeigt sich eine *Fortsetzung des nach innen und außen geschwächten und vernachlässigten Kindes, was sich im Erwachsenenalter durch Schicksalhaftigkeit, fehlende Handlungsmöglichkeiten und der Annahme der Opferrolle äußert (Typ IV)*. Paul erzählt nicht, wie es dazu gekommen ist, dass er gehen musste (Streit in der Beziehung o. Ä.). Vielmehr wird wieder *schicksalhaft (Typ IV)* beschrieben, dass er gehen „musste“ (Z. 598), ohne dass er Einfluss nehmen konnte. Als nächstes erwähnt er kurz, dass er erneut in Haft gekommen ist, was er bereits erzählt hatte, und nach seinen Erzählungen *typisch* ist für seine Biographie, d. h., wenn er zuhause oder nach seinen Beziehungen rausgeworfen wurde, geriet er immer in eine Krise, die mit Brüchen und folgendem Haftantritt einherging (*Typ IV*).

Seine Exfreundin wollte ihn nach seiner Haft wieder „haben“ (Z. 600) und besuchte ihn mit seiner Tochter Karo überraschend in der stationären Einrichtung, in der er lebte, nachdem er „aus Berlin gebrochen angekrochen kam“ (Z. 602). Weiter geht er nicht darauf ein, warum er aus Berlin kam. Im Interview zeigt sich aber, dass

seine zweite Freundin, die Mutter seiner zweiten Tochter, ihn auch rausschmiss und es sich daher um diese Zeit handeln kann. Er hat hier wieder *aktiv nichts dazu beigetragen und ist dem Geschehen schicksalhaft ergeben*. Paul führt weiter aus, dass er nicht wusste, dass Petra ihn mit Karo besuchen würde, und erzählt, dass er sich dadurch nicht vorbereiten konnte und deshalb etwas getrunken, etwas Marihuana geraucht hatte und auch nicht gepflegt war. Dennoch hatten sie „ein schönes Wochenende verbracht“ (Z. 605f.), wovon er auch noch ein Foto als Erinnerung aufbewahrt. Hier wird deutlich, dass er sich durch den überraschenden Besuch unwohl fühlte und keine Handlungsmöglichkeiten hatte, sich darauf vorzubereiten. Es war der Situation abermals *ergeben und konnte nichts an dem Geschehen ändern, d. h., ihm wurde gar nicht die Möglichkeit gegeben, sein Leben und die Situation aktiv zu gestalten (Typ IV)*.

Außerdem erzählt er von den „schulischen Leistungen“ (Z. 614) seiner Tochter Karo, auf die er auch keinen Einfluss hatte, die aber „groß und stark“ (Z. 615) waren, obwohl sie mal „psychologische Beratung“ (Z. 613) erhielt. Das hat er wieder „nur mitbekommen“ (Z. 614), was erneut auf sein *Unbeteiligtsein im Geschehen* verweist. Andererseits verweist er mit seiner Darstellung darauf, dass sie „glücklich“ (Z. 607), *wunderschön* und aufgrund gestiegener schulischer Leistungen erfolgreich ist, dass sie nicht das Erbe ihres Vaters übernimmt, sondern Perspektiven hat, die er nicht hatte. Mehr Informationen zu seiner Tochter oder Einfluss auf diese positive Entwicklung hatte er jedoch nicht, weil „Funkstille“ (Z. 615) (*Schicksal*) herrschte und er über keine Handlungsmöglichkeiten verfügte, dies zu ändern.

Paul erzählt, dass er versucht habe, seine Tochter anzurufen, aber seine Exfreundin ans Telefon ging. Sie hat ihn „angeschrien“ (Z. 609) und ihm gesagt, dass er nicht mehr bei ihnen anrufen soll, dass sie das zukünftig nicht mehr möchte. Paul sah in der Situation für sich keine Handlungsmöglichkeiten („was soll ich machen. Kämpfen, weinen, bitte bitte machen“ (Z. 611f.)) und betont, dass das wirklich so war: „der Wahrheit entsprechend“ (ebd.). Hier spricht er seine *fehlenden Handlungsmöglichkeiten, seine Opferrolle, sein Ohnmachtsgefühl und seine erlernte Hilflosigkeit auf kommunikativer Ebene aus. Er ist dem Geschehen, der Situation, seinem Schicksal ergeben und kann nur hilflos zusehen*, wie der Kontakt zu seiner Tochter Karo abbricht. Paul erzählt auch an dieser Stelle nicht, warum seine Exfreundin keinen Kontakt mehr wünscht. Hier ist die gleiche Art und Weise der Erzählung erkennbar, als er davon erzählt, wie ihn Petra aus der Wohnung geworfen hat. Paul erzählt nicht den Weg dahin, sondern erzählt es so, als sei er der Situation *schicksalhaft und hilflos, ohne eigene Handlungsmöglichkeiten (Typ IV – Schicksal in resignative Weise) ergeben*.

Weiter erzählt er von seiner zweiten Tochter Pia, die er ebenso verlassen musste, als sie zwei Jahre alt gewesen ist. Für Paul „war das genau dasselbe, das gleiche Schicksal“ (Z. 617), wie bei seiner ersten Tochter Karo. Hier zeigt sich seine handlungsleitende Orientierung (*das Leben ist ein Schicksal, dem man hilflos ausgeliefert ist*), *welche bislang auf der impliziten Ebene deutlich und expliziert wurde, indem er sie explizit beschreibt (Typ IV)*. Weiter erzählt er von Extremen, die seine Handlungspraxis leiteten, indem er sich das Leben durch Erhängen nehmen woll-

te. Das hat er aber nicht „geschafft“ (Z. 621), weil er zu „feige“ (Z. 622) gewesen ist. Abschließend erzählt er, dass er nicht weiß, warum er es nicht geschafft hat, sich das Leben zu nehmen. Hier dokumentieren sich die *Gegenhorizonte aktiver und handlungsmächtiger Akteur im Geschehen im Kampf um Aufmerksamkeit und Anerkennung durch Suizidversuch (in der Fantasie aktiver, starker, mächtiger und männlicher Akteur) (Typ I & III) und handlungsohnmächtiger Akteur, der eine Opferrolle (Typ IV)* einnimmt. Die Erzählung seines geplanten Suizidversuchs ist sehr detailliert und bildhaft beschrieben. Es wirkt, als würde Paul mich als Interviewerin mit seiner extremen Geschichte ansprechen und schocken wollen. Er gestaltet seine Erzählung so, als sei sie eine Film- oder Romanszene, wodurch sich die *Fantasieweltorientierung* abermals zeigt. Der Strick als Hilfsmittel zum Suizid ist eine übliche Redensart (*ich nehm mir den Strick*) und wird auch in der JVA genutzt, weil die Hilfsmittel sonst fehlen. In diesem Abschnitt zeigt sich darüber hinaus erneut die *Ich-Orientierung (Typ V)*, da Paul sich vornehmlich mit seiner Lebenssituation und mit seinem Leid auseinandersetzt und nichts über die Situation seiner Töchter oder seiner Exfreundinnen erzählt.

2001 ist er nochmal in die Stadt, in der seine Tochter Pia und seine Exfreundin lebten, gezogen. Er gab dafür seine Wohnung in seiner Heimatstadt auf. Er erzählt, dass er eine Freundin seiner Exfreundin angesprochen hat und ihr gegenüber den Wunsch äußerte, Pia wiederzusehen, und sie gebeten hat, ihm dabei zu helfen. Da sie zustimmte, ging er in die Stadt, suchte sich „illegalerweise“ (Z. 627) eine Wohnung über einen Bekannten und wollte sich einen Job als Leiharbeiter organisieren. Er hatte nur die Miete für einen Monat dabei, wodurch er schnell einen Job finden musste. Hier erzählt er, wie er selbst aktiv wurde. Es ist auch besonders, dass er für jemanden aktiv eintritt (für seine Tochter in eine andere Stadt geht, sich eine Wohnung und einen Job sucht), da er vorher nur *ichorientiert* ist und für ihn sein *Schicksal* im Fokus stand. *Das Aktiv-Werden für andere stellt einen Gegenhorizont zu der handlungsohnmächtigen, schicksalhaften Orientierung und auch zu der Ich-Orientierung dar.* Dennoch sagt er an dieser Stelle zu Rosa: „kannst du dafür sorgen, dass ich meine Tochter sehe?“ (Z. 625). Das verweist nochmals auf seine *Ich-Orientierung (Typ V)*: Es geht ihm darum, dass er seine Tochter sieht, und nicht, dass seine Tochter ihren Vater braucht und er sich deswegen dafür einsetzt, wieder Kontakt zu ihr zu haben. Allerdings hat die Freundin von Lisa ihn „verarscht“ (Z. 630), denn seine Exfreundin und seine Tochter haben sich nicht in der Stadt aufgehalten. Er hat trotzdem weiter versucht, einen Job und eine langfristige Wohnung zu finden. Er ist aber gescheitert, da er „keine Motivation“ (Z. 632) hatte. Bevor er noch „Dummheiten“ (Z. 633) machen konnte, hat er vorzeitig die Stadt verlassen. Letztlich ist er das Opfer der Geschichte, da er hintergangen wurde, weil ihm falsche Hoffnungen gemacht wurden, er gehofft hatte, seine Tochter wiedersehen zu können. Außerdem wird hier ein *Gegenhorizont zur schicksalhaften Orientierung* deutlich, da er sein Scheitern nicht nur auf Rosa bezieht, sondern vor allem auf seine fehlende Motivation, was einen *selbstreflexiven Charakter (Typ VI – biographische Reflexivität)* dokumentiert. Weiter beschreibt er, dass er „enttäuscht“ (Z. 632) und „kraftlos“ (Z. 633) gewesen ist, wodurch sich seine *fehlende Handlungsmacht*

(Typ IV) erneut dokumentiert. Er ist enttäuscht von den Anderen, diese Erfahrung führte bei ihm zu Kraftlosigkeit. Hier geht es wieder nur um ihn. Dass seine Tochter ohne Vater aufwächst oder seine Exfreundin möglicherweise alleinerziehend ist, wird nicht thematisiert (*Ich-Orientierung* (Typ V)).

Er beendet seine Erzählung damit, dass er „Dummheiten“ (Z. 633) erwähnt, die er begehen wollte, diese aber nicht verwirklichen konnte, da er „Gott sei Dank“ (Z. 634) rechtzeitig die Stadt verlassen hat. Er ordnet diese Situation zeitlich ein: Als sich 9/11 ereignete, hat er sich gegen die Dummheit entschieden. So wie er es erzählt („oh oh oh da hab ich pff da wollt ich auch Dummheiten machen“ (Z. 633)), liest es sich, als hätte auch er einen Amoklauf wie bei 9/11 realisieren können, aber er hat es „rechtzeitig“ (Z. 634) noch geschafft zu gehen, wodurch nichts passiert ist, d. h., *in seiner Fantasie agiert er als aktiver, starker, mächtiger und männlicher Akteur (Amoklauf)* (Typ III). Mit der Aufnahme des 11. Septembers in seine Erzählung integriert er wieder ein *Extrem*, das er mit sich verbindet. Hier zeigt er außerdem, dass er über geschichtliches Wissen verfügt (Geschichtenerzähler mit extremen und schockierenden Ansichten, Spannungsbogen).

Sein Ziel war es, ein „guter Vater für seine Töchter“ (Z. 637) zu sein. Hier liest man zuerst, dass er vor allem an seine Kinder denkt, dass sie einen guten Vater haben, jedoch geht es im weiteren Verlauf der Sequenz abermals nur um ihn: Er wollte eine gute Vaterrolle einnehmen (*Ich-Orientierung* (Typ IV)). Er wollte eigentlich nur eine Familie, das war sein „Credo“ (Z. 640). Hier erwähnt er seine erste Tochter: „das war die Karo“ (Z. 638). *War* liest sich, als sei sie gestorben bzw. für ihn nicht mehr existent. Ein Kind von einer anderen Frau zu bekommen, war nicht der ursprüngliche Plan gewesen: „man kann das Leben ja nicht bestimmen. vielleicht doch n bisschen ne“ (Z. 640f.). Dies stellt ein Enaktierungspotenzial dar und validiert seine *Orientierung an einem schicksalhaften Leben, das er nur bedingt beeinflussen kann und dem er hilflos ausgeliefert ist* (Typ IV *Schicksal in resignativer Weise*). *Gleichzeitig stellt es auch den Gegenhorizont dar, d. h. Selbstreflexion, eigenes Verhalten und Handeln führt zu einer Situation* (Typ VI – *biographische Selbstreflexion*).

Jedoch war Lisa für ihn „überzeugend“ (Z. 642) (Schuld liegt bei ihr. Sie wollte zu ihm halten und mit ihm zusammen sein, und das trotz seiner fehlenden Ausbildung, kriminellen Vergangenheit und seinem Scheitern im Leben. Hier werden seine *Opferrolle* (Typ IV *Schicksal in resignativer Weise*) und seine *Ich-Orientierung* (Typ V) erneut deutlich. Paul war Lisa *hilflos ausgeliefert*, wodurch es wieder *Schicksal* war, dass er eine zweite Frau hatte und mit ihr eine zweite Tochter bekam: *Opferrolle* (Typ IV – *Schicksal in resignativer Weise*). Er ist sehr traurig, dass er keine weiteren Informationen über die „Biographie[n]“ (Z. 645) seiner Töchter hat und nicht an ihrem Leben „teilnehmen, [...] partizipieren“ (Z. 648) (bildungssprachliche Ausdrucksweise) kann: „das tut mir [...] unheimlich weh [...] das tut so weh [...] das tut mir unheimlich weh sowas“ (Z. 644ff.). Erneut wird seine Verletzlichkeit deutlich. Er fühlt sich vernachlässigt, indem er keinen Kontakt zu seinen Kindern haben kann, seine Gefühle/Bedürfnisse werden vernachlässigt. Außerdem wird seine *Ich-Orientierung* deutlich, da es wieder ausschließlich um ihn geht, der unter dem fehlenden Kontakt/der fehlenden Beziehung leidet und

nicht seine Kinder. Darüber hinaus nutzt er das Adjektiv „unheimlich“ (Z. 644), um seinen Schmerz zu beschreiben, was wiederum auf seine *Orientierung an Mythen und Extremen* verweist. Zudem muss er weiter leiden, so wie Gott bzw. sein Engelen es für ihn vorgesehen hat (*religiöse Orientierung als Leidender*).

Er führt an, dass er seine Kinder nicht nur zum Spaß gezeugt hat. Darin wird deutlich, dass er eigentlich eine traditionelle Familie (*Orientierung an einer bürgerlichen Normalfamilie (Typ I – Zugehörigkeit und Anerkennung auf der gesellschaftlichen Ebene)*) haben wollte, die ihm durch den Kontaktabbruch der Mütter seiner Kinder genommen wurde.

Im nächsten Abschnitt geht Paul auf sein Leben auf der Straße, seine sexuelle Orientierung und seine Lebensphilosophie ein. Paul erzählt, dass er zum Spaß immer ins Bordell gegangen ist. An dieser Stelle redet er quasi mit sich selbst und be gibt sich abermals in eine Form der *Selbstreflexion*: „du bist immer Puff gegangen. wenn ich ehrlich bin [...] hab ich kein Problem mit“ (Z. 650). Er erzählt, dass er als Jugendlicher (15–18 Jahre) auf der Straße gelebt und keine Beziehungen geführt hatte, stattdessen ist er in Bordells gegangen. „Vernunft“ (Z. 652) war für ihn zu der Zeit kein Thema. Ihm haben „gewisse Sachen“ (Z. 653) gefehlt und daraufhin hat er einfach nur seine Bedürfnisse durch „Fußball, Kino, Sex“ (Z. 654f.) befriedigt. Insgesamt hat er in der Zeit sein Leben „abgründig“ (Z. 656) geführt. Er beschreibt sein Verhalten vor dem Hintergrund einer gesellschaftlichen Norm, die Bordellbesuche und das Straßenleben als etwas Schlechtes, nicht gern Gesehenes und fast schon Kriminelles bewerten würde. Vernunft ist die gesellschaftliche Norm, die ein solches Verhalten unterbinden sollte. Sein Verhalten bewertet er im Gegensatz dazu abgründig als dumme Bedürfnisbefriedigung und auf sich „selbst fixiert“ (Z. 653f.) (*Typ VI – Ich-Orientierung*). Zu dieser Zeit als junger Mann hatte er auch keine Verantwortung für irgendwen und konnte seine Bedürfnisbefriedigung ausleben und aktiv seinen männlichen Bedürfnissen nachgehen. Rückblickend verdeutlicht er hier das Spannungsverhältnis als Obdachloser mit seinen individuellen Bewältigungspraxen im Kontext gesellschaftlicher Strukturen und Erwartungen (u. a. Normen und Normalität). *Es zeigt sich deutlich die Orientierung des aktiven, männlichen und starken Akteurs im Geschehen (Kampf um Aufmerksamkeit und Anerkennung) mit dem Versuch, seinem Leben aktiv einen Sinn zu verleihen, und dem Bedürfnis, Anerkennung von der Gesellschaft oder auf interpersonaler Ebene zu erlangen.* Diese Bedürfnisbefriedigung stellt seine Alltagsbewältigung bzw. Bewältigungspraxis dar. Noch deutlicher wird diese Form des Umgangs darin, dass Paul seine Lebensgeschichte in die Zeit der Geschichten von Edgar Allen Poe verortet, der als US-amerikanischer Schriftsteller und als Vertreter der Kriminalliteratur, der Horror- und Schauerliteratur des 19. Jahrhunderts bekannt ist. Hier dokumentiert sich deutlich die *Fantasieweltorientierung – schicksalsbasierendes Leben in Mythen, Geschichten, Romanen und Filmen*. Außerdem zeigt sich, dass er sich mit Schriftstellerei auskennt und über ein Wissen verfügt, wodurch sich seine Orientierung an der Rolle als *Wissender und Grenzgänger zwischen den Milieus* (Typ I) dokumentiert. Der Grenzgang zwischen den Milieus meint, dass er das abgründige Leben kennt, aber zugleich gebildet und belesen ist wie Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft.

Im weiteren Verlauf erzählt er, wie er in der Situation sein Leben „hinterfragt“ (Z. 657) hat und auf der Suche nach dem *Sinn seines Lebens* war. Er hat sich selbst gefragt: „mich selbst interviewt und in mir gehorcht, für was lebst du eigentlich und für was möchtest du weiterleben?“ (Z. 658f.). Paul bewertet diese Fragen an sich selbst als „Fangfragen“ (Z. 659), d. h. als Fragen, auf die es nur sehr schwer eine richtige Antwort gibt. Paul hat sich „brutalerweise“ (Z. 660) selbst die Frage beantwortet, dass er es nicht weiß, ob er existiert, um etwas Gutes oder Böses zu tun. Paul führt an, dass er noch Zitate anbringen könnte, die das Gesagte untermauern, aber „so eitel“ (Z. 664) ist er nicht, das auch noch zu tun. Dies verweist wieder darauf, dass Paul als *Wissender und Grenzgänger zwischen den Milieus (Typ I)* fungiert. Hier wird die *Selbstreflexion des eigenen Verhaltens und Handelns (Typ VI)* deutlich, ebenso ist erneut die *Orientierung an Extremen* erkennbar: gut oder böse. Darüber hinaus wird nochmals der *aktive, handlungsmächtige und starke Akteur im Geschehen (Kampf um Aufmerksamkeit und Anerkennung) (Typ I und III)* deutlich, mit dem Versuch, seinem Leben aktiv einen Sinn zu verleihen (*hier durch Reflexion seines bisherigen Lebens*), und dem *Bedürfnis, Anerkennung von der Gesellschaft (Typ I)* zu erlangen, indem er etwas Gutes oder Böses tut. Außerdem zeigt sich der Gegenhorizont, dass er letztlich als ein *handlungssohnmächtiger Akteur* in der Opferrolle auftritt (Typ IV), da er abschließend nicht weiß, wofür er lebt. Zudem wird die *Orientierung an Religiosität* erneut deutlich, da er zwischen Gut und Böse unterscheidet (Himmel und Hölle; Teufel und Engel).

Die Antwort an sich ist in gewisser Weise banal und fällt sehr kurz aus für die vorherige lange Einleitung, bei der er den Bogen für das Thema *Sinn des Lebens* aufspannt und dabei seinen eigenen Mythos konstruiert, der eine religiöse Basis hat. Er hätte auch tiefgründiger erzählen und argumentieren können, worin er den Sinn seines Lebens sieht bzw. wie sich sein Mythos gestaltet. Letztlich ist er in seiner Bewältigungspraxis vom *Schicksal (Typ IV)* geprägt, ob er für etwas Gutes oder etwas Böses lebt. Anhand dieser Sequenz dokumentiert sich, dass sich die einzelnen im Interpretationsverlauf herausgearbeiteten Handlungsorientierungen als gesamtes Orientierungsmuster unter dem individuellen Orientierungsrahmen zu seiner Bewältigungspraxis fassen lassen: *Fantasieweltorientierung – schicksalsbasierendes Leben in Mythen, Geschichten, Romanen und Filmen als Bewältigungspraxis für den Kampf um die eigene Identität und gesellschaftliche Zugehörigkeit und Akzeptanz.*

7 Bedeutungen von Bewältigungspraxen obdachloser Menschen in multiperspektivischer Betrachtung

In dieser Studie habe ich ein exploratives und rekonstruktives Vorgehen gewählt, um die Eigenlogik der Alltagspraxis obdachloser Frauen und Männer in den Fokus zu stellen. Ziel meines Vorgehens war es somit, diese Eigenlogik der Menschen durch (autobiographisch-)narrative Erzählungen zur Entfaltung zu bringen und möglichst wenig Beeinflussung meinerseits sicherzustellen. Damit gab ich den Interviewpartner*innen eine Stimme, die auf wissenschaftlicher Ebene transparent machen konnte, was sie im Alltag beschäftigt und in welcher Form sich die Eigenlogik ihrer Praxis dokumentiert. Aus diesem Vorgehen heraus entwickelten und konkretisierten sich im Laufe des Forschungsprozesses diese Alltagspraxen zu *Bewältigungspraxen obdachloser Menschen im Kontext gesellschaftlicher Strukturen und Erwartungen* als Gegenstand der Studie.

In der empirischen Rekonstruktion wurde zentral deutlich, dass die Orientierungsrahmen dieser Bewältigungspraxen kontextuell wechselnd und partiell ambivalent strukturiert sind und somit nicht im Sinne eines geschlossenen Orientierungsrahmens einem Fall (obdachloser Frau/Mann = eine Bewältigungspraxis) zugeordnet werden können. Vielmehr handelt es sich um verschiedene, kontrastierende und teils im Spannungsverhältnis zueinanderstehende Orientierungsrahmen, die handlungsleitend für die Bewältigungspraxen der interviewten Obdachlosen sind. Obdachlose Personen bewegen sich daher zwischen bzw. mit den kontrastierenden Orientierungsrahmen, stehen in der Regel in einem stetigen Spannungsverhältnis und orientieren sich divergent je nach Kontext und biographischer Thematik. Das Wechseln zwischen den herausgearbeiteten Orientierungsrahmen der Bewältigungspraxen und somit das Vorliegen dieser verschiedenen Orientierungen stellen ein besonderes Spezifikum der Gruppe obdachloser Menschen dar und beschreiben damit die für diese Gruppe dokumentierten „Bewältigungsdynamiken“ (Böhnisch und Schröder 2013, S. 25), die durch ihre längerfristig bestehende kritische Lebenssituation geprägt sind. Zugleich sind ein Bestehen gegensätzlicher Bewältigungspraxen und somit die dokumentierten Ambivalenzen charakteristisch für mentale Bewältigungspraxen, wie es bereits in Kapitel 3.3 dargelegt wurde. Dadurch können die eigenen kritischen Lebenskonstellationen und -situationen alltäglich bewältigt und gleichermaßen vor sich und anderen legitimiert werden. Ich habe daher nicht die Überlagerung verschiedener Erfahrungsräume herausgearbeitet, sondern eine gleichsam fragmentierte Puzleorientierung, welche sich als Strukturmerkmal des Erfahrungsraums obdachloser Menschen beschreiben lässt. Daraus ergibt sich die Basistypik, welche den zentralen Bezugspunkt darstellt: *Obdachlosen- und Normalitätsabweichungstypik – Legitimation und Bewältigung der eigenen Lebenssituation im Spannungsfeld von Normalität und Normativität und Zugehörigkeit und Ausschluss*. Aus der Basistypik

heraus bilden sich die Fragmente als die Orientierungsrahmen zu den Bewältigungspraxen und die darin bestehende Spannbreite an Orientierungen. Die Basistypik und die herausgearbeiteten Orientierungsrahmen (der Bewältigungspraxen) Obdachloser bilden daher, wie zuvor theoretisch konstatiert, „einen Strukturzusammenhang, der als kollektiver Wissenszusammenhang das Handeln relativ unabhängig vom subjektiv gemeinten Sinn orientiert“ (Bohnsack et al. 2013, S. 12).

Wesselmann stößt in ihrer Studie zu den *biographischen Verläufen und Handlungsmustern wohnungsloser Frauen* auf ein ähnliches Phänomen, welches sie jedoch an dem Begriff der „Ambivalenzen“ (vgl. 2009, S. 279) festmacht. Sie stellt fest, dass wohnungslose Frauen innerhalb ihrer Biographien mit „unterschiedlich gelagerten Ambivalenzen“ (Wesselmann 2009, S. 279) konfrontiert sind, die die Handlungsmodi der Frauen in einem unterschiedlichen Maße beeinflussen und letztlich in ein „biografische[s] Ambivalenzmanagement“ (Wesselmann 2009, S. 279) der wohnungslosen Frauen münden. Wesselmann führt an, dass wohnungslose Frauen versuchen, diese Ambivalenzen auszubalancieren, und dass in ihnen selbst ein Handlungspotenzial besteht, welches (durch Soziale Arbeit und die Frauen selbst) erkannt und nutzbar gemacht werden sollte (vgl. 2009, S. 279f.). An diese Erkenntnisse kann in der vorliegenden Studie angeschlossen werden. Im Vergleich dazu stehen in dieser Studie die kontrastierenden und multiplen Orientierungsrahmen der Bewältigungspraxen im Vordergrund, welche die Möglichkeitsräume obdachloser Menschen darstellen, d. h., dass diese trotz ihrer kritischen und existenziell bedrohlichen Lebenssituationen Handlungsfähigkeit anstreben bzw. (kurzfristig) in verschiedenen Kontexten für sich herstellen. Der Umgang und die alltägliche Konfrontation mit den gesellschaftlichen Begrenzungen und Erwartungen aus der Lebenssituation der Obdachlosigkeit heraus (Obdachlosen- und Normalitätsabweichungstypik) führen letztlich zu einer stetigen Lebensbewältigung, welche im Sinne Böhnischs ein Streben nach psychosozialen Gleichgewicht bzw. psychosozialer Handlungsfähigkeit hervorruft (vgl. Böhnisch 2019, S. 20, 2018, S. 24). Dieses Bewältigungshandeln wird in spezifischer Weise in den Orientierungsrahmen der Bewältigungspraxen aufgespannt. Konkret werden somit Ressourcen der obdachlosen Frauen und Männer aufgedeckt, die diese nutzen, um mit der prekären Lebenssituation, d. h. den Erfahrungen von Armut, Exklusion und Stigmatisierung, umgehen zu können. Sie tun dies beispielsweise, indem sie sich in bestimmten Kontexten an ihrer eigenen Handlungsmacht und Selbstbestimmung oder eben an ihrem vorgegebenen Schicksal orientieren.

Die folgenden Kapitel sollen eine Zusammenfassung und abschließende Diskussion der Kernerkenntnisse dieser Studie sowie eine mehrperspektivische Betrachtung ermöglichen. Als erstes werde ich die Bedeutung der Bewältigungspraxen für die obdachlosen Frauen und Männer beschreiben und diskutieren. Zweitens folgt die Bedeutung für die Theorieentwicklung im Fachdiskurs und drittens die Bedeutung für die Praxis Sozialer Arbeit mit obdachlosen Menschen.

7.1 Zur Bedeutung für obdachlose Menschen

Die rekonstruierten Orientierungsrahmen der Bewältigungspraxen bilden die gemeinsamen Möglichkeitsräume obdachloser Frauen und Männer, in denen sie alltagspraktisch ihr psychosoziales Gleichgewicht im Kontext prekärer und kritischer Lebenssituationen herstellen bzw. anstreben. Den Begriff des Möglichkeitsraums habe ich verwendet, da sich unterhalb des Orientierungsrahmens eine Spannweite auffächert, d. h., Räume von gemeinsamen Erfahrungen und Möglichkeiten der Bewältigung von (kritischen) Lebenssituationen bestehen (empirisch dargelegt durch die Verhandlungsdimensionen). Grundsätzlich bewegen sich die obdachlosen Frauen und Männer dabei im Spannungsfeld der empirisch erläuterten *Obdachlosen- und Normalitätsabweichungstypik* (Basistypik oder auch Orientierungsproblem genannt) und erleben diese in verschiedenen Kontexten ihrer Biographie. Auf Basis dieser Normalitätsabweichungstypik konnte ich die sechs Orientierungsrahmen der Bewältigungspraxen rekonstruieren. Es soll kritisch angemerkt werden, dass die interviewten obdachlosen Frauen und Männer mir als Wissenschaftlerin aus der sogenannten *Normalgesellschaft* ihre Biographie erzählt haben, d. h., dass ich dieses Spannungsfeld möglicherweise mittransportiert habe und dadurch die autobiographischen Erzählungen beeinflusst gewesen sein können.

Im Folgenden werde ich auf der Grundlage der Basistypik die rekonstruierten Typen paarweise in Form der jeweils kontrastierenden Orientierungsrahmen anführen und anhand ihrer Bedeutung für die Obdachlosen diskutieren.

Basistypik – Obdachlosen- und Normalitätsabweichungstypik

Die Basistypik meint das empirisch dokumentierte Orientierungsproblem obdachloser Menschen, welches sich in dem Spannungsfeld der Normalitätsabweichung durch die bestehende Obdachlosigkeit konstituiert.¹¹² In diesem Spannungsfeld zeigen sich die Macht und der Einfluss der normalistischen Normen bzw. des Normalismus und die darin implizierten gesellschaftlichen Begrenzungen und Erwartungen. Anhand derer werden die normalistischen Vorgaben und das kollektive Handeln der Gesellschaft transportiert und obdachlosen Menschen tagtäglich gespiegelt (vgl. Kapitel 3.1). Sie werden nicht nur von außen an sie herangetragen, sondern sind für obdachlose Menschen als Teil der Gesellschaft¹¹³ eine kulturelle Orientierungsgröße, die sich anhand ihres verinnerlichten Bewältigungshandelns aufzeigen ließ. Zudem wurde in Bezug auf die Orientierungsgröße des Normalismus empirisch deutlich, dass trotz der bereits bestehenden Normalitätsabweichung die Angst bestehen bleibt, auch zukünftig nicht der Normalität zu entsprechen. Aus der Obdachlosigkeit und somit der Normalitätsabweichung heraus entstehen die

112 In dieser Basistypik begründen sich die empirisch rekonstruierten unkontrollierbaren Bewältigungsdynamiken, die Böhnisch (2012, S. 219) als „typische psychosoziale Bewältigungsprobleme in der Folge gesellschaftlich bedingter sozialer Desintegration“ versteht.

113 Im Sinne der „Gleichzeitigkeit des ‚Dinnen‘ und ‚Draußen‘“ (Kronauer 2010, S. 250) und des nicht möglichen totalen Ausschlusses aus dem „Sozialen“ (Castel 2008, S. 73).

empirisch dargestellten mentalen und sozial-interaktiven Bewältigungspraxen, welche den Frauen und Männern trotz ihrer prekären und existenziell bedrohlichen Lebenssituation Handlungsfähigkeit verleihen. Die Praxen der Bewältigung kompensieren in gewisser Weise die Normalitätsabweichung und stellen damit ein psychosoziales Gleichgewicht her. Sie können auch als Ressourcen in der Krisensituation der Obdachlosigkeit verstanden werden. Daraus kann die These formuliert werden, dass die rekonstruierten Bewältigungspraxen auch in anderen Kontexten wiederzufinden sind, in denen Menschen den gesellschaftlichen Normalitätsverständnissen nicht entsprechen.

Auf Basis der Normalitätsabweichung, also dem Spannungsverhältnis, welches durch das Nicht-Mithalten am Normalen und Nicht-mitgestalten-Können in den normalen Strukturen sowie durch die Ausschluss- und Stigmatisierungserfahrung bedingt wird, werde ich die sich daraus ergebenden Formen der Bewältigung in ihrer Bedeutung für obdachlose Menschen diskutieren.

Orientierung an Zugehörigkeit und Anerkennung \longleftrightarrow *Abgrenzung und Abspaltung*

Die maximal kontrastierenden Orientierungsrahmen, Orientierung an Zugehörigkeit und Anerkennung sowie Abgrenzung und Abspaltung, wurden in ihren verschiedenen Verhandlungsdimensionen und in den sich darunter ergebenden Themen strukturiert und empirisch dargestellt. Die Verhandlungsdimensionen weisen gemeinsame und unterschiedliche Formen der Strukturierung auf. Die Trennung und Kontrastierung der Typen wurden auf der analytischen Ebene vorgenommen. Die empirische Ausarbeitung hat gezeigt, dass die Orientierung an Zugehörigkeit und Anerkennung auch mit einer gleichzeitigen Orientierung an Abgrenzung und Abspaltung (oder umgekehrt) einhergehen kann. In Bezug auf die Bewältigungspraxen kann ein psychosoziales Gleichgewicht hergestellt werden, wenn sich beispielsweise von einer bestimmten Gruppe, den alkohol- und drogenabhängigen Obdachlosen, abgegrenzt und gleichzeitig Zugehörigkeit zu den nicht konsumierenden Obdachlosen hergestellt wird; oder es wird sich an den kollektiven Handlungen und Vorstellungen der Normalgesellschaft¹¹⁴ (Normalbiographie, Normalarbeitsverhältnis, normale Familie) orientiert, worüber die Herstellung von Zugehörigkeit erfolgt (beispielsweise Svens Ausführungen zu seinem Leben und Verhalten auf der Straße: ordentlich, sauber und hilfsbereit). Die Bewältigungspraxen, sich an Zugehörigkeiten zu orientieren und sie herzustellen oder nach Anerkennung zu streben sowie sich von anderen Gruppen, Personen oder auch Situationen abzugrenzen oder abzuspalten, ermöglichen es, sich nicht als exkludiert oder ausgeschlossen zu verstehen. Dies geschieht über die „Bewältigungskulturen“ (Böhnisch und Schröer 2013, S. 31), indem beispielsweise über das Obdachlosenmilieu oder ein eigenes gesellschaftlich angepasstes Handeln (Erwerbsarbeit,

114 Individuen sind in modernen Gesellschaften von den normalistischen Verhältnissen und Strukturen von Kindheit an bestimmt und daher entsprechend beeinflusst in ihren Orientierungen (vgl. Kapitel 3.1).

Familie, Beziehungen) oder auch bestimmte Ansichten (Schutz der Frau, die gute Kindheit, Wertigkeit der Familie, Ablehnung von Gewalt etc.) Zugehörigkeiten mental oder sozial-interaktiv hergestellt werden. In der Orientierung an Zugehörigkeit über die verschiedenen Bewältigungskulturen bzw. „Subjektkulturen“ (Reckwitz 2008, S. 10; H. i. O.) wird daher ein *Wir-Gefühl* deutlich, dass sich in der Handlungspraxis, d. h. hier im Speziellen in der kollektiven Bewältigungspraxis, zeigt und den konjunktiven Erfahrungsraum obdachloser Menschen aufschließt.¹¹⁵ Obwohl sich obdachlose Menschen in einer biographisch wiederkehrenden oder auch länger anhaltenden kritischen Lebenssituation befinden, verweisen die verschiedenen Verhandlungsdimensionen darauf, dass nicht allein über „regressive Milieus“ (Böhnisch und Schröer 2013, S. 31) Zugehörigkeit und Handlungsfähigkeit gesucht und hergestellt werden. Somit zeigen sich auch Orientierungen an Zugehörigkeit auf interpersonaler oder gesellschaftlicher Ebene, welche nicht als regressive Milieus verstanden werden (beispielsweise die Beziehungen zu Frauen (Matthias, Sven und Paul), das Netzwerken von Andreas durch sein Arbeiten in der Notschlafstelle und in einer Kneipe).

Darüber hinaus ermöglicht die Abgrenzung von anderen Gruppen (andere ausländische Obdachlose, die stehlen (Magda)) und Individuen (Familienangehörige, beispielsweise der gewalttätige Vater) in Form eines direkten Vergleichs mit dem eigenen *besseren und angepassteren* Handeln eine Aufwertung der eigenen Lebenssituation und des eigenen Handelns. Beide Bewältigungspraxen können jeweils in spezifischer und dadurch biographisch individueller Ausführung das Selbstwertgefühl steigern, soziale Anerkennung sowie Selbstwirksamkeit herstellen, was im Verständnis von Böhnisch zur eigenen Handlungsfähigkeit und einem psychosozialen Gleichgewicht führt (vgl. 2018, S. 24). Empirisch konnte dies anhand der verschiedenen Verhandlungsdimensionen herausgearbeitet und gezeigt werden, in welcher spezifischen Art und Weise im Kontext der eigenen Biographie obdachlose Frauen und Männer ihre Lebenssituation durch die Orientierung an Zugehörigkeit und Anerkennung und/oder durch die Orientierung an Abgrenzung und Abspaltung bewältigen, für sich verstehbar machen und sich dadurch interpersonal, gesellschaftlich und/oder milieuspezifisch positionieren können. Der Zusammenhang von Zugehörigkeit und Abgrenzung zeigte sich besonders in den Erzählungen von Ben. Er positioniert sich innerhalb von drei Schichten¹¹⁶ in der mittleren Schicht, welche ein Dazwischen bedeutet. In dieser Schicht befindet er sich in der Obdachlosen- und Drogenszene, grenzt sich dabei von der Randständigkeit ab und orientiert sich gleichzeitig an einem normalen Leben bzw. an der Normalität. Diese gleichzeitige Orientierung an Abgrenzung und Zugehörigkeit findet auf Basis des Orientierungsproblems, der Normalitätsabweichung, statt. Anhand einer Passage von Ben, exemplifiziert und empirisch in Kapitel 5 ausführlich dargelegt, werden

115 Siehe dazu die theoretischen Ausführungen in Kapitel 3.3.

116 I. Normalgesellschaftliche Zugehörigkeit ohne Abweichung, II. ein Dazwischen, III. Nichtzugehörigkeit am normalgesellschaftlichen Leben, sondern Teil der Obdachlosen- und Drogenszene.

somit konjunktive Normalitätsgrenzen aus der Perspektive und Erfahrung der Abweichung bei gleichzeitiger Orientierung an der Normalität hergestellt. In dieser Orientierung an Normalität und Abgrenzung von einer totalen Abweichung wird wiederholt die Angst vor einem vollständigen Verlust an Normalität deutlich.

In diesem Orientierungsrahmen zeigt sich zudem die in der Bewältigungspraxis inhärente Legitimationspraxis, d. h., dass die eigene kritische Lebenssituation vor sich selbst und anderen über die Herstellung von Zugehörigkeit und/oder Abgrenzung legitimiert wird. In besonderer Form wird diese Legitimation durch die Bewältigungspraxis im Kontext der Verhandlungsdimension *Streben nach Anerkennung im Erleben, zu etwas berufen zu sein* (z. B. durch das Superheldentum, das Leben als Schriftsteller*in oder gleichsam epischer Roman, religiöse/spirituelle Befreiung von gesellschaftlichen Zwängen, Obdachlosigkeit als Prüfung Gottes oder Amokläufer) deutlich. Dabei wurden mentale oder sozial-interaktive (teils) kritische und auch gewaltgeprägte Erfahrungen rekapituliert, welche in Form eines Berufen- und Auserwählt-Seins, d. h. durch einen höheren Sinn, der verfolgt wurde, legitimiert und bewältigt wurden. Diese Bewältigungspraxis kann auch als Herstellung von Transzendenz verstanden werden, da in der Praxis des Berufen-Seins, die kritische Lebenssituation in einen transzendierenden und damit überhöhenden Rahmen gestellt und bewältigt wird. Durch die Transzendenz wird der kritischen Lebenssituation obdachloser Frauen und Männer ein Sinn verliehen, d. h. ein imaginäres Überschreiten der Grenzen bezüglich der eigenen Situation, z. B. durch die Orientierung an einer (transzendenten) Rolle.

Darüber hinaus ist hervorzuheben, dass ein totaler Ausschluss bzw. eine fehlende Zugehörigkeit oder eine vollständige Isolation autobiographisch nicht rekonstruiert werden konnte. Vielmehr ist es Teil der autobiographischen Erfahrungsaufschichtung, sich Zugehörigkeiten herzustellen, die sich auf der interpersonellen, gesellschaftlichen und/oder der milieuspezifischen Ebene zeigen. Gleiches gilt aber auch und in Kombination mit der Orientierung an Zugehörigkeit und Anerkennung für die Orientierung an Abgrenzung und Abspaltung, welche der Konkretisierung der eigenen sozialen Positionierung und Identitätsbestimmung dient. Zudem ist im Zusammenhang beider Orientierungsrahmen an verschiedenen empirischen Rekonstruktionen deutlich geworden, dass sich die obdachlosen Frauen und Männer durch die kritischen biographischen Erfahrungen (meist von der Kindheit an) in einem Identitätskampf mit einer teilweise einhergehenden Orientierungslosigkeit befinden. Diesen Identitätskampf verhandeln und bewältigen sie alltäglich über die mentale und sozial-interaktive Herstellung von Zugehörigkeit, Anerkennung, Abgrenzung und Abspaltung.

Orientierung an Handlungsmächtigkeit und Selbstbestimmung *Schicksalhaftigkeit*

Handlungsmächtigkeit und Selbstbestimmung sowie Schicksalhaftigkeit stellen die zweiten maximal kontrastierenden Orientierungsrahmen dar, innerhalb deren Spannweite sich verschiedene Verhandlungsdimensionen und Handlungsmodi empirisch aufzeigen ließen. Trotz ihrer Gegensätzlichkeit konnten beide Bewältigungspraxen je nach Kontext und biographischer Thematik kollektiv und individuell rekonstruiert werden. Das gleichzeitige Bestehen der kontrastierenden Orientierungen bei einem Individuum wurde anhand der exemplarischen Falldarstellung von Paul aufgezeigt. Zudem wurde anhand der individuellen und kollektiven Darstellungsweise deutlich, welche Macht mentale Bewältigungspraxen einnehmen und inwiefern entweder die Schicksalhaftigkeit in ihren verschiedenen Verhandlungsdimensionen oder die Handlungsmächtigkeit und Selbstbestimmung durch Selbstkonstruktion und Imagination, Selbstzuschreibung von Authentizität, Souveränität und Wissen oder durch die gesellschaftlich anerkannten Ressourcen in den Blick genommen werden. Darin zeigte sich in spezifischer Weise die Bewältigung und der Umgang mit den kritischen Lebensereignissen und -situationen im Sinne der mentalen Bewältigungspraxen. Die Orientierung an Handlungsmächtigkeit und Selbstbestimmung stellt einen Bezugspunkt dar, anhand dessen die individuellen und hier biographisch verorteten Ressourcen und Potenziale sichtbar werden.

In der Rekonstruktion der Orientierung an Schicksalhaftigkeit ist besonders die Spannweite der Verhandlungsdimensionen und damit die sich daraus ergebende Vielfalt an Bewältigungspraxen interessant: eine dem Schicksal ergebene, euphemisierende, neutralisierende oder ironisierende und sarkastisch-kommentierende Art und Weise. Alle Interviewpartner*innen haben sich in einer oder mehreren Varianten der Bewältigungspraxen an der Schicksalhaftigkeit ihres Lebens orientiert. Dadurch konnte die kollektive Bewältigungspraxis herausgearbeitet werden, sich die biographischen Krisen, das Ausgeschlossen-Sein, die Erfahrungen von Stigmatisierung durch andere Gesellschaftsmitglieder oder Strukturen etc. als schicksalhaft erklärbar zu machen. Außerdem ergeben sich aus der Orientierung an der Schicksalhaftigkeit, welche eher einer mentalen Praxis zugeordnet werden kann, die Handlungssohnmacht und eine fehlende Handlungsfähigkeit für zukünftige Lebenssituationen. Bei Bestehen einer durch immer wiederkehrende Erfahrung verfestigten Orientierung an Schicksalhaftigkeit müssen zunächst gegensätzliche Erfahrungen über die eigene Handlungsmacht und Selbstbestimmung gesammelt werden, um dieses Erklärungs- und Bewältigungshandeln langfristig umdeuten zu können.

Weiterführend zeigte sich im Erleben von Handlungsmächtigkeit und Selbstbestimmung durch das Verlassen von krisenbesetzten Situationen, Rollen und Funktionen eine Bewältigungspraxis, welche den obdachlosen Frauen und Männern im Kontext von Krisen oder dem Nicht-Erfüllen von gesellschaftlichen Erwartungen die Kontrolle über die Zukunft wiedergab, auch wenn diese dadurch weiterhin

kritisch war oder kritischer wurde. Primär steht bei dieser Bewältigungspraxis im Vordergrund, die Handlungsmacht und Selbstbestimmung nicht durch kritische Lebensereignisse abzugeben, sondern durch ein eigenständiges frühzeitiges Verlassen der Situation, Rolle oder Funktion negative Erfahrungen und Situationen zu vermeiden.

Das Erleben von Handlungsmächtigkeit und Selbstbestimmung durch die Partizipation an gesellschaftlich anerkannten Ressourcen steht wiederum im Zusammenhang mit dem Einfluss des Normalitätsverständnisses auf die Gesellschaftsmitglieder. Damit wird durch die Partizipation an anerkannten Ressourcen der Gesellschaft (Arbeit, Bildung, körperliche Gesundheit, Teilhabe und Glaube) Handlungsmächtigkeit durch die Personen selbst (empirisch) intendiert. Der Einfluss gesellschaftlich anerkannter Ressourcen wird durch den Normalismus (Link 2013) theoretisch begründet (siehe Kapitel 3.1). Das bedeutet, dass der Ausschluss der anerkannten *normalen* Ressourcen im Umkehrschluss eine Anormalität und damit eine fehlende Handlungsmächtigkeit für die Praxis der Obdachlosen meint. In diesem Zusammenhang ist in den autobiographischen Erzählungen deutlich geworden, dass sich auch bei einer vergangenen und damit nicht mehr bestehenden Partizipation an den anerkannten Ressourcen weiterhin an diesen orientiert wird und dadurch aktuelle kritische Lebenssituationen und der tatsächliche Verlust dieser Ressourcen bewältigt werden (beispielsweise Ben, der sich weiterhin mit dem Konstrukt der Familie, seiner Rolle als Vater und seiner Berufsausbildung und -tätigkeit identifiziert, auch wenn diese Ressourcen über einen längeren Zeitraum für ihn nicht mehr greifbar sind).

Abschließend soll hervorgehoben werden, inwiefern sich ein gefestigter Glaube bzw. die Spiritualität einer Person als Ressource in kritischen Lebenssituationen zeigt. In Bezug auf die kontrastierenden Orientierungsrahmen bedeutet dies zum einen, dass das eigene Schicksal beispielsweise in Gottes Hand/Macht liegt und daher die eigene Handlungsmacht oder der Verlust von Selbstbestimmung an eine äußere, nicht selbst zu beeinflussende Autorität gekoppelt wird. Zum anderen wird durch den Glauben bzw. die eigene Spiritualität eine eigene Handlungsmacht begründet, indem dadurch die eigene kritische Lebenssituation verstehbar und beispielsweise in der Praxis des Betens ein selbstbestimmtes Handeln vollzogen wird. Trotz des Verlusts bleiben der Glaube und die eigene Spiritualität eine Ressource, welche bei jeglicher Exklusion nicht durch einen äußeren Einfluss entzogen werden kann. In Bezug zu Links (vgl. 2013, S. 352) theoretischer Annahme, dass es in der modernen Gesellschaft einen Verlust der Religiosität und der Orientierung an einem Glauben besteht, ist in dieser Studie deutlich geworden, dass ggf. durch den Zustand einer existenziellen Krise mit multiplen Problemlagen die Orientierung an Glaube und/oder Spiritualität weiterhin Bestand hat und zudem an Bedeutung gewinnt.

Orientierung an individuellen Problemlagen in der Ich-Fokussierung *reflexiver und transativer Bewältigungserfahrung*

Drittens nehme ich die in Kontrast zueinanderstehenden Orientierungsrahmen, Orientierung an individuellen Problemlagen in der Ich-Fokussierung und die Orientierung an reflexiver und transativer Bewältigungserfahrung, in den Blick. Diese haben empirisch mehrere Aspekte hervorgebracht, welche eine große Bedeutung für die alltägliche Bewältigung in der Situation der Obdachlosigkeit haben. Der maximale Kontrast der Orientierungsrahmen zeigt sich darin, dass in der Orientierung an individuellen Problemlagen in der Ich-Fokussierung kein Blick für andere möglich ist, keine Reflexion des eigenen Handelns und Verhaltens oder der Lebenssituation vorgenommen wird und allein die Person mit ihrer individuellen Problemlage Teil der rekapitulierten Erfahrung ist. Auch wenn andere Personen involviert und gleichermaßen von dieser kritischen Lebenslage oder -situation betroffen waren, werden deren Schwierigkeiten in diesem Orientierungsrahmen nicht verhandelt. Das Ich und die Problemlage stehen daher im Fokus der eigenen Erfahrung, wodurch die eigene Problemlage für sich und gegenüber anderen erklärbar wird. Diese Bewältigungspraxis beschreibt daher eine nonreflexive Art und Weise, d. h., die Situation wird nicht hinterfragt, sondern in der direkt ersichtlichen Form, fokussiert auf das eigene Ich und die individuelle Problemlage, für sich und andere präsentiert. Demnach wird sich auch nicht in andere hineingefühlt oder Empathie gegenüber anderen ausgedrückt. Es klingt paradox, jedoch meint diese Praxis eine alltägliche Bewältigung durch ein Nicht-Hinterfragen der eigenen Lebenssituation, d. h. der reinen Feststellung der eigenen Sichtweise zur kritischen Lebenserfahrung.

Im maximalen Kontrast zeigt sich die Orientierung an reflexiven und transativen Bewältigungserfahrungen im Kontext der eigenen Biographie. In diesem Orientierungsrahmen werden die rekapitulierten Krisen, Konflikte, kritischen Lebenssituationen und -konstellationen und schicksalhaften Wendepunkte etc. für sich im Sinne eines (selbst-)reflexiven Umgangs kritisch hinterfragt, entsprechend eingeordnet, bewertet und legitimiert. In der empirischen Rekonstruktion ist deutlich geworden, dass diese Bewältigungspraxis durch zwei Ebenen bestimmt wird: 1. durch eine biographische Reflexivität und 2. durch eine transitive Bewältigungserfahrung. Es hat sich demnach dokumentiert, dass die obdachlosen Frauen und Männer ihre eigene kritische Lebenssituation und -lage im Kontext ihrer Biographie nicht nur ichorientiert wiedergeben, sondern diese bereits selbst in Form biographischer Selbstreflexion oder durch Therapie- und/oder Hilfeeferahrungen („Normalisierung“ (Link 2013, S. 20)) für sich reflektiert haben. Diese kollektive Bewältigungspraxis bringt Expert*innen ihrer eigenen Lebenssituation hervor, die sich ihre aktuelle Lebenssituation vor einem reflexiven Hintergrund erklären, legitimieren und dies nach außen hin verbalisieren können. Sich selbst erklären zu können, warum, wieso und weshalb der eigene Lebensweg auf diese kritische Art und Weise verlaufen ist, führt zu einem psychosozialen Gleichgewicht und stellt eine Basis für die Handlungsfähigkeit dar. Obdachlose Frauen und Männer treten

somit als Wissende und Expert*innen ihrer selbst auf, können dadurch jedoch nicht zwangsläufig eine Veränderung der schwierigen Lebenssituation herbeiführen, d. h., sie sind in gewisser Weise *handlungsgehemmte oder handlungsblockierte Expert*innen* ihrer selbst.

7.2 Zur Bedeutung für die Theorieentwicklung im Fachdiskurs

Die Bedeutung für die Theorienentwicklung im Fachdiskurs ist auf zwei Ebenen zu betrachten. Zum einen auf der Ebene der Ergebnisdarstellung im Kontext der in dieser Studie angewandten Dokumentarischen Methode. Zum anderen werde ich die Erkenntnisse dieser Studie in den Fachdiskurs einbinden und herausstellen, welche neuen Erkenntnisse diese Studie hervorgebracht hat.

In dieser Studie habe ich eine eigene Darstellungsweise der Ergebnisse gewählt, um dem Forschungsgegenstand, den Orientierungen der Bewältigungspraxen, in ihrer teils ambivalenten Eigendynamik gerecht zu werden. Das bedeutet, dass ich die Dokumentarische Methode dem Gegenstand der Bewältigungspraxen angepasst habe, indem sich die Form und Struktur der Ergebnisdarstellung, d. h. der Typenbildung und Anordnung der Darstellung der empirischen Ergebnisse, anders ergaben, als sie bislang in Studien, welche mit der Dokumentarischen Methode gearbeitet haben, präsentiert worden sind. Dabei ist jedoch zu betonen, dass ich die grundsätzlichen Regeln und Schritte der dokumentarischen Interpretation eingehalten und umgesetzt habe (vgl. Kapitel 4.3). Lediglich die Anordnung und Darstellungsweise der Typen sowie die Anordnung der Typenbildung mit nachfolgender exemplarischen Falldarstellung entsprechen nicht der gängigen Praxis (u. a. Stützel 2019; Franz 2013; Steckelberg 2010) und wurden dementsprechend modifiziert. In der Typenbildung habe ich keine Fälle (Interviewpartner*innen) einzelnen Typen zugeordnet, da der Gegenstand dies nicht erlaubte. Das bedeutet, dass ein obdachloser Mensch sich im Alltag nicht nur einer Bewältigungspraxis bedient, sondern genauso wie andere Individuen verschiedene Bewältigungspraxen nutzt, um in seinem Alltag handlungsfähig zu sein. Das Interessante an dieser Studie war es zu rekonstruieren, ob sich spezifische Bewältigungspraxen für die Gruppe der obdachlosen Frauen und Männer aufzeigen lassen. Durch die komparative Analyse konnten das Spannungsverhältnis sowie die Kontraste und die Ambivalenzen herausgearbeitet und in Form der konjunktiven Orientierungsrahmen zu den Bewältigungspraxen typisiert werden. Eine weitere Systematisierung erfolgte mittels der sich im empirischen Material konjunktiv dargestellten Verhandlungsdimensionen, anhand derer sich die Spannbreite der Orientierungsrahmen verdeutlichen ließ. Somit spiegelt sich in der Darstellungsweise der Typenbildung die Art und Weise der Bewältigungspraxen obdachloser Menschen, welche sich kontextbezogen wechselhaft zeigen und sich zum Teil ambivalent und kontrastierend gegenüberstehen.

Um diese Spannbreite der Typen aufzeigen zu können, habe ich anhand der gemeinsamen Orientierungsrahmen und der dazugehörigen Verhandlungsdimensionen die komparative Darstellung vorgenommen. Darüber hinaus diente die

ausführliche exemplarische fallimmanente Rekonstruktion im Anschluss an die komparative Analyse und Typenbildung dazu, das kollektiv Aufgezeigte, anhand eines individuellen Falls (ein Interview) zu verdeutlichen. Dadurch konnten die Wechselhaftigkeit und die bestehenden Ambivalenzen in Bezug auf die Orientierungen zu den Bewältigungspraxen an einem Interview unter Bezugnahme der Typenbildung aufgezeigt werden. Gleichzeitig habe ich den individuellen Orientierungsrahmen und das entsprechende Orientierungsmuster von Paul herausgearbeitet, in dem die kollektiven Orientierungsrahmen integriert sind.

Wie in Kapitel 1.1 (Forschungsstand und Forschungsleitfrage der Studie), Kapitel 2.1 (Erscheinungsformen Obdach- und Wohnungsloser – eine forschungshistorische und definitorische Bestandsaufnahme) und konkretisiert in Kapitel 2.3.2 (Bewältigungspraxen und Handlungsmodi) verdeutlicht, liegen bislang wenige und vor allem eher veraltete Forschungsarbeiten zum Thema Obdachlosigkeit und Bewältigungshandeln vor. In der vorliegenden Studie habe ich somit eine bislang unzureichend betrachtete Thematik in den Blick genommen und mit einer in diesem Kontext kaum verwendeten Auswertungsmethode, der Dokumentarischen Methode, realisiert. Dadurch standen die Bewältigungspraxen der obdachlosen Frauen und Männer im Vordergrund dieser Studie.¹¹⁷ Die herausgearbeiteten Orientierungsrahmen zu den Bewältigungspraxen schließen an verschiedenen Stellen an die Forschungserkenntnisse vor allem von Riemann (1979), Wesselmann (2009), Steckelberg (2010), Jochum (1996) und Geiger und Steinert (1991) an. Allen Studien und damit auch der hier vorliegenden ist die Erkenntnis gemeinsam, dass die Erfahrung der eigenen Normalitätsabweichung bzw. der Verlust von Normalität oder auch, wie Jochum es für obdachlose Männer beschreibt, die Erfahrung des „Verlust(s) der Grundlagen einer ‚normalen‘ bürgerlichen Existenz, nämlich von Wohnung und geregelter Erwerbsarbeit“ (1996, S. 202), das Handeln und Denken und somit auch die Bewältigung(-spraxis) der (Wohnungs- und) Obdachlosen¹¹⁸ grundlegend beeinflusst. Das Bewältigungshandeln findet demnach stets in der Auseinandersetzung mit der sozialen Umwelt und den gesellschaftlichen Verhältnissen, Strukturen, Begrenzungen und Erwartungen statt. Es wird daher in allen Studien betrachtet, wie wohnungs- und obdachlose Menschen mit einer solchen Normalitätsabweichung umgehen und diese bewältigen. In diesem Kontext werden in den angeführten Studien das Herstellen und/oder Orientieren an Zugehörigkeit und Abgrenzung (Distanzierung) als Bewältigungspraxen, Bewältigungshandeln oder Handlungsmodi verdeutlicht. Vor allem Wesselmann (2009) und Riemann (1979) zeigen im Vergleich zu der vorliegenden Studie in einer ähnlich differenzierten Weise auf, wie Zugehörigkeit und Abgrenzung/Distanz

117 Vor allem die jüngere Forschung zu dem Themenfeld ist eine frauenspezifische und weniger eine männerspezifische bzw. männliche Wohnungs- und Obdachlose fanden kaum Berücksichtigung. Die spezifische und damit kombinierte Perspektive auf *obdachlose* Frauen und Männer im Zusammenhang mit Bewältigungspraxen fand bislang keinerlei Aufmerksamkeit.

118 In den angeführten Studien wurden vornehmlich (per Definition) auch wohnungslose Menschen berücksichtigt. Daher nimmt die vorliegende Studie eine besondere Perspektive ein, die allein obdachlose Frauen und Männer in den Blick genommen hat.

hergestellt werden und als Bewältigungspraxen dienlich sind. Insbesondere Wesselmann (2009) stellt dabei fest, dass Zugehörigkeit und Abgrenzung einzeln oder gemeinsam auftreten. Das gleichzeitige Auftreten der Orientierung an Zugehörigkeit und Anerkennung sowie Abgrenzung und Abspaltung wurde in dieser Studie bereits differenziert beschrieben (siehe Kapitel 7.1) und empirisch aufgezeigt (siehe Kapitel 5). Wesselmann geht dabei ähnlich wie in dieser Studie auf verschiedene Bereiche (Beziehungen, Rollen, Raum, Beruf, Milieus) von Zugehörigkeit und Abgrenzung ein, die jeweils von den Erfahrungen der obdachlosen Frauen geprägt sind (vgl. 2009, S. 255ff.). Dies habe ich in dieser Studie systematisch anhand der Verhandlungsdimensionen rekonstruiert, wobei Zugehörigkeit und Anerkennung sowie Abgrenzung und Abspaltung kontrastierend gegenübergestellt und im Vergleich zu Wesselmanns Studie obdachlose Frauen *und* Männer miteinbezogen wurden. Gleichmaßen wurden diese Bewältigungspraxen als Ressourcen im Umgang mit kritischen Lebenssituationen erkannt.

Ich habe bewusst nicht nur weibliche oder männliche Obdachlose, sondern beide Geschlechter in die Studie miteinbezogen. Die herausgearbeiteten Bewältigungspraxen zeigen jedoch an verschiedenen Stellen, dass die Unterscheidung anhand der Kategorie Geschlecht auch eine relevante Bedeutung hätte, in dieser Studie aber bewusst darauf verzichtet wurde, um zunächst unabhängig vom Geschlecht die Bewältigungspraxen in einer existenziellen Gefährdungssituation zu betrachten, wodurch sich gemeinsame Praxen der Bewältigung zeigten. Dadurch gelang es beispielsweise auch bei Männern die bislang weniger berücksichtigten Erfahrungen von Verlust, Angst vor Bindungen und allgemein die emotionale Beziehungsebene miteinzubeziehen und nicht einen alleinigen Fokus auf die kritischen Erfahrungen vom „Scheitern in der Erwerbsarbeit“ (Böhnisch 2018, S. 216) und der Berufsbiographie zu richten.¹¹⁹ Gleiches gilt für obdachlose Frauen: Sie wurden nicht nur als in Abhängigkeit von Männern und in Beziehungen denkend in den Blick genommen, sondern durch eine komparative Interpretation wurden vor allem auch die Themen Erwerbs- und Berufstätigkeit sowie Selbstbestimmung und eigene Handlungsmacht berücksichtigt. Aufbauend auf diesen Erkenntnissen wäre der nächste Schritt, am gleichen Material zu untersuchen, welche geschlechterspezifischen Unterschiede sich rekonstruieren lassen.

Darüber hinaus ist in Bezug auf Zugehörigkeit und Abgrenzung bei Riemanns Studie hervorzuheben, dass er eine ähnliche Differenzierung vornimmt: indem sich entweder nach innen, d. h. im Obdachlosenmilieu von anderen Obdachlosen, (oder sich mit anderen, den *besseren* Obdachlosen als Gemeinschaft verstanden wird) oder nach außen hin, von den Nicht-Obdachlosen (den Normalen), abgrenzt und dadurch Zugehörigkeit zum Obdachlosenmilieu, beispielsweise durch

119 Diese in anderen Studien bestehende einseitige Perspektive wird entsprechend von Böhnisch kritisiert: „Bei Männern [...] ist die sozialpädagogische Diskussion zur Obdachlosigkeit durch das Motiv ‚Scheitern in der Erwerbsarbeit‘ definitionsbestimmend, die Verlusterfahrungen und Bindungsängste der Männer hingegen, die in biografischen Gesprächen durchaus hervortreten, spielen in vielen diagnostischen Materialien keine Rolle“ (Böhnisch 2018, S. 216).

ein Wir-Gefühl oder gemeinsamen Humor, hergestellt wird (vgl. Riemann 1979, S. 130ff.). Unter der Überschrift der Zugehörigkeit und Distanzierung nimmt Riemann weitere Differenzierungen der Bewältigungsformen vor, die in Kapitel 2.1 ausführlich beschrieben sind.

Im Zusammenhang mit seinen Erkenntnissen ist es besonders interessant, dass seine rekonstruierten Bewältigungspraxen, die er in Bezug auf Stigmaerfahrung 1979 präsentiert hat, heute und damit 40 Jahre später weiterhin Bestand haben und sich in den hier beschriebenen Orientierungsrahmen wieder aufzeigen lassen. In ähnlicher Weise zeigt sich auch bei anderen Studien, dass verschiedene dargelegte Bewältigungsformen sich auch in dieser Studie wiederfinden. Beispielsweise besteht die Erkenntnis, dass obdachlose Menschen aktive Akteur*innen ihres Lebens sind und sich dies im Bewältigungshandeln äußert. Genauso wurden die Ambivalenzen deutlich, mit denen obdachlose Menschen strukturell konfrontiert sind und die sich dadurch im Bewältigungshandeln widerspiegeln.

Besonders interessant ist darüber hinaus, dass das von Pick (2020) herausgearbeitete „[M]itspielen“ (S. 152) als Strategie der Wohnungslosen in Hilfeplangesprächen mit ihrem*ihre*r zuständigen Sozialarbeiter*in im Kontext von Hilfen gemäß § 67ff. SGB XII sich in einer ähnlichen, jedoch letztlich anders interpretierten Gestalt in Typ 6, der Orientierung an reflexiver und transitiver Bewältigungserfahrung, zeigt. Denn in diesem Typus wird deutlich, dass die obdachlosen Frauen und Männer Expert*innen ihrer Lebenssituation sind, die jedoch von zum Teil langjährigen Erfahrungen mit dem Hilfesystem geprägt ist. Dadurch spielen sie nicht zwangsläufig *bewusst* mit, sondern haben diese Art der (Bewältigungs-)Praxis im Umgang mit dem Hilfesystem erlernt und verinnerlicht. Somit stellt es keine Strategie dar, die einen Plan verfolgt. Es handelt sich vielmehr um eine Bewältigungspraxis im Umgang mit der eigenen Lebenssituation im Kontext von institutionalisierten Hilfen. In Picks Ausführungen zum Aushandeln von „Normalitätsvorstellungen“ (2020, S. 150) (zwischen den eigenen Wünschen und den Normalitätserwartungen der Gesellschaft) zeigt sich außerdem ein Teil der in dieser Studie herausgearbeiteten Bewältigungspraxen in ihren jeweiligen spezifischen Verhandlungsdimensionen: Orientierung an Zugehörigkeit und Anerkennung, an Abgrenzung und Abspaltung und an Handlungsmächtigkeit und Selbstbestimmung.

Bei aller Anschlussfähigkeit wird im Vergleich mit den im Fachdiskurs beschriebenen Studien deutlich, dass in dieser Forschungsarbeit konkret die Bewältigungspraxen obdachloser Frauen und Männer im Vordergrund standen und daher differenzierter, umfassender und spezifisch für *obdachlose Frauen und Männer* rekonstruiert werden konnten. Es zeigt sich darüber hinaus, dass dieses Vorgehen über die Darstellung von der grundlegenden Normalitätsabweichung als Basistypik und der Herstellung von Zugehörigkeit und Distanzierung hinausgeht, indem noch weitere Orientierungsrahmen im Zusammenhang mit den verschiedenen Verhandlungsdimensionen (Spannbreite) präsentiert wurden.

Die vorliegende Studie schließt somit an die bereits bestehende Forschung an, nimmt dabei eine spezifische und differenzierte Perspektive auf die Bewältigungspraxen obdachloser Menschen ein, berücksichtigt Frauen und Männer gleichsam

und kann dadurch in Form der bereits ausführlich beschriebenen Orientierungsrahmen der Bewältigungspraxen einen signifikanten Beitrag zum Erkenntnisgewinn in diesem Forschungsfeld und damit zur Theorieentwicklung leisten.

7.3 Zur Bedeutung für die Praxis Sozialer Arbeit mit obdachlosen Menschen

In diesem Kapitel soll kein abschließendes Praxiskonzept folgen, wie die Bewältigungspraxen in die Arbeit mit Obdachlosen integriert werden können. Vielmehr geht es um die grundlegenden Implikationen für die sozialarbeiterische Praxis, welche sich aus der Empirie heraus ergeben und ableiten lassen. Eine intensive Auseinandersetzung und kritische Reflexion zu den Ergebnissen dieser Studie zur Bedeutung und Integration von und zum Umgang mit den Bewältigungspraxen Obdachloser für die sozialarbeiterische Praxis wären aus meiner Sicht für die Zukunft höchst relevant und nur partizipativ sinnvoll, d. h. gemeinsam mit (ehemals) Obdachlosen, Fachkräften aus der Sozialen Arbeit mit Wohnungslosen und Wissenschaftler*innen. Auf Basis und im Verständnis dessen, dass die Ausgrenzungs- und Stigmatisierungserfahrungen von obdachlosen Menschen („Entkoppelte[r]“ (Castel 2008) in verschiedenen Lebensbereichen) „als ein gesellschaftliches Verhältnis“ (Kronauer 2010, S. 26) verstanden werden, könnten Methoden und Konzepte entwickelt werden, welche die Bewältigungspraxen obdachloser Frauen und Männer mitberücksichtigen und integrieren.

Unter Berücksichtigung der Normalitätsabweichungstypik stellt der Blick auf die Ressourcen und Fähigkeiten im Kontext des Bewältigungshandelns, in Hinblick auf die häufige Defizitorientierung und das Verständnis von Abweichung, welches durch das Hilfesystem und die Obdachlosen selbst mit hergestellt und konstruiert wird, eine besondere Relevanz dar. Beispielsweise muss für das Erhalten von Hilfen gemäß der §§ 67 ff. SGB XII ein Hilfebedarf bestehen, der darin deutlich wird, dass sich die Person in einem Wohnungsnotfall befindet und darüber hinaus besondere soziale Schwierigkeiten in verschiedenen Lebensbereichen (wirtschaftlicher, sozialer/familiärer, gesundheitlicher Lebensbereich sowie lebenspraktische Fähigkeiten oder Arbeit) aufweist. Daher sind die Beratungsgespräche davon geprägt, dass der Hilfebedarf und damit die Defizite geklärt werden, jedoch besteht weniger Raum für die Ressourcen. Auch die Wohnungs- und Obdachlosen selbst wissen entweder bereits oder lernen in dem Zusammenhang, dass es wichtig ist, dass sie ihre Defizite und nicht ihr Bewältigungshandeln und/oder ihre Ressourcen präsentieren sollten. Das gemeinsame Erarbeiten und Aufdecken bestehender Bewältigungspraxen oder -strategien ist bislang kein etablierter Teil sozialarbeiterischer Praxis mit Wohnungs- und Obdachlosen. Wenn Bewältigungshandeln nicht nur durch die Krise an sich verstanden, sondern auch als Ressource und Potenzial ins Blickfeld gelangt, können sich daraus weniger defizitorientierte und damit erfolgversprechende Konzepte für die Praxis der Sozialen Arbeit mit Wohnungs- und Obdachlosen entwickeln. Daraus ergibt sich ein Perspektivwechsel, welcher sich von der Sozialen Arbeit als reiner Normalisierungsarbeit hin zur Sozialen Arbeit als

Hilfe zur Lebensbewältigung im Kontext von Beziehungsarbeit, sozialer Anerkennung¹²⁰, d. h. „reflexive Ausgestaltung von Anerkennungsbeziehungen“ (Thole und Schoneville 2010, S. 75), und Teilhabe bewegen würde und die Bewältigungspraxen der Adressat*innen u. a. als Ressourcen begreift, die eingesetzt werden, um das eigene Leben zu verstehen, die eigene Lebenssituation einzuordnen und auch in gewisser Weise *erträglich* werden zu lassen.

Die Berücksichtigung des Bewältigungshandelns der Obdachlosen ermöglicht einen Zugang zu deren Lebenslagen und -welt, der den Blick somit von einer Defizitorientierung abwendet und obdachlose Menschen als handlungsfähig im Kontext gesellschaftlicher Strukturen und Erwartungen erkennen lässt. Daher wurden in dieser Studie obdachlose Menschen mit ihren Bewältigungspraxen als handlungsfähig in ihrer alltäglichen Lebenswelt in den Fokus gestellt. Das Verständnis von Alltag nach Thiersch meint:

„Wenn Alltäglichkeit und Alltagswelten als Raum *unmittelbarer Erfahrung*, als Raum in dem *Leben pragmatisch bewältigt werden muß* [sic!], verstanden wird, dann bedeutet dies, daß [sic!] hier Leben in seinem Eigensinn [und somit in seiner Praxis; N.S.] ernstgenommen und respektiert wird [...]. Alltag – so [...] [heißt; N.S.] es – ist in sich ambivalent“ (2012, S. 52; H.d.V.).¹²¹

Weiterführend ist die Relevanz der Bewältigungspraxen als Ressourcen und Anknüpfungspunkte für eine adressatenorientierte Soziale Arbeit deutlich geworden. Hieraus ergeben sich vielfältige Fragen für die Praxis der Sozialen Arbeit mit obdachlosen Menschen, die unter dem Titel: „Wie können die Erkenntnisse über die Bewältigungspraxen nutzbar gemacht werden, um sozialarbeiterisches Handeln in der Beziehungs- und Anerkennungsarbeit mit Obdachlosen fruchtbar werden zu lassen?“ subsumiert werden können.

Adressat*innen nicht nur in ihrer Determiniertheit durch ihre vor allem strukturell bedingte Lebenslage und daraus sich ergebender Lebenswelt zu betrachten, sondern sie als in und aus ihrer Lebenswelt selbst handelnde und selbstbestimmte Akteur*innen wahrzunehmen und aus dieser Haltung heraus ihnen zu begegnen, stellt einen Kern nicht nur der Arbeit mit Obdachlosen, sondern allgemein der Sozialen Arbeit dar. Das Überwinden der ausgrenzenden sozialen Verhältnisse ist nur durch eine mehrdimensionale Bewältigung möglich, wodurch nicht nur das Individuum gefordert ist, Ziele zu formulieren und zu erreichen, sondern auch die strukturellen und kulturellen Barrieren, welche die sozialen Verhältnisse bedingen, ihrerseits bewältigt werden müssen (siehe dazu Kapitel 3 zu Schütz und Luckmann

120 „Menschen sind auf wechselseitige intersubjektive Anerkennungsverhältnisse und auf institutionalisierte Modi der Anerkennung angewiesen und bringen diese gleichzeitig mit hervor. Das existenzielle Angewiesen-Sein auf eine positive Resonanz umfasst immer auch die Möglichkeit, wenig Anerkennung zu erfahren oder ganz von dieser ausgeschlossen zu werden“ (Bereswill et al. 2018). Aufgrund fehlender Anerkennung oder der Anerkennung über das Bewältigungshandeln müssen die Soziale Arbeit und die gesellschaftlichen Strukturen Räume und Möglichkeiten schaffen, die soziale Anerkennung zulassen.

121 „Leben in seinem Eigensinn“ kann auch als Leben in seiner Praxis verstanden werden.

(2003/1975)). Im Verständnis der Normalisierungsarbeit besteht somit ein Handlungs- und Normalisierungsbedarf auf der strukturellen und individuellen Ebene, der sich in den multiplen Problemlagen bzw. den Exklusionsbereichen obdachloser Menschen anhand verschiedener (Lebens-)Bereiche konkretisiert. Bereits in Kapitel 2.3.2 und 3.1 wurde theoretisch herausgearbeitet und darauf verwiesen, dass im Sinne der Normalisierung nicht nur das Individuum herausgefordert ist, sich zu normalisieren, sondern vor allem die Strukturen und Rahmenbedingungen so zu gestalten sind, dass die Möglichkeitsräume bestehen, ein selbstbestimmtes und für sich *normales* Leben führen zu können. Ziel ist es daher, den Verlust des psychosozialen Gleichgewichts und der Stabilität (wieder-)herzustellen und der Spirale der Ausgrenzung, Stigmatisierung und des Normalitätsverlusts mehrdimensional zu begegnen. Das bedeutet aber auch, dass es keinen Zwang zur Normalisierung geben sollte, sondern dass vielmehr in Anlehnung an den flexiblen Normalismus die Grenzen aufgeweicht sowie Stigmatisierung und Ausgrenzung abgebaut werden müssen. Obdachlose sind daher als Teil der Gesellschaft zu sehen. Daraus ergibt sich für die Soziale Arbeit die Aufgabe, dem Verständnis eines Drinnen (Normalität) und Draußen (Anormalität) durch eine Sensibilisierung und Aufklärung der Politik und Gesellschaftsmitglieder entgegenzuwirken und besser von partiellen und strukturell bedingten (Nicht-)Zugehörigkeiten und Möglichkeitsräumen sowie Barrieren (Benachteiligungen) zur Teilhabe, Anerkennung und Partizipation innerhalb der sozialen Verhältnisse zu sprechen. Gleichzeitig ist es Aufgabe der Sozialen Arbeit, sich in ihrer Haltung und Professionalität kritisch und reflexiv zu hinterfragen, welche eigenen Normalitätsvorstellungen und Zuschreibungen gegenüber Obdachlosen in die Arbeit mit Obdachlosen mit einfließen. Die Bedeutung der Normalitätsabweichungstypik für die Soziale Arbeit mit Obdachlosen liegt somit darin, im Sinne einer mehrdimensionalen Normalisierung die Entwicklung einer gesellschaftlichen Akzeptanz (für eine Pluralität an Lebensformen bei gleichzeitiger Bewältigung struktureller Ausgrenzung, Exklusion und Stigmatisierung (beispielsweise fehlender bezahlbarer Wohnraum, fehlende Sicherheit)) zu unterstützen und anzustreben sowie weiterhin den „Schutz gesellschaftlicher Normalitätsstandards“ (Olk und Otto 1987, S. 11) zu erwirken, für die Adressat*innen und ein gesellschaftliches Miteinander zu verteidigen und (niedrigschwellige) Möglichkeitsräume und „Inseln der Akzeptanz in einer ausschließenden Gesellschaft“ (Jepkens et al. 2020, S. 47) zu schaffen.

Darüber hinaus ergeben sich im Anschluss an die Orientierung an Handlungsmächtigkeit und Selbstbestimmung, anhand derer die individuellen und biographisch verorteten Ressourcen und Potenziale sichtbar werden, interessante Aspekte für die Soziale Arbeit. Auch wenn in der empirischen Ausarbeitung erkennbar wurde, dass es sich teilweise um Praxen handelt, welche unter dem Begriff des „abweichenden Verhaltens“¹²² (Böhnisch 2017, S. 11) verstanden werden, das

122 Der Begriff meint „sozial schädigendes wie selbstdestruktives Verhalten. Dafür stehen die Fachbegriffe ‚dissozial‘, ‚antisozial‘ und wie im Falle des kriminellen Verhaltens – ‚delinquent‘“ (Böhnisch 2017, S. 11).

bedeutet beispielsweise Straftaten zu begehen, selbst- oder fremdschädigende Handlungen vorzunehmen oder extreme Machtfantasien zu haben, kann diesen beispielsweise in Form von „Reframing“¹²³ (Böhnisch 2019, S. 113; H. i. O.) und/oder der Entwicklung und Ermöglichung „funktionaler Äquivalente“¹²⁴ (Böhnisch 2019, S. 113; H. i. O.) in der sozialarbeiterischen Praxis begegnet werden. Dadurch erfahren die obdachlosen Frauen und Männer soziale Anerkennung, ihre Ressourcen werden nutzbar gemacht und sie erleben keinen weiterführenden Ausschluss oder Verurteilungen durch andere für ihr Verhalten. Erst auf diese Weise werden die Alternativen zu ihren antisozialen Handlungsmodi mit einem Sinn versehen, indem sie ihnen gleichermaßen Handlungsfähigkeit und soziale Anerkennung ermöglichen können. Zudem findet damit ein respektvoller und akzeptierender Umgang mit den Adressat*innen statt, welcher für eine professionelle vertrauensvolle Beziehung zwischen Sozialarbeiter*in und Adressat*in grundlegend ist. Im Gegensatz dazu besteht bei der Handlungsohnmächtigkeit und somit der Orientierung an Schicksalhaftigkeit der Bedarf, Konzepte und Methoden vorzuhalten, durch welche die Obdachlosen ihre eigene Handlungsmacht und Selbstbestimmung im Erleben (wieder-)erkennen.¹²⁵

Des Weiteren ist im Kontext der biographischen Erzählungen deutlich geworden, dass die Interviewpartner*innen geübt darin waren, ihre kritisch verlaufende Biographie zu rekapitulieren, und dass sie bereits vielfältige *Erfahrungen im Erzählen* ihrer eigenen Biographie haben. Dies zeigte sich letztlich in der Art und Weise, wie aus einem narrativen Interview ein selbst strukturiertes problemzentriertes Interview wurde. Daraus ergibt sich die kritische Frage gegenüber der Sozialen

123 „Reframing bedeutet Umdeuten und Umrahmen des Problems, indem man die dahinterliegenden, durch das problematische Verhalten oder die prekäre Lebenslage verdeckten Möglichkeiten in den Vordergrund rückt und zum Bezugspunkt der sozialpädagogischen Intervention macht. Also: hinter offensichtlichen Defiziten und Schwächen die dennoch vermuteten Stärken zum Ansatzpunkt machen, hinter den aggressiven Selbstinszenierungen das Streben nach Selbstwert und Anerkennung, das sich darin ausdrückt, sehen und daran ansetzen“ (Böhnisch 2019, S. 119).

124 „Funktionale Äquivalente sind Projektsettings, in denen die KlientInnen Gelegenheiten (Beziehungen, Rollen) vorfinden, in denen sie mit der Zeit erfahren können, dass sie ihr antisoziales oder autoaggressives Verhalten nicht brauchen, um Selbstwert, soziale Anerkennung und Selbstwirksamkeit zu erreichen. [...] [D]ie funktionalen Äquivalente [müssen; N.S.] eine ähnliche Aktivitätsstruktur aufweisen, wie das vorgängige antisoziale Verhalten“ (Böhnisch 2019, S. 127).

125 Im Kontext dieser Bewältigungspraxis besonders, aber auch allgemein in Bezug auf die herausgearbeiteten Bewältigungspraxen könnte beispielsweise eine vermehrte Anwendung des Empowerment-Konzepts in der sozialarbeiterischen Praxis mit Obdachlosen stattfinden: „Das Empowerment-Konzept richtet den Blick auf die Selbstgestaltungskräfte [...] und auf die Ressourcen, die sie produktiv zur Veränderung von belastenden Lebensumständen einzusetzen vermögen. Empowerment ist so programmatisches Kürzel für eine veränderte helfende Praxis, deren Ziel es ist, die Menschen zur Entdeckung ihrer eigenen [...] Stärken zu ermutigen, ihre Fähigkeiten zur Selbstbestimmung und Selbstveränderung zu stärken und sie bei der Suche nach Lebensräumen und Lebenszukünften zu unterstützen, die einen Zugewinn von Autonomie, sozialer Teilhabe und eigenbestimmter Lebensenergie versprechen“ (Herriger 2010, S. 7).

Arbeit, ob diese die Adressat*innen bei einem längeren Verweilen in Hilfesystemen bzw. beim Durchlaufen mehrerer Unterstützungsangebote (beispielsweise Kinder-, Jugend-, Familien-, Sucht-, Straffälligen- und Wohnungsnotfallhilfe) und dem damit inbegriffenen wiederholten Erfragen und Eruiieren der Lebenssituation und Biographie in die Rolle der Problemdarsteller*innen oder Defizitler*innen versetzt, die dadurch ihre Fähigkeiten, Ressourcen und Bewältigungspraxen nicht in den Blick nehmen können. Dies würde als Ergebnis des Umgangs eine Kombination aus den kontrastierenden Orientierungsrahmen, Orientierung an individuellen Problemlagen in der Ich-Fokussierung und Orientierung an reflexiver und transistiver Bewältigungserfahrung, bedeuten. Die Adressat*innen sind somit geübt darin, ihr Leben in Problembereiche zu systematisieren und ihre aktuelle Lebenssituation vor dem Hintergrund ihrer biographischen Problemdarstellung gegenüber anderen zu legitimieren (Situation einordnen und bewerten). Somit wäre die Soziale Arbeit diejenige Instanz, welche die Orientierung und Sozialisation der Adressat*innen mit bedingt und produziert. Darüber hinaus stellt sich hier die Frage nach einem weiteren gemeinsamen Erfahrungsraum der Adressat*innen im biographischen Erleben von Sozialer Arbeit, welches sich in der Praxis der zwei angeführten Orientierungsrahmen präsentiert.

Zudem ist im Hinblick auf die Orientierung an reflexiven und transitiven Bewältigungserfahrungen folgende kritische These in Bezug auf sozialarbeiterische und therapeutische Unterstützungsangebote und gesellschaftliche Strukturen zu formulieren: Die Adressat*innen werden durch die Angebote zu Expert*innen ihrer Lebenssituation, jedoch werden sie darüber hinaus entweder nicht befähigt, diese kritische Lebenssituation zu überwinden, oder die gesellschaftlichen Begrenzungen und Erwartungen blockieren eine Überwindung der kritischen Lebenssituation (beispielsweise fehlender bezahlbarer Wohnraum, Stigmatisierung und Diskriminierung auf dem Wohnungs- und Arbeitsmarkt) und damit auch die Soziale Arbeit in ihrer professionellen Praxis, weshalb die Menschen in ihrer Reflexion über ihr eigenes (prekäres) Leben in der Obdachlosigkeit und im Hilfesystem in gewisser Weise *gefangen* sind. Es stellt sich daher aus pädagogischer und sozialarbeiterischer Perspektive die Frage, welche Angebote geschaffen werden müssen bzw. was konkret auch seitens der Politik und Gesellschaft getan werden muss, damit die Adressat*innen vom Wissen zum Handeln und damit zur eigenen Handlungsmacht und Selbstwirksamkeit gelangen.

Mit Perspektive auf die Soziale Arbeit ergeben sich daher hilfesystemübergreifende Anforderungen, indem der Frage nachgegangen werden müsste, wie es der Sozialen Arbeit in der Obdachlosenhilfe in der Zusammenarbeit mit andere Hilfesystemen (beispielsweise Psychiatrie und Straffälligenhilfe) gelingt, Menschen in Obdachlosigkeit bzw. Menschen in sozialen Problemlagen nicht nur durch eine Form der Sekundärbewältigung zu Expert*innen ihrer selbst werden zu lassen, sondern sie (z. B. im Sinne Böhnischs) durch den gezielten Einsatz von Konzepten und Methoden, aber auch einer entsprechenden Haltung, die auf Anerkennung, Akzeptanz und Respekt beruht, in die Lage zur eigenen Handlungsfähigkeit zu versetzen. Es reicht nicht aus, dass die Personen wissen, warum ihr Leben so ist, wie

es ist. Sie müssen ihre eigene Handlungsmacht (wieder-)erlangen und gleichzeitig wahrnehmen können, dass sie eine Chance haben, Teil der Gesellschaft sein zu dürfen. Dies ist nicht nur Aufgabe der Sozialen Arbeit, sondern eine gesellschaftliche Aufgabe, die sich in verschiedenen Teilsystemen wiederfindet (beispielsweise politische Entscheidungen für soziale Gerechtigkeit und Armutsbekämpfung, eine Offenheit und Akzeptanz der sich als *normal* deklarierenden Bevölkerung anzustreben). Ziel sollte es daher sein, soziale Verhältnisse, d. h. Strukturen, Beziehungen und Räume, zu ermöglichen, in denen „jedes Subjekt ohne kollektive Abstufungen die Chance erhält, sich in seinen eigenen Leistungen und Fähigkeiten als wertvoll zu erfahren“ (Honneth 2018, S. 210).

Es beginnt jedoch mit der Sozialen Arbeit, die in der Regel den ersten Kontakt zu Obdachlosen aufbaut. Hierbei muss die Beziehungsarbeit als stetiger Prozess und ein niedrigschwelliger und damit akzeptierender Zugang als Kern der Sozialen Arbeit mit Obdachlosen verstanden werden (vgl. Steckelberg 2016, S. 451; Sellner 2018, S. 8ff.). Soziale Arbeit sollte nicht von außen normalisieren, sondern dort ansetzen, wo die größte Bewältigungsenergie der Obdachlosen hineinfließt, d. h., die Ressourcen durch die Bewältigungspraxen nutzen und an den Aspekten mit den Obdachlosen arbeiten, die sie selbst in den Fokus stellen. Wie sich empirisch gezeigt hat, bewegen sich diese Themen aufgrund des Orientierungsproblems der Normalitätsabweichung in der Regel auch im Sinne der Normalisierung, ohne dass es von außen auferlegt werden müsste.

Des Weiteren müssen das Verständnis und das Konzept der Niedrigschwelligkeit in der Theorie und Praxis noch weiter diskutiert und begründet werden, da es einen besonderen Zugang zu der Lebenslage, der Lebenswelt und dem Bewältigungshandeln der obdachlosen Menschen ermöglicht und gleichzeitig einen Möglichkeitsraum schafft, den Menschen in Obdachlosigkeit mit Akzeptanz und Respekt zu begegnen und vertrauensvolle professionelle Beziehungen aufzubauen, welche von Zugehörigkeit und Anerkennung und nicht von Ausschluss und Machtverhältnissen geprägt sind (vgl. Steckelberg 2016, S. 450ff.). Ohne die Menschen zu bestimmten Veränderungen aufzufordern und frei vom Zwang zu sein, Hilfen eruierte zu müssen, können mit einem niedrigschwelligen Zugang Beziehungen aufgebaut und damit auch Raum und Zeit für Erzählungen und Erfahrungen der Adressat*innen gegeben werden. Durch diesen Kontakt können die Themen, Bewältigungspraxen und individuellen Ressourcen in den Fokus gestellt werden, welche für den Adressaten*die Adressatin eine besondere Relevanz haben (vgl. Sellner 2018, S. 8).

In diesem niedrigschwelligen Raum könnte die rekonstruktive Forschung ggf. eine Funktion einnehmen, indem die Praxis Sozialer Arbeit die rekonstruktive Forschung als Methode sowie die Erkenntnisse dieser Studie für sich nutzbar machen könnte und dazu möglicherweise Arbeitsfolien und Vorlagen entwickelt, anhand derer die Bewältigungspraxen und die darin liegenden Ressourcen von Adressat*innen (hier im Speziellen Obdachlosen) gemeinsam erarbeitet, erkannt

und ggf. zugeordnet werden können.¹²⁶ Dazu wären im Vorfeld noch weitere Erkenntnisse zu den Bewältigungspraxen notwendig, beispielsweise die Betrachtung anhand der Kategorie Geschlecht, um geschlechtsspezifische Hilfen angemessener auszurichten. Dazu könnten in Bezug auf Frauen die Forschungserkenntnisse von Steckelberg (2010) und Wesselmann (2009) herangezogen werden.

Des Weiteren können obdachlose Frauen und Männer in niedrigschwelligen Einrichtungen nicht nur Schutz und Unterstützung in der existenziellen Notlage erfahren und dadurch Stärke und Sicherheit für ihre eigene Handlungsfähigkeit und Bewältigung der Notlage entwickeln (vgl. Steckelberg 2016, S. 451f.), sondern sie erfahren beispielsweise in niedrigschwellig ausgerichteten Tagestreffs oder in Cafés für obdachlose Menschen „Zugehörigkeit und Anerkennung“ (Steckelberg 2016, S. 452). Neben klassischen niedrigschwelligen Einrichtungen sollte im Kontext dessen auch insbesondere der in jüngerer Zeit in Deutschland kontrovers diskutierte US-amerikanische Housing-First-Ansatz¹²⁷ (Tsemberis 2010) benannt werden, wenn es um niedrigschwellige und auf Beziehungsarbeit beruhende Zugänge und Unterstützungsprozesse geht. Darüber hinaus ist der Housing-First-Ansatz in diesem Zusammenhang von Interesse, weil er die lebensweltlichen Erfahrungen, individuellen Interessen und Wünsche von Obdachlosen zum Ausgangspunkt der gemeinsamen Arbeit mit den Adressat*innen nimmt (vgl. Tsemberis 2010, S. 37). Der Kontakt zu den obdachlosen Frauen und Männern wird in ihrem Lebensraum hergestellt, und diese entscheiden darüber ob, wo und wann sie ein *offizielles* Treffen in Anspruch nehmen möchten (vgl. Tsemberis 2010, S. 41). Auch wenn die Bezeichnung des Ansatzes es weniger vermuten lässt, steht vor allem die professionelle, auf Vertrauen basierende Beziehungsarbeit an erster Stelle (*Client Driven/Consumer Driven*), die vor allem die Selbstbestimmung in den Fokus stellt, d. h., die obdachlose Person als selbst handelnde*n Akteur*in versteht. Adressat*innen entscheiden über ihren Weg, die Wohnform, die sie anstreben und, darüber, wie sie ihr Leben gestalten wollen. Das bedeutet, dass sie nicht passend zu einem Hilfeprogramm oder Normalitätsverständnis ‚gemacht werden‘ müssen, sondern die Hilfe passt sich ihren Bedürfnissen an und demensprechend wird die Hilfe und Unterstützung ausgerichtet. Es steht im Fokus, die Adressat*innen als Menschen mit ihren Meinungen, Wünschen und Träumen ernst zu nehmen und ihnen authentisch auf Basis einer *Recovery Orientation* zu begegnen, sie in ihren Zielen zu motivieren, adressat*innen- und ressourcenorientiert zu arbeiten und im Sinne von *Harm Reduction* bei aller Selbstbestimmung eine Schadensbegrenzung sicherzustellen (vgl. FEANTSA 2016, o. S.; Tsemberis 2010, S. 8 und S. 27ff.). Da die Vermittlung von der Straße in den eigenen Wohnraum stattfindet, ist die Ba-

126 Siehe zur rekonstruktiven Forschung und insbesondere der Praxeologischen Wissenssoziologie in der Sozialen Arbeit Kubisch 2014.

127 Dieser Ansatz zielt darauf ab, Obdach- und Wohnungslose zu allererst mit eigenem Normalwohnraum (eigener Mietvertrag) zu versorgen und ambulante Hilfen durch ein multiprofessionelles Team von Beginn an und so lange wie notwendig sicherzustellen (vgl. Tsemberis 2010). Basis dessen stellt das „uneingeschränkte Recht auf Wohnen als eines der verbotenen Menschenrechte des Art. 25 der UN-Charta“ (Sellner 2018, S. 7f.) dar.

sis eine vertrauensvolle Beziehung zu den Mitarbeiter*innen eines Housing-First-Teams. Diese fortlaufende Beziehung fasst Tsemberis folgendermaßen zusammen:

„[S]taff need to create the conditions in which the client can feel accepted, safe, and able to express his or her point of view, as well as his or her needs and wishes. During engagement and throughout the duration of the client’s time at PHF, staff members stay true the PHF philosophy by conveying respect and compassion and by emphasizing client choice and self-determination“ (Tsemberis 2010, S. 40).¹²⁸

Das Besondere an Housing First ist, dass der Kontakt und damit die Beziehung zu den Adressat*innen weiterhin bestehen bleibt, auch wenn sie beispielsweise in Haft müssen oder einen längerfristigen Klinikaufenthalt vor sich haben. Das gemeinsame Bewältigen von aktuellen und alltäglichen Krisensituationen wird als Schlüssel für eine feste und vertrauensvolle Beziehung beschrieben (Tsemberis 2010, S. 95).

Hilfen mit einem niedrigschwelligen Ansatz, beispielsweise Kontakt- und Fachberatungsstellen (Cafés, Kontaktläden, Tagestreffs) oder ambulante aufsuchende Hilfen auf Basis des Housing-First-Ansatzes, bieten soziale und kulturelle Möglichkeitsräume für das Erleben von Zugehörigkeit, Anerkennung, Selbstbestimmung und Handlungsmächtigkeit. Zudem wird über einen niedrigschwelligen Zugang eine weniger defizitäre Perspektive eingenommen, die vordergründig die Beziehungs- und Anerkennungsarbeit in den Fokus stellt, dadurch wird ein legitimationsfreier Raum geschaffen und Zeit zu Verfügung gestellt, die Ressourcen, Fähigkeiten und das Bewältigungshandeln der obdachlosen Menschen gemeinsam mit ihnen zu erkennen und entsprechend ihren Wünschen und Zielen nutzbar zu machen.

Diese kurze Skizze zum niedrigschwelligen Ansatz und somit auch zum Housing-First-Ansatz, der als Innovation für das deutsche Hilfesystem diskutiert wird,¹²⁹ stellt eine mögliche Grundlage für die zuvor angedachte partizipative Reflexion der Studienergebnisse dar, um diese für die sozialarbeiterische Praxis fruchtbar zu machen. Gleichermäßen sollten die kritischen Aspekte, die sich teilweise aus den Orientierungen zu den Bewältigungspraxen ergeben, Anstöße für ein Hinterfragen der eigenen sozialarbeiterischen Praxis geben und dazu anregen, Methoden und Konzepte zu entwickeln, welche weniger die Defizite in den Blick nehmen und Raum für Beziehungen, Anerkennung, Zugehörigkeit, Entwicklung und Bewältigung schaffen.

128 PHF bedeutet Pathways Housing First.

129 Housing First vereint viele bekannte und bereits viele Jahre in der Wohnungs- und Obdachlosenhilfe praktizierte Methoden und Ansätze (aufsuchende Arbeit, ambulante Einzelfallhilfe, Empowerment, ressourcen- und adressatenorientiertes Arbeiten etc.) und stellt das uneingeschränkte Recht auf einen eigenen Normalwohnraum in den Mittelpunkt. Das Besondere zeigt sich aus meiner Perspektive vor allem in der Fokussierung auf die langfristige und selbstbestimmte Arbeit mit Wohnungs- und Obdachlosen und die Arbeit in multiprofessionellen Teams, wodurch viele positive Effekte für die Adressat*innen zu erwarten sind.

8 Fazit und Ausblick

Obdachlosigkeit tritt nicht nur gesellschaftlich, sondern auch in der Forschung als Randthema in Erscheinung. Besonders die Alltagpraxis und im Spezifischen die *Bewältigungspraxis obdachloser Frauen und Männer* standen bislang nicht im Blickfeld der Forschung. Der Zugang zur Eigenlogik der (Bewältigungs-)Praxis obdachloser Frauen und Männer – über die Praxeologische Wissenssoziologie mit der Dokumentarischen Methode als Methodologie – wurde in dieser Studie erstmalig gewählt. Darüber hinaus wurde allgemein das Thema der Bewältigung im Kontext von Wohnungs- und Obdachlosigkeit bislang nur geringfügig betrachtet: in älteren Studien meist bezogen auf wohnungs- und obdachlose Männer, in aktuelleren Studien standen vorwiegend wohnungs- und obdachlose Frauen im Fokus. Die in dieser Studie gesetzte Fokussierung auf Obdachlose als Teilgruppe wohnungsloser Menschen findet sich zudem nur in älteren Studien.

Daher war es das Ziel meiner Arbeit, die *Eigenlogik der Alltagspraxis obdachloser Frauen und Männer* zu rekonstruieren. Dazu führte ich (autobiographisch-)narrative Interviews und interpretierte sie mit der Dokumentarischen Methode. Dieses Vorgehen ermöglichte mir einen Zugang zu den Bewältigungspraxen obdachloser Frauen und Männer im Kontext gesellschaftlicher Strukturen und Erwartungen. Die sinngenetisch rekonstruierten Eigenlogiken dieser Bewältigungspraxen typisierte ich in sechs kollektive Orientierungsrahmen, die eine oder mehrere Spannbreiten in Form von Verhandlungsdimensionen aufweisen. Dies wurde darüber hinaus am Beispiel eines Interviewten als Fallrekonstruktion mit Bezügen zu den kollektiven Orientierungsrahmen verdeutlicht.

Zu Beginn dieser Arbeit erfolgte eine gegenstandsbezogene theoretische Analyse, indem ich eine grundlagentheoretische Auseinandersetzung zum Themengebiet Obdachlosigkeit und der Lebenssituation obdachloser Frauen und Männer im Kontext gesellschaftlicher Strukturen und Erwartungen vornahm. Eingangs erläuterte ich die Erscheinungsformen obdach- und wohnungsloser Menschen auf Basis einer forschungshistorischen und definitorischen Bestandsaufnahme. Anschließend wurden die bestehenden aktuellen Zahlen und demographischen Daten zu obdachlosen Frauen und Männern präsentiert und unter Berücksichtigung der bislang fehlenden und methodisch begrenzten statistischen Erfassung wohnungs- und obdachloser Menschen in Deutschland kritisch diskutiert. Zudem nahm ich eine systematische Erarbeitung der Lebens- und Problemlagen wohnungs- und obdachloser Menschen vor, indem ich die existenziellen, sozialen und kulturellen Schwierigkeiten und Bedarfssituationen erläuterte. Eine systematische und kritische Auseinandersetzung mit den bestehenden Erkenntnissen zu den Bewältigungspraxen und Handlungsmodi obdach- und wohnungsloser Menschen wurde abschließend vorgenommen.

Des Weiteren nahm ich eine (meta-)theoretische Analyse zum Forschungsgegenstand der Bewältigungspraxis vor. Dabei wurden Bewältigungspraxen als eine spezifische Form des sozialen Handelns verstanden, zu dem Menschen – und

in dieser Studie im Besonderen obdachlose Menschen – alltäglich gefordert sind. Dazu betrachtete ich differenziert die zwei Dimensionen Normalität und Normativität sowie Zugehörigkeit und Nicht-Zugehörigkeit, da diese in einer besonderen Weise die soziale Praxis obdachloser Menschen strukturieren. Zudem wurde die soziale Praxis im Sinne der Lebensbewältigung als Bewältigungspraxis präzisiert.

Anschließend legte ich den Zugang zu dieser (Bewältigungs-)Praxis dar, indem ich die Praxeologische Wissenssoziologie als methodologischen Rahmen inklusive des forschungspraktischen Vorgehens ausführte. Mein Feldzugang und das Vorbereiten, Vorgehen sowie die Abläufe und Herausforderungen in der Datenerhebung in Form des (biographisch-)narrativen Interviews wurden von mir erläutert und kritisch reflektiert. Daran anschließend standen der methodologische Zugang, die dokumentarische Interpretation der Interviews und schließlich die Typenbildung im Zentrum meiner Ausführungen.

Die Ergebnisdarstellung wurde mittels einer empirischen Rekonstruktion der Orientierungsrahmen zu den Bewältigungspraxen obdachloser Frauen und Männer in Form einer sinngenetischen Typenbildung und einer exemplarischen Rekonstruktion eines (biographisch-)narrativen Interviews vorgenommen. Aufbauend auf diesen empirischen Erkenntnissen stellte ich die Ergebnisse der Studie abschließend dar und diskutierte diese in Form einer mehrperspektivischen Betrachtung. Es wurde sich daher auf der gegenstands- und (meta-)theoretischen und der empirisch-rekonstruktiven Ebene mit dem Thema Bewältigungspraxen obdachloser Frauen und Männer im Kontext gesellschaftlicher Strukturen und Erwartungen analytisch auseinandergesetzt. Die Zusammenführung dieser Ebenen erfolgte mit Fokussierung auf den Erkenntnisgewinn und den wissenschaftlichen Beitrag und Anschluss dieser Studie für die Theorieentwicklung im Fachdiskurs und die Praxis Sozialer Arbeit mit Obdachlosen. Außerdem wurden anhand der Normalitätsabweichungstypik (Basistypik) und der kontrastierenden Orientierungsrahmen die Erkenntnisse zur Bedeutung der Bewältigungspraxen für die obdachlosen Frauen und Männer systematisiert dargestellt.

Die zu Beginn dieser Studie formulierten Forschungsleitfragen konnten rückblickend beantwortet und diskutiert werden. Die Fragestellungen lauteten:

- I. *Welche Orientierungsrahmen zu den Bewältigungspraxen obdachloser Frauen und Männer lassen sich im Spannungsfeld von gesellschaftlichen Strukturen und Erwartungen auf Basis lebensweltlicher Erfahrungen aus den biographischen Narrationen interpretativ rekonstruieren?*
- II. *Welche Bedeutung haben die Erkenntnisse für den wissenschaftlichen Diskurs der Sozialen Arbeit (mit Obdachlosen), und welche konzeptionellen Implikationen leiten sich hieraus ggf. für die Praxis der Sozialen Arbeit mit Obdachlosen ab?*

Bezüglich der ersten Forschungsleitfrage besteht die Kernerkenntnis der empirischen Rekonstruktion der Orientierungsrahmen zu den Bewältigungspraxen obdachloser Menschen darin, dass diese kontextuell wechselnd und partiell ambivalent strukturiert sind. Als Basis(-typik) bzw. kollektiv bestehendes Orientie-

rungsproblem obdachloser Frauen und Männer wurde das empirisch dargestellte Spannungsfeld verdeutlicht: *Obdachlosen- und Normalitätsabweichungstypik – Legitimation und Bewältigung der eigenen Lebenssituation im Spannungsfeld von Normalität und Normativität und Zugehörigkeit und Ausschluss*. Die zuvor angeführte (meta-)theoretische Themenfokussierung wurde daher als Folge der Rekonstruktionsarbeit gewählt. Die Basistypik ist damit der Ausgangspunkt für die sechs rekonstruierten Orientierungsrahmen der Bewältigungspraxen inklusive ihrer spezifischen Spannweiten, welche anhand ihrer jeweiligen Verhandlungsdimensionen (biographisch dargelegte (Bewältigungs-)Erfahrungen) aufgezeigt wurden. Insgesamt konnten sechs verschiedene, kontrastierende und teils im Spannungsverhältnis zueinanderstehende Orientierungsrahmen dokumentiert werden, die handlungsleitend für die Bewältigungspraxen obdachloser Frauen und Männer sind: *Orientierung an*

- *Zugehörigkeit und Anerkennung (Typ I)*
- *Abgrenzung und Abspaltung (Typ II)*
- *Handlungsmächtigkeit und Selbstbestimmung (Typ III)*
- *Schicksalhaftigkeit (Typ IV)*
- *individuellen Problemlagen in der Ichfokussierung (Typ V)*
- *reflexiver und transitiver Bewältigungserfahrung (Typ VI)*

Die Orientierungsrahmen wurden als kollektive Möglichkeitsräume obdachloser Frauen und Männer bestimmt, in denen sie alltagspraktisch ihr psychosoziales Gleichgewicht im Kontext prekärer und teils biographisch geprägter kritischer Lebenskonstellationen und -situationen sowie in der stetigen Konfrontation mit den gesellschaftlichen Begrenzungen und Erwartungen herstellen und anstreben. Auf Grundlage dessen finden die alltägliche Bewältigungspraxis und die darin inhärente Legitimation der eigenen normalitätsabweichenden Lebenssituation vor sich und anderen statt. Anhand der Orientierungsrahmen zu den Bewältigungspraxen werden daher Ressourcen der obdachlosen Frauen und Männer sichtbar, die diese nutzen, um mit den Erfahrungen von Armut, Exklusion und Stigmatisierung umgehen zu können. Zusammenfassend wurde eine gleichsam fragmentierte Puzzleorientierung (kontextuell wechselnd und partiell ambivalent strukturiert) rekonstruiert, welche als Strukturmerkmal für den Erfahrungsraum obdachloser Menschen konstitutiv ist.

Zudem wählte ich für die Darstellungsweise der empirischen Ergebnisse – im Vergleich zur gängigen Praxis der empirischen Darstellung in der dokumentarischen Methode – einen modifizierten Weg, um dem Gegenstand der Bewältigungspraxen gerecht zu werden. Aufgrund dessen gelang es mir, anhand der Verhandlungsdimensionen zu den Orientierungsrahmen deren Spannbreiten innerhalb der Typen aufzuzeigen. Zusätzlich konnte mittels der differenzierten empirischen Darstellungsweise der Typen (Orientierungsrahmen zu den Bewältigungspraxen) deren kontextuell wechselnde und partiell ambivalente Struktur re-

konstruiert werden. Die exemplarische Fallrekonstruktion eines Interviews diene der Verdeutlichung dieser Struktur.

In Bezug zur zweiten Forschungsleitfrage erläuterte und diskutierte ich die Bedeutung der Erkenntnisse dieser Studie für die Theorieentwicklung im Fachdiskurs und die Praxis Sozialer Arbeit mit Obdachlosen. Die Anschlussfähigkeit der Erkenntnisse in Bezug zu älteren bestehenden Studien konnte anhand der Normalitätsabweichungstypik und der Orientierung an Zugehörigkeit und Abgrenzung herausgearbeitet werden. Darüber hinaus wurden durch die vorliegende Studie neue Erkenntnisse für die Theorieentwicklung im Forschungsfeld Bewältigung(spraxen) in von Obdachlosigkeit geprägten Lebenssituationen erschlossen. Zurückzuführen ist dies u. a. darauf, dass die meisten Studien zum Themenfeld eher veraltet waren und ich in dieser Studie *nur obdachlose Menschen* in den Fokus stellte, zugleich Frauen *und* Männer berücksichtigte und als Auswertungsmethode die Dokumentarische Methode wählte. Die rekonstruierten Orientierungsrahmen zu den Bewältigungspraxen obdachloser Frauen und Männer mit ihren spezifischen und konjunktiven Verhandlungsdimensionen stellen jeweils einen relevanten Beitrag für die Theorieentwicklung und die Praxis Sozialer Arbeit mit Obdachlosen dar. Darüber hinaus ist es von besonderer Relevanz für die Praxis Sozialer Arbeit mit Obdachlosen, die Erkenntnisse als Grundlage zu verstehen und gemeinsam mit Obdachlosen, Wissenschaftler*innen und Fachkräften aus der Praxis Sozialer Arbeit mit Obdachlosen die zum Teil kritischen Erkenntnisse zu diskutieren und konzeptionell weiterzudenken.

Abschließend ist nochmals hervorzuheben, dass Obdachlose als handlungsfähig und Teil der Gesellschaft und Bewältigungspraxen als Ressourcen und Potenziale zu verstehen sind. Darüber hinaus haben Hilfesysteme einen langfristigen und prägenden Einfluss auf die Bewältigungspraxen obdachloser Menschen (Adressat*innen). Dieser sollte zukünftig mehr in den Fokus von Praxis und Forschung der Sozialen Arbeit gelangen; zudem sollte kritisch hinterfragt werden, inwiefern der Einfluss der Hilfesysteme auf die Bewältigungspraxen eine Verbesserung der Lebenssituation bewirkt oder ggf. hemmt und die obdachlosen Frauen und Männer in ihrer Lebenssituation als Expert*innen ihrer selbst belässt. Grundsätzlich ist zu konstatieren, dass die Überwindung von Obdachlosigkeit und der damit einhergehenden prekären Lebenssituation nur durch eine mehrdimensionale Bewältigung (individuellen, strukturell und kulturell) möglich ist und dass obdachlosen Menschen der Raum und die Zeit gegeben werden sollte, ihre biographischen (Bewältigungs-)Erfahrungen zu teilen, um an diesen gemeinsam mit ihnen ansetzen zu können.

Diese Studie hat zusammenfassend aufgezeigt, dass die Berücksichtigung der Bewältigungspraxen obdachloser Frauen und Männer einen Zugang zu deren Lebenslagen und -welt ermöglicht, der den Blick von einer Defizitorientierung abwendet und obdachlose Menschen als handlungsfähig im Kontext gesellschaftlicher Begrenzungen und Erwartungen erkennen lässt.

Literaturverzeichnis

- Aderhold, Dieter (1970): Nichtseßhaftigkeit. Eine Gesamtdarstellung des Problems der Nichtseßhaften in der modernen Gesellschaft nach Erscheinungsformen, statistischer Struktur und Ursachen. Köln: Deutsche Gemeindeverlag und Verlag W. Kohlhammer.
- Albrecht, Günter (1973): Soziologie der Obdachlosigkeit: Konsequenzen für die Praxis der Sozialarbeit. In: *Neue Praxis* (3), S. 267–288.
- Albrecht, Günter (1975): Obdachlose als Objekte von Stigmatisierungsprozessen. In: Manfred Brusten und Jürgen Hohmeier (Hg.): *Stigmatisierung 1. Zur Produktion von gesellschaftlichen Randgruppen*. Darmstadt: Luchterhand, S. 79–107.
- Albrecht, Günter; Specht, Thomas; Goergen, Guido; Großkopf, Helga (Hg.) (1990): *Lebensläufe. Von der Armut zur „Nichtseßhaftigkeit“ oder wie man „Nichtseßhafte“ macht*. 1. Aufl. Bielefeld: VSH-Verlag Soziale Hilfe (Armutskarrieren und Stigmatisierung), / hrsg. von Günter Albrecht und Heinrich Holtmannspötter; Bd. 1).
- Alheit, Peter (1999): *Grounded Theory: Ein alternativer methodologischer Rahmen für qualitative Forschungsprozesse*. Göttingen.
- Amling, Steffen (2015): *Peergroups und Zugehörigkeit. Empirische Rekonstruktionen und ungleichheitstheoretische Reflexionen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Ansen, Harald (2017): Eine Form extremer Armut. Wohnungsnotfall und Wohnungslosigkeit. In: *FORUM Sozialarbeit + Gesundheit* (2), S. 6–9.
- Asseln, Nina (2018): *Todesfälle von Wohnungslosen in Hamburg – Entwicklung von 2007 bis 2015*. Universitätsklinikum Hamburg – Eppendorf – Institut für Rechtsmedizin. Hamburg. Online verfügbar unter <https://ediss.sub.uni-hamburg.de/volltexte/2018/9294/pdf/Dissertation.pdf>, zuletzt geprüft am 07.08.2020.
- Ayaß, Wolfgang (2013): „Vagabunden, Wanderer, Obdachlose und Nichtseßhafte“: eine kleine Begriffsgeschichte der Hilfe für Wohnungslose. In: *Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit* 44 (1), S. 90–102.
- Baecker, Dirk; Bude, Heinz; Honneth, Axel; Wiesenthal, Helmut (2008): „Die Überflüssigen“. Ein Gespräch zwischen Dirk Baecker, Heinz Bude, Axel Honneth und Helmut Wiesenthal. In: Heinz Bude und Andreas Willisch (Hg.): *Exklusion. Die Debatte über die „Überflüssigen“*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 31–49.
- BAG W e. V. (o. J.): *Forschungsverbund „Wohnungslosigkeit und Hilfen in Wohnungsnotfällen“*. Online verfügbar unter <https://www.bagw.de/de/basiswissen/forschungsverbund.html>, zuletzt geprüft am 25.08.2020.
- BAG W e. V. (2008): *Psychische Erkrankungen bei wohnungslosen Frauen und Männern. Darstellung der Problemlagen und Handlungsbedarfe*. Berlin. Online verfügbar unter https://www.bagw.de/media/doc/POS_08_Psychische_Erkrankungen_1.pdf, zuletzt geprüft am 10.06.2020.
- BAG W e. V. (2010): *Wohnungsnotfälle*. Berlin. Online verfügbar unter http://bagw.de/de/themen/zahl_der_wohnungslosen/wohnungsnotfall_def.html, zuletzt geprüft am 20.03.18.
- BAG W e. V. (2011): *Wohnungsnotfalldefinition der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe*. Bielefeld. Online verfügbar unter https://www.bagw.de/de/themen/zahl_der_wohnungslosen/wohnungsnotfall_def.html, zuletzt geprüft am 26.03.20.
- BAG W e. V. (2017): *BAG Wohnungslosenhilfe: 860.000 Menschen in 2016 ohne Wohnung. Prognose: 1,2 Millionen Wohnungslose bis 2018*. Bundesarbeitsgemeinschaft

- Wohnungslosenhilfe e. V. Online verfügbar unter <http://bagw.de/de/neues~147.html>, zuletzt aktualisiert am 14.11.2017, zuletzt geprüft am 20.03.2020.
- BAG W e. V. (2019a): BAG Wohnungslosenhilfe: 650.000 Menschen in 2017 ohne Wohnung. Verbessertes Schätzmodell erlaubt genauere Schätzung der Wohnungslosenzahlen. Online verfügbar unter <https://www.bagw.de/de/presse/Presse-archiv~169.html>, zuletzt geprüft am 20.03.2020.
- BAG W e. V. (2019b): Wohnungslosigkeit: Kein Ende in Sicht. BAG Wohnungslosenhilfe stellt aktuelle Schätzung für das Jahr 2018 vor. Online verfügbar unter <https://www.bagw.de/de/presse/index~173.html>, zuletzt aktualisiert am 11.11.2019, zuletzt geprüft am 22.03.2020.
- BAG W e. V. (2019c): Zahlen und Grafiken. Berlin. Online verfügbar unter https://www.bagw.de/de/themen/zahl_der_wohnungslosen/, zuletzt aktualisiert am 11.11.2019, zuletzt geprüft am 10.04.2020.
- Bäuml, Josef; Brönner, Monika; Baur, Barbara; Pitschel-Walz, Gabriele; Jahn, Thomas (2017): Die SEEWOLF-Studie. Seelische Erkrankungsrate in den Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe im Großraum München. Unter Mitarbeit von Thomas Duschinger, Gerd Reifferscheid und Alexander Schuchmann. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bender, Justus (2020): Berlin wird sich rechtfertigen müssen. In Berlin wurden die Obdachlosen gezählt. Es waren 1976 – weniger als gedacht. Das wird Folgen haben. Online verfügbar unter <https://www.faz.net/aktuell/politik/inland/obdachlosenzahlung-kuenftig-muss-berlin-sich-rechtfertigen-16624217.html>, zuletzt geprüft am 09.04.20.
- Bereswill, Mechthild; Burmeister, Christine; Equit, Claudia (2018): Einleitung. In: Mechthild Bereswill, Christine Burmeister und Claudia Equit (Hg.): Bewältigung von Nicht-Anerkennung. Modi von Ausgrenzung, Anerkennung und Zugehörigkeit. Weinheim, Basel: Beltz Juventa (Soziale Probleme – soziale Kontrolle), S. 7–14.
- Berger, Peter; Luckmann, Thomas (1999/1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. 16. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Blume, Otto (1960): Die Obdachlosen in Köln. Sozialstrukturelle Untersuchung der Bewohnererschaft von Obdachlosenunterkünften im Kölner Raum. Göttingen: Verlag Otto Schwartz & Co Göttingen.
- Böhnisch, Lothar (1996): Normalität. In: Dieter Kreft und Ingrid Mielenz (Hg.): Wörterbuch Soziale Arbeit. Aufgaben, Praxisfelder, Begriffe und Methoden der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. 4., vollst. überarb. und erw. Aufl., (25.–34. Tsd.). Weinheim: Beltz (Edition sozial), S. 413–415.
- Böhnisch, Lothar (2012): Lebensbewältigung. Ein sozialpolitisch inspirierendes Paradigma für die Soziale Arbeit. In: Werner Thole (Hg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. 4. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag, S. 219–233.
- Böhnisch, Lothar (2017): Abweichendes Verhalten. Eine pädagogisch-soziologische Einführung. 5., überarbeitete Auflage. Weinheim, München: Beltz Juventa (Grundlagentexte Pädagogik).
- Böhnisch, Lothar (2018): Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung. 8. erweiterte Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Juventa (Grundlagentexte Pädagogik).
- Böhnisch, Lothar (2019): Lebensbewältigung. Ein Konzept für die Soziale Arbeit. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Juventa (Zukünfte).

- Böhnisch, Lothar; Lenz, Karl; Schröder, Wolfgang (2009): Sozialisation und Bewältigung. Eine Einführung in die Sozialisationstheorie der zweiten Moderne. Weinheim, München: Juventa Verlag.
- Böhnisch, Lothar; Schefold, Werner (1985): Lebensbewältigung. Soziale und pädagogische Verständigungen an den Grenzen der Wohlfahrtsgesellschaft. Weinheim: Juventa Verlag.
- Böhnisch, Lothar; Schröder, Wolfgang (2012): Sozialpolitik und Soziale Arbeit. Eine Einführung. Unter Mitarbeit von Helmut Arnold, Werner Schefold, Heiner Keupp und Walter Lorenz. Weinheim: Beltz Juventa.
- Böhnisch, Lothar; Schröder, Wolfgang (2013): Soziale Arbeit – eine problemorientierte Einführung. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt (UTB Soziale Arbeit, Erziehungswissenschaft, 4024). Online verfügbar unter <http://www.utb-studi-e-book.de/9783838540245>.
- Bohnsack, Ralf (2010): Dokumentarische Methode. In: Karin Bock, Ingrid Miethe und Bettina Ritter (Hg.): Handbuch qualitative Methoden in der Sozialen Arbeit. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 247–258.
- Bohnsack, Ralf (2012): Orientierungsschemata, Orientierungsrahmen und Habitus. Elementare Kategorien der Dokumentarischen Methode mit Beispielen aus der Bildungsmilieuforschung. In: Karin Schittenhelm (Hg.): Qualitative Bildungs- und Arbeitsmarktforschung. Grundlagen, Perspektiven, Methoden. Wiesbaden: Springer VS, S. 119–153.
- Bohnsack, Ralf (2014): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. 9., überarb. und erw. Aufl. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Bohnsack, Ralf (2017): Praxeologische Wissenssoziologie. Opladen, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Bohnsack, Ralf; Hoffmann, Nora Friederike; Nentwig-Gesemann, Iris (2018a): Einleitung. Typenbildung und Dokumentarische Methode. In: Ralf Bohnsack, Nora Friederike Hoffmann und Iris Nentwig-Gesemann (Hg.): Typenbildung und Dokumentarische Methode. Forschungspraxis und methodologische Grundlagen. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 9–50.
- Bohnsack, Ralf; Kubisch, Sonja; Streblov-Poser, Claudia (Hg.) (2018b): Soziale Arbeit und Dokumentarische Methode. Methodologische Aspekte und empirische Erkenntnisse. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Bohnsack, Ralf; Marotzki, Winfried (1998): Einleitung. In: Ralf Bohnsack und Winfried Marotzki (Hg.): Biographieforschung und Kulturanalyse. Transdisziplinäre Zugänge qualitativer Forschung. Opladen: Leske + Budrich, S. 7–18.
- Bohnsack, Ralf; Nentwig-Gesemann, Iris; Nohl, Arnd-Michael (Hg.) (2013a): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. 3., aktualisierte Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
- Bohnsack, Ralf; Nentwig-Gesemann, Iris; Nohl, Arnd-Michael (2013b): Einleitung: Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. In: Ralf Bohnsack, Iris Nentwig-Gesemann und Arnd-Michael Nohl (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. 3., aktualisierte Aufl. Wiesbaden: Springer VS, S. 9–32.
- Bohnsack, Ralf; Pfaff, Nicole (2010): Die dokumentarische Methode: Interpretation von Gruppendiskussionen und Interviews. In: Sabine Maschke und Ludwig Stecher (Hg.): Enzyklopädie Erziehungswissenschaft Online. Methoden der empirischen erziehungswissenschaftlichen Forschung, Qualitative Forschungsmethoden. Weinheim und München: Juventa Verlag, S. 1–55, zuletzt geprüft am 01.07.2019.

- Bourdieu, Pierre; Russer, Achim (1994/1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. 7. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre; Wacquant, Loïc (1996/1992): Reflexive Anthropologie. 3. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Busch-Geertsema, Volker; Evers, Jürgen; Ruhstrat, Ekke-Ulf (2014): Prävention von Wohnungslosigkeit in Nordrhein-Westfalen. Gesellschaft für innovative Sozialforschung und Sozialplanung e.V. Bremen. Online verfügbar unter file:///C:/Users/selln/Downloads/Endbericht_Prvention_von_Wohnungslosigkeit_NRW.pdf, zuletzt geprüft am 25.03.2020.
- Busch-Geertsema, Volker; Henke, Jutta; Ruhstrat, Ekke-Ulf (2016): Evaluation des individuellen Hilfeplanverfahrens im Bereich der wohnbezogenen Hilfen gem. §§ 67 ff. SGB XII. Forschungsprojekt im Auftrag des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe (LWL). Hg. v. Gesellschaft für innovative Sozialforschung und Sozialplanung e.V. Bremen. Online verfügbar unter https://www.lwl-inklusionsamt-soziale-teilhabe.de/de/Ueberwindung_sozialer_Schwierigkeiten/evaluation/, zuletzt geprüft am 25.03.2020.
- Busch-Geertsema, Volker; Henke, Jutta; Steffen, Axel (2019): Forschungsbericht 534. Entstehung Verlauf und Struktur von Wohnungslosigkeit und Strategien zu ihrer Vermeidung und Behebung. Ergebnisbericht. Unter Mitarbeit von Marie-Therese Reichenbach, Ekke-Ulf Ruhstrat, Sandra Schöpke und Nadine Krugel. Hg. v. Gesellschaft für innovative Sozialforschung und Sozialplanung e.V. Bremen. Online verfügbar unter <https://www.bmas.de/DE/Service/Medien/Publikationen/Forschungsberichte/Forschungsberichte-Arbeitsmarkt/fb534-entstehung-verlauf-struktur-von-wohnungslosigkeit-und-strategien-zu-vermeidung-und-behebung.html>, zuletzt geprüft am 30.03.2020.
- Busch-Geertsema, Volker; Ruhstrat, Ekke-Ulf (1997): Wohnungslosigkeit in Sachsen-Anhalt. Umfang und Struktur von Wohnungslosigkeit in einem ostdeutschen Bundesland und Strategien zu ihrer Vermeidung und Behebung. Bielefeld: VSH-Verlag Soziale Hilfe.
- Butterwegge, Christoph (2014): Sozialstaatsentwicklung, Armut und Wohnungslosigkeit. In: Rolf Keicher und Stefan Gillich (Hg.): Wenn Würde zur Ware verkommt. Soziale Ungleichheit, Teilhabe und Verwirklichung eines Rechts auf Wohnraum. Wiesbaden: Springer VS (Research), S. 19–31.
- Butterwegge, Christoph (2016): Armut in einem reichen Land. Wie das Problem verarmt und verdrängt wird. 4., aktualisierte Auflage. Frankfurt, New York: Campus Verlag.
- Callies, Oliver (2008): Konturen sozialer Exklusion. In: Heinz Bude und Andreas Willisch (Hg.): Exklusion. Die Debatte über die „Überflüssigen“. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 261–284.
- Caritasverband für das Erzbistum Berlin (o.J.): Notübernachtung Residenzstraße. Zwischen 6.000 und 10.000 Obdachlose leben Schätzungen zufolge in Berlin. In kalten Nächten gibt es nicht genügend Schlafplätze in der Stadt. Im Rahmen der Kältehilfe, die am 1. November 2019 begonnen hat, bieten wir zusätzliche Schlafplätze für obdachlose Männer. Online verfügbar unter <https://www.caritas-berlin.de/spendenundhelfen/spenden/spendenprojekte/wohnungsloshilfe/notuebernachtung-residenzstrasse/notuebernachtung-residenzstrasse>, zuletzt geprüft am 09.04.2020.
- Castel, Robert (2008a): Die Fallstricke des Exklusionsbegriffs. In: Heinz Bude und Andreas Willisch (Hg.): Exklusion. Die Debatte über die „Überflüssigen“. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 69–86.

- Castel, Robert (2008b): Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit. 2. Aufl., (Sonderausg.). Konstanz: UVK Univ.-Verlag Konstanz.
- Castel, Robert (2009): Die Wiederkehr der sozialen Unterschicht. In: Robert Castel und Klaus Dörre (Hg.): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt am Main: Campus, S. 21–34.
- Clifford, James (1990): Notes on (Field)notes. In: Roger Sanjek (Hg.): Fieldnotes. The makings of anthropology. [Reprinted]. Ithaca: Cornell University Press, S. 47–70.
- DCV e. V.; KAGS; Diakonie Deutschland; EBET (2019): Position Wohnungsverlust infolge von Inhaftierung verhindern – Ansprüche wirksam umsetzen. Berlin und Freiburg. Online verfügbar unter https://www.diakonie.de/fileadmin/user_upload/2019_Position_Mietkosten_bei_Inhaftierung.pdf, zuletzt geprüft am 25.03.2020.
- DCV e. V.; KAGW (2019): Position. Arbeit mit Klient_innen aus anderen EU-Mitgliedstaaten in prekären Lebenslagen. Unter Mitarbeit von Deutscher Caritasverband e.V. Freiburg. Online verfügbar unter file:///C:/Users/selln/Downloads/2019_Position_DCV_KAGW_Arbeit_mit_EU_Auslaendern.pdf, zuletzt geprüft am 22.06.2020.
- Diakonie Deutschland (2016): Junge Menschen (18-27 Jahre) zwischen den Hilfesystemen – psychisch krank, suchtkrank, wohnungslos. Vorschläge zu einer umfassenden Unterstützung, Begleitung und Behandlung. Hg. v. Diakonie Deutschland. Berlin. Online verfügbar unter https://www.diakonie.de/fileadmin/user_upload/Diakonie/PDFs/Diakonie-Texte_PDF/01_2016_Junge_Menschen.pdf, zuletzt geprüft am 30.04.2020.
- Durkheim, Émile (1894): Les règles de la méthode sociologique. Paris: Presses Universitaires de France.
- Durkheim, Émile (Hg.) (1970): Die Regeln der soziologischen Methode. 3. Aufl. Darmstadt: Luchterhand (Soziologische Texte, 3).
- DWDS (o. J.a): Wohnen. Hg. v. DWDS. Online verfügbar unter <https://www.dwds.de/wb/wohnen>, zuletzt geprüft am 20.04.2020.
- DWDS (o. J.b): Zuhause. DWDS. Online verfügbar unter <https://www.dwds.de/wb/Zuhause>, zuletzt geprüft am 20.04.2020.
- Enders-Dragässer, Uta (Hg.) (2000): Frauen ohne Wohnung. Handbuch für die ambulante Wohnungslosenhilfe für Frauen; Modellprojekt „Hilfen für alleinstehende wohnungslose Frauen“. Deutschland. Stuttgart: Kohlhammer (Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Bd. 186).
- Enders-Dragässer, Uta; Huber, Helga; Sellach, Brigitte (2004): Frauen in Wohnungsnot: Hilfen, Bedarfslagen und neue Wege in NRW. Untersuchungsbericht der Gesellschaft für Sozialwissenschaftliche Frauenforschung e. V., Frankfurt am Main. Hg. v. Land Nordrhein-Westfalen/Ministerium für Gesundheit, Soziales, Frauen und Familie. Düsseldorf. Online verfügbar unter <https://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/12572>, zuletzt geprüft am 30.03.2020.
- Enders-Dragässer, Uta; Huber, Helga; Sellach, Brigitte (Hg.) (2005): Zielgruppen- und Bedarfsforschung für eine integrative Wohnungs- und Sozialpolitik. Forschungsbericht. Frauen in dunklen Zeiten. Persönliche Berichte vom Wohnungsnotfall: Ursachen – Handlungsspielräume – Bewältigung. Eine qualitative Untersuchung zu Deutungsmustern und Lebenslagen bei Wohnungsnotfällen von Frauen, zuletzt geprüft am 15.12.2017.
- Enders-Dragässer, Uta; Sellach, Brigitte (2000): Ergebnisse des Modellprojekts. In: Uta Enders-Dragässer (Hg.): Frauen ohne Wohnung. Handbuch für die ambulante Wohnungslosenhilfe für Frauen; Modellprojekt „Hilfen für alleinstehende

- wohnungslose Frauen“. Stuttgart: Kohlhammer (Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Bd. 186), S. 73–215.
- Engelke, Ernst; Borrmann, Stefan; Spatscheck, Christian (2014): Theorien der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. 6., überarb. und erw. Aufl. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Eßer, Florian; Schröer, Wolfgang (2020): „Agency“ und Lebensbewältigung. In: Gerd Stecklina und Jan Wienforth (Hg.): Soziale Arbeit und Lebensbewältigung. Grundlagen, Praxis, Kontroversen. Weinheim: Beltz Juventa (Übergangs- und Bewältigungsforschung), S. 362–370.
- Evers, Jürgen; Ruhstrat, Ekke-Ulf (2015): Wohnungslosigkeit in Baden-Württemberg. Untersuchung zu Umfang, Struktur und Hilfen für Menschen in Wohnungsnotlagen. Stuttgart.
- FEANTSA (2016): What is Housing First? Online verfügbar unter <https://www.youtube.com/watch?v=NM6MkGocV7A#t=208.322448>, zuletzt geprüft am 07.07.2020.
- FEANTSA (2017a): ETHOS European Typology of Homelessness and Housing Exclusion. Online verfügbar unter <http://www.feantsa.org/download/ethos2484215748748239888.pdf>, zuletzt geprüft am 15.03.2020.
- FEANTSA (2017b): ETHOS Europäische Typologie für Wohnungslosigkeit. Online verfügbar unter http://www.feantsa.org/download/ethos_de_2404538142298165012.pdf, zuletzt geprüft am 15.03.2020.
- Fichter, Manfred (1999): Psychische Erkrankungen bei obdachlosen Männern und Frauen in München. In: *Psychiatrische Praxis*, S. 76–84.
- Fichtner, Jörg (Hg.) (2005): Zielgruppen- und Bedarfsforschung für eine integrative Wohnungs- und Sozialpolitik. Forschungsbericht. Teil 1. „Dass die Leute uns nicht alle über einen Kamm scheren“. Männer in Wohnungsnot. Eine qualitative Untersuchung zu Deutungsmustern und Lebenslagen bei männlichen Wohnungsnotfällen.
- Filipp, Sigrun-Heide (2007): Kritische Lebensereignisse. In: Jochen Brandtstädter und Ulman Lindenberger (Hg.): Entwicklungspsychologie der Lebensspanne. Ein Lehrbuch. Stuttgart: Kohlhammer (Entwicklungspsychologie), S. 337–366.
- Filipp, Sigrun-Heide; Aymanns, Peter (2018): Kritische Lebensereignisse und Lebenskrisen. Vom Umgang mit den Schattenseiten des Lebens. 2., aktualisierte Auflage. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.
- Forrester, Viviane (1997): Der Terror der Ökonomie. Lizenzausg. Frankfurt am Main: Büchergilde Gutenberg.
- Franz, Julia (2013a): Muslimische Jugend als Milieu? Perspektiven einer Rekonstruktion. In: *Zeitschrift für Qualitative Forschung* (2), S. 261–278. Online verfügbar unter <https://doi.org/10.3224/zqf.v14i2.16385>, zuletzt geprüft am 10.06.2019.
- Franz, Julia (2013b): Muslimische Jugendliche? Eine Empirisch-Rekonstruktive Studie Zu Kollektiver Zugehörigkeit. Leverkusen-Opladen: Verlag Barbara Budrich (Rekonstruktive Forschung in der Sozialen Arbeit Ser. v.15).
- Garfinkel, Harold (1967): *Studies in ethnomethodology*. Englewood Cliffs/New Jersey: Prentice-Hall.
- Geiger, Manfred; Steinert, Erika (Hg.) (1991): Alleinstehende Frauen ohne Wohnung. Soziale Hintergründe, Lebensmilieus, Bewältigungsstrategien, Hilfeangebote. Deutschland. 5 Bände. Stuttgart, Berlin: Kohlhammer (Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 124).
- Gerull, Susanne (2010): Wohnungslose und von Wohnungslosigkeit bedrohte Menschen. In: Karin Bock, Ingrid Mieth und Bettina Ritter (Hg.): *Handbuch qualitative Methoden in der Sozialen Arbeit*. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 541–546.

- Gerull, Susanne (2014): Ressourcenorientierung in den Hilfen nach § 67 ff. SGB XII. In: Rolf Keicher und Stefan Gillich (Hg.): Wenn Würde zur Ware verkommt. Soziale Ungleichheit, Teilhabe und Verwirklichung eines Rechts auf Wohnraum. Wiesbaden: Springer VS (Research), S. 179–189.
- Gerull, Susanne (2016): Wege aus der Wohnungslosigkeit. Eine qualitative Studie aus Berlin. ASH Berlin. Berlin. Online verfügbar unter <https://opus4.kobv.de/opus4-ash/frontdoor/index/index/docId/158>, zuletzt geprüft am 30.03.2020.
- Gerull, Susanne (2018a): Forschungsbericht 1. systematische Lebenslagenuntersuchung wohnungsloser Menschen. Eine Studie der ASH Berlin in Kooperation mit EBET e.V. Hg. v. ASH Berlin. Berlin. Online verfügbar unter <https://opus4.kobv.de/opus4-ash/frontdoor/index/index/docId/246>, zuletzt geprüft am 30.03.2020.
- Gerull, Susanne (2018b): „Unangenehm“, „Arbeitsscheu“, „Asozial“. Zur Ausgrenzung von wohnungslosen Menschen. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte. Wohnungslosigkeit* 68 (25–26), S. 30–36.
- Gerull, Susanne (2019a): Die Bedeutung des Wohnens für wohnungslose Menschen. In: *Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge* 99 (7), S. 303–308.
- Gerull, Susanne (2019b): Wohnen ist ein Menschenrecht! Schlussfolgerungen aus der ersten systematischen Lebenslagenuntersuchung wohnungsloser Menschen. In: Stefan Gillich, Rolf Keicher und Sebastian Kirsch (Hg.): Alternativen zu Entrechtung und Ausgrenzung. Freiburg im Breisgau: Lambertus-Verlag (Lebenslagen. Wohnungslosigkeit), S. 171–188.
- Gerull, Susanne; Merckens, Manfred (2012): Erfolgskriterien in der Hilfe für Menschen mit besonderen sozialen Schwierigkeiten. Folgestudie: Aktenanalyse und Diskussion der Gesamtergebnisse. Uckerland: Schibri-Verlag.
- Gerull, Susanne; Merckens, Manfred; Dubrow, Christin (2009): ‚Erfolg‘ in der Hilfe für Menschen mit besonderen sozialen Schwierigkeiten. Eine empirische Studie über fördernde und hemmende Faktoren bei Maßnahmen nach § 67 ff. SGB XII. Uckerland: Schibri-Verlag.
- Giddens, Anthony (1997): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. 3. Aufl. Frankfurt am Main: Campus.
- Gillich, Stefan; Nagel, Stephan (Hg.) (2010): Von der Armenhilfe zur Wohnungslosenhilfe – und zurück? Gründau-Rothenbergen: TRIGA – der Verlag.
- Girtler, Roland (1980): Vagabunden in der Großstadt. Teilnehmende Beobachtung in der Lebenswelt der „Sandler“ Wiens. Stuttgart: Enke.
- Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm L. (1967): *The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research*. Chicago: Aldine.
- Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm L. (2010): *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. Unter Mitarbeit von Axel T. Paul, Stefan Kaufmann und Bruno Hildenbrand. 3., unveränderte Auflage. Bern: Verlag Hans Huber.
- Goffman, Erving (1963): *Stigma. Notes on the management of spoiled identity*. New Jersey: Englewood Cliffs.
- Goffman, Erving (2017/1959): *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. Ungekürzte Taschenbuchausgabe, 17. Auflage. München, Berlin, Zürich: Piper (Serie Piper, 3891).
- Goffman, Erving (2018/1973): *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*. 21. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goffman, Erving (2018/1974): *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. 10. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Goffman, Erving (2018/1963): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. 24. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Griese, Birgit (2009): Von „A“ wie Ankündigung über „T“ wie Trauma bis „Z“ wie Zugzwänge. Biographieforschung zwischen erzähltheoretischen und (sozial)psychologischen Analysen – eine Hinführung. In: *Zeitschrift für Qualitative Forschung* 10 (2), S. 331–362.
- Groh-Samberg, Olaf (2012): Zunehmende Verfestigung der Armut in Deutschland. In: Thomas Specht und Petra Auerhammer (Hg.): Armut, Wohnungsnot und Wohnungslosigkeit in Deutschland. Ein Reader zur Überwindung von Wohnungslosigkeit und Armut [beruht auf Vorträgen der Bundestagung 2011 der BAG Wohnungslosenhilfe]. Bielefeld: BAG W-Verlag. Verlag der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe (Materialien zur Wohnungslosenhilfe, 62), S. 35–60.
- Hammerschmidt, Peter; Aner, Kirsten; Weber, Sascha (2019): Zeitgenössische Theorien Sozialer Arbeit. 2. durchgesehene Auflage. Weinheim: Beltz Juventa.
- Hasse, Jürgen (2018): Was bedeutet es, zu wohnen? In: *Aus Politik und Zeitgeschichte. Wohnungslosigkeit* 68 (25-26), S. 4–8.
- Helfferrich, Cornelia; Hägele, Angelika; Hendel-Kramer, Anneliese; Heneka, Alex (2000a): Was brauchen wohnungslose Frauen? Alltagsbewältigung, Raumerfahrung und Versorgungsangebote aus Sicht wohnungsloser Frauen. Eine qualitative Erhebung in Verbindung mit einer wissenschaftlichen Begleitung eines neu eingerichteten frauenspezifischen Versorgungsangebotes in Freiburg i. Br. Sozialwissenschaftliches Frauenforschungsinstitut. Freiburg. Online verfügbar unter http://www.soffi-f.de/files/u2/Wohnungslose_Frauen_Abschluss.pdf, zuletzt geprüft am 25.03.2020.
- Helfferrich, Cornelia; Hägele, Angelika; Heneka, Alex (2000b): Wohnen ohne „dritte Haut“: Wohnungslose Frauen, ihre kognitiven Repräsentationen von Raum und ihre kollektiven Taktiken, Wohnen herzustellen. In: *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien* 18 (3), S. 74–96.
- Hensel, Frank J. (2017): Gesünder wäre möglich. Wohnungslosen Menschen den Zugang zu Gesundheitsleitungen erleichtern. In: *Deutsches Ärzteblatt* 114 (40), S. 663–664.
- Herriger, Norbert (2010): Empowerment in der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. 4., erw. und aktualisierte Aufl. Stuttgart: Kohlhammer.
- Höhm, Peter (1973): Zur Integration marginaler Gruppen. Eine Studie zum Vorfeld abweichenden Verhaltens. Bd. 1, Forschungsbericht. Manuskript. Regensburg.
- Honnet, Axel (2018): Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte; mit einem neuen Nachwort. 10. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hünersdorf, Bettina (2019): Normalisierung (in) der Sozialpädagogik. In: *Zeitschrift für Sozialpädagogik* 17 (3), S. 281–296.
- Huttner, Georg (2017): Die Unterbringung Obdachloser durch die Polizei- und Ordnungsbehörden. 2. Auflage 2017. Wiesbaden: Kommunal- und Schul-Verlag.
- Jepkens, Katja; van Rießen, Anna; Streck, Rebekka (2020a): Auch Nutzer*innen spielen Theater. Teil 2. In: *Soziale Arbeit* 69 (3), S. 82–88.
- Jepkens, Katja; van Rießen, Anna; Streck, Rebekka (2020b): Zum Nutzen Sozialer Arbeit im Kontext gesellschaftlicher Bedingungen. Teil 1. In: *Soziale Arbeit* 69 (2), S. 42–48.
- Jochum, Georg (1996): „Penneralltag“ – eine soziologische Studie zur Lebensführung von „Stadtstreichern“ in München. In: Werner Kudera und Günter Voß (Hg.): „Penneralltag“. Eine soziologische Studie von Georg Jochum zur Lebensführung von „Stadtstreichern“ in München. München: Hampp, S. 67–215.

- John, Wolfgang (1988): ... ohne festen Wohnsitz ... Ursache und Geschichte der Nichtseßhaftigkeit und die Möglichkeiten der Hilfe. Zugl.: Heidelberg, Univ., Diss., 1988. Bielefeld: Verlag Soziale Hilfe; VSH.
- Just, Werner (2011): Schuldnerberatung ist Sozialarbeit. In: Sigmund Gastiger und Marius Stark (Hg.): Schuldnerberatung. Eine ganzheitliche Aufgabe für methodische Sozialarbeit. Freiburg im Breisgau: Lambertus, S. 13–18.
- Kallmeyer, Werner; Schütze, Fritz (1977): Zur Konstruktion von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. In: Dirk Wegner (Hg.): Gesprächsanalysen. Vorträge, gehalten anlässlich des 5. Kolloquiums des Instituts für Kommunikationsforschung und Phonetik, Bonn, 14.–16. Oktober 1976. Hamburg: H. Buske (Forschungsberichte des Instituts für Kommunikationsforschung und Phonetik der Universität Bonn, 65), S. 159–274.
- Kellinghaus, Christoph (2000): Wohnungslos und psychisch krank. Eine Problemgruppe zwischen den Systemen; Konzepte – empirische Daten – Hilfsansätze. Münster, Hamburg: Lit (Sozialpsychiatrie und psychosoziale Versorgung, Bd. 3).
- Knecht, Alban (2019): Beschämung von Armutsbetroffenen. Erfahrungen und Gegenstrategien. In: *Soziale Arbeit* (9), S. 342–349.
- Kneer, Georg; Nassehi, Armin (2000): Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme. Eine Einführung. 4., unveränderte Auflage. München: Wilhelm Fink.
- Kohli, Martin (1986): Gesellschaftszeit und Lebenszeit. Der Lebenslauf im Strukturwandel der Moderne. In: Johannes Berger (Hg.): Die Moderne – Kontinuitäten und Zäsuren. Göttingen: Schwartz (Soziale Welt Sonderband, 4), S. 183–208.
- Kohli, Martin (1988): Normalbiographie und Individualität. Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes. In: Hanns-Georg Brose und Bruno Hildenbrand (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Biographie und Gesellschaft, 4), S. 33–53.
- Kronauer, Martin (2010): Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus. 2., aktualisierte und erweiterte Auflage. Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag.
- Kubisch, Sonja (2014): Spielarten des Rekonstruktiven. Entwicklungen von Forschung in der Sozialen Arbeit. In: Eric Mührel und Bernd Birgmeier (Hg.): Perspektiven sozialpädagogischer Forschung. Methodologien – Arbeitsfeldbezüge – Forschungspraxen. Wiesbaden: Springer VS, S. 155–172.
- Link, Jürgen (2013a): Normale Krisen? Normalismus und die Krise der Gegenwart (mit einem Blick auf Thilo Sarrazin). Konstanz: Konstanz University Press.
- Link, Jürgen (2013b): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. 5. Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Link, Jürgen; Loer, Thomas; Neuendorff, Hartmut (Hg.) (2003): „Normalität“ im Diskursnetz soziologischer Begriffe. Heidelberg: Synchron Wissenschaftsverlag der Autoren (Diskursivitäten, Band 3).
- Luhmann, Niklas (2015/1997): Theorie der Gesellschaft. [9. Nachdr.]. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2018): Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch. 4. Auflage. Wiesbaden: Springer VS.
- Lutz, Ronald (2014): Soziale Erschöpfung. Kulturelle Kontexte sozialer Ungleichheit. Weinheim: Beltz Verlagsgruppe.
- Lutz, Ronald; Simon, Titus; Sartorius, Wolfgang (2017): Lehrbuch der Wohnungslosenhilfe. Eine Einführung in Praxis, Positionen und Perspektiven. 3., überarbeitete Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Juventa (Studienmodule Soziale Arbeit).

- MAGS NRW (o. J.): Landesinitiative gegen Wohnungslosigkeit. Endlich ein ZUHAUSE. Online verfügbar unter <https://www.mags.nrw/endlich-ein-zuhause>, zuletzt geprüft am 17.10.2020.
- MAGS NRW (2019): Integrierte Wohnungsnotfall-Berichterstattung 2018 in Nordrhein-Westfalen. Struktur und Umfang von Wohnungsnotfällen. Online verfügbar unter <https://broschueren.nordrheinwestfalendirekt.de/broschuerenservice/mags/integrierte-wohnungsnotfall-berichterstattung-2018-in-nordrhein-westfalen/2996>, zuletzt geprüft am 26.03.2020.
- Malyssek, Jürgen; Störch, Klaus (2009): Wohnungslose Menschen. Ausgrenzung und Stigmatisierung. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Mannheim, Karl (1964a): Beiträge zur Theorie der Weltanschauungsinterpretation. In: *Ders. Wissenssoziologie*, S. 91–154.
- Mannheim, Karl (1964b): Das Problem der Generationen. In: *Ders.: Wissenssoziologie*, S. 509–565 [erschienen 1928 in: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie, 7. Jg. Heft 2].
- Mannheim, Karl (1980): Strukturen des Denkens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mannheim, Karl; Kaube, Jürgen (2015/1985): Ideologie und Utopie. 9., um eine Einl. erw. Aufl. Frankfurt am Main: Klostermann.
- Mantseri, Nicolas (2011): Ursachen der Überschuldung. In: Sigmund Gastiger und Marius Stark (Hg.): Schuldnerberatung. Eine ganzheitliche Aufgabe für methodische Sozialarbeit; [Methoden und Konzepte der Sozialen Arbeit in verschiedenen Arbeitsfeldern. Freiburg im Breisgau: Lambertus (Skills), S. 19–22.
- Marks, Stephan (2011): Scham. Die tabuisierte Emotion. 3. Auflage. Ostfildern: Patmos Verlag.
- Marx, Karl (1971): Die Frühschriften. Von 1837 bis zum Manifest der kommunistischen Partei 1848. Stuttgart: Kröner (Kröners Taschenausgabe, 209).
- Meuser, Michael; Nagel, Ulrike (1991): ExpertInneninterviews. vielfach erprobt, wenig bedacht: ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion. In: Detlef Garz und Klaus Kraimer (Hg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 441–471.
- Mückenberger, Ulrich (1985): Die Krise des Normalarbeitsverhältnisses. Teil 1 und 2. In: *Zeitschrift für Sozialreform*, S. 415–434; 457–475.
- Mückenberger, Ulrich (1989): Der Wandel des Normalarbeitsverhältnisses unter Bedingungen einer ‚Krise der Normalität‘. In: *Gewerkschaftliche Monatshefte* (4), S. 211–223.
- Nagel, Stephan (2015): Im Schuldurm. Überschuldung und Wohnungslosigkeit. In: Elmar Altvater (Hg.): Schulden – Leben auf Raten. Münster: Westfälisches Dampfboot (Widersprüche, 136), S. 97–102.
- Nagel, Stephan (2019): Impulse für eine Politik gegen Wohnungslosigkeit. Neue Akteure und politische Rahmungen. In: Stefan Gillich, Rolf Keicher und Sebastian Kirsch (Hg.): Alternativen zu Entrechtung und Ausgrenzung. Freiburg im Breisgau: Lambertus-Verlag (Lebenslagen. Wohnungslosigkeit), S. 115–134.
- Neupert, Paul (2017): Statistikbericht 2017. Zur Lebenssituation von Menschen in den Einrichtungen und Diensten der Hilfen in Wohnungsnotfällen in Deutschland. Hg. v. BAG W e.V. Berlin. Online verfügbar unter https://www.bagw.de/de/themen/statistik_und_dokumentation/statistikberichte/index.html, zuletzt geprüft am 27.03.2020.
- Niebauer, Daniel; Reifferscheid, Gerd (2017): Seelische Gesundheit und Wohnungslosigkeit. Das Gruppenprogramm gesund.sein als zielgruppenorientiertes Hilfeangebot der Wohnungslosenhilfe. In: Rolf Keicher und Stefan Gillich (Hg.): Ohne

- Wohnung in Deutschland. Armut, Migration und Wohnungslosigkeit. Freiburg: Lambertus-Verlag, S. 325–334.
- Nohl, Arnd-Michael (2017): Interview und Dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis. 5., aktualisierte und erweiterte Auflage. Wiesbaden: Springer VS (Qualitative Sozialforschung).
- Nohl, Arnd-Michael; Thomsen, Sarah (2019): Dokumentarische Methode. In: Gerhard Jost und Marita Haas (Hg.): Handbuch soziologischer Biographieforschung. Grundlagen für die methodische Praxis. Leverkusen: Verlag Barbara Budrich, S. 235–254.
- Oevermann, Ulrich; Allert, Tilmann; Konau, Elisabeth; Krambeck, Jürgen (1979): Die Methodologie einer ‚objektiven Hermeneutik‘ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Hans-Georg Soeffner (Hg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart: Metzler, S. 436–459.
- Olk, Thomas (1986): Abschied vom Experten. Sozialarbeit auf d. Weg zu e. alternativen Professionalität. Weinheim: Juventa-Verlag (Edition Soziale Arbeit).
- Olk, Thomas; Otto, Hans-Uwe (1987): Institutionalisierungsprozesse sozialer Hilfe – Kontinuität und Umbrüche. In: Thomas Olk und Hans-Uwe Otto (Hg.): Helfen im Sozialstaat. Neuwied: Luchterhand (Soziale Dienste im Wandel, 1), S. 1–23.
- Otto, Hans-Uwe; Seelmeyer, Udo (2004): Soziale Arbeit und Gesellschaft – Anstöße zu einer Neuorientierung der Debatte um Normativität und Normalität. In: Sabine Hering, Ulrike Urban und Richard Münchmeier (Hg.): „Liebe allein genügt nicht“. Historische und systematische Dimensionen der Sozialpädagogik. Wiesbaden, s.l.: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 45–63.
- Otto, Hans-Uwe; Ziegler, Holger (Hg.) (2012): Das Normativitätsproblem der Sozialen Arbeit. Zur Begründung des eigenen und gesellschaftlichen Handelns. *Neue Praxis* (11). Lahnstein: verlag neue praxis.
- Paegelow, Claus (2012): Handbuch Wohnungsnot und Obdachlosigkeit. Einführung zur Wohnungslosen- und Obdachlosenhilfe. [Neu bearb. und erg.]. Bremen: Paegelow.
- Paulgerg-Muschiol, Larissa von (2009): Wege in die Wohnungslosigkeit. Eine qualitative Untersuchung. Dissertation. Universität Siegen. Online verfügbar unter <https://dspace.uni-siegen.de/handle/ubsi/501>, zuletzt geprüft am 30.03.20.
- Peuckert, Rüdiger (2019): Familienformen im sozialen Wandel. 9., vollständig überarbeitete Auflage. Wiesbaden: Springer VS (Lehrbuch).
- Pfeifer, Wolfgang (1997): Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. 3. Aufl. München: Deutscher Taschenbuch Verlag (dtv, 32511).
- Pick, Ina (2020a): Normalitätsvorstellungen und Lebenswirklichkeiten. Eine Gesprächslinguistische Perspektive auf Aushandlungsprozesse von Normalität in Hilfeplangesprächen. In: Claudia Steckelberg, Barbara Thiessen und Vera Taube (Hg.): Wandel der Arbeitsgesellschaft. Soziale Arbeit in Zeiten von Globalisierung, Digitalisierung und Prekarisierung. (Theorie, Forschung und Praxis der Sozialen Arbeit), S. 139–154.
- Pick, Ina (2020b): Prekarität im Gespräch. In: Mi-Cha Flubacher, Jonas Hassemer, Christian Bendl und Jürgen Spitzmüller (Hg.): Prekaritätserfahrungen: Soziolinguistische Perspektiven. 85 Bände. Wien: Wiener Linguistische Gazette, S. 1–36. Online verfügbar unter https://wlg.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/p_wlg/852020/Pick-Prekaritaet.pdf, zuletzt geprüft am 13.05.2020.
- Pleace, Nicholas (2016): Housing First Guide Europe. Hg. v. neunerhaus. Wien. Online verfügbar unter <https://www.google.com/url?sa=t&rcrt=j&q=&esrc=s&source=web&cd=1&ved=2ahUKewjVoJvu2IPpAhUS2qQKHU2eCkCqQfJAA->

- egQIARAB&url=https%3A%2F%2Fhousingfirsteurope.eu%2Fassets%2Ffiles%2F2017%2F12%2Fhousing-first-guide-deutsch.pdf&usg=AOvVaw2M3UI4HbLS4-DDliqIaPIp, zuletzt geprüft am 20.04.2020.
- Popitz, Heinrich (1980): Die normative Konstruktion von Gesellschaft. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Przyborski, Aglaja; Wohlrab-Sahr, Monika (2014): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. 4., erw. Aufl. München: Oldenbourg.
- Reckwitz, Andreas (2008): Subjekt. Bielefeld: transcript (Einsichten. Themen der Soziologie).
- Reifferscheid, Gerd (2016): Armut, Wohnungslosigkeit und Krankheit. In: Wolfgang Schwarzer (Hg.): Medizinische Grundlagen für soziale Berufe. Sozialmedizin. 2., verbesserte und erweiterte Auflage. Dortmund: verlag modernes lernen, S. 435–456.
- Riemann, Gerhard (1979): Zur empirischen Erfassung von Alltagswissen: ein Beispiel aus der Obdachlosenforschung. In: Hans-Georg Soeffner (Hg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart: Metzler, S. 127–139.
- Riemann, Gerhard (1986): Einige Anmerkungen dazu, wie und unter welchen Bedingungen das Argumentationsschema in biographisch-narrativen Interviews dominant werden kann. In: Hans-Georg Soeffner (Hg.): Sozialstruktur und soziale Typik. Frankfurt am Main: Campus, S. 112–157.
- Rohrmann, Eckhard (2016): Zur Pathologisierung von Armut und Wohnungsnot in Geschichte und Gegenwart. In: Roland Anhorn und Marcus Balzereit (Hg.): Handbuch Therapeutisierung und Soziale Arbeit. Wiesbaden: Springer VS (Perspektiven kritischer Sozialer Arbeit, Band 23), S. 803–836.
- Rosenke, Werena (2017a): Gender Mainstreaming. In: BAG W e.V. (Hg.): Handbuch der Hilfen in Wohnungsnotfällen. Entwicklung lokaler Hilfesysteme und lebenslagenbezogener Hilfeansätze. Berlin: BAG W-Verlag der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e.V., S. 87–97.
- Rosenke, Werena (2017b): Gesundheit. In: BAG W e.V. (Hg.): Handbuch der Hilfen in Wohnungsnotfällen. Entwicklung lokaler Hilfesysteme und lebenslagenbezogener Hilfeansätze. Berlin: BAG W-Verlag der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e.V., S. 219–247.
- Rosenke, Werena (2017c): Wohnungspolitik in Zeiten der Wohnungsnot. Voraussetzungen wirkungsvoller Hilfe für wohnungslose Menschen. In: *FORUM Sozialarbeit + Gesundheit* (2), S. 10–14.
- Rosenthal, Gabriele (1987): „Wenn alles in Scherben fällt ...“. Vom Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration. Opladen: Leske + Budrich.
- Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Zugl.: Kassel, Gesamthochsch., Habil.-Schr., 1993. Frankfurt am Main: Campus.
- Rosenthal, Gabriele (2011): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. 3., aktualisierte und erg. Aufl. Weinheim: Juventa-Verlag (Grundlagentexte Soziologie).
- Ruhstrat, Ekke-Ulf; Burwitz, Hiltrud; Derivaux, Jean-Claude; Oldings, Beenhard (Hg.) (1991): Ohne Arbeit keine Wohnung, ohne Wohnung keine Arbeit! Entstehung und Verlauf von Wohnungslosigkeit. Evangelischer Fachverband Wohnung und Existenzsicherung. 2., unveränd. Aufl. Bielefeld: Verlag Soziale Hilfe.
- Sanatanas, Robert Lucas (2016): Obdachlos. Porträts vom Leben auf der Straße. Freiburg, Basel, Wien: Herder.
- Sartorius, Wolfgang (2017): Bei Armut Lebensgefahr. Anmerkungen zum 5. Armuts- und Reichtumsbericht. In: Rolf Keicher und Stefan Gillich (Hg.): Ohne Wohnung

- in Deutschland. Armut, Migration und Wohnungslosigkeit. Freiburg: Lambertus-Verlag, S. 41–54.
- Schäfers, Bernhard (2016): Soziales Handeln und seine Grundlagen: Normen, Werte, Sinn. In: Hermann Korte und Bernhard Schäfers (Hg.): Einführung in Hauptbegriffe der Soziologie. 9., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: Springer VS (Lehrbuch, Band 1), S. 23–48.
- Scherr, Albert (2016): Diskriminierung. Wie Unterschiede und Benachteiligungen gesellschaftlich hergestellt werden. 2., überarbeitete Auflage. Wiesbaden: Springer VS (essentials).
- Schittenhelm, Karin (2009): Qualitatives Sampling. Strategien und Kriterien der Fallauswahl. In: *Enzyklopädie Erziehungswissenschaft Online*, S. 1–29. Online verfügbar unter [https://www.beltz.de/fachmedien/erziehungs_und_sozialwissenschaften/enzyklopaedie_erziehungswissenschaft_online_eeo.html?tx_beltz_educationencyclopedia\[article\]=9962&tx_beltz_educationencyclopedia\[articleSet\]=1&tx_beltz_educationencyclopedia\[publisherArticleSubject\]=&tx_beltz_educationencyclopedia\[action\]=article&tx_beltz_educationencyclopedia\[controller\]=EducationEncyclopedia&cHash=5b519f4887703956fc2811b20b647a55](https://www.beltz.de/fachmedien/erziehungs_und_sozialwissenschaften/enzyklopaedie_erziehungswissenschaft_online_eeo.html?tx_beltz_educationencyclopedia[article]=9962&tx_beltz_educationencyclopedia[articleSet]=1&tx_beltz_educationencyclopedia[publisherArticleSubject]=&tx_beltz_educationencyclopedia[action]=article&tx_beltz_educationencyclopedia[controller]=EducationEncyclopedia&cHash=5b519f4887703956fc2811b20b647a55), zuletzt geprüft am 14.03.2020.
- Schittenhelm, Karin (2012): Sampling und die Suche nach fallübergreifender Gültigkeit. Vergleichende Analysen von Statusübergängen zwischen Bildungsabschluss und Arbeitsmarkt. In: Karin Schittenhelm (Hg.): Qualitative Bildungs- und Arbeitsmarktforschung. Grundlagen, Perspektiven, Methoden. Wiesbaden: Springer VS, S. 407–437.
- Schönig, Werner (2017): Armut im entwickelten Sozialstaat. Aktualität, Binnenstruktur und politische Perspektiven. In: Bernd Schmies, Willem Marie Speelman, Angelica Hildebrandt und Thomas Schimmel (Hg.): Armut als Problem und Armut als Weg. Poverty as Problem and as Path. Münster: Aschendorff, S. 272–253.
- Schönig, Werner (2019): Typologie und Klassifikation in Sozialer Arbeit und Sozialpolitik. Ambivalenz und kritische Nutzung von Ordnungsschemata sozialer Probleme. Baden-Baden: Nomos.
- Schönig, Werner; Sellner, Andreas (2019): Armut – Aspekt des schwachen Interesses und Handlungsansätze der politischen Beteiligung. In: Katrin Toens und Benjamin Benz (Hg.): Schwache Interessen? Politische Beteiligung in der Sozialen Arbeit. Weinheim: Beltz Juventa, S. 124–141.
- Schulte-Scherlebeck, Christina; Lange, Corinna; Kletzin, Tanja (2015): Lebenswege und Wohnungslosigkeit. Eine Analyse biografischer Interviews in Berlin. Berlin: Logos-Verlag (Berliner Arbeiten zur Erziehungs- und Kulturwissenschaft).
- Schüttelpelz, Erhard; Warfield Rawls, Anne; Luchesi, Brigitte; Garfinkel, Harold; Thielmann, Tristan (Hg.) (2020/1967): Studien zur Ethnomethodologie. Frankfurt/New York: Campus.
- Schütz, Alfred; Luckmann, Thomas (2003/1975): Strukturen der Lebenswelt. Stuttgart: UVK Verl.-Ges. Online verfügbar unter <http://www.utb-studi-e-book.de/9783838524122>.
- Schütze, Fritz (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien Nr. 1. Bielefeld.
- Schütze, Fritz (1983a): Biographieforschung und narratives Interview. In: *Neue Praxis* 13 (3), S. 283–293.
- Schütze, Fritz (1983b): Prozeßstrukturen des Lebenslaufs. In: Joachim Matthes, Arno Pfeifenberger und Manfred Stosberg (Hg.): Biographie in handlungswissenschaft-

- licher Perspektive. 2., unveränd. Aufl. Nürnberg: Verlag d. Nürnberger Forschungsvereinigung, S. 67–156.
- Schütze, Fritz (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Martin Kohli und Robert Gunther (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart: Metzler, S. 78–117.
- Seelmeyer, Udo (2008): Das Ende der Normalisierung? Soziale Arbeit zwischen Normativität und Normalität. Zugl.: Bielefeld, Univ., Diss., 2006. Weinheim: Juventa (Edition Soziale Arbeit).
- Seelmeyer, Udo; Kutscher, Nadia (2011): Normalität und Normalisierung. In: Hans-Uwe Otto und Hans Thiersch (Hg.): Handbuch Soziale Arbeit. Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. Unter Mitarbeit von Klaus Grunwald, Karin Böllert, Gaby Flösser und Cornelia Füssenhäuser. 4., völlig neu bearbeitete Auflage. München, Basel: Ernst Reinhardt Verlag, S. 1022–1029.
- Sellach, Brigitte (2013): Lebenslage wohnungsloser Frauen – Anforderungen an das Hilfesystem. In: *Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit* 44 (1), S. 22–32.
- Sellner, Nora (2018): Wohnungsnotfallhilfe im Los Angeles County – Housing First als integrierter Ansatz zur Bekämpfung von Wohnungslosigkeit. Erfahrungsbericht zur Realisierung von Housing First in den USA. In: *wohnungslos Aktuelles aus Theorie und Praxis zur Armut und Wohnungslosigkeit* 60 (1), S. 6–10.
- Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales in Berlin (2020a): Erste Ergebnisse – Pressekonferenz Nacht der Solidarität vom 7. Februar 2020. Online verfügbar unter <https://www.berlin.de/sen/ias/presse/downloads/>, zuletzt geprüft am 09.04.2020.
- Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales in Berlin (2020b): Erste Ergebnisse der Obdachlosenzählung: Senatorin Breitenbach will Hilfsangebote vor Ort für obdachlose Menschen verbessern. Pressemitteilung vom 07.02.2020. Berlin. Online verfügbar unter <https://www.berlin.de/sen/ias/presse/pressemitteilungen/2020/pressemitteilung.892510.php>, zuletzt geprüft am 09.04.2020.
- Simmel, Georg (1908): Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Leipzig: Duncker & Humblot. Online verfügbar unter https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/54620/ssoar-1908-simmel-Soziologie__Untersuchungen_uber_die.pdf?sequence=1&isAllowed=y&lnkname=ssoar-1908-simmel-Soziologie__Untersuchungen_uber_die.pdf, zuletzt geprüft am 03.07.20.
- Specht, Thomas (2013): Von der Wohnungslosenhilfe zu Hilfen zur sozialen Inklusion für Wohnungsnotfälle. In: *Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit* 44 (1), S. 4–21.
- Specht, Thomas (2017a): Die institutionelle Struktur der Hilfen in Wohnungsnotfällen. In: BAG W e. V. (Hg.): Handbuch der Hilfen in Wohnungsnotfällen. Entwicklung lokaler Hilfesysteme und lebenslagenbezogener Hilfeansätze. Berlin: BAG W-Verlag der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e. V., S. 37–57.
- Specht, Thomas (2017b): Grundlagen, Selbstverständnis und Funktion der Hilfen in Wohnungsnotfällen. In: BAG W e. V. (Hg.): Handbuch der Hilfen in Wohnungsnotfällen. Entwicklung lokaler Hilfesysteme und lebenslagenbezogener Hilfeansätze. Berlin: BAG W-Verlag der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e. V., S. 23–36.
- Specht, Thomas (2019): Junge Menschen in den Hilfen im Wohnungsnotfall – Gesellschaftliche Bedingungen und die Verantwortung der Jugendhilfe. In: *Forum Erziehungshilfen* 25 (1), S. 4–9.

- Stark, Christian (2020): Der Lebensbewältigungsansatz – (k)ein Thema in der Wohnungslosenhilfe. In: Gerd Stecklina und Jan Wienforth (Hg.): Soziale Arbeit und Lebensbewältigung. Grundlagen, Praxis, Kontroversen. Weinheim: Beltz Juventa (Übergangs- und Bewältigungsforschung), S. 492–501.
- Steckelberg, Claudia (2010): Zwischen Ausschluss und Anerkennung. Lebenswelten wohnungsloser Mädchen und junger Frauen. Zugl.: Osnabrück, Univ., Diss. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwiss.
- Steckelberg, Claudia (2011): Den Blick erweitern – vom geschlechtsspezifischen zum geschlechtsreflektierenden Ansatz in der Wohnungslosenhilfe. In: *wohnungslos Aktuelles aus Theorie und Praxis zur Armut und Wohnungslosigkeit* 53 (2), S. 37–40.
- Steckelberg, Claudia (2014): Verantwortung gegenüber den Beforschten. Das Spannungsfeld zwischen Ethik und Methodik in der Forschung Sozialer Arbeit. In: *Soziale Arbeit. Zeitschrift für soziale und sozialverwandte Gebiete* 63 (6), S. 223–228.
- Steckelberg, Claudia (2016): Niedrigschwelligkeit als Handlungskonzept der Sozialen Arbeit. In: *Soziale Arbeit* (12), S. 449–455.
- Steckelberg, Claudia (2018): Wohnungslosigkeit als heterogenes Phänomen. Soziale Arbeit und ihre Adressat_innen. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte. Wohnungslosigkeit* 68, S. 37–41.
- Stecklina, Gerd; Wienforth, Jan (2020a): Das Lebensbewältigungskonzept. Grundlagen und Perspektiven. In: Gerd Stecklina und Jan Wienforth (Hg.): Soziale Arbeit und Lebensbewältigung. Grundlagen, Praxis, Kontroversen. Weinheim: Beltz Juventa (Übergangs- und Bewältigungsforschung), S. 15–45.
- Stecklina, Gerd; Wienforth, Jan (Hg.) (2020b): Soziale Arbeit und Lebensbewältigung. Grundlagen, Praxis, Kontroversen. Weinheim: Beltz Juventa (Übergangs- und Bewältigungsforschung).
- Strauss, Anselm L.; Corbin, Juliet M. (2010): Grounded theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Unveränd. Nachdr. der letzten Aufl. Weinheim: Beltz.
- Streck, Rebekka (2016): Rezension vom 15.09.2016 zu: Christina Schulte-Scherlebeck, Corinna Lange, Tanja Kletzin: Lebenswege und Wohnungslosigkeit. Eine Analyse biografischer Interviews in Berlin. Hg. v. socialnet Rezensionen. Online verfügbar unter <https://www.socialnet.de/rezensionen/19482.php>, zuletzt geprüft am 24.06.2020.
- Stützel, Kevin (2019): Jugendarbeit im Kontext von Jugendlichen mit rechten Orientierungen. Rekonstruktiv-praxeologische Perspektiven auf professionelles Handeln. Wiesbaden: Springer VS.
- Thiersch, Hans (2012a): Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel. 8. Aufl. Weinheim: Beltz Juventa (Edition Soziale Arbeit).
- Thiersch, Hans (2012b): Liebe, Vertrauen, Neugier, Respekt: Maximen Sozialer Arbeit für die Hilfe zur Bewältigung von Alltagsproblemen im Horizont sozialer Gerechtigkeit. In: Thomas Specht und Petra Auerhammer (Hg.): Armut, Wohnungsnot und Wohnungslosigkeit in Deutschland. Ein Reader zur Überwindung von Wohnungslosigkeit und Armut; [beruht auf Vorträgen der Bundestagung 2011 der BAG Wohnungslosenhilfe]. Bielefeld: BAG W-Verlag. Verlag der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe (Materialien zur Wohnungslosenhilfe, 62), S. 60–77.
- Thole, Werner (Hg.) (2012): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. 4. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag.
- Thole, Werner; Galuske, Michael; Gängler, Hans (Hg.) (1998): KlassikerInnen der sozialen Arbeit. Sozialpädagogische Texte aus zwei Jahrhunderten – ein Lesebuch. Neuwied: Luchterhand.

- Thole, Werner; Schoneville, Holger (2010): Bildung und soziale Anerkennung. Soziale Arbeit in der Ambivalenz zwischen sozialer Anpassung und Mündigkeit. In: Udo Wilken und Werner Thole (Hg.): *Kulturen Sozialer Arbeit. Profession und Disziplin im gesellschaftlichen Wandel*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, S. 75–88.
- Thomsen, Sarah (2019): Biographische Bildungsprozesse im Kontext sozialer Protestbewegungen. Wiesbaden: Springer VS.
- Toens, Katrin; Benz, Benjamin (Hg.) (2019): *Schwache Interessen? Politische Beteiligung in der Sozialen Arbeit*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Toens, Katrin; Hohnerlein, Lissi; Breuer, Dieter (2019): Beispiele der Interessenvertretung in der Wohnungslosenhilfe. In: Katrin Toens und Benjamin Benz (Hg.): *Schwache Interessen? Politische Beteiligung in der Sozialen Arbeit*. Weinheim: Beltz Juventa, S. 142–158.
- Trabert, Gerhard (2005): Gesundheitsarbeit in der Wohnungslosenhilfe. In: Karlheinz Ortmann und Heiko Waller (Hg.): *Gesundheitsbezogene Sozialarbeit. Eine Erkundung der Praxisfelder*, Bd. 13. Baltmannsweiler: Schneider-Verlag Hohengehren (Grundlagen der sozialen Arbeit, 13), S. 161–177.
- Truschkat, Inga; Kaiser-Belz, Manuela; Volkmann, Vera (2011): Theoretisches Sampling in Qualifikationsarbeiten: Die Grounded-Theory-Methodologie zwischen Programmatik und Forschungspraxis. In: Günter Mey und Katja Mruck (Hg.): *Grounded Theory Reader*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 353–379.
- Tsemberis, Sam (2010): *Housing First. The Pathways Model to End Homelessness for people with Mental Health and Substance Use Disorders*. Minnesota: Hazelden Publishing.
- U.S. HUD (o. J.): Point-in-Time Count and Housing Inventory Count. Online verfügbar unter <https://www.hudexchange.info/programs/hdx/pit-hic/>, zuletzt geprüft am 09.04.20.
- Ulbricht, Dirk (2019): iff-Überschuldungsreport 2019. Überschuldung in Deutschland. Unter Mitarbeit von Sally Peter, Andrea Hollweg und Erik Methner. institut für finanzdienstleistungen e.V. Online verfügbar unter <https://www.iff-hamburg.de/wp-content/uploads/2019/06/iff-%C3%9Cberschuldungsreport-2019.pdf>, zuletzt geprüft am 20.04.2020.
- Ullrich, Carsten G. (2019): *Das Diskursive Interview. Methodische und methodologische Grundlagen*. Wiesbaden: Springer VS (Qualitative Sozialforschung).
- Velmerig, Thomas (2019): Die Arbeit des Fachdienstes „Hilfen für junge Erwachsene“ des Katholischen Sozialdienstes e.V., Hamm. In: *Forum Erziehungshilfen* 25 (1), S. 23–26.
- Waldschmidt (1998): Flexible Normalisierung oder stabile Ausgrenzung: Veränderungen im Verhältnis Behinderung und Normalität. In: *Soziale Probleme* 9 (1), S. 3–25. Online verfügbar unter https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/document/24813/ssoar-soziprobleme-1998-1-waldschmidt-flexible_normalisierung_oder_stabile_ausgrenzung.pdf?sequence=1&isAllowed=y&lnkname=ssoar-soziprobleme-1998-1-waldschmidt-flexible_normalisierung_oder_stabile_ausgrenzung.pdf, zuletzt geprüft am 05.08.2020.
- Weber, Max (Hg.) (2002/1920): *Schriften 1894–1922*. Unter Mitarbeit von Dirk Käsler. Stuttgart: Kröner (Kröners Taschenausgabe, 233).
- Wege, Julia (2012): Wohnungslosigkeit. Multiple Problemlagen, neue Zielgruppen und Versorgungslücken. In: *Soziale Arbeit* (11), S. 408–414.

- Weisser, Gerhard (1989/1956): Wirtschaft. Nachdruck des 1956 erschienenen Beitrags mit einer Einführung von Prof. Dr. Theo Thiemeyer. Göttingen: Verlag Otto Schwartz & Co.
- Wesselmann, Carla (2009): Biografische Verläufe und Handlungsmuster wohnungsloser Frauen. Im Kontext asymmetrischer Machtbalancen. Zugl.: Göttingen, Univ., Diss., 2008 u.d.T.: Wesselmann, Carla: Biografische Verläufe und Ressourcen wohnungsloser Frauen. Opladen: Verlag Barbara Budrich (Rekonstruktive Forschung in der Sozialen Arbeit, 8).
- Wickert, Johannes; Helmes, Dankward; Diakonisches Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland (Hg.) (1976): Zur Persönlichkeit des Nichtseßhaften. Forschungsbericht Band III. Unter Mitarbeit von Johannes Wickert, D. Helmes, S. Fritz, I. Fuchs und Hannack, R. Wildhausen, Diakonisches Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland. 3 Bände. Stuttgart (3).
- Winkler, Michael (2004): Das gefährdete Subjekt. Grundlagentheoretische Überlegungen zur Sozialpädagogik. In: *Pädagogischer Blick* 12 (1), S. 34–52.
- Witzel, Andreas (1982): Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen. Frankfurt am Main usw.: Campus.
- Zöllner, Wolfgang (1973): Obdachlos durch Wohnungsnot. Ein Beitr. zur Differenzierung d. Obdachlosigkeit [1.–18. Tsd.]. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt.

Anhang

Transkriptionsregeln in Anlehnung an das Transkriptionssystem *Talk in Qualitative Social Research (TiQ)* (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 167ff.)

L	Das „Häkchen“ markiert den Beginn einer Überlappung bzw. den direkten Anschluss beim Sprecher*innenwechsel.
J	Dieses „Häkchen“ markiert das Ende einer Überlappung.
(2)	Anzahl der Sekunden einer Sprechpause.
<u>nein</u>	Betonung wird durch das Unterstreichen markiert.
nein	Laut in Relation zur üblichen Lautstärke des Sprechers*der Sprecherin.
°nee°	Sehr leise in Relation zur üblichen Lautstärke des Sprechers*der Sprecherin.
.	Stark sinkende Intonation.
;	Schwach sinkende Intonation.
?	Deutliche Frageintonation.
,	Schwach steigende Intonation.
viellei-	Abbruch eines Wortes.
oh = nee	Zwei oder mehrere Worte, die wie ein Wort gesprochen werden (Wortverschleifung).
nei::n	Dehnung von Lauten. Die Häufigkeit der Doppelpunkte entspricht der Länge der Dehnung.
ja:::.....	
(doch)	Unsicherheit bei der Transkription und schwer verständliche Äußerungen.
(unv.)	Unverständliche Äußerungen.
((stöhnt))	Kommentare bzw. Anmerkungen zu parasprachlichen, nichtverbalen oder gesprächsexternen Ereignissen.
@nein@	Lachend gesprochene Äußerungen.
@(.)@	Kurzes Auflachen.
@(3)@	Längeres Lachen mit Anzahl der Sekunden in der Klammer.
//mhm//	Hörersignale der Interviewer*in werden ohne Häkchen im Text des*der Interviewten notiert, vor allem, wenn sie in einer minimalen Pause, die ein derartiges Hörerinnensignal geradezu erfordern, erfolgen.

Groß- und Kleinschreibung

Nach Satzzeichen wird klein weitergeschrieben, um deutlich zu machen, dass Satzzeichen die Intonation anzeigen und nicht grammatikalisch gesetzt werden. Ansonsten wurden die Rechtschreibregeln der Groß- und Kleinschreibung befolgt. Nach einem Sprecher*innenwechsel beginnt das erste Wort mit einem Großbuchstaben.

Anonymisierung von Orts- und Zeitbezügen

Bundesländer oder Städte wurden anonymisiert mit beispielsweise *Name einer deutschen Großstadt* oder *Name eines Bundeslandes* angegeben. Straßennamen wurden fiktiv durch andere Namen ersetzt. Die Anonymisierung gilt auch für Zeitangaben. An wenigen Stellen wurden die erzählten Orts- oder Zeitbezüge eins zu eins transkribiert, da die Erzählung ansonsten unklar gewesen wäre oder aufgrund der Erzählung sowieso erkennbar würde, dass es sich beispielsweise um die Hauptstadt Berlin handelt oder der 11. September der Tag des Terroranschlags in New York gewesen ist.

*Namen der Interviewpartner*innen*

Die Namen der Interviewten wurden durch anonymisierte, d. h. erdachte, Namen ersetzt. Die Namen wurden unter Berücksichtigung des kulturellen und zeitlichen (wann geboren) Kontextes gewählt.

Obdachlosigkeit tritt nicht nur gesellschaftlich, sondern auch in der Forschung als Randthema in Erscheinung. Dieses Buch rückt die Bewältigungspraxis obdachloser Frauen und Männer in den Fokus, indem ein exploratives und rekonstruktives Vorgehen realisiert wird, welches die Eigenlogik ihrer Alltagspraxis thematisiert. Ziel des Buches ist eine mehrperspektivische Betrachtung und Diskussion zur Bedeutung der Erkenntnisse über die Bewältigungspraxen obdachloser Frauen und Männer.

Die Autorin:

Nora Sellner, Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der
Katholische Hochschule Nordrhein-Westfalen, Promotion an
der Universität Duisburg-Essen

ISBN 978-3-8474-2539-7



www.budrich.de